Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Achtundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1899.

Inhalt.



Berlin, den 1. Juli 1899.

Der Eisenzahn.

Laut Testament von 1437 hatte Friedrich seine Länder unter seine vier Söhne so getheilt, daß die fränkischen Besitzungen seinem ältesten und seinem dritten Sohn, Johann und Albrecht, zufielen, die Mark aber zunächst ungetheilt auf seinen zweiten Sohn, Friedrich, überging, während dem vierten, ebenfalls Friedrich genannten Sohn ein bedingter Anspruch auf die Altmark und die Priegnitz für die Zeit seiner Großjährigkeit zugesprochen wurde, — ein Anspruch, der indessen, vorübergehende Verhältnisse abgerechnet, eine Bedeutung für die Mark nicht erlangt hat. Friedrich der Zweite war ein in besonderem Sinn friedliebender, doch in vollstem Maß fest entschlossener Charakter. Die geniale Art, mit der der Vater im Mittelpunkt einer durchaus auf das ganze Deutschland gerichteten Politik stand, lag ihm zwar fern; aber durch Abgrenzung der brandenburgischen Länder und namentlich durch feste Begründung der landesherrlichen Macht hat er Bedeutendes geleistet. Die ritterlichen Selbstherrlichkeiten, die der Obrigkeit spotten zu dürfen geglaubt, hatte Friedrich der Erste so völlig zerschlagen, daß sie sich fügen gelernt hatten. Nun galt es, auch die Städte zum Gehorsam zu zwingen, sie zu lehren, daß nicht das selbsteigene Interesse dieser oder jener Stadt auf Kosten der anderen Städte und des platten Landes, sondern das Wohl der gesammten Markgrafschaft das Entscheidende, daß nicht der

Reichthum einzelner Geschlechter, sondern das ‚geruhsame Wohlleben‘ aller Unterthanen das Ziel sei. Denn wenn sich die Städte an Friedrich den Ersten angeschlossen hatten, so waren sie doch weit davon entfernt gewesen, Dies aus Achtung vor der Obrigkeit oder in dem Wunsche, über ihrer eigenen Hoheit eine landesherrliche Gewalt zu schaffen, gethan zu haben. Vielmehr sahen sie in dem neuen Markgrafen nur einen Verbündeten in ihrem Kampf gegen die Quitzows, den Adel überhaupt. Denn nach dieser Richtung hin, der ‚Verdrückung und Vertreibung alles Adels‘, war die Politik der Städte im ganzen Deutschland gerichtet; und in erster Linie zählte ja der Landesherr zur Nobilität. Diesen möglichst bei Seite zu schieben, sich unabhängig und auf Kosten des Landes selbst zu einem eigenen kleinen Staatswesen zu machen, bildete fortgesetzt das Ideal der städtischen Politik. Ein Landesstaat aber, der alle Interessen des Landes umfassen sollte, konnte selbstverständlich solche Bildungen, die das Gedeihen des Ganzen schädigten und oft genug wilde Empörungen des gemeinen Mannes gegen den regirenden Rath hervorriefen, nicht dulden. Eine solche Empörung brach nun in den zwar zu einem Gemeinwesen geeinten, aber auf einander eifersüchtigen Städten Berlin und Kölln aus. Aber — und Das ist das Bezeichnende — die ‚Viergewerke und die Gemeinde‘ wandten sich an den Kurfürsten um Hilfe gegen den Rath über ‚ungewohnte Beschwerung, die ihr geschehe‘. Also der gemeine Bürger wußte, daß Abhilfe seiner traurigen Lage nur beim Landesherrn zu finden sei. Und so weit war dessen Ansehen auch schon befestigt, daß selbst der Rath, der sonst dem Fürsten jeden Eingriff in die städtische Selbstregirung versagte, die Vermittelung des Fürsten anrief, ‚die Gemeinheit zum Gehorsam gegen den Rath zu zwingen‘. Der Kurfürst vertröstete beide Parteien mit guten Worten bis zu seiner Ankunft und gab, nachdem diese erfolgt war und vielerlei Verhandlungen stattgefunden hatten, den nun wieder getrennten Städten eine ganz neue Verfassung, die bei aller Wahrung kommunaler Selbständigkeit doch mehrere der staatlichen Hoheitrechte dem Landesherrn wieder zusicherte. Außerdem mußten die Städte Land hergeben, auf dem der Kurfürst ein Schloß zu bauen anfing, von dem Jeder wußte, daß es den Muthwillen der Bürger brechen und sie im Zaum halten sollte. Aber wie wenig waren doch die Geschlechter in der Stadt gewillt, auf den ersten Wurf ihre trotzige Selbstherrlichkeit aufzugeben! Ueberall vielmehr, ‚binnen und außer Landes, bei Fürsten, Herren, Mannen und Städten‘, suchten sie Bündnisse gegen den Landesherrn abzuschließen und warfen der fürstlichen Burg gegenüber Befestigungen auf.

Friedrich aber, statt mit Gewalt gegen die Aufständischen einzuschreiten, erbot sich zum Schiedsgericht, forderte, als Berlin Dies ablehnte, die Stadt zu ‚Gleich und Recht‘; ja sogar, als Berlin daraufhin den kurfürstlichen Richter gefangen setzte, die Kanzlei des Kurfürsten stürmte und Diesem selbst die Thore der Stadt sperrte, zögerte Friedrich noch mit gewaltsamen Mitteln und schlug friedliche Verhandlungen durch andere Städte vor. Erst als Berlin auch diese abschlug, glaubte Friedrich, alle friedlichen Mittel erschöpft zu haben, und besetzte einige Stadtdörfer. Und merkwürdig genug: so trotzig Berlin alle Mittel des Friedens von sich gewiesen hatte, so schnell schwand der Muth vor dem Erscheinen des kriegerisch gerüsteten Markgrafen. Denn sobald der Markgraf vor den Thoren der Stadt erschien, gaben die Rathmannen nach und erklärten nun, sich dem Spruch der Stände fügen zu wollen. Selbst jetzt noch wünschte Friedrich nämlich nicht, von seiner Macht Gebrauch zu machen, sondern verlangte den rechtlichen Ausspruch der Stände, ‚damit ein Jeglicher erkennen möge, wie gar gütig, rechtlich und aufrichtig Wir Uns gegen die Unseren in Kölln und Berlin gehalten und anders nicht als Recht begehrt und gesprochen haben.‘ Und wenn Friedrich sich mit der Ausweisung der Rädelsführer als einziger Strafe des Aufstandes begnügte, der Stadt dagegen die 1442 gegebene Verfassung beließ und nur einige rein landesherrliche Rechte wieder an sich nahm, so erkennt man deutlich die Richtschnur des Kurfürsten. Es handelte sich nur darum, die Uebermacht der Patrizier zu brechen, aber gewiß nicht darum, in das materielle Emporblühen der Städte einzugreifen. Den Städten — denn in Berlin war der selbstherrliche Dünkel aller Städte gebrochen — war im Staat die Stelle angewiesen, in der sie dem ganzen Lande Nutzen und Segen bringen sollten und konnten. Leichter noch als die Städte wußte Friedrich auch die Bischöfe in den staatlichen Organismus einzugliedern; und in dem Geist aufrichtiger Frömmigkeit, der Friedrich beseelte, gründete der Kurfürst für den Adel den Schwanenorden, der das Bekenntniß der christlichen Wahrheit durch die That sein und ein Vorbild wahrhaft adeligen Wesens und Lebens abgeben sollte. Wenn später diesem Orden die Stiftung einer Brüderschaft für das Bürgerthum folgte und eine strengere Sonntagsheiligung befohlen wurde, so sieht man, wie Friedrich bemüht war, wieder sittliche Anschauungen in der ganzen Bevölkerung zu wecken. Aber in dem an die Gutsherren gerichteten Verbot der Sonntagsarbeit lag zugleich die Fürsorge für den gemeinen Mann auf dem Lande, der die Arbeit zu verrichten hatte, — eine Fürsorge, die lebhafter noch in der Verordnung uns entgegentritt, daß die Bauern ‚keinen andern

Dienst oder sonst was thun sollten, geben oder verpflichtet seien, anders, als vor Alters gewesen, und daneben mit nichts beschwert werden in keinerlei Weise.' Wie der gemeine Mann in den Städten vor dem Uebermuth der Geschlechter, so wurde auch der Bauer vor Uebergriffen der Gutsherren durch den Kurfürsten geschützt. Kurz: überall im Inneren herrschte die lebendigste Fürsorge, die schärfste Aufmerksamkeit auf Alles, was den Menschen zu irdischem Wohlbefinden und zu einem christlich ernsten Leben hinzuführen geeignet ist. Natürlich bedingte aber das Gedeihen auch möglichste Sicherheit von außen; und nicht nur dem Charakter des Kurfürsten, sondern auch dieser Lage der Sache entsprach es, wenn Friedrich in der auswärtigen Politik vornehmlich den Frieden zu erhalten suchte."

Diese Sätze fand ich in der vom Professor Dr. Ernst Berner verfaßten „Geschichte des preußischen Staates", deren zweite Auflage vor drei Jahren erschienen ist. Sie zeichnen in knappen, aber charakteristischen Strichen das Bild des nüchternen, klug wägenden und kräftig zupackenden Zollernsprossen, der sein Regenteninteresse sehr gut verstand, das lüsterne Langen der ihm widerstrebenden Gewalten brach und durch die Erwerbung der Stadt Kottbus, der Grafschaft Wernigerode und der Neumark seine Hausmacht stattlich mehrte. Herr Berner ist königlich preußischer Hausarchivar und hat den Mann, in dem das bedächtige, schlichte und bescheidene Zollernwesen sich besonders deutlich und anmuthig verkörperte, hat Bismarcks „zuverlässigen, treuen und ritterlichen Herrn" ganz nach der neuesten Mode Wilhelm den Großen genannt. Der Verdacht, er sei geneigt, einen Hohenzollern allzu gering einzuschätzen, kann diesen Historiker also nicht treffen. Deshalb konnte es nützlich sein, bei ihm Belehrung zu suchen, ehe man das Drama „Der Eisenzahn" las, für das Herr Josef Lauff, der Major, Intendanturrath und Poet dazu, die Verantwortung trägt. Auch der von der wiesbadener Intendanz verschickte Festspielführer bringt ja ein paar geschichtliche Daten; aber sie sind willkürlich und kritiklos gewählt und die nett illustrirte Fibel, in der von „einer Apostrophe des Kurfürsten an die sich selbst wiedergefundenen Bürger" erzählt und ähnliches Stilgestümper geleistet wird, wendet sich weniger an erwachsene Menschen als an den gläubigen Dauphingeschmack. In Berners Darstellung liegen die Dinge einfach; wir sehen eine in der Jugendgeschichte keines Staates seltene Situation: den Versuch eines starken Herrn, Widerstände niederzuzwingen und auf den Trümmern einer Polyarchie die bronzene Souverainetät eines Herrschergeschlechtes zu begründen. Jeder neue Regent, der an seinen Beruf und an seine Beglückerkraft glaubt,

wird zunächst danach trachten, den herrischen Anspruch kleiner Despoten aus dem Wege zu räumen, um für die ungehemmte Bethätigung eigenen Wollens die Bahn frei zu machen. In der Mark, die — kaum dünkt es uns heute noch glaublich! — bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein eine Heimstätte politischer Leidenschaft war, reckte sich den neuen Regenten in wildem Widerstreben zuerst das Junkerthum entgegen. Und da Friedrich der Erste den Trotz der Ritterfronde zermürbt hatte, war Friedrich dem Anderen, der im Volksmunde der Eiserne oder der Eisenzahn hieß, das Programm vorgeschrieben: er mußte den neu erstandenen Machtfaktor, die Patriziertyrannis in den an Bedeutung wachsenden Städten, wie man jetzt gern sagt, „zerschmettern" und den Brandenburgern nebst ihren Umwohnern zeigen, daß es im Zollernlande fortan nur eine Gewalt, einen Willen gab, den des als irdische Vorsehung eingesetzten Kurfürsten. Diese Zerschmetterung war nur möglich, wenn der Fürst sich, nach altem caesarischen Vorbild, auf den Demos stützte und der Masse der „gemeinen Bürger" die ersehnte Befreiung vom Joch der städtischen Zwingherren versprach. Das that der Eiserne, der, wo es nöthig wurde, auch recht geschmeidig sein konnte, — und so kam er ans Ziel und sah, als er Albrecht Achilles die Regirung überlassen hatte, von der Plassenburg in ein der kurfürstlichen Gewalt gewonnenes Land.

* * *

Ein neuer Raupach hätte diese Staatsaktion säuberlich in Szenen und Akte gegliedert, treffliche pragmatische Maximen nicht gespart, ein Bischen schillernde oder gar körnerische Liebe hineingerührt und eine Puppentragoedie für die unreifere Jugend zurechtgezimmert. Herr Lauff wollte mehr und spannte, wie er selbst vielleicht sagen würde, die Sehne des Wunsches straffer. Der Ruhm, ein leidlich wirksames Theaterstück, das sich eine Weile auf dem Brettergerüst hält, geschaffen zu haben, genügt seinem Ehrgeiz nicht; er möchte in seiner Hohenzollern-Tetralogie, deren ersten Theil, den „Burggrafen", wir schon erduldet haben, den zweifelnden Rotten beweisen, daß die Mark, daß Preußen — und am Ende auch Deutschland — Alles dem nürnberger Grafengeschlecht verdankt. Dieser Beweis ist in tönenden Tafelreden, denen Jeder stumm und artig zu lauschen hat, leicht zu führen; schwerer schon in einem kritischer Anfechtung ausgesetzten Historiendrama, vor dem der Widerspruch nicht, durch höfische Sitte gehemmt oder durch die Furcht

vor hart drohender Strafe verschüchtert, zum Schweigen gezwungen wird. Da kann der kecke Versuch nur gelingen, wenn der Gestalter sich vorher bemüht hat, aus seiner illuminirten Welt das Volk zu verbannen, — die rastlos wimmelnde Masse, die, wie unklug in jedem Augenblick auch ihr Beginnen scheint, schließlich in langer und stiller Arbeit doch die Bedingungen des Denkens und Handelns wirkt, die allein die Möglichkeit einer vorwärts führenden Entwickelung gewähren. Die in solcher heimlichen Arbeit geschmiedete Kette durchbrechen manchmal große Persönlichkeiten, die ganze Völker in das Lebensgesetz ihrer Individualität zwingen. Wer alles Geschehen aber von Auserwählten geplant und vollendet sieht und die Träger dieser geheimnißvollen Teleologie in einer besonders begnadeten und zur Führerschaft geweihten Familie zu erkennen wähnt, Der verirrt sich in das nächtige, die Vernunft einlullende Dunkel politischer Mystik und verliert in dieser Kinderstubensphäre den freien Blick für die gemeine Wirklichkeit der Dinge. Dem Schicksal solcher Unmündigen ist Herr Lauff nicht entgangen. Er konnte ihm nicht entgehen; denn seine Absicht war nicht, den Geist einer Zeit lebendig werden zu lassen, sondern, im trüben Spiegel des eigenen Geistes, nach Faustens Hohnwort, das tendenziös verzerrte Bild einer Epoche zu zeigen, wie sie dem begrenzten Verständniß eines in der Furcht des Herrn Erwachsenen heute erscheint.

Der Preußenhistoriker William Pierson, der kein Umsturzmann, nicht einmal ein lauer Liberaler ist, hat das Verfahren Friedrichs des Zweiten „gewaltsam und widerrechtlich“ genannt und von des Kurfürsten stärkstem Widersacher, dem berliner Bürgermeister Berend Ryke, gesagt, er habe „mit Muth und Thatkraft“ für das städtische Recht gekämpft und sei „in der Fremde durch einen märkischen Edelmann, der sich Hofdank verdienen wollte, ermordet worden“. Vielleicht ist diese Auffassung falsch; vielleicht ist es im goethischen Sinn schlecht und modern, unseren heutigen, individualistisch geprägten Rechtsbegriff bei der Betrachtung so ferner, so junger Kulturen als Maßstab zu benutzen und mit einem aus den Tagen nach Rousseau, Kant und Ihering stammenden Empfinden das Handeln eines Fürsten und eines brandenburgischen Bürgers richten zu wollen, die um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebten und deren enge Vorstellungwelt wir uns jetzt, im Besitz unendlich gemehrter Bildungmöglichkeiten, kaum noch rekonstruiren können. Kein Staat ruht auf dem reinen Marmor des Rechtes, jeden hat die Gewalt dem kreißenden Chaos entbunden; und was der Politiker „Kulturfortschritt“ nennt, ist im Wesentlichen das Bemühen, den Bannkreis

der Gewalt zu verkleinern und den gerechten Anspruch des Einzelnen gegen die unter dem Vorwande des Staatsinteresses geheischte Willkür durch feste Schranken zu schützen. Daß im Jahre 1447 das politische Leben der Mark erst am Anfang dieser Entwickelung stand und daß ein Zollernfürst damals nicht über juristische Zwirnsfäden stolpern wollte: darüber kann heute höchstens noch in Bezirksvereinen Staunen entstehen. So thöricht aber wie der Einfall, Friedrich den Zweiten zu tadeln, weil er ein harter Herr, nicht ein sanfter Hüter bürgerlicher Freiheiten war, — genau so thöricht ist die Verblendung, die in dem Eisenzahn nicht den tüchtigen, klug rechnenden gekrönten Geschäftsmann sieht, sondern den in einsamer Heilandshoheit thronenden Walter des Rechtes und der Bürgerwohlfahrt. Selbst im holdesten Traum dachte der zähe Mann wohl nicht daran, als ein Heilsbringer und Volksbeglücker gefeiert zu werden. Herr Lauff leistet ihm diesen Dienst. Einer der Verkünder seiner „Idee“ — es ist ein Metzger — spricht „mit Wucht“ zu den Bürgern:

„Fragt Euch selbst, was früher Ihr gewesen!
Im märkschen Sand ein jammerselig Volk!
Die Quitzows hier, die Alvensleben dort —
Fuchs lag bei Fuchs und Wolf bei Wolf im Lager,
Bis Friedrich erst, der Hohenzoller, kam
Und kurzer Hand sie aus den Nestern flammte.
. . . Dann kam die Großmannssucht,
Der Allesfraß, der Nimmersatt der Städte;
Das Kapital, der Geldsack der Geschlechter,
Saß Euch im Nacken, bis Ihr Friedrich rieft.
Er kam — und sah — und dämmte die Gewalt . . .
Durch ihn ward uns das Leben erst zum Leben!
Er gab uns, was wir brauchten — die Verfassung!“

Und der Kurfürst selbst hat von seinem Werth keine geringere Meinung als der Metzger; denn er herrscht die Berliner an:

„Ihr um mich her — laßt Euren Herzschlag stehn,
Den Odem haltet — denn der Kurfürst spricht.“

Er spricht dann, in rasselndem Renommistenton, recht thörichtes Zeug. Der Hörer soll in ihm aber den Heiland der Märkerwelt sehen, den Allmächtigen und Allgütigen, dem die Gnade Gottes mit dem güldenen Reif auch den Glorienschein um die Schläfe schmiegte... Und eine Rednerei, die solche Zumuthungen stellt, so die Geschichte fälscht, das gesunde Selbstgefühl jedes Einzelnen und der ganzen Volkheit so dreist beleidigt, ist in der Scheidestunde des neunzehnten Jahrhunderts auf den geschändeten Schaugerüsten des deutschen

Nordens möglich, wird vom Unwillen und Ekel der empörten Menge nicht niedergezischt, von historischen und ästhetischen Kritikern nicht mit der Fußspitze fortgestoßen? Zwischen dem Weißen Meer und der Adria giebt es kein Land, wo ähnlicher Unfug selbst an dynastischen Feiertagen heute noch eine Stätte fände. Den Ruhm der Duldsamkeit darf den Deutschen der zweiten wilhelminischen Epoche kein anderes Volk streitig machen.

* * *

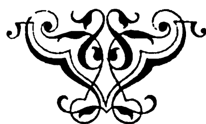
Gebildete Leser würden ärgerlich dreinblicken, wenn ihnen auf diesen Blättern eine Kritik des neuesten Hohenzollerndramas geboten würde. Herr Lauff ist ein zu jeder ernsten literarischen Thätigkeit untauglicher Dilettant; seine Dichterqualitäten erheben sich nicht um eines Zolles Breite über die eines von Tanten und Basen bewunderten Weinreisenden, der an Jubiläumstagen die Firma und deren jeweiligen Chef, an Polterabenden die Cousinen und deren Freier besingt. Und sogar im Kreis dieser ehrenwerthen Herren würde sich Mancher der Strophe schämen, in die Herr Lauff neulich einen läppischen Grabgruß an Johann Strauß ausklingen ließ:

„Die Muse aber steht in hehrem Schauer
Erhobnen Armes vor dem Marmelstein
Und meißelt dort in tiefgefühlter Trauer
Das schlichte Denkwort ‚Unvergessen‘ ein.
Und — wie vom Himmel sehn die lieben Sterne —
Mit goldnen Lettern strahlt es in die Ferne.“

In diesem Stil, der unter dem Mittelstande der Kalenderpoesie bleibt, ist das ganze Drama vom Eisenzahn geschrieben. Alle papiernen Blüthen laben den Betrachter; „derselbe“, „unentwegt“, „zielbewußt“: Alles ist da; und an „klirrenden Schritten“, „donnernden“ Reden, „flammenden“ Blicken, „funkelnden“ und „gluthenden“ Augen ist kein Mangel. Es wäre ein allzu billiges Vergnügen, einen Herrn zu verhöhnen, der keine szenische Anweisung niederschreiben kann, ohne sprachlich zu entgleisen, und der seines Kurfürsten Heldengröße dadurch zu steigern glaubt, daß er ihn vor einer wichtigen politischen Entscheidung von einem kleinen Mädchen umstimmen läßt. Auch die „aktuellen Anspielungen“, von denen Zeitungausschnitte mir in die Festungzelle Kunde brachten, reizen meine neugierige Freude an Räthsellösungen nicht. Ob dem Bürgermeister Ryke der Bürgermeister Kirschner ähnlich sein

und ob in der Gestalt eines versoffenen und schuftigen Stadtschreibers, wie ich las, „eine poetische Anrempelung Hardens" zu wittern sein soll: Das ist für den Werth des Werkes gleichgiltig. Im Buch heißt der berliner Stadtschreiber Nickel, auf dem wiesbadener Theaterzettel hieß er Maximilian; das Lakaiengemüth, das diesen riesigen Witz ersann, mag stolz darauf sein. Doch Max oder Nickel: der Kerl ist ein schmieriger Hintertreppendemagoge, der dem liberalen Bürgerklüngel schmeichelt und den Kurfürsten beschimpft. Die Anklage, ich schmeichelte städtischen Machthabern und führte die Sache der berliner Bourgeoisie, hat auf der langen Liste angeblich von mir begangener Schandthaten bisher gefehlt. Aber ich bin wegen Majestätbeleidigung eingesperrt; also doch eine Aehnlichkeit. Da mich aber der auch als guter Monarchist nicht unbekannte Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck einst einlud, mit ihm die Flasche Steinberger Kabinet zu trinken, die ihm der Kaiser zur Stärkung geschickt hatte, und da er diese gütige Einladung mit dem Wort motivirte: „Weil Sie es eben so gut wie ich mit dem Kaiser meinen," brauchte ich für mein Empfinden wohl nicht mehr das Attest von Hofpoeten und Hofgesinde. Herrn Lauff mag es schmerzlich sein, daß seine Freunde ihm die feige Verleumdung eines Gefangenen zutrauen, — eine Handlung also, die in der englischen Rechtsgeschichte unter dem Namen Jeffreys als ein kaum zu überbietendes Bubenstück verzeichnet ist. Ich halte einen Mann, der den Rock eines preußischen Offiziers tragen und mit dem Deutschen Kaiser persönlich verkehren darf, für unfähig, auf so bübische Art seine Rache an einem unbequemen Kritiker zu kühlen, und ich habe die ekle Arbeit, das Eisenzahngeschwür aufzustechen, nur übernommen, weil, so weit ich zu sehen vermag, kein Anderer sie mit der nöthigen Rücksichtlosigkeit that und weil es mir Publizistenpflicht schien, auf die politische Bedeutung solchen Dilettantenerdreistens hinzuweisen. Wenn die Schmach nicht über die Schwelle des eigenen Hauses dränge, dürfte man allenfalls schweigen und abwarten, was die Schwaben und Franken, die Sachsen und Bayern zu dieser gereimten Preußenteleologie sagen werden. Da eine gar nicht schamhaft geübte Reklamekunst aber auch die Blicke der Fremden auf die lauffische Poesieperiode gelenkt hat und im Auslande darob die Meinung entstanden ist, Deutschland sei in gefirnißte Barbarei zurückgesunken und die großen germanischen Geister seien, nach Lassalles bitterem Wort, wie ein in wolkige Höhen entschwindender Kranichschwarm über die Häupter der Lebenden hingezogen, darf solcher Wahn nicht ohne schroffsten Widerspruch bleiben.

Die Franzosen, Russen und Briten frohlocken zu früh. Für den deutschen Geistesstand beweisen die Laufferereien nicht das Allergeringste. Kein Erwachsener hält sie für poetisch oder historisch werthvoll, Keiner läßt sie auch nur als Massennahrung, als biblia pauperum, gelten. Sie liefern den Vorwand zur Entfaltung eines Kostümprunkes, an dessen bunter Bildlichkeit in politisch unfruchtbarer Zeit selbst der ernstere Sinn sich in müssiger Abendstunde erfreut; während aber die Schneiderleistung bestaunt wird, werden über den als Tyrtäus der Mark vermummten Rheinländer die schnödesten Witze gerissen. Der Deutsche ist, trotzdem er in Luther und Bismarck die ähnlichste Prägung seiner Wesensart bewundert wissen will, langmüthig und, sobald nur Handel und Wandel gedeiht, politisch leidenschaftlos. Ob er aber nicht gut daran thäte, den höhnisch das Eisenzahnzeitalter begrinsenden Fremden zu zeigen, daß er den Unterschied zwischen einer modernen Monarchie und einer Kleinkinderbewahranstalt kennt, daß die Vorstellungen begnadeter Hofbühnen auf die Weltanschauung eines würdigen Volkes keinen zwingenden Zauber üben und daß der märkische Mutterboden des Preußenruhmes auch heute noch aufrechte Männer von unbiegsamem Willen trägt?



Die Intellektuellen.

Die heftigen Kämpfe, die seit zwanzig Monaten Frankreich durchtoben, haben eine Bezeichnung in Umlauf gebracht, die von der einen Seite mit Wuth oder Hohn accentuirt, von der anderen mit stolzem Muth in Anspruch genommen worden ist und vorübergehend als trennende Unterscheidung zweier Parteilager gedient hat. In gewissen Perioden werden bestimmte Worte zum Feldgeschrei: Jeder nimmt sie für seine persönliche Meinung in Anspruch und so drücken solche Worte schließlich nur eine unbestimmte Mischung aus, die, von fern gesehen, allerdings als Einheitliches erscheinen mag. So sind alle politischen Namen entstanden. Was bedeutet heute „radikal", „liberal" oder „konservativ"? Unter jeder dieser Etiquetten werden zwanzig oder dreißig verschiedene Meinungen feilgeboten und der Politiker gewöhnlichen Schlages richtet sich meistens nur nach dem Aushängeschild. Die politische Terminologie wimmelt, wenn man sie wörtlich nehmen wollte, von Absurditäten. „Les intellectuels": Das ist die Bezeichnung, die ich meine. Seit sie in die öffentliche Diskussion geschleudert wurde, hat sie ihren ursprünglichen Sinn so sehr eingebüßt, daß heute jeder unwissende kleine Zeitungschreiber glaubt, es genüge, daß man Einen zu den „intellectuels" wirft, um selbst Männer von anerkannter Tüchtigkeit zu brandmarken. Da dürfte es doch nützlich sein, der Sache näher zu treten und zu untersuchen, wer in Frankreich eigentlich ein „intellectuel" heißt und wer das Recht hat, sich so zu nennen. Kennzeichnet das Wort eine erbärmliche Gesinnung oder ist es ein Ruhmestitel? Die Leute, die in Volksversammlungen am Lebhaftesten peroriren, pflegen stumm zu werden, sobald man von ihnen Definitionen oder Begründungen ihrer fertigen Phrasen verlangt. Ich selbst zähle mich zu den „Intellektuellen"; und da glaube ich, nachdem wir unter diesem geheimnißvollen Epitheton angegriffen worden sind und uns vertheidigen mußten — meistens, ohne daß recht zu verstehen war, weshalb —, Einiges zur Aufklärung beitragen zu können.

Leider ist der Ausdruck höchst unpräzis. Wörtlich bedeutet er: „Leute, die sich mit geistigen Dingen befassen". Damit ist natürlich nichts gesagt. Also wird eine Paraphrase nöthig sein: „Leute, die durch Neigung und natürlichen Beruf sich auf die Dinge des Geistes verstehen, die ihr Studium daraus gemacht haben und sich mehr als Andere mit Wissenschaft und Literatur abgeben." Wie Vielerlei in dem einen Wort! Doch es sei. Die Formel mag gelten. Kann es da nun wirklich etwas Löblicheres geben? Wie in aller Welt, fragt man sich, mögen diese Eigenschaften, die den hervorragenden Bürger kennzeichnen, einen schimpflichen Charakter angenommen haben? Der Grund ist alt, ewig, er besteht, so lange es Gesellschaften giebt: er ist die Abneigung des großen Haufens gegenüber der geistigen Auslese. Die gebildete

Minderheit erregt die Antipathie und Eifersucht der Mehrheit, die weniger gebildet ist, diese Minderheit setzt ihre geistige Bedeutung der Kraft der größeren Zahl entgegen und die größere Zahl fühlt sich durch die Ueberlegenheit der Minorität gedemüthigt und gereizt. Nie haben Majoritäten die Geschichte bestimmt; ihre Autorität ist stets ephemer gewesen. Die Mehrheit der Dummen braucht Führer, die der intelligenten Minderheit entstammen, — und aus diesem Bedürfniß erwächst dumpfer Neid und Haß. In einem monarchisch regirten Lande mit festem historischen Gefüge und mit hierarchischen Klassen und Kasten fügt sich die Majorität wohl den alten Vorrechten, der bevorzugten Stellung des Adels und dem Beamtenstande. In einem demokratischen Lande dagegen, in dem prinzipiell alle Bürger gleich sind, sträubt sich die Mehrheit, von falschem Gleichheitstolze beherrscht, überhaupt leicht, die höhere Bedeutung eines Mitbürgers zuzugeben. Ein witziger Kopf sagte einmal, er würde nie begreifen, daß Taine und sein Portier den selben Einfluß auf die Geschicke des Landes haben sollten, nur, weil sie Beide über je eine Wahlstimme verfügen. Sicherlich liegt in dem allgemeinen gleichen Wahlrecht ein seltsames Mißverhältniß, das nur allzu geeignet ist, die Ideen der Arbeiterbevölkerung zu verwirren. Und das Bürgerthum begreift zwar sehr wohl die Verdienste der Intelligenz und des Talentes, setzt ihnen aber in plumper Eifersucht die Verdienste des Geldes entgegen. Der herrschsüchtige Bourgeois ist der geborene Feind alles unabhängigen Fortschritts. Er versieht sich vom Intellektuellen, vom Künstler und vom Philosophen nur einer Gefahr oder einer Ironie. Eine neue Kunst, eine neue Wissenschaft, ein neues soziales Programm bedeuten sehr selten einen Rückschritt. Wer sich vom Zwange des bloßen Gelderwerbes frei gemacht hat, ist überall dem Geist der Befreiung und der gewissenhaften Erforschung der Wahrheit geneigt: das Werdende zieht ihn stärker an als das Gewordene. Darum sieht der Bourgeois in jedem Künstler oder Philosophen, der sich von den geltenden Ideen entfernt, sofort seinen Feind. Der Misoneismus der Mittelklassen ist so heftig, daß sie beinahe in jeder Neuerung — auch in der Literatur — ein Uebel sehen, und daraus erklärt sich die Verbissenheit, mit der das Durchschnittspublikum ein neues Buch oder ein Theaterstück angreift, das an der bestehenden Ordnung rüttelt. Wie vieler Aufsehen erregender Dramen und Romane über die Grundgebrechen der Ehe bedurfte es, um diesem Publikum eine gewisse Nachsicht gegenüber den geschiedenen Frauen abzuringen, — noch ganz abgesehen von seiner beinahe unausrottbaren Verachtung der Frau, die in freier Vereinigung mit dem Manne ihrer Wahl häufig höher steht als die tadellos verheirathete bürgerliche Egoistin. Und ist es schon in den großen Städten schwer, Vorurtheile zu durchbrechen: wie schwer ist es nun erst auf dem Lande! Handelt es sich gar um Angriffe auf die herrschende Geldmoral und die konventionelle Heuchelei der Gesellschaft, so

erhebt sich das Philisterpublikum wie ein Mann, als gälte es, die heiligsten Güter der Menschheit zu vertheidigen. Selbst der Gelehrte bleibt von solchen Entrüstungstürmen nicht unberührt, es sei denn, daß er sich darauf beschränkt, brauchbare industrielle Erfindungen zu liefern. Renan, Pasteur und Claude Bernard haben Das an sich zur Genüge erfahren.

Wenn in einer Ausstellung die Menge sich über ein Bild entrüstet, das ihr nicht gefällt, weil sie es nicht versteht, so fehlt nicht viel daß sie die Leinwand zerfetzt und den Maler beschimpft. Und je größer die Unwissenheit ist, desto größer die Empörung des Durchschnittspublikums Allem gegenüber, was seinen Denk- und Geschmacksgewohnheiten entgegentritt. Das war immer so. Ich möchte aber zum besseren Verständniß der neuesten Erscheinungen speziell die französische Geschichte etwas zurückblättern.

Die Republik ist Bourgeois-Republik, — nicht nur, weil sie auf konstitutionellem Wege aus der großen Revolution hervorgegangen ist, die, zwar vom Volk für das Volk gemacht, doch sogleich den Bourgeois, den politischen Intriganten und dem Imperialismus in die Hände fiel. Louis Philippe, Cavaignac, als er den Siegern der Februartage den Preis ihrer Anstrengungen entwand, Napoleon der Dritte und Thiers, als er die Kommune niederschlug, haben das Werk der Bourgeoisie fortgesetzt und vollendet. Auch der Opportunismus blieb diesen Traditionen treu. Das Ideal aller einander folgenden Regirungen seit 1875 ist stets rein bürgerlich gewesen und selbst die Radikalen sind nie über halbe Maßregeln und eine Art Schaukelpolitik hinausgekommen. Uebrigens war ihre Herrschaft immer nur von kurzer Dauer, denn sie sind in der Kammer nicht beliebt und ihre besten Wortführer haben stets vorgezogen, die Anderen zu kritisiren, statt ministerielle Verantwortlichkeiten zu übernehmen. Die ganze Tendenz der Republik geht auf die Beruhigung und Unterstützung von Handel und Wandel, einen dauerhaften bewaffneten Frieden und eine anständige geistige Mittelmäßigkeit. Der bürgerliche Liberalismus hat sich mehr und mehr eingelebt und die Antipathien, auf die der Sozialismus stößt, stammen nicht so sehr aus einem bewußten Abscheu vor seinen Theorien wie aus der Unfähigkeit dieses politisch indifferent gewordenen Publikums, sich überhaupt mit neuen schwierigen Fragen abzugeben.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Kunst und mit der Literatur. Die Wagneroper ist Gegenstand heftiger Angriffe gewesen, und zwar auch von einer Seite, die den eigentlich musikalischen Fragen fern stand. Die Protestkundgebungen bei den ersten Aufführungen des „Lohengrin“ und des „Tannhäuser“ richteten sich vor Allem gegen den germanischen Ursprung des Autors. Die Kabale gegen den „Tannhäuser“ war von Republikanern in Szene gesetzt worden, die sich Wagner von der Prinzessin Metternich und dem Kaiser nicht aufdrängen lassen wollten. Und auch der zweite Tann-

häuserskandal unter der Republik ging vom politischen Banausenthum aus. Wagner hatte Frankreich geschmäht: darum mußte der Wagnerianer ein schlechter Patriot heißen. Heute, da die „Walküre“ und die „Meistersinger“ in der Großen Oper Triumphe gefeiert haben und man „Tristan und Isolde“ für den nächsten Winter ankündigt, heute, da Richard Strauß, Mottl und Richter in den großen Konzerten rauschenden Beifall ernten und das Publikum sich an jedem Sonntag die beliebtesten Stellen aus dem Ring des Nibelungen wiederholen läßt, kann man Das allerdings kaum noch begreifen.

Die symbolistische Aesthetik ist bis auf die Ideen Hegels, Schellings und Fichtes zurückzuführen. Villiers de l'Isle-Adam hatte bereits bei Hegel die Grundlagen einer metaphysisch-allegorischen Literatur zu finden geglaubt und Stephane Mallarmé nahm die Gedanken Hegels auf, führte sie fort und formulirte die Verschmelzung der Kunst mit dem philosophischen Deismus und mit wagnerischen Ideen über die Allegorie und den Mythus. Die englische Seeschule, Coleridge und Tennyson beeinflußten ihn. Auch von Schopenhauer nahm der Symbolismus Einiges an. Diese fremden Einflüsse dienten der üblichen Kritik aber nur als Vorwand, um ihre Furcht vor jeder Neuerung zu drapiren, und erst seit kurzer Zeit wird Schopenhauer ohne Vorurtheil und Antipathie gelesen. Jahrzehnte hindurch schleppten sich die selben Irrthümer und leichtfertigen Verurtheilungen des großen Autors „Der Welt als Wille und Vorstellung“ durch alle Zeitungblätter.

Und wie steht es um Ibsen? Die Offenbarungen seiner Dramen begegneten anfangs der heftigsten Opposition. Denn er revolutionirte nicht nur die Technik der Bühne und überraschte durch die Vermischung von Symbol und Wirklichkeit, sondern stellte die in den jüngeren Dumas verliebte Bourgeoisie vor eine Reihe von schrecklichen sozialen Problemen, vor eine stolze aristokratisch-anarchistische Moral, ganz geschaffen, die Mittelklasse zu entrüsten. Ibsen erschien der Bourgeoisie in Frankreich — wie in allen anderen Ländern — als ein fürchterlicher Zerstörer, der fürchterlichste neben Nietzsche. War er der geistigen Elite durch seine literarische Schönheit, seine großartige Moral und den individualistischen Charakter seiner Tendenzen theuer geworden, so überboten die geschäftigen Herolde der bürgerlichen Heuchelei einander, ihn in der gehässigsten Weise zu verleumden und zum Propheten der Anarchie zu stempeln. Die Schriftsteller sollten solidarisch für den Internationalismus und die Propaganda der That verantwortlich sein; und als es dazu kam, daß „Intellektuelle“ von literarischem Ruf neben einfachen Arbeitern in politischen Prozessen auf der Anklagebank erschienen, hielt der Spießbürger seinen Wahn für erwiesene Wirklichkeit. Der Haß der Bourgeoisie gegen Wagner, gegen den Symbolismus, gegen Schopenhauer, kurz gegen Alles, was ihm neu war und was er nicht verstand, konzentrirte sich endlich auf die kühnen Wort-

führer des theoretischen Anarchismus. Und dabei bekümmerten sich die Wenigsten von Denen, die deshalb gehaßt wurden, um praktische Politik. Wenn sie zu anarchistischen Ideen hinneigten, so geschah Das in nothwendiger Ergänzung ihrer Abneigungen gegen die gedankenlose Ueberlieferung in der Kunst und die trägen Vorurtheile der Moral. Als Staatsbürger und Wähler verhielten sie sich vollständig ruhig. Der Boulangismus war ihnen von Anfang an verdächtig; was in seinen ersten Tagen den Einen oder Anderen anzog, war höchstens sein Antagonismus gegen das parlamentarische Unwesen und das Programm einer Verfassungänderung. Alle verständigen Leute in Frankreich halten eine Neugestaltung des bürgerlichen Rechtes und eine Revision der Verfassung von 1875 für geboten. Doch nur zu bald wurde es klar, daß hinter den großen Versprechungen nur ein kleiner persönlicher Ehrgeiz lauerte. Einige junge Schriftsteller schlossen sich Boulanger an, um Karrière zu machen, so Maurice Barrès; als Boulanger aber zu den Reaktionären abschwenkte, hatte er sofort die liberalen Kreise der Universität und die Schriftstellerwelt gegen sich, die zwar den Parlamentarismus haßte, nicht weniger aber von der Frechheit und hohlen Dünkelhaftigkeit dieses angeblichen Staats- und Gesellschaftretters angewidert war. Auch die Panamaskandale boten den „Intellektuellen“ keine Veranlassung, sich dem politischen Milieu mehr zu nähern. Im Gegentheil: jetzt wurde offenkundig, was man schon lange gefühlt hatte, nämlich, daß für die wirkliche Tüchtigkeit kein Platz mehr im Parlament sei. Man begriff, daß und warum die lebendigen Kräfte, die wirklichen Triebkräfte und Intelligenzen des Landes, sich nicht in den gesetzgebenden Versammlungen repräsentirt finden konnten, und eine allgemeine Gleichgiltigkeit war der Niederschlag der endlosen parlamentarischen Possenszenen ohne Humor. Man begriff, daß der individuellen Initiative die neue Rolle eines sozialen Agens zugefallen und daß es ganz gleichgiltig sei, was diese Fraktionen thäten, die sich in die Staatslenkung theilten und deren Getöse und Abstimmungen im Grunde doch nur dazu dienten, den einen oder anderen Parteiminister am Ruder zu erhalten. Ein eigenthümlicher Geisteszustand lagerte sich über Frankreich, den man „l'apolitique“ nannte: ein Mißbehagen, ja ein Ekel vor aller Politik. Die „Intellektuellen“ zogen sich von aller öffentlichen Thätigkeit zurück, um ein Jeder nur seinem Werke zu leben, und sogar der Anarchismus nahm ein Ende oder hörte doch wenigstens auf, öffentlich Anhänger zu werben. Alles schien einzuschlafen. Aber Das war doch nur scheinbar. Die Saat der Unabhängigkeit war inzwischen aufgegangen; und als man sich daran gewöhnte, eigentlich nur noch Mittelmäßigkeiten in die Kammer zu senden, aus der selbst die Beredsamkeit geflohen war, namentlich, seit Clémenceau und Jaurès nicht wiedergewählt worden waren, mußte man die wahre Volksvertretung im Lande selbst suchen, also bei den „Intellektuellen“ aller Berufe, den

Künstlern, den Schriftstellern, den Universitätlehrern, den Soziologen. Freilich: sie beeilten sich vorläufig ganz und gar nicht, in den Lauf der Dinge einzugreifen. Und Das war nicht ohne Gefahr, denn der Künstler, der in die Einsamkeit seiner Träume flüchtet, der Denker, der darauf verzichtet, an den öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen, mag dadurch vornehmer und edler erscheinen: er verletzt doch seine wahre Pflicht. Die Politik duldet nicht, daß man aus Mißbehagen an der Menge den Kampfplatz räumt; denn sofort rückt die Mittelmäßigkeit nach und bemächtigt sich der ledigen Gewalt. Eine große Krisis schien nöthig, um diesen Uebelstand zu beseitigen und die geistige Elite ihrem unfruchtbaren Skeptizismus und ihren egoistischen Kunstliebhabereien zu entreißen.

Sie trat ein, als das Schicksal vor zwanzig Monaten der Lethargie ein Ende machte und die ganze Nation zwang, ihre Schuldigkeit zu thun. Sie verjagte die „Apolitik“ und rüttelte alle schlummernden Geister auf. Ihr Gegenstand war nur ein Vorwand. In Wirklichkeit ist Das, was sich in Frankreich seit zwanzig Monaten abspielt, der Kampf gegen bourgeoise Heuchelei und verknöcherten Konservatismus, der Kampf des Geistes, der Wahrheit, der sozialen Forschung und des Fortschrittes mit der Lüge, den Kastenvorurtheilen und der Unfähigkeit auf gegenseitige Versicherung, kurz: der Kampf der „Intellektuellen“ gegen die Majorität. Als sie die stille Werkstätte der Arbeit verließen, als sie sich regten und die öffentliche Bühne wieder betraten, um sich unter die Menge zu mischen und ihre Bürgerpflicht zu üben, kam eine Bestürzung über ihre Gegner, die sich schnell bis zur Wuth steigerte. Alle alten Beschuldigungen tauchten von Neuem auf. Der Ausdruck „Intellektuelle“ faßte alle Unabhängigen zusammen, die die bedauerliche Gerichtsaffaire zum Ausgangspunkt nahmen, um gegen alle alten Vorurtheile, die konventionelle Moral und die rückständigen Anschauungen Sturm zu laufen: bald gab es kein soziales Problem mehr, das nicht seinen Platz in der „Affaire“ gefunden, und Niemand, der nicht Partei ergriffen hätte.

Wer gehörte nun also eigentlich zu den „Intellektuellen“? Man rangirte darunter die Symbolisten, die Ibsenisten, die theoretischen Anarchisten, die Wagnerianer, die Sozialisten, die zu Jaurès halten, die Kunstliebhaber, die Männer der Wissenschaft, alle Freunde moderner Geistesrichtung und alle Neuerer: fast die ganze Universität, einen großen Theil der Akademiker, die Schüler Pasteurs, berühmte Schriftsteller, wie Zola und Anatole France. Die während des Prozesses gegen Zola im Februar 1898 in der „Aurore“ veröffentlichten Protestlisten enthielten die Namen aller Ibsenisten, Impressionisten, Wagnerianer und Anarchisten von ehedem. Der „Intellektuelle“ ist der Freund der neuen Bücher, der Feind alles öden Formelwesens, das die Entwickelung hemmt; er bekämpft die stagnirende Trägheit und ist Kritiker und Reformer. Deshalb sieht die Bourgeoisie in ihm ihren geschworenen Feind und daher der gegen die „Intellektuellen“ entfesselte Sturm. Alle Verständniß-

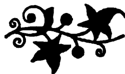
losigkeit der schlechten Presse, aller Groll der Kunstkrüpel gegen die Kenner der Kunst, aller Neid der Mittelmäßigkeit auf die Wenigen, die zu hoch über ihr stehen, und die sie zwar begeifern, aber nicht begreifen kann, alle kleinen Ressentiments, die der geistigen Ueberlegenheit, dem feineren Geschmack und der vornehmeren Lebensführung überall entgegentreten, vereinigten sich in dieser Krisis wie in einem Brennpunkt. Als man erlebte, daß Männer wie Zola, Anatole France, Duclaux, Richet, Claude Monet, Paul Meyer, Havet, Lavisse in die Arena der politischen Kämpfe niederstiegen, kannte das Toben der nationalistischen und reaktionären Blätter keine Grenzen mehr und kein Minister hielt es für nöthig, die Zierden der pariser Universität vor den wüsten Angriffen dieser Presse zu schützen. Durch eine sonderbare Ironie des Schicksals sahen sich diese Mitglieder der „Ecole des chartes“, der Akademie und des Institutes mit den selben Invektiven überschüttet wie früher die Dekadenten, die Symbolisten und die Anarchisten, mit denen sie in dieser Frage, die ganz neue Gruppirungen in Frankreich schuf, allerdings einer Meinung waren. Dadurch trat eine unerwartete und folgenreiche Wendung ein. Als die Krisis den gefährlichen Geist der „Apolitik“ bannte, führte sie Männer der verschiedensten Lebenslagen unter eine gemeinsame Fahne zusammen und lehrte sie, einander verstehen und schätzen. Sicherlich war ein Mann wie Duclaux in seinem Laboratorium des Institut Pasteur sich bis dahin nicht bewußt geworden, daß er mit Jaurès oder gar mit dem Anarchisten Faure einige Berührungpunkte habe. Sicherlich hatte man bis dahin auch nicht für möglich gehalten, daß Anatole France, der feine Skeptiker, der zierliche Plauderer der Salons, eines Tages zum unerbittlichen Ankläger der Reaktion und der provinziellen Heuchelei werden und einen radikalen Anarchismus verkünden würde, der jedem Bombenwerfer Ehre machen könnte. Eine Annäherung aller intelligenten, geistig freien Menschen vollzog sich unwillkürlich und unbewußt, — eine Verbrüderung Aller, die entschlossen waren, die gesellschaftlichen Zustände ohne färbende Gläser zu betrachten. Nie hätte man gehofft, die einzelnen Persönlichkeiten so aus ihrem Rahmen heraustreten und mit einander Fühlung nehmen zu sehen; sie schufen eine neue Partei: die Partei Aller, die nach Wissen und Gewissen die heutige Gesellschaft verurtheilen und jede Forderung erheben, die ihren Gebrechen Heilung heischt, die Partei der Feinde alles Dessen, was unverständlich und klein ist, Altruisten, Begeisterte, nach Gerechtigkeit Dürstende!

Nach Flauberts Worten ist der Bourgeois: „Celui qui pense bassement“; dann wäre der „Intellektuelle“: „Der, der edel denkt“. Sicherlich werden Duclaux und der Anarchist Faure nicht in allen Punkten einer Meinung sein, eben so wenig France und ein beliebiger „Genosse“; aber Alle verbindet ein gemeinsamer Glaube an bestimmte moralische Werthe. Und Das ist ein Phänomen, das in Frankreich lange nicht gesehen worden war.

Das Proletariat hat begriffen, daß der Schriftsteller, der Gelehrte, der Maler in diesem denkwürdigen Ringen kein Klasseninteresse vertritt und daß es ein gemeinsames Kampffeld giebt. Das wird auch der bleibende Nutzen der stürmischen Krisis sein. Der heutige Parlamentarismus steht am Ende seiner Tage. Eine neue Form der inneren Politik bricht sich in Frankreich Bahn: die freie Berathung der Bürger außerhalb des Parlamentes. Sie ist durch den Offenen Brief Zolas, der seinen Prozeß veranlaßte, eingeweiht worden. Dieser Brief eines Bürgers, der sich direkt an die Nation wandte, war ein wahrhaft revolutionärer Akt, der erste Akt der Revolution, in deren Anfängen wir heute stehen. In diesem Sinn wird der Brief für alle Zeiten ein entscheidendes Dokument unserer politischen Geschichte bleiben.

Die „Intellektuellen" werden sich jetzt, da sie vereinigt sind, nicht wieder trennen, bevor es ihnen gelungen ist der französischen Demokratie endgiltig eine neue Form zu geben. Das wollen wir schwören wie die im Jahr 1789 im Ballhaus versammelten Abgeordneten. Es giebt heute in Frankreich eine geistige konstituirende Versammlung; sie wird ihr Werk thun wie die alte Konstituante, trotz Klerikalismus, Reaktion und diktatorischen Gelüsten. Und vielleicht wird die dreimal gefälschte Revolution jetzt endlich durchgeführt werden, wenn das Volk zusammen mit den Elitegeistern seinen Weg sucht.

Marseille, im Juni 1899. Camille Mauclair.



Die Freuden des Berühmtseins.

Unter meinen zahlreichen Bekannten ist auch ein junger Mann, ein sonst ganz prächtiger, gescheiter Mensch, der aber die Schwäche hat, berühmt sein zu wollen. Seit manchem Jahr arbeitete er an der Erreichung dieses Zieles mit Kopf, Händen und Füßen. Er dichtete, er malte, er meißelte, er geigte; und da die schönen Künste sehr spröde waren, versuchte er es auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege und stieg aufs Zweirad. Damit kam er nun allerdings rasch vorwärts, so rasch, daß er daran dachte, als Distanzfahrer in die Ruhmeshalle zu gelangen. Nun wollte es aber das Ungemach, daß auch Andere auf dem Rade sehr rasch vorwärts kamen, Manche sogar ein klein Bischen rascher als er; und da schon einmal Alles fuhr, so ließ er auch die Hoffnung fahren.

Nachdem er in den verschiedensten Richtungen zum Ruhme galoppirt war, kam er wieder zum Ausgangspunkt zurück, bei dem so viele gute Leute berühmt werden: zur Kunst. Er hatte bemerkt, daß junge Maler, die widerliche Gegenstände sehr häßlich malten, noch am Ehesten Aufsehen erregten, daß über ihre

Malereien viel geschrieben und gesprochen wurde, daß Kunstkenner darüber sogar Vorlesungen hielten und ob der Bilder ein Streit entstand, der chronisch wurde und also eine permanente Reklame abgab. Mein junger Freund malte also häßliche Bilder. Aber auch damit hatte er kein Glück; so sehr er sich auch anstrengte, einen recht abscheulichen Stoff zu finden, ihn recht unmöglich zu stilisiren, mit recht garstigen Farben stümperhaft zu malen: es gelang nicht. Der Mann hatte zu viel gelernt und einen guten Geschmack kann man so wenig auf Ja und Nein abschütteln wie einen schlechten. Die Malereien wurden nicht häßlich, nicht unappetitlich genug, — oder es war Etwas von jener klassischen Häßlichkeit an ihm, die in ihrer Art schön ist. Kein Hahn krähte also nach seinen Bildern und er selbst wollte nicht die Henne sein, die laut gackert, wenn das Ei gelegt ist.

Nun fiel ihm neuerdings die Dichtkunst ein. Der Pegasus hat Flügel: mit dem muß es doch noch am Leichtesten aufwärts gehen. Auch braucht man dazu nur Papier, Feder und Tinte, — nach Einiger Meinung allerdings auch Talent. Daß er Talent besaß, hatte sich schon beim Fahrrad erwiesen; warum soll ein intelligenter Mensch, der radeln kann, nicht auch dichten können? Es kam wohl auch hier wieder auf einen recht aparten Stoff an. Ob er gefiel oder nicht, ob er künstlerisch behandelt war oder nicht: wenn er nur packte! Wenn er dem guten Geschmack ins Gesicht schlug, — um so besser: dann schreit man, es erhebt sich eine kritische Balgerei, das Publikum horcht auf, der Mann wird genannt, er macht Schule . . . und der Ruhm ist da.

Weil es aber mein Beflissener nicht so weit brachte, weil es immer nichts war, so viel er auch Schlechtes, Anstößiges und Läppisches schrieb, so fragte er einst brieflich bei einem weltberühmten Künstler an, wie er es doch machen müsse, um berühmt zu werden. Er erzählte mirs nach vollbrachter That.

„Mein Lieber," sagte ich ihm, „Das hättest Du Dir auch ersparen können. Wenn der Mann überhaupt antwortet, was zwar nicht wahrscheinlich ist, so hast Du Dich auf eine große Nase gefaßt zu machen. Entweder der Meister kanzelt Dich ab wegen Deiner kindischen Eitelkeit, der es nicht darum zu thun ist, etwas Tüchtiges zu leisten, sondern nur darum, berühmt zu werden, oder er frozzelt Dich zum Verkriechen neun Klafter tief in die Erde hinein. Wenn gerade seine satirische Ader geschwollen ist, dann läßt er sich den Prügeljungen nicht entgehen, schon zum Merks der anderen Ruhmesdurstigen, die auf allen Gassen, in allen Schulen, Amtsstuben und Kaffeehäusern dutzendweise herumlaufen und herumsitzen!"

Nach wenigen Tagen langte der Brief mit der deutschen Reichsmarke an. Zu meiner Verwunderung war der Meister weder grob noch spöttisch; er nahm den Fall in jenem ruhigen Ernst auf wie etwa ein Arzt, dem der eingebildete Kranke ein schweres Leiden klagt. „Weh muß es ja doch thun, sonst würde er nicht klagen. Und dann ists schon eine wirkliche Krankheit." Vielleicht auch war es dem berühmten Manne darum zu thun, über die beneideten Genüsse des Ruhmes einmal sein Herz auszuleeren.

Ich vermochte meinen Freund zu bestimmen, daß er den Abdruck des Briefes in der „Zukunft" gestattete, — unter der Bedingung natürlich, daß die Namen des Absenders und des Empfängers ungenannt blieben.

Und hier steht der freimüthige Brief jenes erfahrenen Mannes über die Freuden des Ruhmes:

„Mein lieber Herr!

Ihre Zuschrift ist künstlerisch und ethisch keinen Gündling werth, aber mir ist sie sympathisch, ihrer Offenheit wegen. Andere meinen es blos, Sie sagen es. Ob da was Rechtes geleistet wird, Das ist Pappe. Hauptsache ist der Vortheil, ist der Ruhm. Nun, dem Vortheile ließe sich noch eher ein entschuldigendes Wort sprechen; der Ruhm aber ist ein Kujon. Der hetzt Sie, wie ein Jagdhund den Hirschen, der bringt Sie um alle Lebenspoesie, der frißt Ihnen Ihr eigenes Herz aus dem Leibe. Sie meinen wohl, ihn trotzdem mit Vergnügen erdulden zu wollen, den bösen Ruhm. Ich kenne Sie nicht. Sind Sie ein hohler Mensch, dann stopfen Sie den Kerl immerhin mit den unterschiedlichen Früchten des Ruhmes aus. Sind Sie eine Persönlichkeit, dann werfen Sie den Ruhm zum Teufel, wohin er gehört, und gehen Ihrer Wege.

Mich nennen Sie berühmt. Meinetwegen! Popularität schließt die Kalamität nicht mehr völlig ein, die mir zusetzt. Obschon der Ruhm eigentlich erst nach dem Tode beginnen soll. Der echte Ruhm hat zwei Kränze: mit dem Dornenkranz schmückt er die Stirn des ringenden Erdensohnes, mit dem Lorberkranz krönt er den Totenschädel. Aber der Ruhm, den Sie suchen und den ich hiermit meine, ist ein anderer. Mir ist er ein großes Bündel Ungemach geworden und ich kann nicht sagen, daß ich ihn verschuldet habe. Ich habe ihn nicht gesucht, nicht genährt, nicht einmal erwartet. Als er sacht kam, war er sehr süß, Das gestehe ich. Als er da war in seiner ganzen Dicke und Tücke, — nun, da sah ichs eben, daß er ein Kujon ist.

Werden Sie berühmt, mein Herr! Wie und wodurch, Das ist gleichgiltig; werden Sie blos einmal berühmt. Dann sprechen wir weiter. Sie sagen, daß ich auf diesem Fleck gleich weitersprechen soll? Aber Sie verstehen mich ja nicht! Sie meinen, dem Satten sei es sehr leicht, von Entsagung zu predigen. Na, Sie wollen nicht entsagen; und so mögen Sie wissen, wie der Tag eines berühmten Mannes aussieht. Von Genüssen und Ehren erfüllt, in der That! Setzen wir den Fall, Sie seien ein berühmter Schriftsteller. Das wird Ihnen ja recht sein, denn man braucht nichts als Papier, Feder und Tinte und noch Etwas dazu, nämlich Streusand. Gottlob, dann hätten wirs beisammen. Ihre Bücher werden vieltausendfach gelesen, bewundert hüben und drüben. Es vergeht keine Stunde bei Tag und Nacht, da nicht irgendwo in der Welt Ihr Name ausgesprochen wird. Dieses Bewußtsein macht Sie selig; und mit Recht. Vielleicht sagt Ihnen auch Ihr Inneres, Sie hätten doch etwas wahrhaft Gutes geschaffen, damit die halbe Menschheit erfreut, Viele beglückt. Das Gefühl ist himmlisch, ich sage es Ihnen. Aber dabei bleibts nicht. Der Ruhm ist kein Vergelter, kein Friedengeber, er hat keine Liebe, keinen Takt, er ist ein zudringlicher Kujon.

Sie haben einen schweren Kopf noch von gestern Abend. Sie möchten gern noch schlafen, aber vor Ihrem Fenster bringen Ihnen angeheiterte Studenten, die vom Kaffeehause kommen, ein klingendes Morgenständchen. Zu bedanken brauchen Sie sich nicht; man setzt ja eigentlich gar nicht voraus, daß Sie schon zu Hause sind. Hingegen wird noch an diesem Vormittag die verschleierte Dame kommen, die vor ein paar Tagen das Manuskript brachte, das mit dem rothen Bande, eine siebenaktige Tragoedie, glaube ich; sie will darüber Ihre maßgebende Meinung hören und Ihnen fährt es durch den Kopf: das Drama ist noch gar nicht gelesen! Noch sind Sie mit der Toilette nicht fertig und schon trägt die

Magd einen Rosenstrauß herein, den ein Dienstmann gebracht hat: „Von einer durchreisenden Verehrerin.“ Sie legen das Bouquet zu den gestrigen, schon welkenden Blumenspenden und denken: Das ist zu nett von der Dame, daß sie durchgereist ist... Der Briefträger bringt die erste Post; er vermag sie kaum in einer Hand zu halten und etliche Zeitungen und Briefschaften gleiten auf den Boden. Sie schieben einstweilen mit der Stiefelspitze die Sachen seitlings und wollen einmal sehen, was es giebt. Journale, mit Rothstift angestrichen. Ihr neuestes Buch wird besprochen — glänzend! ‚Es ist ein literarisches Ereigniß, so oft ein Werk von unserem genialen X. erscheint!‘ In einem der Briefe werden Sie gebeten, Ihr Bild mit biographischen Daten gütigst zu schicken für ein illustrirtes Unternehmen, ‚das sich mit einer eingehenden Würdigung des berühmtesten Zeitgenossen selbst ehren will‘. Dann kommen zwei Autographensammlerinnen, von denen eine auf der Adresse Ihren Namen falsch schreibt, die andere über ‚Ihren Roman Karfunkel maßlos entzückt ist‘, während Sie diesen Roman gar nicht geschrieben haben. Ein dritter Brief bittet ebenfalls, den Absender mit ‚Ihrem werthen Namenszuge unendlich glücklich zu machen‘, da in seiner Sammlung gerade noch eine Lücke sei. Ferner finden Sie unter Kreuzband, von einem guten Freunde zugesandt, eine Kritik Ihrer Person und literarischen Thätigkeit, die in dem Gedanken gipfelt, daß Sie und Ihre schriftstellerischen Produkte mit der Literatur nichts zu thun haben, daß Ihre Popularität nur durch ein freches Cliqueunwesen künstlich aufgeblasen worden ist, ein Modegötze mit thönernen Füßen u. s. w. Solche Sachen — sage ich Ihnen — lesen manchmal auch Ihre Verehrer nicht ungern; gönnen Sie den Leuten, die des Lebens ohnehin so selten froh werden, doch einmal, ein Wenig schadenfroh sein zu können!.. Sie erhalten auch die Aushängebogen eines Buches, das Sie durchlesen sollen, denn der Verfasser will es Ihnen widmen, als ‚dem unübertrefflichen Meister und großen Vorbilde in Ehrfurcht und Dankbarkeit‘. Sie erinnern sich bei dieser Nummer, daß schon lange ein Packet mit Korrekturbogen bei Ihnen liegt, die Sie ebenfalls durchlesen sollten, weil der junge Verfasser Sie ersucht hatte, zu seinem Werke eine Vorrede zu schreiben, damit das Buch unter der Aegide eines so illustren Namens leichter seinen Weg mache.

Noch sind Sie mit der Morgenpost nicht fertig, als sich schon die verschleierte Dame melden läßt. ‚Tausendmal‘, sagen Sie, ‚meine Verehrteste, muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich noch nicht Zeit fand, Ihr Drama zu lesen. Wüßte übrigens auch kaum, wie Ihnen zu dienen wäre, denn, obschon ich an der Vortrefflichkeit Ihres Opus nicht einen Augenblick zweifle, ist doch weder bei einer Bühne noch bei einem Verleger je noch Etwas anzubringen‘, — und so weiter. Die Dame ist konsternirt. Sie hätte gemeint, einer Dame gegenüber dürfte doch wohl auch der berühmte Mann einige Rücksicht beobachten, nachdem ihre Poesien überall die freundlichste Aufnahme gefunden hätten.

Es würde nicht so leicht gewesen sein, die ‚Kollegin‘ auf gute Weise hinauszukomplimentiren, wenn nicht ein paar Vereinsdiener schon an der Thür ständen, die Beiträge einzukassiren haben. Denn alle Wohlthätigkeit- und Geselligkeitvereine des ganzen Landes reißen sich um die Ehre, den berühmten Literaten in ihren Listen zu haben. Kaum sind Die mit ihrer Beute draußen, da giebt ein livrirter Diener die Einladung zum Souper beim Baron N. ab, wo sich auch fürstliche Persönlichkeiten einfinden werden, die den Wunsch ausgesprochen haben,

den weltberühmten Verfasser des So und So kennen zu lernen. Das Knopfloch Ihres strapazirten Frackes ist nicht einen Augenblick sicher.

Im Vorzimmer wartet schon seit einer halben Stunde ein Herr, der bitten läßt, seine Aufwartung machen zu dürfen. Er ist sehr höflich und bescheiden, sein schwarzer Rock ist fast zu eindringlich gebürstet worden, hier und da zeigt sich schon ein Bischen das Fadenwerk. Seine Atmosphäre riecht nach Spirituosen; Optimisten mögen denken, er putze sich damit aus den Kleidern die Fettflecke. Es ist ein Kollege auf der Reise, der sich momentan in großer Verlegenheit befindet; an wen er sich denn wenden solle als an den edlen Menschenfreund u. s. w.

Mittlerweile sagt die Magd den Postboten mit den Packeten und zu unterschreibenden Empfangsscheinen an. Ein Kistchen aus der Schweiz mit extrafeinem Emmenthalerkäse. Eine Schachtel aus Nürnberg mit Lebkuchen; die Zollrechnung ist zwar wesentlich höher, als wenn Sie Käse und Kuchen bei dem nächsten Delikatessenhändler gekauft hätten, doch bitten die Spender inständigst, der Verehrung für den großen Dichter durch die kleinen Gaben Ausdruck verleihen zu dürfen. Dann die Packete mit den Albums, Stammbüchern, Fächern, Sticktüchern, wo Sie entweder Ihre Photographie hineinstecken oder Ihren Namenszug einschreiben sollen. Eine Dame aus Ostpreußen oder aus Holland schickt Ihnen sinnig ein paar selbstgestickte Pantoffeln, wofür sie sich ein Exemplar Ihres neuen Buches mit eigenhändiger Widmung erbittet. Die täglich gespendeten Bücher aus allen Zonen werden für Sie nachgerade zu einer Kalamität, denn alle Kästen, Kisten und Schränke sind vollgepfropft, alle Tische und Ständer mit Büchern überladen, daß sie ächzen. Die arme Magd weiß schon nimmer, wie sie den angeschichteten Staub aus den Zimmern bringen soll, und auf dem Schreibtisch haben Ihre Ellbogen kaum mehr Platz: überall Bücher, Briefschaften, unaufgeschnittene Zeitungen und Zeitschriften in Stößen. Eingemauert sind Sie von Büchern, Brochuren und Schriften und haben keine Lust zum Lesen. Sie fliehen ins Freie. Da geht das Grüßen an. Ueberall werden Sie von Bekannten angesprochen, mit Komplimenten überschüttet und die Fremden umlauern Ihre Schritte und Tritte, Ihre Bewegungen, fangen jede Bemerkung auf, die Sie harmlos dem Erstbesten fallen lassen, deuteln sie, kritteln sie, tragen sie weiter und machen das alltäglichste Wort zu einer Staatsaktion. Nicht hundert Schritte können Sie unbehelligt spaziren gehen. Die Leute tragen X.-Hüte, X. Kravatten, Spazirstöcke, Busennadeln mit Ihrem Bilde. Man gründet X.-Gesellschaften zur Verbreitung Ihrer Prinzipien, man errichtet X. Museen mit Aufstapelung von allerlei Plunder, der sich irgendwie auf Sie bezieht. Es giebt Postkarten mit Ihrem Portrait, die Ihnen täglich in Haufen zugeschickt werden, damit Sie Ihren Namen draufschreiben sollen. Es giebt Backwerk, Bonbons, Chokolade auf Ihren Namen u. s. w. Jeder Geschäftsmann benutzt Ihren Namen, wo und wie er kann, zur eigenen Reklame, während Ihre Gegner die Meinung verbreiten, das Alles sei von Ihnen selbst angestiftet.

Derlei hören Sie draußen und man beglückwünscht Sie überlaut. Angewidert kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Dort erwartet Sie Besuch. Zwei Herren in weißer Kravatte und Glacéhandschuhen bitten Sie, den Vorsitz bei einem zu gründenden Club zu übernehmen; man brauche eine ‚Autorität‘. Diesen Herren folgen fast auf dem Fuß zwei Damen in Seidenroben; sie haben ‚ein

unendlich großes Anliegen': sie wünschen einen Festprolog zur Eröffnung eines Wohlthätigkeitbazars. ‚Ihr Name wird ziehen'.

Endlich wollen Sie sich zum ruhigen Mittagstisch setzen, da trippelt fast ‚unangeklopft' ein jovialer Graf zur Thür herein, packt Sie ohne Weiteres am Arm und ruft: ‚Aber Doktor, Sie werden doch heute das Diner bei uns nehmen! Es erscheint die Gesellschaft. Und vorher eine kleine Spazirfahrt!' ‚Bester Graf', rufen Sie aus, ‚heute geht es schlechterdings nicht, ich muß am Nachmittag den Maler zum Portrait sitzen.' ‚Meine Damen werden untröstlich sein. Wir hatten auf einen Speech von Ihnen gerechnet.'

Sie hätten besser gethan, zum Grafen zu gehen und Sekt zu trinken, als beim Maler zwei Stunden lang auf einem Stuhl zu sitzen, unbeweglich, wie angeschraubt. ‚Den Kopf etwas mehr rechts, noch ein Bischen, so! Ein klein Wenig höher. Ich danke. Wollen Sie mich ansehen! Ist es Ihnen unangenehm, mir ins Gesicht zu blicken? Sehr hübsch! Bitte: etwas freundlicher. Gut. Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, den Mund zu schließen. Schön! Vortrefflich. Wir wollen den Franzosen ein charakteristisches Bild unseres genialsten Romanciers schicken. Darf ich ersuchen, ein klein Wenig mehr aufrecht zu sitzen? Ist gut. Thut Ihnen das Licht im Auge weh? Wollen Sie gefälligst einmal an etwas Ihnen recht Liebes denken! Was sagen Sie zur neuen Primadonna? Bitte unterthänigst, den Mund zu schließen. So. Ausgezeichnet!' Und während dieser fortwährenden Zusprüche pinselt er auf der Leinwand herum, heute so, morgen so, mehrere Wochen so. Das Bild ist für die pariser Weltausstellung bestimmt ... Aehnliche Sitzungen bei einem Bildhauer, der Sie modellirt. Der packt sie von hinten und vorn, macht ein mächtiges Zeushaupt mit schweren Locken und langem, nacktem Halse, ganz klassischen Stils. Dann will er auch die Hände formen, ‚die so viel Schönes schon geschrieben haben'. Die werden gegossen. Er begießt die Hand mit milchigem Gips, bestreicht sie dick mit Gips, — und als der hart wird, haben Sie einen wuchtigen Handschuh an, mit dem Sie mancherlei Leute einmal nach Belieben ohrfeien möchten. Der dienstfertige Friseur schwärmt nicht für Zeuslocken; er weiß für die abgeschnittenen Haarsträhnen bessere Verwendung. Hinter Ihrem Rücken vergiebt er sie an enthusiastische Verehrerinnen gegen generöse Trinkgelder.

Als Sie aus dem Atelier heimkehren, erwartet Sie an der Thür Ihrer Wohnung ein geschmeidiges Herrchen mit schwarzem Haar und überredsamer Zunge. Das bittet um Gehör auf zehn Minuten in einer sehr wichtigen Sache. Es handelt sich um eine Rundfrage über die Abschaffung der Todesstrafe und da dürfe der Ausspruch eines so illustren Geistes nicht fehlen. Sie antworten ihm barsch, Sie seien für die Abschaffung der Todesstrafe; nur die Interviewer müsse man erbarmunglos hängen. Der Mann lächelt wie zu einem guten Witz, läßt sich aber nicht abweisen, bis sie ihm irgend einen Brocken Meinung über die schwebende Frage hingeworfen haben.

Vielleicht noch an dem selben Abend müssen Sie zu einem Bankett, das Ihnen zu Ehren veranstaltet wird. Ein Jubiläum. Irgend Etwas wird doch gerade fünfundzwanzig oder zwanzig oder zehn oder fünf Jahre her sein. Man feiert Sie mit Reden und Trinksprüchen, mit Gedichten, die am nächsten Morgen mitsammt dem Menu in den Blättern stehen, — zur höchsten Selbstbefriedigung Aller, die dabei waren und zum Aerger Anderer, die nicht geladen wurden.

Das, meine lieben Ruhmdurstigen, ist ein Tag. Der nächste macht sich ähnlich, — und so fort. Nur, daß die Post statt der Schmeichelbriefe einmal Bettelbriefe bringt, statt der Einladungen zu Festessen einmal Trauung-, Geburt- und Todesanzeigen Ihnen ganz unbekannter Leute. Natürlich müssen Sie Alles beantworten, sonst werden die Sender ungehalten. Rühm- und Dankbriefe, denen die Adresse des Aufgebers fehlt, sind eine Seltenheit; und daß Sie täglich fünfzig Adressen beantworten, bestätigen, bedanken, begratuliren oder kondoliren sollen, daran denken Ihre ‚Verehrer‘ nicht.

Blos eine Gattung von Briefschreibern verzichtet aufrichtig auf eine Antwort: die Gattung der anonymen. Nur sind anonyme Briefe meist nicht darauf berechnet, den Ruhm des berühmten Mannes zu erhöhen; doch können Sie sich auf ihre Aufrichtigkeit verlassen.

Endlich ist Ihnen die Sache unerträglich und Sie flüchten aufs Land. Das nützt Ihnen aber nichts. Auf dem Lande gehts ja gemüthlicher zu; man lauert Sie auf Ihren Spazirgängen ab und schließt sich Ihnen an; man guckt Ihnen zu den Fenstern hinein, man bringt Ihnen Ständchen, man legt zu Ihrem versteckten Lieblingsplätzchen schöne Wege an und leitet die Schaaren der Sommerfrischler dahin. Sie haben niemals Ruhe. Sie haben nirgends Ruhe. Sie werden grob: Das nützt nichts, Das findet man nur genial und interessant. Endlich stehen Sie fast auf dem Punkt, Ihre persönliche Freiheit mit blanken Fäusten zu erkämpfen. Sie flüchten tiefer in die Landeinsamkeiten. Bei den Holzern und Kohlenbrennern, wo man Sie derb fragt, wer Sie denn eigentlich seien, daß Sie so in der Einschicht umherstrichen, athmen Sie erst auf.

Nachdem ich nun eine Anzahl von Beispielen, die erstbesten, von den Freuden des Ruhmes mit großem Fleiß zusammengestellt habe, höre ich Sie, mein lieber ruhmdurstiger Mensch, sagen: diese Beispiele seien ja nichts weniger als abschreckend, vielmehr äußerst angenehm, eine Reihe von köstlichen Dingen. Für eine Weile, Das gebe ich zu, macht es Spaß. Endlich aber, wenn man sich hingiebt, verliert man sich darin und alles innerliche Leben verflüchtigt in Aeußerlichkeiten. Und wer sich nicht hingeben will, Der hat Tag für Tag den Kampf mit diesen Kalamitäten des Ruhmes zu führen, Der muß einen Theil seiner Widerstandskraft aufbrauchen, um die Persönlichkeit zu bewahren und der eitlen, neugierigen Menge nicht zum Opfer zu fallen. So sehr die wahren, innigen Verehrer, die taktvollen und anspruchlosen, glücklich machen, so heftig widert das Treiben der Anderen an — glauben Sie mir. Die Eitelkeit erstreckt sich noch etliche Jährchen nach dem Tode des Berühmten, bis das Denkmal gesetzt ist; dann hört das Interesse für den Berühmten auf und er gehört der Vergangenheit — oder besser: der Vergessenheit — an. Trachten Sie, lieber Freund, nicht, ein berühmter Mann, sondern, ein bedeutender Mensch zu werden. Es ist ein Unterschied. Berühmte Menschen sind nicht immer bedeutend und bedeutende Menschen sehr oft nicht berühmt. Mit diesem Merks empfiehlt sich der Ihnen Ergebene.“

Also Das hat der berühmte Mann meinem Freund geschrieben. Ob es wirklich so schlimm ist mit der Berühmtheit? Ich weiß es nicht.

Graz. Peter Rosegger.



Religion und Verbrechen.

Eine neue Strömung der Gesammtpsychologie geht, wenn auch nicht durch die ganze Menschheit, die im Frohndienst der Erwerbsarbeit keucht, so doch durch diejenigen sozialen Klassen, die man als leitende zu bezeichnen pflegt. Sie führt zu einem Antagonismus zwischen Wissenschaft und Religion, der sich den von Draper so meisterhaft dargestellten und analysirten Konflikten anreiht. Noch hat sie das praktische Gebiet des sozialen Lebens nicht ergriffen; aber sie ist nah daran, die Grenzen der theoretischen Kontrovertirung zu überschreiten.

Die Vertreter der Wissenschaft, Spencer, Wallace, Huxley, Richet, Berthelot, Morselli und Andere, haben mit offenem Visier gekämpft; dagegen sind die Angriffe, die angeblich zu Gunsten der Religion gegen die Wissenschaft gerichtet wurden, von Politikern ausgegangen, die mit einer mehr als zweifelhaften wissenschaftlichen Kompetenz wirklich nur sehr bescheidene religiöse Gefühle verbanden. Einige haben versucht, die öffentliche Meinung zu überrumpeln, so in Frankreich Eugène Spuller, dessen „esprit nouveau" im Gegentheil ein sehr alter Geist ist, der sich gern verjüngen möchte, und in Italien Crispi, der in Neapel ausrief: „Mit Gott, für König und Vaterland"! Als diese Versuche mißlangen, änderten die Politiker ihre Taktik. Salisbury sprach öffentlich gegen den Darwinismus und Balfour schrieb sein Buch: „Ueber die Grundlagen des Glaubens".

Das zwar nicht ausgesprochene, aber leicht erkennbare Ziel dieses Feldzuges, der der Religion ihr verlorenes oder erschüttertes Prestige wiedergeben soll, bietet im Grunde nur eine Täuschung dar. Denn den leitenden Klassen gilt der religiöse Glaube allerdings zum Theil um seiner selbst willen, zum Theil aber auch als ein vorzügliches Betäubung- und Einschläferungmittel für die unterdrückten Klassen. Giebt es kein himmlisches Paradies mehr, so sind die Menschen natürlich hienieden um so schwerer zufrieden zu stellen.

Es scheint unnütz, diese Fruktifizirung des „Gott-Gendarmen" im Dienste einer sozialen Klasse zu beklagen. Jede Vermehrung der natürlichen Einsichten muß dem Glauben an das Uebernatürliche weiteren Abbruch thun und die großen Kollektivbewegungen des menschlichen Geistes werden unerbittlich von den Bedingungen der sozialen Oekonomie bestimmt.

Aber es giebt eine Behauptung, die unter verschiedenen Formen stets als Hauptargument zur Unterstützung der Religion gegen die Wissenschaft wiederkehrt: Das ist der Einfluß, den man den religiösen Ansichten auf die Sittlichkeit der Individuen und der Gesellschaft zuschreibt. Freilich versteht man häufig unter „Volksmoral" im Grunde nur ein resignirtes Weiterschleppen des Jahrhunderte alten Joches. Ich sehe aber von der interessanten

Frage hier ab, was besser ist: diese Sklavenmoral oder ein freieres Gefühl für menschliche Würde und Gleichheit.

Vielmehr beschränke ich mich darauf, hier zu untersuchen, ob die inneren Beziehungen zur Religion wirklich bestimmend für das moralische Verhalten in einem gegebenen sozialen Milieu oder ob sie nur eine nebensächliche Begleiterscheinung sind.

Das moralische Verhalten ist die praktische und gegenseitige Ausgleichung der egoistischen Lebensbedingungen mit den Lebensbedingungen der Anderen und umfaßt verschiedene Kategorien individueller Handlungen; jeder von ihnen entspricht eine besondere soziale Reaktion, die als Sanktion der öffentlichen Meinung, des Civilgesetzes und des Strafgesetzes zum Ausdruck kommt.

Um das psycho-soziologische Problem in seiner ganzen Ausdehnung zu erfassen, müßte man also den Einfluß der religiösen Ansichten nicht nur auf die Kriminalität, sondern auf die ganze soziale Moralität prüfen; denn Mancher, der nie einen Artikel des Strafgesetzbuches verletzt hat, ist zweifellos unmoralischer und schädlicher als der verurtheilte Delinquent. Aber die Moralität läßt sich in dieser Ausdehnung schwer abgrenzen. Deshalb will ich die kriminelle Verfehlung als objektives Merkmal festhalten und selbst da noch eine Einschränkung vornehmen.

Die Kriminalität, auch abgesehen von den politischen Verbrechen, umfaßt die verschiedensten Handlungen, sowohl in Bezug auf ihren moralischen Werth als auf ihre sozialen Folgen: von der leichtsinnigen Beleidigung durch Worte bis zur kaltblütigen Vernichtung eines Menschenlebens, vom Holzfrevel in der Noth des Winters bis zum frechen Straßenraub des Brigantaggio, von den naiven Kniffen des geschäftslustigen Verkäufers bis zum verwickeltsten und kolossalsten Betrug des gewerbsmäßigen Gauners. Um die Strahlen der wissenschaftlichen Beobachtung möglichst zu konzentriren, beschränke ich mich daher auf die Erfahrungen über das Gegengewicht des religiösen Gefühls gegen die unmenschlichste Handlung, die es giebt, den überlegten Mord.

Wenn die Religion wirklich die ihr zugeschriebene Kraft der Moralisirung besäße, so müßte man e contrario durchschnittlich bei den Verbrechern Irreligiosität und bei den unbestraften Leuten entwickelte religiöse Gefühle finden. Die oberflächliche tägliche Erfahrung lehrt das Gegentheil. Unter Gottesleugnern wie unter Gläubigen giebt es ehrliche Leute und Schufte.

Dagegen scheint für den moralisirenden Einfluß der Religion zu sprechen, daß in unserem Jahrhundert, in dem Maße, wie die religiösen Gefühle wissenschaftlichen Kenntnissen Platz machten, auch in fast allen civilisirten Ländern eine starke Vermehrung der Kriminalität sichtbar geworden ist. Aber diese Vermehrung ist weder in allen Ländern noch für alle Formen des Verbrechens gleich oder beständig. Es giebt fortgeschrittene Länder, in

denen das religiöse Gefühl schwächer geworden ist, während sich die wissenschaftlichen Kenntnisse mit großer Schnelligkeit vermehrt haben, und doch nimmt die Kriminalität dort nicht zu. Ein solches Land ist England. Und selbst in den Ländern, in denen — wie ich in meiner Sociologia Criminale dargelegt habe — die Gesammtsumme der Verurtheilungen sich in den letzten fünfzig Jahren verdreifacht und vervierfacht hat, haben sich die schwereren Fälle verringert oder doch nicht stärker vermehrt, als die Bevölkerung zugenommen hat, während die weniger schweren in starker und schneller Zunahme begriffen sind. Selbstverständlich wiegen aber hundert Morde weniger im Jahr tausend Beleidigungen oder einfache Diebstähle reichlich auf.

Das Verbrechen als gleichzeitig biologische und soziale Erscheinung folgt der Entwickelung individueller und sozialer Bedingungen. Eine Hungersnoth steigert die Ziffer der Diebstähle und ein außergewöhnliches Wüthen der Reblaus die Ziffer der Körperverletzungen. Was der Tortur und der Todesstrafe nicht gelang: die Beseitigung des Seeraubes, Das ist der Einführung der Dampfschiffahrt gelungen. Bis in die antisozialen Formen hinein haben die Fortschritte unserer Civilisation in großem Umfang an die Stelle der ursprünglichen rohen Gewalt die List mit allen ihren Verfeinerungen treten lassen . . .

Ich komme auf meinen Ausgangspunkt zurück. Wenn die Religion wirklich ein antagonistischer Faktor der Immoralität und des Verbrechens wäre, so müßte man, wenn man ein Gefängniß besucht und die Gefangenen beobachtet, eine wahre Akademie des Atheismus und der Feindsäligkeit gegen die Religion kennen lernen. Dem ist nicht so. Als ich mein Werk „Der Mörder in der Kriminal-Anthropologie“ (Turin 1895) schrieb, studirte ich mehr als siebenhundert Gefangene und verglich mit ihnen dreihundert Geisteskranke und siebenhundert normale Individuen. Und was ergab die Vergleichung? Die Experimentalmethode bestätigte die Analogieschlüsse der Vulgärpsychologie durchaus nicht. Als ich im Jahre 1879, damals noch Student der Rechte, an der Sorbonne die berühmten Vorlesungen des Professors Caro über Moralphilosophie besuchte, hörte ich ihn pathetisch ausrufen: „Der Verbrecher leugnet das Verbrechen, aber er leugnet die Strafe nicht.“ Allerdings dürfte es schwer sein, die Strafe zu leugnen, wenn man Zuchthausgefangener ist oder auf dem Schaffot steht; aber oft geben sich Verbrecher auch gar keine Mühe, ihr Verbrechen zu verbergen oder zu leugnen. In wahrhaft typischem Leichtsinn, ohne die geringste Reue stellen sie die Beweise und Spuren ihrer Thäterschaft förmlich aus, verbreiten selbst die Kunde ihrer Unthat und erzählen vor und nach der Ausführung von ihren Plänen. Daß die Angeklagten im Prozeß leugnen, so lange sie hoffen können, dadurch der Verurtheilung zu entgehen, ist natürlich etwas Anderes. Von siebenhundert Gefangenen, die

ich gefragt habe, gestanden mir nur vierhundertundachtzig die Verbrechen ein, wegen deren sie verurtheilt worden waren. Eine andere automorphe Täuschung, die der Psychologie der normalen Seele entstammt, ist die oft gehörte Behauptung, daß die schwersten Verbrecher „jedes menschlichen Gefühls baar sein müßten.“ Ich habe im Gegentheil gefunden, daß — abgesehen von ihrer totalen oder partiellen kongenitalen oder erworbenen moralischen Unempfindlichkeit — die Mörder häufig ego-altruistische oder sogar altruistische Gefühle haben. Das bestätigt nur die Regel, daß die Wahrheit fast nie wahrscheinlich ist, — eine Regel, die, nebenbei gesagt, den misoneistischen Widerstand gegen jede neue Thatsache und die häufigen Irrthümer der Justiz erklärt.

Für das Vorhandensein religiöser Gefühle sprechen die religiösen Symbole in den Tätowirungen der Verbrecher. Bei 102 Tätowirten hat Lombroso solche Symbole 31 Mal und Lacassagne bei 378 deren 26 gefunden, ich selbst habe 26 bei 71 Tätowirten unter den von mir beobachteten 700 Gefangenen gesehen. Ein anderes indirektes Symptom ist der Glaube an gewisse Praktiken oder Gegenstände, der allerdings dem Fetischismus der Wilden gleicht. Casper erzählt, daß zu seiner Zeit die deutschen Mörder sich vor den gerichtlichen Nachforschungen geschützt glaubten, wenn sie sich am Orte des Verbrechens gewaschen hatten; in Italien glauben sie das Selbe, wenn sie den Finger in das Blut ihres Opfers tauchen und ablecken können. Die Banditen pflegen Heiligenbilder zu tragen und ich habe im Bagno von Pesaro gesehen, daß viele Gefangene sie mit aufrichtiger Inbrunst anbeteten und küßten.

In der Nähe von Velletri griff eine Schaar von Wegelagerern einen Postwagen an und plünderte die Reisenden. Ein Priester, der zu der Reisegesellschaft gehörte, wurde in die Berge geschleppt, aber mit der größten Ehrfurcht behandelt und entlassen, nachdem er die Amulete und Waffen der Bande gesegnet hatte. Mein Schüler und Freund Scipio Sighele besitzt das dem Briganten Biagini abgenommene Portemonnaie. Es enthielt zwei Fürbitten, die der Mörder jeden Abend andächtig hersagte.

Und nicht abergläubisches Wesen nur, sondern auch wirkliche Kirchlichkeit ist unter den Verbrechern häufiger, als man glauben sollte; auch ist sie nicht immer Heuchelei, bestimmt, den Verdacht abzulenken oder Arglose zu täuschen. Von den zahlreichen Beispielen, die mir zur Verfügung stehen, will ich nur Verzeni, den Frauenmörder, nennen, der häufig die Kirche besuchte und einer sehr religiösen Familie angehörte. Die berühmte Marquise von Brinvilliers war bigott und der Bandit La Gala ging regelmäßig zur Beichte. Delacollonge, ein Priester, der seine Geliebte erdrosselte, benutzte den letzten Augenblick, um ihr die Absolution in articulo mortis zu ertheilen, und das Selbe berichtet Feuerbach von dem Priester Franz Salesius Riembauer.

Kennan erzählt in seinem Buch über Sibirien, daß, als die Kolonne

der wegen gemeiner Verbrechen Verurtheilten, fünf bis sechs Kilometer von Tomsk entfernt, an einer kleinen Kapelle vorüberzog, zwei Drittel der Sträflinge das Bild Christi andächtig grüßten und das Zeichen des Kreuzes schlugen. Ein russischer Bauer, sagt er, mag ein Räuber oder ein Mörder sein: nie wird er vergessen, seine Gebete herzusagen. Dostojewskij, dessen „Memoiren aus einem Totenhaus" an Schilderungen Dantes gemahnen, sagt das Selbe. Dr. Marro, der fünfhundert Verbrecher studirt hat, erklärt, er habe bei ihnen religiöse Gesinnungen und Andachtübungen in ganz dem selben Verhältniß wie bei den anständigen Leuten ihrer sozialen Schicht wahrgenommen. Lombroso, Laurent, Corre, Kurella, Havelock Ellis, Mac Donald und Andere stimmen mit ihm überein. Eine ganz eigenthümliche Rolle spielt das religiöse Gefühl auch theils als Ermuthigung zum Verbrechen, theils als Hoffnung auf Vergebung. Ein junger Mann, der seinen Vater mit Stockschlägen tötete, verehrte eine Madonna des Hasses. „Und sicherlich", so gestand er bei der Verhandlung, „hat sie meine Hand geführt; denn gleich beim ersten Schlag stürzte mein Vater zu Boden." Im Jahre 1882, in dem bekannten Prozeß Fenayrou, kam zur Sprache, daß die Gattenmörderin kurz vor der That in der Kirche gewesen war, um vom Himmel das Gelingen des Verbrechens zu erbitten. Dr. Despine theilt in seiner „Psychologie naturelle" den Fall einer Frau mit, die aus Rache das Haus ihres Geliebten in Brand steckte und dabei ausrief: „Gott und die Heilige Jungfrau mögen das Uebrige thun!" Elisée Réclus sagt im zweiten Bande seiner „Géographie universelle", daß in der Bretagne, in der Nähe von Tréguier, noch jetzt eine Kapelle stehe, in der man nachts zur „Madonna des Hasses", der Trägerin der Rache, für das Gelingen wilder Verbrechen flehte; die Frau betete dort um den Tod eines verhaßten Gatten und der Sohn um das Ende eines Vaters, der ihn zu lange auf die Erbschaft warten ließ.

In einem von Sighele erzählten Prozeßfall hatte die Frau eines Briefträgers der Madonna ein Geschenk gelobt, falls der an Stelle ihres Mannes ernannte Briefträger getötet würde oder möglichst bald stürbe. „Am Tage des Festes erschien sie unter den dreihundert weiß gekleideten Frauen, die der Prozession folgten, in Trauerkleidung. Sie machte kein Geheimniß aus ihrem Gelübde und das Dorf wunderte sich auch gar nicht darüber."

Die Hoffnung auf Vergebung wird in den katholischen Ländern durch die Einrichtung der Beichte und der Absolution noch erhöht. Ein Dieb sagte mir: „Ich weiß, daß ich gesündigt habe, aber der Priester vergiebt mir nach der Beichte!" Die Kirche hatte früher sogar bestimmte Ablaßtarife. Einen solchen veröffentlichte Dupin de Saint-André im Jahr 1879 nach der privilegirten, im Jahre 1520 in Paris mit Erlaubniß der Vorgesetzten von Toussaint Denis veranstalteten Ausgabe der „Taxes de la Pénitencerie

apostolique". Ein Laie, der einen Priester getötet hat, bezahlt 7 „Grossi", wenn er einen Laien getötet hat, 5 „Grossi". Eben so war für Brände, Diebstähle u. s. w. ein fester Satz aufgestellt. So kann die Religiosität als Anreizung zum Verbrechen wirken, — entweder indirekt, wie in den angeführten Fällen, oder sogar direkt. Denn der religiöse Fanatiker bewaffnet sich eben so wie der politische mit dem Dolch des Mörders.

Allerdings gab es auch sehr intelligente Verbrecher, zum Beispiel Lacenaire, Lemaire, Mandrin, La Pommeraie, die sich zum Atheismus bekannten; aber sie bilden nur eine kleine Minderheit. Von den durch mich untersuchten Gefangenen gestand mir nur ein einziger, er glaube nicht an Gott. Ein anderer zeigte sich völlig gleichgiltig, sieben waren sehr fromm, viele sagten, sie glaubten an Gott und auch an die Kirche, während manche, besonders die, die aus Städten kamen, erklärten, sie glaubten an Gott, hielten aber nichts von der Kirche und der Geistlichkeit. Das hinderte sie freilich nicht, gerade aus dem religiösen Gefühl Entschuldigungen für sich zu schöpfen, „denn" — sagte mir ein Dieb — „Gott giebt uns ja den Instinkt, zu stehlen", während ein Anderer meinte, „die Verbrechen seien keine Sünden, da ja auch die Priester solche begehen". In seinem Gefängniß saßen drei verurtheilte Geistliche.

Auch die folgende Thatsache ist von psychologischem Werth: Als ich die Verbrecher an die ewigen Strafen und je nach dem Fall an die spezielle religiöse Straffatzung gegen das Verbrechen erinnerte, brachten sie dieser Sanktion die selbe typische Sorglosigkeit entgegen, die sie gegenüber den Sanktionen der weltlichen Gesetze bewiesen hatten. Auf meine Frage, ob er die Hand Gottes nicht fürchte, erwiderte ein Mörder: „Gott hat mich ja bis jetzt nicht gestraft." „Aber Sie werden in die Hölle kommen!" „Möglich, daß ich hinkomme, aber auch möglich, daß ich nicht hinkomme!" Und Einer, der sich für besonders aufrichtig hielt, sagte auf meine Bemerkung, Gott würde ihn strafen: „Na, Das wollen wir sehen, wenn wir so weit sind."

Mit Bayle, der in den „Pensées diverses à l'occasion de la comète de 1680 (Haag 1737, Band III. §§ 134, 135, 172, 174) behauptete, daß „die Erfahrung die Annahme bekämpfe, der Glaube halte vom Verbrechen zurück" und „der Atheismus an sich sei keine Ursache der Immoralität", stimmen alle Kriminalanthropologen überein. Wie will man sonst auch erklären, daß auf dem Lande, wo sich zweifellos das religiöse Gefühl viel lebendiger erhalten hat als in den Städten, die schwersten Verbrechen doch keineswegs seltener sind?

In Wirklichkeit ist das religiöse Gefühl immer der Entwickelung des Moralsinnes nachgefolgt, von den Epochen der rohesten Unkultur bis auf unsere Zeit, und es hat sich dabei auch immer den verschiedenen Bedingungen des sozialen Lebens angepaßt, so daß zum Beispiel unter wilden Barbaren Moral

und Religion den Kindesmord billigten, während er da verboten ist, wo ausreichende Subsistenzmittel für eine starke Nachkommenschaft vorhanden sind. Das religiöse Gefühl der Gegenwart ist nicht, wie der Moralsinn, aus den Beziehungen der Menschen zu einander entstanden, die die soziale Koexistenz herbeigeführt haben, sondern erst nachher. Das moralische Verhalten der Menschen nach ihren wissenschaftlichen oder politischen Ueberzeugungen und nach ihren Glaubensansichten zu beurtheilen, ist nichts als ein tief wurzelnder Irrthum. Abgesehen von den mehr oder weniger pathologischen Ausnahmen giebt es ehrliche Leute und Missethäter eben so unter den Gelehrten wie unter den Ungelehrten, unter konservativen Politikern wie unter Umstürzlern. Einer der Fundamentalsätze der positiven Psychologie lautet: Der Mensch handelt nicht so, wie er denkt, sondern so, wie er fühlt.

Darum sagte auch Royer-Collard mit Recht, daß die Menschen nie ganz so schlecht seien wie ihre Grundsätze. Und schon Bayle schrieb, Das, was das Handeln bestimme, seien nicht die Meinungen des Verstandes, sondern die Leidenschaften des Herzens. Das Temperament, die Triebe, die daraus sich entwickelnden Gewohnheiten und die aus Alledem hervorgehende bessere oder schlechtere Anpassung an das Milieu regeln in Wahrheit das moralische Verhalten und bilden Das, was man den moralischen oder sozialen Sinn nennt. Das religiöse Gefühl kann ihn nur verstärken, wenn er vorhanden ist, kann ihn aber nicht ersetzen, wenn er in Folge von Entartung, in Folge pathogener Veranlagung oder in Folge vorübergehender Störungen der normalen Beschaffenheit überhaupt fehlt. Darum ist es eine Illusion der Leute, die schon an sich gut sind und in ihrem Gewissen fühlen, daß das religiöse Gefühl die Funktionen ihres Moralbewußtseins sanktionirt und befestigt, zu glauben, die Moralität werde von dem religiösen Gefühl und nicht von diesem moralischen oder sozialen Sinn bestimmt. Und aus dieser Illusion geht die andere hervor, daß, wenn die moralische Anlage fehlt, sie in der Dynamik der menschlichen Handlungen durch das religiöse Gefühl ersetzt werden könne, — was eben nicht der Fall ist. Die Religion kann also unmoralische Individuen nicht moralisch machen. Und Das ist so wahr, daß selbst der Gottesbegriff der Gläubigen je nach Temperament und Charakter variirt und sich anpaßt, so daß der friedliche und gute Mensch einen Gott der Liebe und der Verzeihung verehrt, während der gewaltthätige und böse Mensch einen grausamen und rächenden Gott anbetet; eben so wie sich der Charakter der Völker in ihren Glaubensansichten wiederspiegelt.

Mag die künstliche Verstärkung des religiösen Gefühls also ein brauchbares Mittel und ein egoistischer Wall gegen die Bewegung des modernen Volksgeistes sein: als ein Mittel und einen Wall gegen die Immoralität kann die experimentelle Kriminalpsychologie das religiöse Gefühl nicht anerkennen.

Fiesole. Professor Enrico Ferri.

Verwirrte Sinneseindrücke.

Ich bewohne einsam ein ganzes Gewese in Versailles. Mein Landsmann X. hat mir ein in allen Theilen leer stehendes Haus von drei Stockwerken mit fünfzehn Zimmern und drei Küchen überlassen; und in ein Zimmer des ersten Stockwerkes hat man ein Bett und einen Tisch für mich hineingestellt.

Die Einsamkeit hat für einen Individualisten, wie ich es bin, etwas Erhabenes. Meine Wohnstätte ist ein Kloster modernsten Schlages und ich richte mich aufs Beste mit meinem Bett ein. Uebrigens habe ich drei Viertel meines Lebens im Bette liegend zugebracht: dadurch kommt das Blut besser dazu, mein Gehirn zu befeuchten, so daß es Knospen treibt, die ich dann mit Vergnügen auf andere Wildstämme okulire.

Doch aus irgend einem Anlaß, den ich nicht entdecken kann, versagt das Bett mir heute die Ruhe, die ich genießen will. Mißmuthig stehe ich auf und nehme die Guitarre, um meinen Nervenakkord zu suchen. Ich habe die Gewohnheit, meine Seele und das Instrument nach einander zu stimmen, und wenn ich mich niedergedrückt fühle, erhöhe ich meine Seele Ton für Ton, indem ich die Schrauben der Guitarre anziehe.

Heute sind meine Nerven auf D-Moll gestimmt; ein übles Zeichen: ich bin traurig, betrübt bis zum Tode, düster wie ein Trauermarsch. Nach einigen Anstrengungen glückt es mir, mich auf F-Dur zu erhöhen, und im selben Augenblick vernehme ich innerlich einen kriegerischen Hymnus, voll von Triumph und Jubel. Ich lege mich wieder auf das Bett. Sofort sinke ich um drei Töne und aller Gram, alle Sorgen, die ich durchgemacht habe, umdüstern von Neuem mein Gehirn, das sich vergebens bemüht, sie fortzujagen. Die Nichtigkeit des Lebens, die Eitelkeit des Daseins, die Zwecklosigkeit der Arbeit drücken mich in einer besonderen Weise, die ich wiedererkenne. Es ist der selbe Seelenzustand, der mich anficht, wenn ich rückwärts gegen die Fahrrichtung in einem Wagen sitze. Sollte ich vielleicht verkehrt im Bett liegen oder mein Bett verkehrt aufgestellt sein? Ich werfe einen Blick durch das Fenster und merke, nach der Richtung des einfallenden Lichtes, daß ich mit dem Kopf gegen Osten liege, so daß ich die Bewegung der Erde rückwärts mitmache.

Eine Kindheiterinnerung kommt mir zu Hilfe. Ich besinne mich, daß meine Mutter zu sagen pflegte, man solle immer sein Bett von Norden nach Süden stellen, dann würde man nicht von Würmern geplagt.

Ich lasse den Werth dieser Spulwürmerprophylaxe dahingestellt und rücke mein Bett in die Richtung des astronomischen Meridians; und wie so mein Körper in Uebereinstimmung mit der Erdaxe ausgestreckt ist, fühle ich mich ganz lieblich in die Unendlichkeit eingewiegt und durchlaufe meine Bahn mit

einer Schnelligkeit von vier Meilen in der Sekunde. Stille herrscht nun in meinem Nervensystem, die beunruhigenden Gedanken verschwinden ... und ein halb wollüstiges Gefühl, wie beim Herumschwenken in einem Karussel, betäubt die Bekümmerniß, die schlimmer plagt als alle Spulwürmer.

Ich schlummere ein und schlafe eine Stunde. Beim Aufwachen merke ich, daß ich geweint habe. Ich träume die selbe Sache von Neuem: zwischen weißen Birkenstämmen bekomme ich meine Kinder zu Gesicht. Ich gehe ihnen entgegen, um sie zu umarmen: sie wenden mir den Rücken und wollen mich nicht kennen, weil ich arm bin.

Ich schlage die Augen auf, hefte den Blick auf den weißen Marmorkamin und sehe dort ein Netz von blutrothen Fäden. Das ist meine eigene Augennetzhaut, die da vergrößert projizirt ist, — eine Entdeckung also ... die Niemand vor mir gemacht haben sollte?

Von Neuem nicke ich auf fünf Minuten ein, und wie ich die Augen wieder öffne: was bekomme ich zu sehen? Auf dem Kamin zeichnet sich eine Begonia mit weißen und rothen Blüthen ab, die zittern. Ich frage mich, warum die Blüthen beben ... im selben Augenblick verschwindet die Erscheinung ... Was war Das?

Ganz gewiß die Blutgefäße der Hornhaut nebst den weißen und rothen Blutkörpern, auf den Abstand in ungeheurer Vergrößerung gesehen.

Sollte mein Auge auf dem Wege sein, sich zu einem Sonnenmikroskop von unerhörter Stärke zu entwickeln?

Ich fühle keine Lust mehr, zu schlafen. Der Schlaf bringt nur Leiden anstatt des Trostes, der den Armen und Unglücklichen verheißen ist.

Der heilige Schlaf, der nächtliche Friede, kurz, die äußerste Zuflucht, die ist also zunicht geworden ... gleich allem Anderen!

Doch worüber beklage ich mich? Sind es nicht die Schlaflosigkeit und die Ueberanstrengungen, die meine Sinne und Nerven geschärft haben? Sind es nicht die Thränen mit ihrem fressenden Salz, die meine Hornhaut so zubereitet haben, daß ich meine eigenen Blutgefäße in der Projektion einer Laterna Magica sehe? Ja, sicherlich! Ich werde also noch einmal weinen müssen, um meine neue Entdeckung eingehend zu studiren. Ich rufe alle unbehaglichen Erinnerungen eines Lebens zu Hilfe, das an gehäuften Verdrießlichkeiten reich ist. Ich beschwöre das Schattenbild meiner Mutter herauf, ohne sie betrauern zu können, denn wir wurden einander von dem Tage an fremd, da ich Latein und Griechisch zu lernen begann, weil sie es nicht begriff. Ich segne sie ... und vergesse sie wieder. Ich richte meine Gedanken auf das Unrecht, das man mir ständig gethan hat; aber ich werde rasend, ohne daß es mir glückt, eine Thräne hervor zu narren. Ich denke an meine Kinder, die ich für immer verloren habe ... Da, plötzlich, aus einem unwillkürlichen

Instinkt, reagiren meine Gefühle gegen den Schmerz; und wie eine Wunde, die der Arzt berührt, zuckt und zieht sich mein Herz zusammen, mit geschlossenen Klappen.

Nicht gerade vortheilhaft, um meine Wahrnehmungen zu schärfen! Sie gehen ihren Gang nach eigenem Gesetze. Doch nun taucht die Erinnerung an begangene Dummheiten auf, gute Gelegenheiten, die ich verpaßt habe, Glück, das ich mir habe entgehen lassen; die Wangen werden mir heiß, die Augen brennen und ich sehe Roth, blutrothe Feuergluth. Ja, nicht Schlechtigkeiten und Verbrechen sind es, deren wir uns schämen: unsere Dummheiten sind es! Und wie plötzlich sie auftauchen, ungebeten und unwillkommen!

Ich höre im Geist eine mißglückte Rede, die ich einmal auf einem Feste hielt; es war im Jahre 1867; ich sehe die verlegenen Gesichter der Gäste . . . Ich will mich nicht daran erinnern . . . Ich erslicke . . . Ich springe vom Bette auf und stelle mich an das Fenster, das nach dem Walde von Meudon geht. Ich suche irgend einen Gegenstand, meinen Blick daran festzuhaken, um den Lauf meiner ungesunden Gedanken abzuleiten . . . Ich habe den Drang, ein Poltern zu hören, den Ton einer Glocke, einer Trommel oder eines Büchsenschüsses . . .

Da zeigt sich mit einem Male ein grauer, runder Punkt oberhalb der Linie, die durch die Buchenwälder von Meudon gebildet wird. Er steigt und wird größer. Er nähert sich, kommt auf mich zu, wie von irgend einer unbekannten Macht gesandt, die mir durch Zufall günstig ist.

Der Luftballon vom Aeronautenpark in Meudon! Er wandert von Ost nach West, also in einer der unseres Planeten entgegengesetzten Richtung; und wie er nun still steht, frage ich mich:

„Warum sollen wir denn den Wind haben, große Götter, und die Bewegung und die himmlische und irdische Mechanik und Physik? Flieht nicht die Erde hinweg und läßt jene dünnen und leichten Maschinen weit hinter sich, die, in der Luft schwebend, der Schwerkraft wie der Schwere spotten? Der Erdkoloß legt ja in einer Sekunde 29450 Meter zurück, die Drehung um seine Achse ungerechnet! . . . Warum? . . .“

Warum? Ja, darum, weil Kopernikus es gesagt, Galilei es behauptet und Newton es geglaubt hat! Doch Newton glaubte auch an das Buch der Offenbarung, der Ehrenmann! Und auch der Pater Secchi ist ein großer Astronom, obgleich seine Religion ihm ausdrücklich verboten hat, daran zu glauben, daß die Erde sich um die Sonne drehe. Die Assyrer, die Hebräer, die Egypter, die Griechen und die Römer verstanden, ihr Kalendarium einzurichten und Sonnenfinsternisse vorauszusagen; Kolumbus konnte Amerika entdecken, ohne Wissenschaft davon zu haben, wie die Erde gleich einem Tollkopf läuft und sich um einen Punkt dreht, den sie niemals erreicht!

Im Grunde ist mir Das gleichgiltig, eben so wie alles Andere. Ich möchte nur bekennen, daß es uns Individualitäten lieber sein würde, in dem festen Mittelpunkte des Weltalls zu residiren; und ich erwarte mit Freude den neuen Beweis, den Herr Beaudonnat über dieses Thema zur Weltausstellung von 1900 verheißen hat. . . .

Seitdem der Ballon meinen kindlichen Glauben an die Umwälzung, die mit dem Hause und meinem Bett vor sich gehen soll, erschüttert hat, brüte ich nicht mehr über meinen Verdrießlichkeiten. Es dünkt mich, als ob ich nicht länger den Luftzug fühle, der von der rasenden Fahrt durch den Raum hervorgebracht wird. Ich betrachte die Wassertropfen, die in geraden Linien, ohne abzuweichen, fallen. Ich nehme die wagerechte Wasserfläche in der Karaffe auf meinem Nachttisch wahr. Die Fläche ist unbeweglich. Die Lampe, die von der Decke herabhängt, rührt sich auch nicht. Wie vollkommen doch die Welt geschaffen ist! Man könnte vor Neid krank werden.

Ganze zwei Tage weiß ich nicht mehr, was ich glauben soll. Ich bleibe auf meinem Bette liegen, immer in der Richtung des Meridians. Ist es nicht die Natur, die uns diese Lage auf dem Rücken angewiesen hat, mit seinem prächtigen Brett, das uns die größte Anzahl Stützpunkte bietet, und der braven Polsterung?

Zuletzt: drei Tage habe ich nun zwei große, mäßig gemalte Gemälde in soliden Rahmen beobachtet, die an der Wand vor mir hängen. An Schnüren aufgehängt, die horizontal hinter den Rahmen befestigt sind, haben diese Gemälde nur einen Stützpunkt, so daß sie für die geringste Bewegung empfindlich sind. Die Wand erstreckt sich von Osten nach Westen oder umgekehrt, was die Sache nicht verändert.

Nun: diese Kunstwerke finde ich an jedem Morgen, wenn ich erwache, schräg gerichtet, die linke Ecke heruntergeglitten, die rechte zu hoch.

Was soll man da glauben? Nichts! Mein Haus ist solid gebaut, auf einem Boden, der sich von der Tertiärformation herschreibt, und es liegt nicht an der Straße, so daß Erschütterungen durch Fuhrwerk ausgeschlossen sind. Ich begnüge mich damit, Nutzen aus dieser Entdeckung zu ziehen, ohne das Jahr 1900 abzuwarten; meine nächtliche Sonnenuhr zeigt mir zu jeder Zeit die Stunde an und meine Wohnstätte bewegt sich also um die Achse der Erde . . . Vielleicht bewegt sie sich doch!

— —

Ich komme von den Bergen und Thälern dort unten, von den Ufern der blauen Donau. Hinter mir habe ich die Hütte am Wege gelassen, die ansetzenden Trauben, ich habe die Tomaten, die Melonen zurückgelassen, die auf ihre Reife warten, und die Rosen, die zu knospen beginnen. Zum hundertsten Male habe ich mein Ränzel geschnürt und bin ausgewandert, um

Arbeit in der großen Stadt zu suchen, auf dem Markte und der Werkstätte der kämpfenden Geister, in Paris!

Während voller achtundvierzig Stunden habe ich wie ein Gefangener in einem Eisenbahnwagen gesessen und wider Willen die Kohlensäure und den Stickstoff von Menschen eingeathmet, die ich nicht kannte. Zu Anfang verabscheute ich sie, denn sie störten mich, diese Wesen, die mich zwangen, die Linien ihrer Gesichtszüge festzuhalten und ihrer Unterhaltung zuzuhören, die mein Gehirn in Bewegung setzte. Ich war hilflos gegen dieses Attentat auf meine geistige Selbstbestimmung und es half nicht, daß meine Seele sich empörte; sie wurde in die Alltäglichkeit gebannt, während sie auf diesen mäßigen Gedankenaustausch lauschte. Und ich verfluchte von Herzen meine Leidensgenossen, die mit mir in die selbe Schachtel eingeschlossen waren. Doch als die Müdigkeit über sie Macht bekam, so daß sie schwiegen, legte sich ein so sorgenvoller Ausdruck über ihre Gesichter, daß ich sie schließlich beklagte. Ihrer gewohnten Lebenssphäre entrückt, flößten sie Bedauern ein. Ein allgemeines Unbehagen liegt über diesem beschwerlichen und unsauberen Zusammensein im Eisenbahncoupé, wo man Steinkohlenstaub und Schwefel in Rauchform einathmet und wo Sand und unsichtbare Feilspähne das Augenlid mit seinen Wimpern knistern lassen. Als die Nacht hereingebrochen war und diese armen Menschen schliefen, die ungewaschenen Hände über dem Magen gefaltet und die bleichen, schweißigen Gesichter auf die Brust niedergebeugt, erinnerte unser Coupé an ein Schlachtfeld mit Leichen und zerstückelten Gliedmaßen. Der Schlaf bringt keine Gefühle von Glück; und in unserem Kerker hallen Seufzer wieder, Seufzer von Wesen, die nach Millionen Jahren aus der Civilisation in den Zustand des Thieres oder des Wilden zurück gefallen sind und von grünen Weidefeldern träumen, einem sensationellen Nothzuchtprozeß oder vielleicht auch von einem braven Mord.

Ich erwache in dem heiligen Versailles, nachdem ich sechzehn Stunden in einem richtigen Bett geschlafen habe. Die Müdigkeit ist fort und mit ihr auch alle schwarzen Dämonen der Einbildung. Die Verdrießlichkeiten sind ihren Lauf gegangen, der Kummer ist fortgeblasen, selbst die Erinnerungen sind verdunstet. Die Gefühle von Abhängigkeit, obgleich sie am Tiefsten wurzeln, haben ihren Griff losgelassen; eine Gleichgiltigkeit, die wie eine Befreiung wirkt, hat ihren Platz eingenommen. Doch die Stöße des Eisenbahnwagens haben meine Gehirnsubstanz so gründlich geschüttelt, daß ich das Vermögen verloren habe, meine Gedanken zu beherrschen. Die Leitungdrähte scheinen geborsten zu sein, mein Kopf ist leer; es gelingt mir nicht, mich der Dinge zu erinnern, die ich vor mein Gedächtniß zu stellen versuche.

Um die Beine zu bewegen, gehe ich aus, nach dem Schlosse zu, einer alten, lieben Bekanntschaft vom Jahre 1876. „Geradeaus, und dann nach links!“

Ich biege nach links ab. Vor mir erstreckt sich die Avenue Saint-Cloud, steil und endlos; der Hintergrund wird ganz ausgefüllt von dem Pavillon Ludwigs des Dreizehnten in Ziegelroth und Gelbgrau.

Ich gehe weiter. Nach einer Viertelstunde fühle ich mich ermüdet. Ich habe eine von den Seitenalleen mit Linden gewählt, deren Zweigwerk einen Kreuzgang bildet, und ich trete immer zu, ohne daß mir das Gebäude größer zu werden scheint. Es bewegt sich mit mir vorwärts und entfernt sich in dem selben Maße, wie ich mich nähere. Noch eine Viertelstunde halte ich aus, dann kehre ich den selben Weg zurück, unsicher und nur davon überzeugt, daß ich die Länge des Weges falsch beurtheilt habe.

Auf dem Heimwege sagte ich mir: „Diese Störung meiner Gesichtswahrnehmungen ist eine natürliche Folge der angestrengten Reise.“

Aber noch am selben Abend mache ich einen Spazirgang in der Richtung nach Viroflay, ohne eine Spur von Müdigkeit zu bemerken. . . .

Am Morgen darauf beschließe ich, das Schloß mit Sturm zu nehmen. Ohne vorgefaßte Meinung gehe ich aufs Neue die Avenue Saint-Cloud hinauf und nehme den von Grün umrahmten Pavillon Ludwigs des Dreizehnten auf Augenmerkabstand. Die unermeßlich breite Avenue kommt mir sofort mühsam vor; unbewußt laufe ich in die Seitenallee wie in einen Hafen ein; bald beengen mich die Baumstämme wie Klammern und das Laubgewölbe zwickt mich wie mit Zangen. Halben Weges sinke ich auf eine Bank nieder.

Vernichtet und untröstlich sehe ich auf meine Uhr und vergewissere mich, daß der Spazirgang nicht länger als zehn Minuten gedauert hat. Ich messe den Abstand und glaube, auf der Mittelpartie des Gebäudes Büsten zu unterscheiden . . . von vorn gesehen . . .

Ich nehme die Plankarte über Versailles auf, berechne noch einmal den Abstand und finde, daß höchstens fünfhundert Meter von meinem Platz bis zum Schloß übrig sind, da ja die ganze Länge der Allee tausend Meter beträgt.

Ueber dieses einzigartige Faktum verwundert, erkläre ich mir die Sache so: die Perspektivlinien wechseln, während ich vorschreite; zur selben Zeit wird der Gesichtswinkel größer, — und dies infernalische Spiel unsichtbarer Linien verwirrt mein Gehirn, in dem sich die Irradiationstrahlen des verzauberten Schlosses abzeichnen.

Nachdem die Lösung des Problems so gefunden ist, werde ich wieder ruhig, schlage einen Querweg ein und trete nach zwei Minuten auf die weite Place d'Armes hinaus.

Dort steht mir eine neue Ueberraschung bevor: das Schloß gleicht durchaus nicht meinem alten Versailles von 1876. Zuerst und vor Allem ist das hier kleiner; und dann ist sein Stil modern.

Kleiner, denn ich habe in der Erinnerung sein traditionelles Bild

getragen, das die Größe des Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten symbolisirt. Moderner, denn der Versaillesstil, Ziegel in Verbindung mit natürlichen Steinen, ist in den letzten zwanzig Jahren etwas sehr Gewöhnliches geworden.

Nun soll ich über die Place d'Armes gehen. Dieses weitgestreckte Halbrund kommt mir wie ein Meer vor und ich fühle eine unerklärliche Furcht. Das große Gebäude zieht mich an, wie ein großer Körper den kleineren anzieht; und der offene Plan erschreckt mich wie der leere Weltraum. Vergebens suche ich einen Stützpunkt. Ein Miethwagen kommt auf mich zugefahren: ich folge ihm ein Stück, aber er entschwindet mir, trotzdem ich meine Schritte beschleunige. Ein Polizist nähert sich; allmählich erreiche ich ihn; ich schließe mich ihm an: seine Gegenwart schützt mich. Ich bin Dessen gewiß, denn ein Gefühl von Wohlbefinden kommt über mich mit der animalischen Wärme, die er unmerklich und unsichtbar ausströmt. Er steht still und guckt den Himmel an, so wie nur ein Wächter des Gassenfriedens ihn angucken kann, und ich stehe auch eine Minute still. Der Mann bekommt Witterung von mir, er fixirt mich; ich fühle seinen Blick, wie man fühlt, wenn eine Person hinter Einem auf dem Trottoir geht und Einen betrachtet. Instinktiv mache ich Kehrt, in der Furcht, für Gott weiß was gehalten zu werden, und finde eine Zuflucht bei einem ungeheuren Laternenpfahl, der sich erhebt wie der Leuchtthurm auf einer Klippenschäre, draußen im Meer. Ich klammere mich an diesen Eisenpfahl fest; die Sonnenstrahlen haben ihn erwärmt und ich glaube, zu fühlen, wie er von der Temperaturerhöhung aufgeweicht ist. Das ist Einbildung, da diese Aufweichung unmöglich mit dem Gefühl zu unterscheiden ist, und dennoch richtig, da ja das erwärmte Metall wirklich weicher wird . . . Das Schloß zieht mich an sich ohne Aufenthalt; und dennoch kann ich mich nicht entschließen, meine Schäre zu verlassen . . . ein Schiffbrüchiger zwischen diesen Straßensteinklippen.

Eine große Angst befällt mich. Um sie zu bekämpfen, beginne ich, zu philosophiren und in Gedanken ähnliche Erscheinungen aufzurufen, die sich wiederholen, ohne daß man sie verstehen lernt.

Man geht seinen Weg geradeaus auf dem Trottoir: man wendet den Kopf, um nach Jemandem oder nach Etwas seitwärts zu sehen; sofort stößt man auf einen Körper: Batz! Da pralle ich auch schon auf einen Baum in der Avenue. Ist es wirklich die allgemeine Attraktion, die eben auf meinen Körper eine Anziehung ausgeübt hat, da Das, was ihn steuert, für den Augenblick im Großhirn seine Wirksamkeit ausgesetzt hatte?

Ein Beispiel! Sie gehen den Boulevard entlang: ein Betrunkener, dessen Gehirnfunktionen paralysirt sind, kommt Ihnen entgegen. Aus Erfahrung wissen Sie, daß es zu einer Kollision kommen kann, aber Sie wollen nicht aus Ihrem Kurs fallen und unter dem Einfluß dieses Vorsatzes fassen

Sie Hoffnung, dem Betrunkenen auszuweichen. Vergebens! Er segelt gerade auf Sie zu; die Hoffnung, die Sie eben noch hegten, schwindet und damit Ihre Geistesgegenwart ... Batz! Sie werden von dem Zusammenstoß erschüttert, der eintreffen mußte, weil hier eine zwingende Nothwendigkeit vorhanden war, ganz wie es mit der Attraktion der Erde der Fall ist.

Wirkt da eine unbekannte Kraft? Giebt es mehr als eine Kraft? Die Gelehrten sagen Nein und erklären die Energie für einzig.

Ich befinde mich also unter dem Einfluß der anziehenden Kraft. Ich lehne mich gegen diese blinde, brutale Macht auf; und, um sie besser bekämpfen zu können, personifizire ich sie und mache sie zu einem Gott. Allerdings will ich vorwärts kommen, zu meinem Ziel: dem Palast, doch ich will zur selben Zeit jener überlegenen Kraft trotzen. Mein Gehirn theilt sich und bekämpft sich selbst; und ich erwarte beinahe, meinen Körper halb auf der Place d'Armes und halb am Laternenpfahle zu sehen. Vergebens suche ich die beiden Maschinentheile zusammen zu koppeln: ich bemühe mich, ein Ich aufzufinden, das über mir selbst steht, — als plötzlich, durch einen unfreiwilligen, doch unfehlbar nothwendigen Zufall, meine Hände, die noch immer den Eisenpfeiler umklammern, sich begegnen: die physischen Ströme werden vom Eisen vereinigt, die Kette schließt sich und ein Psychomagnet ist vorhanden. Sein Einfluß wirkt auf mein Nervensystem und es geräth sofort wieder unter meine Herrschaft. Leider kann ich das stärkende Berührungmedium nicht mitnehmen! Unruhig blicke ich um mich, um das Fahrzeug zu finden, das mich von dieser öden Schäre retten kann, und aus alter Gewohnheit hebe ich das Auge gegen die blaue Gasbildung, die die Strahlen der Wärme und des Lichtes durchseiht und von den Gläubigen mit Recht der Himmel genannt wird, weil dort die Urkräfte wohnen. Just schwimmen weiße Wolken über die Sonnenscheibe und werfen ihre großen, beweglichen Schatten auf das Steinpflaster der Place d'Armes. Sonne, Himmel, Gott — es macht wenig aus, unter welchen Namen wir Dich anrufen —: ich danke Dir, denn Du hast ein ganzes Geschwader von Canoes zu meiner Verfügung gestellt! Was verschlägt es, daß sie, wenn es drauf und dran kommt, nur Schatten sind wie alles Andere! Jetzt bin ich Dichter und Zauberer in einer Person. Ich wähle mir das festeste von diesen Dampfbooten, steige vorsichtig an Bord... Vorwärts... Schön, die Fahrt ist gelungen!

Ich ziehe Vortheil aus dem Wiedergewinn meiner Kräfte und kreuze die Cour d'Honneur unter der Protektion Richelieus, Bayards, Colberts und der anderen schweigenden Marmorstatuen, deren Gegenwart diese Wüste belebt; und ich erreiche den Eingang zum Museum.

Vor der Thür steht eine Schaar Menschen und wartet darauf, daß das Heiligthum geöffnet werde, und ich nehme Platz unter dem Haufen.

Kaum bin ich in diese Truppe eingeschrieben, da verwandelt mich der Zufall in eine Ziffer; vergeblich richtet mein Ich sich dagegen auf, von der Furcht bedroht, durch die Menge oder die Berührung mit den Anderen sich ausgetilgt zu sehen. Die hinten Stehenden verabscheuen mich und ich fühle, wie sie mich hassen, während ich selbst Denen fluche, die vor mir stehen und mich mit ihren Kleidern streifen wie einen lästigen Mitbewerber.... Ich breche aus und flüchte in den Park.

Das Licht umfängt mich wie ein Stoff, der dichter ist als die Luft und mir die Empfindung giebt, als ob ich flöge. Ich bin froh, daß ich das Innere des Schlosses nicht gesehen habe; es bleibt mir unbekannt, gleichsam mystisch und verzaubert. Und der Duft von Millionen Blumen in den Gärten berauscht mich; erst der starke Wind vom Felde her ernüchtert mich wieder. Ich steige die Terrasse hinauf, glücklich wie ein Gott, und da merke ich, daß der Boden unter meinen Füßen schaukelt; doch sehr gelind; es ist, wie wenn man über eine Hängebrücke geht. Ich weiß, daß die gewölbten Decken der Orangerien unter mir liegen, und ich beruhige mich damit, daß die Gewölbebogen einen Gegendruck nach oben ausüben, einen Ueberschuß von Stärke, gegen den meine Fußsohlen reagiren.

Ich steige die Marmortreppe nieder und komme in den Hof der Schweizer, — und glaube mir, da ich es Dir sage, geneigter Leser, glaube mir: ich sah die im Orangeriegewölbe gefangenen Spannkräfte über die Arkaden gleich einem Nordlicht ausstrahlen....

Du lächelst.... Warum? Wenn das elektrische Licht nichts ist als verwandelte Kraft: warum willst Du dem Nervengeflecht meiner Augen das Vermögen absprechen, einen Eindruck von Energie in einen Eindruck von Licht umzusetzen?... Zweifle weiter, meinethalben! Soll ich Dir erst einen Faustschlag ins Auge versetzen, damit Du die Umsetzung meiner physischen Kraft in Form von leuchtenden gelben und rothen Blitzen bemerkst? ...

Ich will fort von dem verzauberten Schlosse. Ich will die Blumen in den Gärten ansehen, doch die Steinmasse hält mich zurück, zieht mich an ... ununterbrochen, im direkten Verhältniß zu ihrem Umfang und im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat der Entfernung. Mein Haß gegen den Riesen hat sich in Liebe verwandelt und ich lasse meine Hand über die Steine gleiten, ich streichle sie, wie man einen großen Hund tätschelt.

Ich schiebe mich längs der Mauer vorwärts und gelange wieder auf den Marmorhof draußen, wo ich mich ausruhe und Pläne schmiede, wie ich allen diesen unsichtbaren Feinden, die mir zusetzen, entkommen soll.

Während ich so dastehe und mich gegen die Mauer neige, sehe ich plötzlich, daß der Marmorhof den Gehörgang zu einem großen Ohr bildet, dessen Muscheln von den Flügeln der Gebäude gebildet werden. Ergriffen

von dieser neuen Phantasie und froh darüber, auf diese bizarre Entdeckung gekommen zu sein, die ich wie ein Insekt im Ohr eines Riesen gemacht habe, lausche ich an der Wand ... Welche Ueberraschung! ... Ich höre ein donnerndes Meer, Volkshaufen, die stöhnen, verlassene Herzen, deren Schläge ein mattes Blut aufpumpen, Nerven, die mit einem kleinen, klanglosen Geräusch bersten, Schluchzen, Gelächter und Seufzer! ...

Ich muß mich prüfen. ... Ist Das nicht subjektve Sinnestäuschung? ... Bin ich Das nicht nur, ich selbst, der zu hören glaubt?

Nein, ich kenne die Nücken meiner Sinne von Grund aus.

Stammt dieses Getöse von den Pulsen der Versaillesbewohner? ... Die kleine Stadt liegt dort so still, als ob sie schlummerte, und überdies macht es die Hörlinie unmöglich, daß die Laute von dem Seitenviertel kommen.

Was ist es denn? ... Eine unbestimmte Jugenderinnerung taucht in mir auf: der Bericht von dem Seemann, der von Lissabon abgesegelt war und nach zweitägiger Fahrt das Glockengeläut weit draußen auf dem Meere hörte, — doch nur auf der Seite, wo das Segel konkav ausgespannt stand und dadurch Dienste that wie ein Brennspiegel. Nach einer Fahrt von ganzen zwei Tagen! ...

Was höre ich jetzt? ... Flüsternde Menschenstimmen. ... Gerade über meinem Kopfe befindet sich das Fenster des großen Königs Ludwig. .. Der Schelm! Er hatte es sicher vor mir entdeckt, daß hier ein Dionysiusohr war! Hier stand er auf der Lauer und spionirte aus, was man in Paris sagte! Denn Paris ist es, das ich hier murmeln höre, über die Hügelkette hin, die sich von Courbevoie bis nach Sceaux erstreckt und sich in einem Halbkreis entwickelt, dessen Brennpunkt Versailles und dessen Gehörgang das Sèvres-Thal ist. Ists möglich, frage ich noch einmal, bin ich nicht verwirrt?

Geboren in der guten alten Zeit, da man mit Oelleuchtern, Postkutschen, Ruderbooten und sechsbändigen Romanen vorlieb nahm, habe ich mit einer unfreiwilligen Schnelligkeit die Periode des Dampfes und der Elektrizität mitdurcherlebt, — vielleicht mit dem Erfolg, daß ich den Verstand verloren und schwache Nerven bekommen habe. Oder sollten meine Nerven in einer Evolution zur Ueberfeinerung begriffen sein und meine Sinne allzu subtil werden? Wechsle ich die Haut? Bin ich im Begriff, ein moderner Mensch zu werden? .. Ich bin nervös wie ein Krebs, der seine Rückenschale abwirft, reizbar wie ein Silberwurm, der sich verwandelt. Will der Schmetterling aus der Puppe fliegen, ehe noch die Kokonseide aufgehaspelt ist, und zu Tode frieren? Wie die Sache auch sein mag: ich bleibe hier an meinem Dionysiusohr stehen und lausche mit gespannter Aufmerksamkeit. Ich lausche, was man in der großen Werkstatt der Intelligenz, in Paris, flüstert. August Strindberg.

Aubrey Vincent Beardsley.

Es verstößt zwar gegen allen ehrwürdigen Gebrauch, einem jüngeren Kollegen Gutes nachzureden, wird diesmal aber dadurch verzeihlich, daß der geniale Jüngere sich allem berechtigten Neid durch ein frühes Ende entzogen hat. Wie ein märchenhaftes Feuerwerk erscheint Aubrey Beardsleys Kunst vor unseren staunenden Sinnen; und obwohl es noch andere schöne Gemeinplätze für Vergleiche gäbe, paßt doch der Vergleich mit einem Feuerwerk am Besten. Als es am Schönsten funkelte, war es zu Ende. Möge es berufenen Vereinen überlassen bleiben, später einmal nachzustöbern, wo Beardsleys Windeln gewaschen wurden; ich will mich hier darauf beschränken, seine trotz der kurzen Zeitspanne ihrer Entstehung überaus zahlreichen Werke ganz flüchtig zu berühren. Ihre Wirkung auf Solche, die durch den seligen Lübke oder durch akademischen Unterricht nicht allzu sehr gelitten haben, ist reichste Offenbarung eines glühend sinnlichen, durch raffinirtesten Geschmack geadelten Künstlergeistes. Beardsley fiel eben so wenig wie sonst irgend Einer als Meister vom Himmel. Er lernte; und er konnte schon, ehe er sich selbst entdeckte. Mantegna, Benozzo Gozzoli, Botticelli, Gabriel Dante Rosetti, Burne Jones und Walter Crane waren ihm Wegweiser. Aber er erfaßte Das, was ihm die Meister zu geben hatten, mit einer so verblüffenden Schnelligkeit und entledigte sich wieder eben so schnell ihres Einflusses, daß es scheinen könnte, er habe ihrer überhaupt nicht bedurft, um Das zu werden, was er geworden ist. Wie es stets müssig ist, zerfasern zu wollen, woher ein genialer Geist seine Anstöße erhielt, so kann es uns gleichgiltig sein, welche Blätter Hogarths oder französischer Meister der Zopfzeit dem rastlos Arbeitenden Anregungen gaben, und unwichtig ist es, wie diese Meister hießen. Lehrt doch die Erfahrung, daß selbst mittelmäßige und schlechte Werke positiv oder negativ beeinflussend wirken können.

Beardsley ging in seinen Zeichnungen nicht auf; er liebte die Musik, er war mit der besten Literatur aller Zeiten vertraut, er schrieb auch selbst und betrieb Alles mit der hitzigen Konzentration, deren nur das Genie fähig ist. Goethe sagte, daß Genie Fleiß sei. Nicht der büffelnde Fleiß eines selbstzufriedenen Kandidaten, sondern der tüchtige, verzehrende und neugestaltende, der Fleiß, der zum aufregenden, glückseligen Finden führt. Beardsley hatte Eile. Von der klaren Erkenntniß eines unerbittlichen Geschickes und der brennenden Begierde, Alles zu erleben, was des Erlebens werth ist,ward er zu der enormen Arbeit gespornt, die er während der sechs Jahre seines Schaffens leistete. An Reiz hat er voll ausgekostet und an Arbeit voll ausgegeben, was sonst einem langen, reichen Dasein genügt. So begreift man den Sinnenrausch, der aus seinen Blättern heiß herausschlägt, sein Schwelgen in der Schönheit selbstgeschaffener Linien und die dramatische Spannung, die er durch die einfachen

Mittel von Schwarz und Weiß hervorzurufen weiß. Armsälige Menschen, die nicht genießen gelernt haben, müssen freilich diesem reich gedeckten Tisch fern bleiben; denn die köstlichsten Gerichte darauf sind ihnen ungenießbar. Austern munden dem Bauern nicht, er mag noch so bieder sein. Mit Aubrey Beardsley ist es eben so. Seine Zeichnungen sind subtilste Delikatessen für die Empfänglichen, die nicht albern nach sogenannten Ideen graben, sondern sich dem Zauber der ornamentalen Wirkung seiner Blätter hingeben. Der souveraine Geschmack, mit dem der bildende Künstler just so und nicht um Haaresbreite anders eine Linie führt oder eine Fläche dehnt, ist das Entscheidende, nicht aber der ganz nebensächliche und meist nur als ein Zufälliges auftretende novellistische Gedanke. Dieser dient im Allgemeinen eher dazu, den Mangel an wahrhaft künstlerischem Gehalt zu verschleiern. Erst wenn ein Werk bildender Kunst gehörig mit sogenannten Ideen gespickt ist, beginnt für manche Leute die Möglichkeit, sich Etwas dabei zu denken, und sie freuen sich dann wie die Kinder über einen aufgelösten Scherzrebus. Um dem Kunstwerk anders gegenüber zu stehen, muß man sich nicht nur ernsthaft der Kunst hingeben, sondern vor Allem kongenial empfinden, — und Das lernt sich eben so wenig aus Büchern wie in der Musik das Gehör. Mit eigenen Augen muß man sehen, um den Sinn für die Form zu bilden. Dazu muß man allerdings zunächst den Modewahn ablegen, als ob der Schaffende selbst ein Blinder sei, der nicht weiß, was er zu thun oder zu lassen hat, um seinen Eindrücken Gestalt zu verleihen. Gewöhnlich meinen Hinz und Kunz, Das ja viel besser zu wissen; und in der schroffsten Form darüber zu urtheilen, wie ein Kunstwerk eigentlich sein müßte, halten sehr Viele für unumgänglich, um als gebildet zu gelten. Freilich, wenn man Etwas nicht versteht, mag es schwer sein, sich einzugestehen, daß man selbst daran schuld sein könnte und nicht der Künstler, der in einem eigenartigen Werke vielleicht sein Bestes verschwenderisch gab.

Das that Beardsley. Er erhob sich über die Menge und sie erklärte ihn für verrückt. Die alte Geschichte, heute wie vor tausend Jahren. Anstatt ihm vorzuwerfen, daß seine Figuren zu kurz oder zu lang sind und daß Dies oder Jenes in der Wirklichkeit anders ist als in seiner Schöpfung, sollte man versuchen, seine Arbeiten als Ornament zu verstehen und die souveraine Willkür, mit der er menschliche und andere organische Formen behandelt, als Absicht zu begreifen. Wer aber durchaus kunstgeschichtliche Analogien haben will, erinnere sich romanischer und frühgothischer Arbeiten, die dank den drei Sternen, mit denen Lübke und andere Kunst-Bädeker sie aichten, ihren Weg sogar bis in die Salons reich gewordener Börsenherren gefunden haben. Daß Beardsley absichtlich auf die hergebrachten akademischen Formen verzichtete, um seiner ureigensten Empfindung Ausdruck zu geben, lehren seine Früharbeiten: „The procession of Joan of Arc“, „A Head“ und andere aus der Zeit, während deren Dauer er noch unter

dem Einfluß von Burne Jones stand. Wenn die nüchterne, eiskalte Art dieses Künstlers dem heißblütigen Zwanzigjährigen auf die Dauer möglich gewesen wäre: wie hätte er je die eminente Farbenwirkung in Schwarz-Weiß, die wir an seinen reifsten Arbeiten bewundern, erreicht? Wenn er sich mit schwülen Sinnen an der üppigen und überüppigen Fülle weißer, schwellender Frauenkörper berauschte oder mit aristokratischer Geschmacksverfeinerung nach dem reizvollsten Ausdruck schlanker, jungfräulicher Formen lechzte, brauchte er andere neue Mittel, um seine Eindrücke künstlerisch zu exteriorisiren. Er schuf sich diese Mittel und beschenkte uns mit jenen wundervollen Arbeiten, deren Einfluß auf die Kunst noch gar nicht abzusehen ist.

Thöricht wäre es, Einzelnes beschreiben zu wollen. Sind die Zeichnungen dem Leser bekannt, dann ist es überflüssig; sind sie ihm nicht bekannt, dann halte ich es für unmöglich, durch Beschreibung ein ausreichendes Bild von ihnen zu geben. Wer sich angezogen fühlt, Beardleys Werke näher kennen zu lernen, mache sich zunächst mit dem „Early work" und den zwei Bänden der „Fifty drawings" bekannt. Da findet man auch genaue Angaben über seine sämmtlichen Arbeiten, unter denen „The yellow book" und „Le morte Darthur" hervorragen. Ordentliche Leute können dort auch Geburt- und Todesanzeige und andere wissenswerthe Daten nachschlagen.

Professor Otto Eckmann.



Geldbewegung.

Es giebt Zeiten, in denen Geld knapp ist, ohne daß die Börse davon beeinflußt wird. Das ist augenblicklich der Fall: die Kassen der Privatleute leeren sich, die Banken sind aber um so abundanter. Wohin fließen die Einzahlungen auf sächsische und hessische Renten, auf die jungen Aktien der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft u. s. w.? Zunächst an die Emissionhäuser, und zwar für Staatspapiere gewöhnlich gleich zum vollen Betrage; die Emissionhäuser wollen keinen Tag Zinsen einbüßen und leihen die Summen an der Börse aus, weil das Geld da auf kurze Termine und dabei sicher angelegt werden kann, und so kommt es, daß der Spekulation Nahrung zugeführt wird, während die Bankwelt auf die künftige Gestaltung des Geldmarktes mit verstärkten Besorgnissen sieht. Die zehnfache Zeichnung der neuen Sachsen und die achtfache der neuen Hessen scheinen echter zu sein als ihrer Zeit die Anmeldungen auf Konsols und Reichsanleihe. Allein was nutzt die Klassirung der Staatspapiere, wenn dabei die Staatspapiere selbst deklassirt werden? Leider handelt es sich nur um Austauschgeschäfte am Fondsmarkt selbst; nicht frische Baarmittel kommen in Umlauf, sondern alte Effekten werden verkauft und mit dem Erlös neue angeschafft. Das ist nicht unbedenklich, da jeder Rückgang der älteren Anleihen stark beunruhigend wirken muß. In München führte kürzlich das Angebot von

51000 Mark dreiundeinhalbprozentiger Bayerischer Staats-Eisenbahn-Anleihe, die „bestens" zu verkaufen waren, zu einem Kurssturz von anderthalb Prozent. Freilich lag da vielleicht nur eine Nachlässigkeit des mit dem bestmöglichen Verkauf betrauten Kommissionhauses vor. Da man sich im Allgemeinen bei Realisirung von Staatspapieren prozentualer Rückgänge kaum versieht, so hätte eine schleunige Anfrage per Telephon oder Telegraph vielleicht die sofortige Aufklärung gebracht, daß die 51000 Mark des dreiundeinhalbprozentigen Papieres nun verkauft werden sollten, um vierprozentige Hessen zu zeichnen; und bei anderthalb Prozent Kursverlust hätte der Auftraggeber wohl lieber auf die ganze Transaktion verzichtet. Wo blieben aber die dortigen Banken, deren Interesse am Kurse doch einzugreifen gebot? Außer der Königlichen Hauptbank, die für etwa vierzig Millionen Mark Wechsel im Portefeuille zu haben pflegt, hat München die Bayerische Notenbank mit etwa zehn Millionen Mark Kapital und Reserven, die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank mit vierundvierzig Millionen, die Bayerische Vereinsbank mit vierundvierzig Millionen, die Süddeutsche Boden-Kreditbank mit sechsundzwanzig Millionen, die Bayerische Handelsbank mit vierundzwanzig Millionen und endlich die von der Breslauer Diskonto-Bank gegründete Bayerische Bank. Und keines von allen diesen Instituten intervenirte. Von der Notenbank war es wohl am Wenigsten zu verlangen, obgleich man ja auch der Reichsbank gelegentlich vorwirft, daß sie nicht als Käuferin für die sinkende Reichsanleihe eintritt. Wo würde schließlich auch das Vertrauen zu unseren Notenbanken bleiben, wenn sie sich auf solche Geschäfte einließen? Sind sie doch nicht, wie die anderen Institute, in der Lage, ruhig zu warten, bis die Kundschaft ihnen die Anlagewerthe wieder abnimmt. Dagegen, daß unsere dreiprozentigen Preußen noch nicht einmal auf 90 stehen, während zweiunddreiviertelprozentige englische Konsols mitten in der Transvaalhetze einen Kurs von 108 halten, ist die Reichsbank thatsächlich ohnmächtig. Mit dieser Kalamität muß sich das deutsche Kapital wohl oder übel abfinden und sie kann sich noch steigern, wenn weiter Industriepapiere Enttäuschungen bringen. Wandel kann da höchstens eine starke Vermehrung vierprozentiger Anleihen schaffen. Hessen, das noch vor Monatsfrist nur von einer dreiundeinhalbprozentigen Rente wissen wollte, und von den Städten Homburg, das für seine Zweimillionen-Anleihe aus dem Jahre 1898 die Konzession zu vier anstatt dreieinhalb Prozent erwirkte, haben sich inzwischen bekehrt. Soll unser Publikum seine unsicheren Anlagen rechtzeitig aufgeben, so muß ein einfaches Rechenexempel ergeben, daß die Industriewerthe — das Kurs- und Dividendenrisiko mitveranschlagt — weniger Zinsen bringen als die festen Anlagen. Damit dieses Rechenexempel aufgeht, ist aber ein höherer Zinstypus als der bisherige erforderlich. Einstweilen steckt immer noch ein beängstigend großer Theil deutscher Ersparnisse in Industrieaktien, die durch das Agio zu theuer geworden sind.

Selbst ohne daß tägliches Geld leichter geworden wäre, hätte das Provinzpublikum zwar immer noch Montanpapiere hochgehalten, allein normaler ist es doch, daß auch die eigentliche Spekulation wieder Muth gefaßt hat. Was über Eisen und Kohlen nach außen dringt, nimmt sich blendend genug aus und die hier früher erörterte Gefahr, daß unsere Industrie über kurz oder lang an der Grenze ihrer Leistungfähigkeit stehen könnte, wird nach wie vor ignorirt. Ein Beispiel für

viele: Unsere Hochöfen wünschen mit dem Kokssyndikat bis zum Jahr 1901 abzuschließen, und zwar die Tonne um drei Mark höher. Gewiß ein Zeichen, daß man die beste Hoffnungen auf das Geschäft der nächsten drei Jahre setzt. Aber warum wirft Niemand die Frage auf, ob der Mehrverbrauch an Koks bei weiter gesteigerter Nachfrage überhaupt völlig befriedigt werden kann? Und doch wäre diese Frage sehr angebracht, denn je mehr Hütten durch den Druck der Verhältnisse zu Eigenerwerb von Zechen getrieben werden, desto größere Quantitäten scheiden aus dem freien Verkehr aus. Ich erinnere an den Ankauf von „Friderica" und „Prinzregent" durch „Dannenbaum". Bisher ist die mächtige Koksproduktion dieser beiden Zechen von dem westfälischen Syndikat vertheilt worden; jetzt, nachdem die „Differdinger Hüttenwerke" durch das Mittel einer höchst komplizirten Kapitalsvermehrung „Dannenbaum" erworben haben, werden diese Koks von jenem luxemburger Hochofenwerk verbraucht werden. Luxemburg interessirt uns aber herzlich wenig, seine Zolleinheit mit dem Reich bereitet dem rheinischen Eisenmarkt eine schwere Konkurrenz und sein Konsum ist zu klein, um unseren Handel für die Beeinträchtigung unserer Industrie zu entschädigen. Zum Glück hat unser Kohlenverkaufsverein gezeigt, daß er den Aufkäufen von Zechen nicht gleichgiltig gegenübersteht. So hat er die Produktion der Zeche „Westphalia" und der Zeche „Hannibal" — die übrigens an Krupp übergeht — sequestriren lassen, weil sie vertragsmäßig zum Syndikat gehören und in Folge Dessen kein Recht auf die Vortheile der bloßen Hüttenzechen hätten. Man darf gespannt sein, wie dieser Streitfall entschieden werden wird, da das Urtheil ein Präjudiz schaffen soll. Alle Mitglieder des Syndikats haben im Centralbureau zu Essen in blanco indossirte Solawechsel für Kontraventionsfälle hinterlegt. Die Klägerin wird die Frage aufwerfen, wie ihre Ziele weiter erreicht werden können, wenn eine Zeche nach der anderen in den Besitz von Verbrauchern übergeht. Die Beklagten werden einwenden, daß das Syndikat nur zur Sicherung der Kohlenpreise dienen sollte und daß durch den Besitzwechsel nicht so wohl die Höhe der Preise als vielmehr nur die Ausdehnung des Marktes betroffen wird. Unsere Eisen- und Stahl-Industrie hat auch im Mai wieder mehr Roheisen vom Auslande erhalten und weniger dahin versandt. So lange das Inlandgeschäft in dieser Weise kaum zu Athem kommen kann, ist es unnöthig, sich vor einem Eindringen der amerikanischen Werke zu fürchten. Abgesehen davon, daß die Union ihren eigenen Bahnbedarf nicht einmal befriedigen kann, hat jetzt noch dazu Rußland dort für die sibirischen Bahnen je 90 000 Tons Stahlschienen für die nächsten zwei Jahre bestellt. Herr Witte hätte bei uns zwar billiger abschließen können, dann aber länger warten müssen und der Bau wird aus strategischen Gründen beschleunigt, wenn im Haag die Friedensschalmeien auch noch so einschmeichelnd geblasen werden.

Sehr überraschend wirkte die Kapitalsvermehrung der Schuckertgesellschaft um vierzehn Millionen, ja, selbst der Aufsichtrath war überrascht. Der Generaldirektor hat das ihm vorgesetzte und durch ihn reich gewordene Gremium freilich längst daran gewöhnt, seine Entschließungen als faits accomplis entgegenzunehmen. Was da von Nürnberg ausging, wurde unter Anderem mit einer Disharmonie zwischen dem Leiter der Schuckertgesellschaft und dem des Trustunternehmens motivirt, aber in Wirklichkeit interessirte man sich nur dafür, neues Geld heranzuziehen.

Pluto.



Notizbuch.

Das Schreckgespenst, das unter dem gruseligen Namen der Zuchthausvorlage seit fast zwei Jahren durch das deutsche Land spukte, ist nun, um die sonnige Johanniszeit, endlich in die kühle Gruft zurückgescheucht worden, der es, zu seinem und unserem Heil, niemals entschlüpfen durfte. Dem Entwurf, dessen Verkündung Jubelchöre und Zornhymnen empfingen, wurde im Reichstag sogar die sonst übliche Ehre der Bestattung in einer besonderen Kommission versagt: er wurde derb und deutlich von der Schwelle des Hohen Hauses gewiesen und nur schüchterne Klageseufzer eines winzigen Grüppleins Leidtragender schallten ihm nach. Der Vorgang ist nicht so bedeutunglos wie das Scheitern eines anderen Zufallsgesetzes. Mancherlei Lehren sind aus ihm zu ziehen. Die erste und wichtigste: daß Minister von ernstem Verantwortlichkeitgefühl den Monarchen nie schutzlos vor die Front der Nation treten und gesetzliche Maßregeln verheißen lassen sollten, deren Mißlingen ihn dann, dem jeder Tadel erspart bleiben müßte, einer persönlichen Niederlage auszusetzen scheint. Die zweite, nicht minder eindringlich zur Vorsicht mahnende: daß die eigentlich preußische Politik in allen die innere Ausgestaltung des Reiches berührenden Fragen bei den Bundesstaaten von Jahr zu Jahr stärkeren Widerständen begegnet. Und die dritte, erfreulichste: daß im Kreis der Besitzenden das soziale Verständniß beträchtlich gewachsen und die Gefahr als beseitigt anzusehen ist, der Versuch eines plumpen Eingriffes in den Kampf um das erworbene und das zu erwerbende Recht könne jemals noch zu einem flüchtigen Scheinerfolg führen. Diesen Lehren wird ein Mann von der Intelligenz und Lernfähigkeit des Grafen Posadowsky sich nicht verschließen. Man muß gerecht sein und sagen: Er hat das ihm aufgezwungene Adoptivkind geschickt vertheidigt, — mit der Resignation, die dem Skeptiker beim Anblick eines so gebrechlichen Wesens ziemt, und mit den verständigsten Argumenten, die er in der Literatur der Frühepoche der Sozialistenvernichtung fand. Jetzt aber hat sein heller Blick wohl erkannt, daß diesem starren Boden nichts Lebendiges mehr entblüht. Er gehört sicher nicht zu Denen, die noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzen. Und wenn es ihn schmerzt, daß die Regirung, die er auf wichtigem Posten vertritt, eine schwere Schlappe erlitten hat, so mag sein bürgerlich korrekt empfindendes Herz sich damit trösten, daß auch die Sozialdemokratie ihrer Wünsche Ziel, die Erfüllung des sogenannten oeynhäuser Programmes, nicht erreicht hat und für die nächsten Monate wenigstens nach menschlicher Voraussicht in die eintönige Langeweile der Alltagsagitation zurücksinken muß.

* * *

Sind die französischen Marxisten von des Schicksals Gunst mehr begnadet? Einer der Ihren, Liebknechts Freund Millerand, ist seit dem selben zweiundzwanzigsten Juni, der im Gedächtniß der Deutschen als Todestag der Zuchthausvorlage fortleben sollte, französischer Handelsminister. Er sitzt im Kabinet Waldeck-Rousseau neben dem Bayard à l'oreille fendue, dem fast siebenzigjährigen General Galliffet,

den die Sozialisten aller Länder tausendfach als „Communardenmörder“ verflucht haben, weil er in kritischer Stunde gegen die wüste Roheit alberner Aufrührer die Gewalt des Staates wirksam vertrat. Millerand und Galliffet als Kollegen: vielleicht ists nur ein Momentbild, das der kommende Tag schon zerstört, das jedenfalls aber an einem weithin sichtbaren Symbol die ganze Ohnmacht der Bourgeoisrepublik, ihre ganze Hilflosigkeit klar erkennen läßt. Vom Säbel, so hieß es immer, droht Marianne Lebensgefahr: nun verkriecht sie sich hinter den Säbel des Helden von Puebla. Gegen die Umsturzmänner, so lautete, namentlich unter Mélines langer Regirung, die Losung, müssen die Bürgerschaaren sich sammeln: nun sitzt ein Umsturzmann an wichtiger Stelle im Kabinet. Das ist für die Sozialdemokraten ein Triumph, denn es zeigt, deutlicher als das hamburgische Beispiel aus dem Cholerajahr, daß die Bourgeoisie sie in Nothfällen braucht. Ob aber die Erkenntniß, daß selbst Marxens begeisterte Jünger sich unter Umständen mit der bürgerlichen Gesellschaft abzufinden wissen, den Herren auf die Dauer Nutzen bringen wird? Der Pfad in die Decadence ist mit Kompromissen gepflastert, würden die Gelehrten der Vossischen Zeitung vor solchem Schauspiel sagen. Gleichgiltig ist es auch für uns nicht. Mauclairs Artikel wird die Leser der „Zukunft“ lehren, daß sich in Frankreich zwischen dem Proletariat und den geistig regsamsten Elementen eine Annäherung vollzieht, die zu ähnlichen Ergebnissen führen kann wie vor hundert Jahren die Annäherung des bis dahin privilegirten Adels an die Vorkämpfer freiheitlich demokratischer Ideale. Eine Etappe auf diesem Wege bedeutet auch Millerands Erhöhung auf einen Ministerstuhl. Soll das Deutsche Reich den traurigen Ruhm der äußersten Rückständigkeit auf sich laden? Und wollen die uns Regirenden als bequeme Verzögerer in der Geschichte fortleben, statt mit den lebendigen, schöpferischen Kräften der Zeit den Dauerbarkeit verbürgenden Bund zu flechten? Eine sozialdemokratische Excellenz ist bei uns einstweilen noch unmöglich; für besonnene Männer wie Molkenbuhr, Frohme, Legien und für manchen anderen Sozialisten wäre in unseren Reichsämtern aber leicht ein Platz zu schaffen, auf dem sie Nützliches leisten und in positiver Arbeit ihre Fähigkeiten verwenden könnten. Unsere Beamtenhierarchie braucht, um vor dem Welken bewahrt zu bleiben, frisches Blut. Und wenn Bismarck Bucher fing und Lassalle fangen wollte, dann sollten die Herren, die den Namen des Großen so gern im Munde führen, auf dem heutigen Punkt der Entwickelung doch nicht ängstlicher sein. Berthelot hat seinen Landsleuten einst das damals dunkel klingende Verheißungwort zugerufen: Le socialisme sera notre revanche! Wenn die in Deutschland Herrschenden sich an sozialer Einsicht selbst von französischen Advokaten überflügeln lassen, dann könnte diese Weissagung eines Tages schreckliche Wahrheit werden... Für solche Erwägungen scheint es in der deutschen Presse leider keinen Raum zu geben. In den paar Stunden, die das Interesse für Herrn Dreyfus ihnen frei läßt, preisen die Redakteure die unsterblichen Verdienste des vom Kaiser mit dem Grafentitel geschmückten Herrn von Bülow oder wettern gegen Herrn von Miquel, der plötzlich aller Uebel übler Vater sein soll, weil er zu glauben scheint, daß Preußens Zukunft nicht nur von dem Bau des Elbe-Rhein Kanals abhängt. Wann wird der Presseklub der Harmlosen vor die Schranken geladen werden?

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 8. Juli 1899.

Der Kaiser im Reichstag.

Herr Alfred Dreyfus, der nun wieder Artilleriehauptmann ist, sitzt, neben seinem früheren Inquisitor, dem Oberstlieutenant du Paty de Clam, im Militärgefängniß der guten Stadt Rennes und harrt hoffend auf den Tag des Gerichtes. Wie er bei der Landung in Lorient aussah, welche Farbe sein Haar, sein Hut und sein Anzug hatte, wie es um seinen Appetit und sein Nervensystem bestellt ist und welche Rührungstadien seine in Halbtrauer gekleidete Frau Lucie durchmachen mußte: Alldeutschland hat es, sammt der Minutenziffer, die dem Heimkehrenden die erste Thräne entfließen sah, pünktlich erfahren und könnte sich jetzt eine Weile vielleicht ohne Schnüfflerberichte über die bedauernswerthe Chauvinistenfamilie behelfen. Die belgischen Putsche, die Leopolds schwächliche Schergen schnell in Chamadenstimmung schreckten, haben dem Hundstagsbedürfniß der Reporter nicht den ersehnten Stoff geliefert; und von den Bestialitäten, die, unter der tönenden Devise Sempre avanti Savoia, von den im unglücklichen Lande der Römer Mächtigen skrupellos begangen werden, spricht unsere der italischen Schandherrschaft holde Presse nicht gern. Auch die tumultuarischen Roheiten, deren Schauplatz die Kohlenstadt Herne ein paar Tage lang war, konnten Verständigen nun wieder einmal beweisen, wie bedenklich das Vordrängen slavischer Arbeitermassen in den deutschen Westen ist und wie wundersam dunkel die Wege sind, auf denen das Material für die Zuchthausvorlage und deren etwa noch zu zeugende Geschwister gesucht wird. Und da, während ich schreibe, das Schicksal der preußischen Kanalvorlage noch nicht entschieden und die Wahrheit oder Unwahrheit des Gerüchtes, das eine in Preußen bevorstehende

Ministerkrisis ankündet, aus der Ferne nicht zu kontroliren ist, so bleibt in dem Wochenbuch der Chronika diesmal nur ein dem auf Holzpapiereindrücke angewiesenen Betrachter wichtig scheinender Vorgang: die Fälschung einer Rede des Reichstagspräsidenten.

Graf Ballestrem, der, als Vertrauensmann der numerisch stärksten und politisch gewandtesten Partei, dem Reichstag präsidirt, hat für seine Geschäftsführung den Grundsatz aufgestellt, Reden des Kaisers dürften, so lange ihre Form nicht amtlich beglaubigt ist, in der Debatte nicht erörtert werden. An diesen Grundsatz erinnerte er, als bei der ersten und hoffentlich letzten Berathung der Zuchthausvorlage der Abgeordnete Roesicke, der Bruder des Agrarierführers, über die oeynhäuser Rede des Kaisers zu sprechen begann. Herr Roesicke ist ein modern empfindender, gescheiter Industriekapitän ohne Scheuklappen und Patriarchenbeschränktheit; der König von Saarabien, der sich zum Heiland der sozialistisch verseuchten Welt berufen wähnt, haßt ihn fast mehr noch als den Apostaten von Herrnsheim, — und dieser grimme Zorn ist für einen Industriellen heutzutage eben so ehrenvoll wie für einen Publizisten der Haß der im Dienst der Schwarzen Kunst auf Meinungplantagen frohndenden Kulischaar: der dessauer Abgeordnete war gegen die Rüge gewappnet. Er wies auf eine Nummer des Reichs- und Staatsanzeigers, in der die oeynhäuser Rede veröffentlicht worden war, und nahm, unter Berufung auf den früheren Standpunkt des Präsidenten, das Recht in Anspruch, diese Rede in den Kreis seiner Erörterungen zu ziehen. Graf Ballestrem fand diese Auffassung korrekt; er sagte ungefähr — am Strande der Weichsel kann ich den Wortlaut nicht leicht feststellen —, da die Rede offiziell mitgetheilt sei, dürfe sie auch im Reichstag besprochen werden. Als aber das gedruckte Sitzungstenogramm erschien, las man staunend, der Präsident habe hinzugefügt, die Besprechung sei nur statthaft, wenn die Rede im amtlichen Theil des Reichsanzeigers gestanden habe. Gilt dieser Grundsatz, dann ist, da die Reden des Monarchen beinahe niemals im amtlichen Theil des Reichsanzeigers gedruckt werden, jede parlamentarische Erörterung kaiserlicher Aussprüche unmöglich gemacht. Hatte der schlesische Graf, der eben erst den Uebergriff des durch das warnende Boetticherbeispiel geschreckten grauen Bureaukraten Brefeld so fein und wirksam zurückwies, sich nun doch dem Flehen der Excellenzen gebeugt und ein Grundrecht der seiner Hut anvertrauten Körperschaft lässig geopfert? Er sagte laut und deutlich: Nein; ich habe den seltsamen Satz weder gesprochen noch dem Stenogramm zugefügt; er ist im Bureau des Reichstages ohne mein Wissen ein-

geflickt worden. Da Graf Ballestrem nie einer unehrenhaften Handlung schuldig erkannt wurde, darf man nicht glauben, er habe ein häßliches Doppelspiel getrieben, zuerst den Versuch einer den Machthabern wohlgefälligen Abschwächung seiner Worte gewagt und dann, als das Entrüstungstürmchen losbrach, die Schuld behend auf den geringeren Mann geworfen. Wir haben also mit einer im Reichtstagsbureau verübten groben Fälschung zu rechnen. Irgend ein magerer Sündenbock, den die Suchenden wohl flink finden werden, wird dafür büßen müssen. Wer aber, nach altem Kriminalistenbrauch, fragt, cui bono die Fälschung geleistet wurde, Der wird nicht lange von Zweifeln über die Ursprungsregion des Frevels geplagt werden.

Wider den annoch unentdeckten Instigator des Fälschers ist mit löblichem Eifer gewettert worden. Aber mit einem Verfahren gegen Unbekannt darf die Sache nicht abgethan scheinen. Daß sie möglich würde, daß ein feiger Lakai sich erfrechen konnte, dem Reichstagspräsidenten den Text zu verbessern, um die letzten Reste männlichen Muthes aus dem Parlament zu kastriren: darüber wird kein unbefangener, ungeblendeter Beobachter unserer Zustände sich heute noch wundern. Der Begriff der Unmöglichkeit ist aus der deutschen Politik längst getilgt; und namentlich in der höfischen Sphäre kann das gestern noch Unwahrscheinlichste schon morgen Ereigniß werden. In einer Zeit, wo preußische Minister sich nicht gescheut haben, dem bedrängten Herrn von Boetticher mit dem denkwürdigen Attest beizuspringen und, als es in Schnitzel zerfetzt war, mit ehrbarer Miene zu schweigen, — in einer Zeit, wo Abgeordnete, ohne den leisesten Widerspruch zu wecken, über den Versuch amtlicher Beeinflussung ihres Votums klagen können, wo die der Hofpolitik ernsthaft und anständig Opponirenden wirthschaftlich boykottirt, gerichtlich denunzirt und, wenn es irgend angeht, eingesperrt und in ihrem Lebenscentrum getroffen werden, — in einer solchen Zeit, die, trotz Kiautschou und dem Karolinenquark, die schreckenden Züge caesarischer Niedergangsepochen trägt, kann aus dem Gesinde leicht Einer glauben, der Zweck, den Monarchen vor kritischer Anfechtung zu schützen, heilige sogar das unsaubere Mittel der Fälschung. Und es wäre nur ein niedlicher Witz, wenn unter dieser Taktik, die Naive für eine jesuitische Erfindung halten, jetzt ein Bewunderer und Vorkämpfer des Jesuitenordens zu leiden hätte. Sehr viel ernster und beträchtlicher ist aber die Frage, ob der vom Grafen Ballestrem wirklich verkündete Grundsatz heute noch haltbar ist, ob es sich also empfiehlt, den Brauch zu bewahren, der das Thun und Reden des Monarchen, so weit es nicht durch amtliche Beglaubigung gedeckt ist, aus dem Bereich der parlamentarischen Redefreiheit scheidet.

Dieser Brauch streckt seine tiefsten Wurzeln bis in die mythische Zeit, da Jahwe seinen Diener Samuel vor dem von Israel ersehnten König mit den Drohworten warnen ließ: „Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen und zu den Reitern, die vor seinem Wagen hertraben; und zu Hauptleuten über Tausend und über Fünfzig; und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen; und zu Schnittern in seiner Ernte; und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinen Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Und Eure Knechte und Mägde und Eure feinsten Jünglinge und Eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von Eurer Saat, Euren Weinbergen und Heerden wird er den Zehnten nehmen und Ihr müsset seine Knechte sein." Von einem König, dessen Regiment so gefürchtet, dessen grause, durch keine Schranken abgegrenzte Gewalt von den Zitternden so empfunden wurde, sprach man nicht gern. Wie das blind waltende, blind wüthende Verhängniß hockte er unter dem güldenen Reif, einsam und unnahbar auf steiler Höhe, deren Unterschicht der Schrecken dräuend beschirmte. Sein Name ward niemals genannt. Schon beim Erinnern an ihn senkten sich alle Häupter und die bleiche Lippe raunte betend fromme Sprüche. Diese mystische Auffassung des Königthumes währte recht lange, bis weit in die modern genannte Epoche hinein; mit Karl Stuart und Ludwig Capet ist sie ins Grab gesunken und spukt nur noch durch asiatische Despotien. In Europa entschloß man sich, da der durch Hinrichtung oder Meuchelmord gemilderte Absolutismus dem Bedürfniß nicht mehr entsprach, zu dem Versuch, die Monarchie durch ein festes Gitter vor den schädlichen Trieben schlechter Monarchen zu schützen. Damit der König nicht fürder mehr Unrecht thun könne, wurde ihm die Möglichkeit genommen, ohne die Hilfe seiner dem Volke verantwortlichen Minister überhaupt Etwas zu thun. Er mußte sich bemühen, für die Durchführung seiner persönlichen Pläne die Minister zu stimmen, und hatte, wenn dieses Mühen mißlang, nur das Recht, andere Männer in den Rath zu rufen und bei ihnen aufs Neue sein Heil zu versuchen. So blieb er, wie im Felde dem Kugelregen, den Pfeilen und Schleudern der Redner und Schreiber entrückt und konnte, als ein ungefährdet und unparteiisch Thronender, in stetiger Ruhe das Wohl des Landes verwesen; und so entstand der oft falsch gedeutete Satz, ein König könne nicht Unrecht thun. Dieses Verhältniß zwischen Fürst und Nation, das fromme Briten in den Tagen der Stuarts auf den theokratischen Begriff des Vertrauens gründen wollten, beruhte in der gemeinen

Wirklichkeit auf einem Vertrag, der beiden Kontrahenten Rechte und Pflichten vorschrieb. Der König verpflichtete sich, den fest umhegten Kreis seiner Privilegien nicht zu durchbrechen und nie auch nur oratorisch von der stolzen Höhe herabzusteigen, die ihm jetzt nicht mehr von einem geheimnißvollen Gott, sondern von einem sichtbar wimmelnden Volk eingeräumt war. Und dieses Volk verpflichtete sich, den König in seiner geschäftigen Einsamkeit nicht zu belästigen, den Privatmann seinem Geschmack und seiner Neigung folgen zu lassen und die Kritik politischer Vorgänge nicht gegen den unverantwortlichen Repräsentanten des Reiches, sondern gegen dessen verantwortliche Rathgeber zu richten. Dabei galt als Voraussetzung, daß diese Rathgeber Männer von eigenem Willen und starker Ueberzeugung seien, die nie, um sich dem Regenten gefällig zu zeigen, von dem ihnen richtig scheinenden Weg auch nur um eines Schrittes Breite abweichen und in dem Augenblick von ihrem Polsterstuhl steigen würden, wo es ihrem Gewissen nicht mehr möglich wäre, dem Planen des Monarchen ihre schützende Unterschrift zu leihen.

Ist der Beweis nöthig, daß diesem Verfassungideal der im Deutschen Reich herrschende Zustand schon längst nicht mehr entspricht? Glaubt etwa ein Erwachsener, daß die Entlassung Bismarcks, die Verkürzung der Dienstzeit, das Streben, Frankreichs Freundschaft zu gewinnen, die Turkophilie, die Festlegung des deutschen Ansehens auf der russisch britischen Reibefläche, die Sozialisten-, Polen-, Welfen- und Samoa-Politik, daß von der Marinemehrung bis zur Einführung der rothen Offizierhandschuhe und der Capes irgend eine wichtigere Maßregel nicht der persönlichsten Initiative des Kaisers entstammt? Und giebt es irgend ein Gebiet menschlicher Bethätigung, über das Wilhelm der Zweite nicht schon seine Ansicht ausgesprochen, auf dem er das Ziel seines Wünschens nicht schon gezeigt hätte? Das mag den Einen erfreulich, den Anderen bedenklich dünken: in einer mündigen Volkheit kann Keiner Denen, die berufen sind oder sich berufen wähnen, für das Gemeinwesen zu wirken, das Recht bestreiten, auf so lebhafte und vielfache Regungen des Reichsvertreters zu reagiren. So lange es ihm gelingt, seine Wünsche in Gesetzentwürfen niederzulegen, für die Kanzler und Minister die Verantwortung tragen, muß man sich an diese berathenen Berather halten, — und über deren Willensstärke und Selbständigkeit sich im Stillen Gedanken zu machen, ist sogar in Deutschland keinem Bürger verwehrt. Tritt aber der Monarch persönlich hervor, stellt er sich, in rühmender oder tadelnder, anfeuernder oder zürnender Rede, auf den Standpunkt einer Partei, Klasse, Gruppe oder Genossenschaft, dann muß solcher Rede, die doch kein

ins Leere verhallender Monolog sein soll, auch die Gegenrede folgen, die anregende, das Licht von mehr als einer Seite zulassende Diskussion. Und da unsere Preßfreiheit nur auf dem Papier steht, da man, ohne Gefahr für Leib und Leben, das Empfinden der ernsten Monarchisten nicht mehr in vernehmbare Worte fassen darf, so giebt es für solche Diskussion nur noch eine sichere Stätte: den staatsanwaltlichem Eifer verriegelten Reichstagssaal. Dort darf, dort muß über die zahlreichen Reden des Kaisers gesprochen werden, wenn die Debatte nicht in die albernste Heuchelei hinabsinken soll. Wer — um nur Tagesfragen zu berühren — die Genesis der Zuchthausvorlage und des Rhein-Elbe-Kanalplanes beleuchten will, Der muß, wenn er nicht Lügen stammeln soll, aussprechen dürfen, daß kein Minister und kein Staatssekretär an diese ungewöhnlich wichtigen Gesetzentwürfe dachte, bis der Kaiser ihre Ausarbeitung befahl. Wäre die hastige Lauheit, womit sie im Parlament vertreten wurden, sonst zu erklären?

... Herr Alfred Dreyfus sitzt im Militärgefängniß der guten Stadt Rennes und Alldeutschland hätte ein paar Wochen Zeit, an seine eigene Affaire zu denken, in der ja auch schon mit Fälscherkünsten gewirthschaftet wird. Graf Ballestrem, der als Reichstagspräsident Gewandtheit, Muth und Humor gezeigt hat, verkennt seine Aufgabe, wenn er annimmt, er müsse der Kritik kaiserlicher Reden noch engere Schranken ziehen. Die Sorge dafür, daß der Text solcher Reden richtig mitgetheilt wird, ist Sache des Kanzlers. Sind die Reden einmal bekannt, dann müssen sie auch in den parlamentarisch üblichen Formen erörtert werden; sie, gleich schamhaft zu bergenden Unvorsichtigkeiten, totschweigen, hieße, den gekrönten Redner herabsetzen. Wer den in stiller Verborgenheit bewährtem Rath folgenden ersten Kaiser muthwillig in die Debatte zog, Der machte sich einer Taktlosigkeit, der schlimmsten Kulturtotsünde, schuldig. Wer die Reden Wilhelms des Zweiten unbeantwortet wissen will, Der beweist, daß er das politische Leben eines großen Reiches mit dem Regattalärm der Kieler Woche verwechselt und den Wunsch hegt, das Wahrheit kündende Echo kaiserlicher Reden nicht in das Ohr des Monarchen dringen zu lassen.



Eine kleine Inventur.

Die Entwickelung schreitet schnell und das Aussehen der Welt ändert sich täglich. Das nöthigt dazu, von Zeit zu Zeit die aufgestapelten Lehrsätze und Thatsachenverzeichnisse zu revidiren und festzustellen, was davon noch gilt, was unhaltbar geworden, was neu hinzugetreten ist. Wenn ich eine solche Inventur auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete in einer Zeitschrift vorzunehmen versuche, so versteht es sich von selbst, daß ich mich auf die allerhauptsächlichsten Hauptsachen beschränken muß und nur ein dürres Gerippe liefern kann; wer meine Schriften gelesen hat, wird es aus seiner Erinnerung mit Fleisch und Blut bekleiden.

Die wichtigsten der Erkenntnisse, die uns die nationalökonomische Forschung von Adam Smith bis auf Marx und Rodbertus hinterlassen hat, beziehen sich auf den Tauschwerth, auf die Krisen und auf den Kapitalbegriff. Von allen den Tausch- oder Verkehrswerth bildenden Faktoren ist die Arbeit der wichtigste. Daraus folgt, daß die fortschreitende Technik die Waaren durch Arbeitersparniß fortwährend entwerthen, wohlfeiler machen muß, wie sie es ja zur Freude aller Konsumenten und zum Jammer aller Produzenten wirklich thut. Nur die nicht beliebig vermehrbaren Waaren machen eine Ausnahme von dem Gesetz, daß der Preis der Waaren, so weit nicht Monopole störend eingreifen, mit dem zu ihrer Erzeugung erforderlichen Arbeitquantum steigt und sinkt; und jene Waaren, wie Qualitätweine und Gemälde alter Meister, sind keine Gegenstände des Massenbedarfes. Daraus folgt, daß die Befriedigung dieses Bedarfes immer leichter wird und daß die Utopien der Sozialisten, von der technischen Seite gesehen, keine Utopien sind. Wenn ein Gegner des Sozialismus einwendet: „Das Leben ist mir durch billigere Nähnadeln und Dergleichen nicht wesentlich leichter geworden“, so hat er damit freilich Recht, weil den Erleichterungen Erschwerungen gegenüberstehen, die aus unserer Gesellschaftordnung entspringen; wenn z. B. der Gehalt eines Beamten verdoppelt wird und zugleich der Waarenpreis auf die Hälfte herunter geht, das Realeinkommen des Mannes also auf das Vierfache steigt, so zwingt ihn die Rücksicht auf das Standesgemäße, sechsmal mehr Aufwand zu machen, als er früher machte — wenigstens bildet er sich Das ein —, und er ist übler dran als vor der Gehaltserhöhung. Aber jener Antisozialist hat Unrecht, wenn er fortfährt: „Wüßte die Maschine zehn Metzen Korn, wo früher eine wuchs, und fünf Stück Vieh, wo wir früher eins aufgezogen haben, aus dem Boden zu stampfen, dann allerdings stünde es anders.“ Zwar nicht zehn, aber zwei bis drei Metzen gewinnt heute die rationelle Landwirthschaft dem Boden ab, wo einst nur eine wuchs; würden

Deutsche die Herren des russischen Bodens, so würden sie ihm das Zehnfache seines heutigen Ertrages abgewinnen und die Russen hätten als Knechte der Deutschen keine Hungersnoth mehr zu erdulden; und kann auch die Maschine weder Korn noch Vieh aus dem Boden stampfen, so schafft sie uns dafür das in entfernten Agrarländern gewachsene Korn und Vieh wohlfeil herbei. Die Klagen der Agrarier aller Kulturstaaten beweisen, daß von dieser Seite her der Verwirklichung der Utopie kein Hinderniß im Wege steht.

Was hindert, Das ist die kapitalistische Produktionordnung, die den Reichthum zur Quelle der Noth macht und die Gesellschaft aus einer Krise in die andere schleudert. Wenn unmittelbar für den Verbrauch, zur Befriedigung der Bedürfnisse der Produzenten, produzirt würde, wie es in der antiken Oikenwirthschaft und auf dem mittelalterlichen Großgut geschah, so würde jeder Fortschritt der Technik alle an der Produktion Betheiligten bereichern, denn alle würden um weniger Arbeit eine größere Menge von Gütern haben; und, sagt der alte Adam Smith, so viel oder so wenig Güter ein Mensch, eine Nation zu verbrauchen hat, so reich oder so arm ist er oder sie. Wären alle Güter ohne Arbeit zu haben, wie jetzt noch an den meisten — nicht an allen — Orten die Luft, wären sie also nach dem Sprachgebrauch unserer geldwirthschaftlichen Tauschgesellschaft völlig entwerthet, werthlos, so wäre die Menschheit unendlich reich. Nun aber produzirt bei uns der Tuchweber das Tuch nicht, um es selbst zu tragen, er produzirt es auch nicht, um Andere damit zu kleiden — geschieht Das, so ist es ein für ihn ganz gleichgiltiger, nebensächlicher Erfolg —, sondern er produzirt es, um Geld daraus zu lösen, und erst mit diesem Gelde verschafft er sich die Waaren, die er selbst braucht. Ob das Tuch, das er verkauft, wirklich verbraucht wird, ob vielleicht Uniformen daraus gemacht werden, die in irgend einem Depot für einen zukünftigen Krieg aufbewahrt und von Mäusen gefressen werden, ob die Ballen beim Transport ins Wasser fallen und auf dem Meeresgrunde liegen bleiben: Das ist ihm, wenn er nur sein Geld kriegt, ganz gleichgiltig. Nur insofern interessirt ihn die Bedürfnißbefriedigung im Allgemeinen, als, wenn nicht überhaupt Tuch getragen würde, auch das Tuch, das er produzirt, nicht gekauft werden würde. Da aber Jeder nicht für seinen und der Seinigen Bedarf, sondern für den Markt produzirt, wird dadurch Jeder mit Jedem in einen unlöslichen Interessenkonflikt verwickelt. Jeder Produzent muß wünschen, daß die Waare, die er selbst produzirt, hoch im Preise stehe, zugleich aber, daß alle die anderen Waaren, die er als Konsument kaufen muß, wohlfeil seien; sinken diese anderen Waaren auf die Hälfte ihres Preises, so bedeutet Das die Verdoppelung seines Einkommens, während jeder Preisfall seines Produktes sein Einkommen vermindert. Aber während er wünschen muß, daß dieses

Produkt auf dem Markte seinen Preis behalte oder noch im Preise steige, muß er zugleich wünschen, den Theil davon, den er selbst produzirt, mit verbesserter Technik, also mit weniger Arbeit, d. h. wohlfeiler, herstellen zu können. Das gelingt ihm vielleicht und er vermag sich durch ein Patent das Monopol dieses Vortheils eine Weile zu sichern; sobald aber der Vortheil Gemeingut aller Tuchfabrikanten wird, wird nicht nur sein Tuch für ihn, sondern alles Tuch für den Markt wohlfeil und der Vortheil schlägt für ihn wie für alle seine Produktiongenossen in Nachtheil um. Den durch Preisfall erlittenen Verlust sucht Jeder durch Steigerung der Produktion einzubringen; dadurch steigert er aber nur den Preisdruck, der zu weiterer Anspannung des technischen Raffinements und der Produktionvermehrung spornt, bis der Markt übersättigt und der Krach da ist. So arbeiten die Produzenten jeder Art mit fieberhafter Hast an ihrem eigenen Ruin; auffälligstes Beispiel: die deutschen Zuckersieder. Endlich muß jeder Fabrikant sich selbst bedürfnißlose Arbeiter wünschen, damit sie, mit geringem Lohn zufrieden, ihm einen großen Reingewinn lassen, die Arbeiterschaft im Allgemeinen aber muß er so begehrlich und anspruchsvoll wie möglich wünschen, damit sie Lohnerhöhungen durchsetze und durch massenhafte Nachfrage nach seinen Fabrikaten deren Preis in die Höhe treiben. Haben sich die Fabrikanten eines Produktionzweiges auf den Export eingerichtet, dann wünschen sie, daß alle inländischen Arbeiter bedürfnißlos, alle ausländischen begehrlich seien. Da sie aber an den Einfluß der ausländischen Arbeiterbewegungen auf die inländische Arbeiterschaft denken, wünschen sie Das auch wieder nicht. Kurzum, sie wissen gar nicht mehr, was sie wünschen oder nicht wünschen sollen; denn sie mögen thun oder lassen, was sie wollen: es droht ihnen davon Verderben. Und weil nun jeder technische Fortschritt, jede Vervollkommnung der Produktion und jede Verkehrserleichterung eine Anzahl von Produzenten mit Schädigung, ja, mit dem Untergange bedroht, krönt sich dieser Rattenkönig von Widersprüchen mit dem Universalwiderspruch, daß dem fieberhaften Fortschrittseifer ein nicht minder fieberhafter Hemmungeifer entgegentritt, wie wir es täglich an tausend Fällen und jetzt eben wieder an einem recht großen Falle, am Streite um den Mittellandkanal, sehen. Jede Vermehrung der Gütermasse und jede Erleichterung des Gütertransportes, d. h. also jede Vermehrung des Nationalreichthumes, des wirklichen, des Realreichthumes, wird von Tausenden als ein Unglück bejammert; „die Entwickelungformen der Produktivkräfte sind in Fesseln der Produktion umgeschlagen“. Ehemals unternahm man Kriege, um den Unterjochten ihre Güter zu rauben und sie zu zwingen, für die Eroberer zu arbeiten. Das war nicht schön, aber man kann nicht sagen, daß die Eroberer thöricht gehandelt hätten. Heute würde man, wenn es nicht gar zu gefährlich wäre, Kriege führen, um das Ein-

strömen von Gütern ins eigene Land zu hemmen und die Besiegten mit den eigenen Produkten zu beschenken. Die Deutschen würden am Liebsten die Vereinigten Staaten bekriegen, um sie zu zwingen, unseren Zucker, unsere Maschinen, unsere Farben, unsere Strümpfe und Mäntel zu einem wohlfeilen Preise anzunehmen und ihren Weizen im Lande zu behalten, und die Amerikaner würden gern mit uns Krieg führen, um uns mit wohlfeilem Kuchenmehl zu beschenken und uns zu zwingen, unseren Zucker selbst zu essen und auf die Produktion überschüssiger Maschinen, Farben, Strümpfe und Mäntel zu verzichten. Das heißt also: jeder der heutigen Kulturstaaten sträubt sich gegen die Bereicherung, die ihm die übrigen Staaten aufdrängen, ist dagegen bereit, seine eigene Bevölkerung im Dienste der anderen Staaten Sklavenarbeit verrichten zu lassen, und würde, wenn es nicht zu gefährlich wäre, zur Abwehr der Bereicherung und, um die Erlaubniß zur Verrichtung von Sklavenarbeit durchzusetzen, sogar Krieg anfangen. Man mag eine Zeitung zur Hand nehmen, welche man will, so findet man als Hauptinhalt der Politik nichts Anderes als die Berathung von Maßregeln zur Erschwerung der Produktion. Natürlich der Produktion Anderer; aber es giebt weder einen Einen noch einen Anderen mehr, dem nicht irgend welche Konkurrenten das Handwerk zu legen bemüht wären.

Wären wir bei den Produktionformen der alten und der mittleren Zeiten stehen geblieben, so würden wir uns in diese Widersprüche nicht verwickelt haben. Aber auch das Glück wäre uns nicht zu Theil geworden, daß der technische Fortschritt, ungehemmt durch Interessenkonflikte, Alle ohne Ausnahme mit Reichthum überschüttet hätte; denn dieser Fortschritt würde gar nicht eingetreten sein. Wir würden noch bei unverglasten Fenstern und rauchenden Kaminen und beim Licht einer Oellampe oder eines Kienspahnes Werg spinnen und mit urväterlich ungeschickten Werkzeugen mühsam einen spärlichen Hausrath anfertigen und würden nach jeder Mißernte eine Hungersnoth erleiden. Die Arbeitstheilung, die kapitalistische Produktionweise und die Konkurrenz waren nothwendig, den Fortschritt in Gang zu bringen. Wenn nun die Sozialisten daraus, daß jetzt die Förderungmittel der Produktivität in Fesseln der Produktion umgeschlagen sind, den Schluß ziehen, die Zeit der kapitalistischen Produktionweise sei vorüber, so ist dieser Schluß zwar voreilig; aus den üblen Wirkungen einer Institution folgt niemals, daß diese Institution sich überlebt habe; wäre Das wahr, so hätten wir schon seit dreitausend Jahren keinen Staat und seit siebenzehnhundert Jahren keine Kirche mehr. Aber die sozialistischen Nationalökonomen haben sich erstens das Verdienst erworben, die wahre Quelle der Uebel aufgedeckt und dadurch Allen, die sehen wollen, unnütze Kurpfuscherarbeit erspart zu haben, und zweitens, das Schema entworfen zu haben, nach dem wenigstens lokale und partielle Heilungversuche mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden können.

Da ist nun namentlich die Klärung des Kapitalbegriffes wichtig. Daß Kapital, d. h. ein Vorrath von Arbeitwerkzeugen und Materialien, zur Produktion nöthig ist, leugnet kein Sozialist. Daß dieses Kapital immer nur durch Arbeit und niemals durch Sparen entsteht, hat Rodbertus unwiderleglich bewiesen. Was man aber gewöhnlich Kapital nennt, den privaten Kapitalbesitz: Das ist nicht unbedingt nothwendig zur Erzeugung des Realkapitales und der Einkommengüter, zu deren Herstellung die Arbeitwerkzeuge und Materialien dienen. Dieses in Geld und Werthpapieren bestehende und im Privatbesitz befindliche Kapital ist nicht ein Ding, sondern nur ein Recht, auf Güter im Gesammtgeldwerthe der fraglichen Summen Beschlag zu legen. Benutzt nun der Kapitalist dieses Recht zum Ankauf von Werkzeugen und Materialien und zur Dingung von Arbeitern oder überläßt er dieses Recht, statt selbst Unternehmer zu werden, einem anderen Unternehmer gegen Zins, so stellt er allerdings sein Recht in den Dienst der Nationalproduktion. Aber diese Form der Produktion ist nicht die einzig denkbare. Der mittelalterliche Großgutsbesitzer hat nicht durch Vermittelung von Geld, sondern nur durch sein Herrenrecht und seinen Willen die Arbeiter seiner Domäne organisirt, so daß die Einen den Acker bestellt und Vieh gezüchtet, Andere ihm sein Wohnhaus und die Hütten der Arbeiter gebaut, noch Andere die Kleider, Geräthe und Werkzeuge hergestellt haben, — aus den Materialien natürlich, die auf seinem Grund und Boden wuchsen. Aber auch die Form der Herrschaft eines Mannes über Hörige ist nicht unbedingt nothwendig, wenn die Privatkapitalisten als Organisatoren der Produktion abgelehnt werden. Will eine Bauerngemeinde die Dorfstraße bauen, so bedarf sie dazu nicht nothwendig eines Privatkapitalisten als Bauunternehmers. Sie kann von einem straßenbauverständigen Gemeindemitgliede den Plan entwerfen lassen, ihren eigenen Steinbrüchen und Sandgruben das Material entnehmen und die Arbeit eigenhändig ausführen in Gruppen, die einander ablösen. Ganz eben so kann eine Stadtgemeinde — und es geschieht mehr und mehr — ihre Straßenpflasterung, Wasserversorgung, Kanalisation, elektrische oder Gasbeleuchtung, Straßenbahnen in eigener Regie ausführen und betreiben, ohne eines Privatkapitalisten oder eines Konsortiums von Kapitalisten, einer Aktiengesellschaft, zu bedürfen. Nicht minder kann der Staat die Eisenbahnen, die Werkstätten für den Lokomotiv- und Wagenbau, den Schiffsbau, die Bergwerke in eigenen Betrieb nehmen. Je größer und verwickelter solche Betriebe werden, desto schwieriger wird es, ihren genossenschaftlichen Charakter so rein zu wahren, wie Das beim Bau einer Dorfstraße möglich ist, desto stärker wird die Mischung des sozialistischen Systems mit dem privatkapitalistischen, indem eine Stadt zum Beispiel, die eine Gasanstalt anlegt, die Röhren aus einer in Privatbesitz befindlichen Fabrik be-

zieht. Aber insofern bedeuten alle solche kommunal- und staatssozialistischen Einrichtungen eine Annäherung an das sozialistische Ideal, als sie wenigstens einige privatkapitalistische Unternehmer ausschalten, den wirklich produktiven Klassen jenen Theil ihres Einkommens erhalten, der sonst in Gestalt von Kapitalgewinn unproduktiven Aktionären zufließen würde, und dem auf Vernichtung der einen Partei abzielenden Kampf zwischen konkurrirenden Unternehmern, z. B. Eisenbahngesellschaften, ein Ende machen. Das Ideal: eine jeden Interessenkonflikt ausschließende sozialistische Weltproduktion und Welt-Gütervertheilung, wird niemals erreicht werden; aber die Uebel theilweise und stellenweise zu heilen, wird um so besser gelingen, je klarer und allgemeiner erkannt wird, daß das Privatkapital kein Ding, sondern nur ein Recht oder ein Komplex von Rechten, der Privatkapitalist aber nur ein Vermittler und Organisator ist, dessen Funktionen in älteren Zeiten von Grundherren und von despotischen Staatsoberhäuptern ausgeübt worden sind, heute aber mehr und mehr von Genossenschaften, Gemeinden und Staaten übernommen werden.

Das wären die wichtigsten Ergebnisse der national-ökonomischen Forschung, die von Theoretikern wie von Praktikern als feststehende und nicht zu umgehende Grundlage für den Weiterbau angenommen werden müssen. Als unhaltbar haben sich mehrere spezifisch marxische Ansichten erwiesen, deren wichtigste die materialistische Geschichtkonstruktion, die Mehrwerthlehre und endlich die Katastrophentheorie sind. Die Ideen der Politik und Religion, des Rechtes, der Kunst, Wissenschaft und Philosophie als ideologische Formen zu betrachten, in denen sich die Menschen ökonomischer Verhältnisse oder Widersprüche bewußt werden, ist eine so offenbare Thorheit, daß es sich nicht lohnt, dabei zu verweilen. Die sittlichen, die ästhetischen, die religiösen Ideen sind ein Urbesitz der Menschheit und so wirklich und wirksam wie die arbeitenden Hände; die soziale Struktur und die ökonomische Stufe einer Gesellschaft hat auf diese Ideen gar keinen Einfluß; auf ihre Verwirklichung nur insofern, als dazu in einem gewissen Grade materielle Mittel gehören; ein armes Volk kann sich natürlich keinen Luxus erlauben und ist daher in der Ausübung der bildenden Künste beschränkt; aber durch alle Reichthums- und Armuthstadien und durch allen Wandel der Produktionformen hindurch ist das ästhetische Ideal der europäischen Menschheit unverändert geblieben und kein Europäer irgend einer Zeit seit Homer würde eine chinesische Fratze einem Apollo vorgezogen haben. Enger als mit diesen drei Gebieten ist die Nationalökonomie mit Politik und Recht verflochten. Als wahrer Kern der marxischen Theorie bleibt daher nur die Thatsache übrig, daß die Politik im höheren Grade von den wirthschaftlichen Zuständen abhängt, als man vor Marx gewöhnlich geglaubt hat, und daß die wirthschaftlichen Zustände Vor-

urtheile erzeugen, von denen sich ein Theil der Juristen und der Staatsmänner beherrschen läßt. So bilden sich viele von ihnen heute ein, der jetzige, auf die kapitalistische Produktionform gegründete Staats- und Gesellschaftzustand sei etwas Ewiges, Natürliches, Göttliches, daher Unantastbares und Unveränderliches, und jeder Versuch einer Aenderung, ja schon jede Kritik dieses Zustandes sei ein Verbrechen.

Marxens Mehrwerththeorie ist eben so falsch wie werthlos. Daß der Unternehmer einen Theil Dessen beansprucht, was die Arbeiter dem Rohmaterial an Werth zusetzen, ist ganz selbstverständlich; sonst würde kein Kapitalist der Narr sein, sich mit einer Fabrik oder einem Handelsunternehmen herumzuärgern oder abzuängstigen, sondern er würde ruhig und sorgenfrei als Rentner leben. Dann aber fehlt sehr viel daran, daß der Unternehmer den ganzen Mehrwerth schlucken könnte; nicht die Hälfte bleibt ihm, manchmal nicht der zehnte Theil. Von einem Theilungsgeschäft zwischen ihm und seinen Arbeitern ist überhaupt keine Rede. Die arbeitstheilige Nationalproduktion ist ein Ganzes, aus dem sich die einzelnen Produktionen gar nicht herauslösen lassen. Das Produkt aber wird durch eine Unzahl unter einander verflochtener Kaufgeschäfte, Sold- und Lohnzahlungen, Rechtsansprüche und Staatseinrichtungen unter die Gesammtheit in der Weise vertheilt, daß zuerst Staat und Gemeinden durch die Steuern ihren Antheil für die öffentlichen Bedürfnisse abziehen; und dieser Antheil fällt zum Theil Nichtproduzenten, wie Bodenrentnern, Aktionären, Geldverleihern, Beamten, Soldaten, Pensionären, Pfleglingen von Kranken- und Waisenhäusern zu, theils Produzenten, wie den bei öffentlichen Bauten Beschäftigten. Dann nehmen sich die Händler, Stellenvermittler, Versicherungbeamten und unzählige Schmarotzer ihren Antheil, vom großen Börsenspekulanten bis zum kleinen Spitzbuben, Bettler und Vagabunden, vom reichen hamburger Bordellbesitzer bis zum verlumpten Zuhälter. Dann kommen die Grundrentner und Geldverleiher; und erst, was übrig bleibt, wird zwischen die Unternehmer und ihre Arbeiter getheilt, deren Jeder wieder seinen Antheil mit seiner Frau, seinen Kindern und anderen Unproduktiven, die er erhält, zu theilen hat. Gewiß: es giebt „Ausbeuter“ unter den Unternehmern, aber sie bilden die Minderheit; sie kommen häufiger in der kleinen Sudelwerkstatt vor, wo zwei, drei Lehrjungen ausgebeutet werden, als in der Großindustrie; und würde ihnen das Handwerk gelegt — so weit Das geschehen kann, soll es ja geschehen —, so wäre damit der Arbeiterschaft im Ganzen wenig oder nichts geholfen. Die im engeren Sinne Produktiven machen immer nur höchstens die kleinere Hälfte, oft kaum den vierten Theil eines Volkes aus. Die Mehrzahl besteht aus Unproduktiven; sie schlucken den größten Theil des Mehrwerthes und unter ihnen sind Tausende, die nicht allein weit

weniger Recht auf einen Antheil haben als der Fabrikant — mitunter nicht die Spur eines Rechtes —, sondern auch noch dazu einen weit größeren Antheil wegnehmen; so manche Demimondaine verbraucht mehr, als das Reineinkommen eines kleinen Fabrikanten beträgt. Die Mehrwerthlehre ist daher zwar ein sehr gutes Agitationmittel und als solches für die Sozialdemokratie von hohem taktischen Werth, die Erkenntniß des Produktion- und Vertheilungprozesses aber wird durch sie nicht aufgehellt, sondern verdunkelt; und wenn die Marxisten so thun, als hielten sie diese Lehre für den Schlüssel zur Nationalökonomie und die „bürgerlichen" Oekonomen für zu dumm, diese geheimnißvolle Lehre zu begreifen, so verüben sie damit blos Humbug.

Die Katastrophentheorie endlich ist ganz falsch. Zunächst ist sie a priori unsinnig; denn wenn die kapitalistische Wirthschaftordnung die Massen verelendete, so würde nicht die Herrschaft des Proletariates in einem glückfäligen Zukunftstaat, sondern allgemeine Barbarei das Ende sein; verelendete Arbeiter wären selbstverständlich noch unfähiger, die Produktion in die Hand zu nehmen und eine neue und bessere Gesellschaftordnung herbeizuführen, als es die heutigen, zum Theil wohl situirten schon sind. Dann aber treffen die Wahrnehmungen, auf die Marx seine Theorie gebaut hat, nur für England zu, — und für dieses Land nur, wie es bis zum Ende der fünfziger Jahre war. Jeder der europäischen Staaten hat sich in eigenthümlicher Weise entwickelt, aber allen, oder fast allen ist die seit etwa fünfzig Jahren eingetretene Reichthumszunahme gemeinsam. Die unaufhaltsam und automatisch fortschreitende Technik siegt über alle Hindernisse, die ihr die Politik der Interessenten in den Weg legt, und überfluthet die Völker mit einem Strom von Gütern, der bis in die unteren Schichten durchsickert und in den mittleren einen ziemlich soliden Niederschlag anschwemmt, so daß die Zahl Derer, die an der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung ein Interesse haben, im Verhältniß zur Zahl der Umsturzlüsternen beständig wächst. Auf die umlaufenden Einkommen- und Vermögensstatistiken lege ich kein großes Gewicht; wie denn überhaupt die Statistik nur Den Etwas lehrt, der die Personen und Verhältnisse, auf die sie sich bezieht, aus eigener Anschauung kennt, so fälscht und verbirgt besonders bei Vermögens- und Einkommenstatistiken der Geldschleier vielfach die wirklichen Zustände. Ich habe früher an folgenden Fall erinnert. Wenn ein Bauer in der Nähe von Berlin seinen 30000 Mark werthen Kartoffelacker an eine Baugesellschaft um drei Millionen Mark verkauft, so melden die Statistiken eine Erhöhung des Nationalvermögens um 2970000 Mark und des Nationaleinkommens um 97000 Mark. In Wirklichkeit ist keins von beiden auch nur um einen Pfennig gewachsen, hat vielmehr eine kleine Abnahme erfahren. Denn es ist produktives Land in unproduktiven Baugrund, ein nützlicher Arbeiter in einen

unnützen Verzehrer verwandelt worden und es fallen für etwa 3000 Mark Nahrungmittel aus, die bis dahin auf jenem Gute wuchsen. Der neue Millionenbauer hat Macht erhalten, jährlich auf eine 100000 Mark werthe Gütermasse Beschlag zu legen, die nützlichen Arbeitern entzogen wird, und diese nützlichen Arbeiter sind dumm genug, in die Großstadt zu ziehen, sich in Miethkasernen einpferchen zu lassen und mit ihrer sauren Arbeit die Gütermasse zu schaffen, die der Millionenbauer und die Bauspekulanten heischen. Die ganze Grundrente, die als Einkommen, und die kapitalisirte Grundrente, die als Vermögen gerechnet wird, sind nicht Einkommen und Vermögen, sondern ein Raub am Einkommen der Produktiven zu Gunsten der Unproduktiven und ein Hemmniß der Produktion und Reichthumsvermehrung. Gerade diese Posten aber spielen eine hervorragende Rolle in der Statistik der Einkommen- und Reichthumsvermehrung; Tabellen, welche die Steigerung dieser beiden Posten darstellen, sind Barometer zur Messung des auf den unteren Klassen lastenden Druckes, zur Messung des Volkselends. Also auf die Statistiken gebe ich nichts; aber den Fortschritt des Wohlstandes sehe ich an den Kleidern und in den Wohnungen der Leute und an Dem, was sie an Nahrungmitteln, Getränken, Bequemlichkeiten und Vergnügungen genießen, und Jeder kann in seiner nächsten Umgebung wahrnehmen, wie die Zahl der behäbig Lebenden und der mit Aussicht auf Erfolg nach einer behäbigen Existenz Strebenden wächst im Verhältniß zur Zahl der hoffnunglos Elenden. Es ist schwer, zu sagen, wer von Beiden thörichter handelt: die Sozialdemokratie, die es sich in den Kopf setzt, alljährlich am ersten Mai ihre politische Ohnmacht zur Schau zu stellen und ihre Aussichtlosigkeit zu beweisen, oder der Staat, der ihr durch lächerliche Polizeichikanen diese Beweisführung erschwert.

* * *

Von der Musterung der theoretischen Sätze gehen wir zur Betrachtung der Lage über. Deren wesentlichster Charakterzug wurde bereits angegeben: die Tendenz zur Proletarisirung der Massen, die vor fünfzig Jahren, in England wenigstens, dazu berechtigte, zwar nicht den sozialistischen Zukunftstaat, aber doch den Zusammenbruch der gegenwärtigen Gesellschaft zu prophezeien; diese Tendenz ist anderen Tendenzen gewichen. Der Mittelstand verschwindet nicht. Daß, um uns auf Deutschland zu beschränken, der Bauernstand vorläufig noch nicht ernstlich bedroht ist, glaube ich, in meiner Schrift über die Agrarkrisis bewiesen zu haben. Ueber die Lage des Handwerks haben die Untersuchungen des Vereines für Sozialpolitik volles Licht verbreitet. Nur wenige Handwerke sind von der Großindustrie vernichtet worden. Zum Ersatz entstehen täglich neue Gewerbe, die, wie Fahrradreparaturwerkstätten, geradezu als

Handwerke zu bezeichnen sind oder, wie die sich immer weiter ausbreitende Zahntechnik, dem Ausübenden eine dem des feineren Handwerkers ganz ähnliche Existenz gewähren. Andere Handwerke erfahren allerlei Umbildungen. Noch andere bleiben fast unberührt von den modernen Umwälzungen. Nur ein kleiner Theil der Großindustrie lebt von Einbrüchen ins Gebiet des Handwerks; der größere und wichtigere Theil schafft Güter, die nicht handwerksmäßig erzeugt werden können, eröffnet also neue Arbeitgelegenheiten neben dem Handwerk. Was durch Vernichtung einiger Klassen von selbständigen Kleinbetrieben dem Mittelstande verloren geht, wird nicht allein durch neu entstehende Kleingewerbe, sondern auch durch die Werkmeister und mittleren Beamten der Großbetriebe und der Verkehrsanstalten überreichlich ersetzt. Die Krämer endlich hat Bernstein in seiner vielgenannten Schrift über die ihnen von den Waarenhäusern drohende Gefahr beruhigt.

Zu diesem Mittelstande treten beständig andere neubegründete Existenzen, die sich einer befriedigenden Lage erfreuen, und eine stete, wenn auch sehr langsame Erhöhung des Einkommens der Arbeiter und Dienstboten. Wenn ich vorhin den Reichthum erzeugenden Fortschritt der Technik automatisch nannte, so soll damit nicht gesagt sein, daß auch die Vertheilung dieses Reichthumes automatisch vor sich gehe. Die Tendenz dieses modernen Reichthumes, sich in den oberen Schichten zu stauen, ist, wie Marx richtig erkannt hat, wirklich vorhanden gewesen; und hätte sie sich durchgesetzt, so würden die beschriebenen Hemmnisse den Fortschritt zum Stillstande gebracht haben. Denn da der Konsum allein es ist — der Konsum, nicht das Kapital —, was die Produktion im Gange erhält, so muß diese eingestellt werden, wenn der großen Masse der Konsumenten die Kaufkraft entzogen wird. Das Hauptverdienst für die Ueberwindung des toten Punktes gebührt der Arbeiterbewegung, und zwar gerade der sozialdemokratischen, revolutionären. Ist die Arbeiterschaft ganz unfähig für die Aufgabe, die ihr Marx zugedacht hat, und in jedem direkten Angriff auf den Staat diesem gegenüber ganz ohnmächtig, so ist sie doch nicht ohnmächtig in jeder Beziehung; als ein zahlreicher und unentbehrlicher Stand vermag sie, wenn sie organisirt ist, auf die anderen Stände und auf die Gesetzgeber einen Druck auszuüben.

Zunächst hat sie für einen bedeutenden Theil der Lohnarbeiter und Dienstboten Lohnerhöhungen durchgesetzt. Nehmen wir an, daß in allen Kulturstaaten zusammen die Zahl der Arbeitenden, die an der Lohnerhöhung seit 1850 theilnahmen, nur 30 Millionen und daß die Einkommenerhöhung nur 300 Mark auf den Kopf betrage, so bedeutet Das eine Erhöhung der Kaufkraft um neun Milliarden. Der Mehrverbrauch ist nicht ganz so hoch anzuschlagen, da Einiges gespart wird — leider sparen unsere übermäßig ordentlichen Arbeiter viel zu viel —, aber sei er nur sieben Milliarden werth,

so ist auch Das schon beträchtlich; die Millionäre müßten sich sehr anstrengen, um das Selbe leisten zu können; von 70000 Millionären müßte Jeder jährlich 100000 Mark mehr ausgeben. Dann hat die Furcht vor der Sozialdemokratie den Gesetzgebern Beine gemacht und sie zu Reformen getrieben. Daß diese Furcht das einzige wirksame Motiv für die Sozialgesetzgebung gewesen ist und daß alle humanen und christlich-sozialen Redensarten nur Verzierung*) sind, dafür haben wir Bismarck als Zeugen. „Auer hat ganz Recht," sprach er im November 1884 im Reichstage: „wenn es keine Sozialdemokratie gäbe und wenn nicht eine Menge Leute sich vor ihr fürchteten, würden die mäßigen Fortschritte, die wir überhaupt in der Sozialreform gemacht haben, auch noch nicht existiren." Er kannte seine Pappenheimer; und diese Pappenheimer brauchen sich weiter nicht zu schämen, denn es kommt nie und nirgends in der Weltgeschichte vor, daß ein herrschender einem unterdrückten Stand aus Menschenliebe Zugeständnisse machte. Solche Zugeständnisse werden stets entweder durch die Bedürfnisse der Herrschenden oder durch ihre Furcht vor Empörung oder durch einen Sieg der Unterdrückten erzwungen. Die brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige haben die Bauern geschützt, nicht aus christlicher Liebe zu diesen Leuten, sondern, weil eine Bauerngemeinde mehr Kerls, Pferde und Steuern liefert als ein Großgut; das englische Parlament hat Arbeiterschutzgesetze erlassen, nicht aus Mitleid mit den Fabrikkindern — obgleich einzelne seiner Mitglieder Erbarmen gefühlt haben mögen — sondern, weil die depravirte Bevölkerung nicht mehr genug Matrosen für die Flotte lieferte und weil die Arbeiter die Fabriken anzündeten, — und so fort durch die ganze Weltgeschichte hindurch. Die Sozialgesetzgebung hat nun dazu beigetragen, das Einkommen des Vierten Standes und damit den Konsum zu heben. Die Unfall- und Invaliden-„Rentner" haben nicht gerade die Mittel zum Schwelgen, aber sie leben immerhin ein Wenig besser, als wenn sie sich bettelnd auf der Straße herumtrieben. Die Verkürzung der Arbeitzeit nöthigt dazu, mehr Arbeiter einzustellen, und die Erschwerung der Frauen- und Kinderarbeit trägt dazu bei, der Arbeitlosigkeit der Männer zu steuern. So hat die Sozialdemokratie die Unternehmer gerettet, — gegen den Willen beider Parteien. Ein in der Weltgeschichte ganz gewöhnlicher Vorgang, denn der Weltenlenker hat Humor und der größte aller Späße, die er sich bereitet, besteht darin, daß er uns Tölpel seine Zwecke durch unser Widerstreben dagegen verwirklichen läßt. Wie wird er gelacht haben, als sich der pfiffige Pius durch sein Streben nach Macht um den

*) Ich leugne nicht, daß es Männer giebt, denen es mit der Arbeiterfreundlichkeit Ernst ist. Aber diese Männer sind an sich einflußlos und würden es ohne jenes bei den Maßgebenden durchschlagende Motiv stets bleiben.

letzten Rest des Kirchenstaates brachte und als dann fanatische Protestanten dem Papst durch den Kulturkampf aus der Klemme halfen! Wie mag er über die sächsischen Bürgermeister und Richter lachen, die so eifrig daran arbeiten, ihre gutmüthigen Spießbürger in wilde Revolutionäre zu verwandeln! Ueber Italien freilich wird er schwerlich lachen, weil Das, was dort geschieht, über den Spaß geht. Dort gelingt es den Herrschenden, die Arbeiterorganisationen zu unterdrücken, weil das Volk unwissend, zum Theil des Lesens unkundig und in polizeiwidrigem Grade bedürfnißlos ist; so hebt sich denn dort der Konsum nicht und die außerdem noch durch die Steuern heischende Großstaatssucht erdrückte italienische Industrie kann nicht über den toten Punkt hinweg; trügen nicht so viele Tausende von Fremden ihr Gold ins Land, so müßte das ganze Volk im Sumpfe seines Elends ersticken.

Auf die beschriebenen Arten der Konsumsteigerung beschränkt sich die Wirksamkeit der Sozialdemokratie noch nicht. Aus Furcht vor ihr beeifern sich die Regirungen, befriedigte Existenzen zu schaffen. Deshalb vermehren sie die Zahl der Beamten ins Unendliche und bessern fortwährend die Besoldungen auf. In den letzten vierzig Jahren sind die Beamtenbesoldungen auf das Doppelte bis Dreifache gestiegen. Auch verstaatlichen sie so viel Betriebe wie möglich und zahlen, wenn auch keine übermäßig hohen, so doch wenigstens keine Hungerlöhne; auch die Erbauung von guten Arbeiterwohnungen bedeutet eine Erhöhung des Arbeitereinkommens. Dann ist die Furcht vor der Revolution die Hauptursache des Militarismus: man will jeden nicht verkrüppelten Mann vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre durch den Fahneneid binden und unter beständiger Aufsicht halten. Diese äußerste Ausdehnung der Dienstpflicht schafft nun nicht allein eine Menge guter Versorgungen — außer den Offizierstellen noch viele Militärämter und Anwartschaften auf Civilversorgung —, sondern giebt auch der Industrie ungeheuer viel zu thun, um so mehr, als der Fortschritt der Waffentechnik keinen Augenblick stillsteht, so daß in dem Augenblick, wo das letzte Bataillon mit dem neuen Gewehr versehen wird, das erste schon wieder das allerneuste zu probiren anfängt. Dieser Nutzen für die Industrie wurde sehr bald erkannt und griff dann als selbständige Triebfeder in die Entwickelung des Militarismus ein. Welchen Vortheil bringen ihr allein schon die hellen Offiziersmäntel, die nicht halb so lange getragen werden können wie die dunklen! Es sollte mich nicht wundern, wenn alle Jahre eine andere Farbe vorgeschrieben würde. Und nun hat sich noch der Marinismus hinzugesellt, von dem nur zu verwundern ist, daß er nicht noch weit eher ausgebrochen ist. Welch ein Verbrauch von Kohle und Eisen! Gewiß: alle die mächtigen Kohlen- und Eisenbarone würden der Regirung den Dienst aufkündigen und ins sozialdemokratische Lager überzulaufen drohen, wenn sie sich weigerte, die Flottenentwickelung zu forciren.

Nachdem so die Sozialdemokratie die Produktion in Gang gebracht hat, reizt diese durch neue Erfindungen zum Luxus und gewährt zugleich durch Einkommenerhöhungen die Mittel zu seiner Befriedigung. Der Wohnungluxus, der Kleiderluxus, der Kunstluxus, der Reiseluxus, der Korrespondenzluxus, der Theaterluxus, der Gasthausluxus treibt täglich neue Formen hervor, reizt die Begierde nach noch Neuerem, nach immer rascherem Wechsel und immer reicherer Fülle, so daß die Erfindungsgabe der Produzenten und die Genußsucht der Konsumenten einander in immer rascherem Tempo steigern. Und dieses Luxusbedürfniß setzt natürlich eine stetig wachsende Anzahl von Köpfen und Händen in Thätigkeit. Alle diese Triebfedern und Umstände wirken zu dem Ergebniß zusammen, daß die Zahl der mittleren Einkommen steigt, daß sich die Einkommen im Allgemeinen erhöhen, ohne daß die Waaren theurer würden, daß demnach die Zahl der wirklich Nothleidenden, die eine große Umwälzung zu wünschen Ursache haben, im Verhältniß zur Zahl der leiblich Befriedigten nicht größer, sondern kleiner wird.

Dieser Zustand vernichtet nun zwar die Hoffnungen der Sozialisten und befreit die Besitzenden von der Furcht vor einer sozialen Revolution; aber gesund und befriedigend kann er trotzdem nicht genannt werden. Gesund sind Einkommenvertheilung und Konsum nur insofern, als zwischen den Extremen von Steinreich und Bettelarm eine hinreichend breite Mittelschicht liegt und als der Konsum mit der wachsenden Produktion bis jetzt so ziemlich gleichen Schritt gehalten hat. Das Ungesunde des Zustandes aber liegt darin, daß ein großer Theil des Standes, der steuertechnisch als Mittelstand bezeichnet werden kann, aus Schmarotzern besteht, daß sich Schmarotzer und halbe Schmarotzer im Allgemeinen besser stehen als nützliche Arbeiter, daß ein Theil des Konsums unnatürlich ist und daß die Basis des sozialen Baues im Verhältniß zum wachsenden Ueberbau immer schmäler wird.

Die Grundlage des Gesellschaftbaues bilden die Urproduzenten und unter ihnen sind die Nahrungmittelproduzenten die wichtigsten. Nicht nur deshalb, weil die Nahrungmittel die unentbehrlichsten aller Güter sind, sondern auch, weil die Landwirthschaft die für die Gesundheit von Leib und Seele vortheilhaftesten Lebensbedingungen darbietet. Es ist ja wahr, was Werner Sombart in der „Sozialen Praxis“ gesagt hat, daß „Reicherwerden, Kulturfortschritt — selbstverständlich nur in diesem unbestreitbaren Verstande verfeinerten Lebensgenusses — identisch sind mit wachsender gewerblicher Bevölkerung“. Allein diese Identität hat, wie Alles in der Welt, ihre Grenzen. Zunächst schon macht der verfeinerte Lebensgenuß, wie Sombart selbst andeutet, nur eine Seite, und nicht die werthvollste, der Kultur aus; ein Bauer, wie Roseggers letzter Jakob — und es giebt solche Bauern — oder wie ein altrömischer Cincinnatus, steht in der wahren Kultur viel höher als ein

mit allem Flitterkram unserer heutigen Kultur ausgestattetes Gigerl. Dann dient ein Theil unserer heutigen industriellen Arbeiter nicht einmal dem feineren Lebensgenuß, sondern schafft Dinge und übt Thätigkeiten aus, die Keinem Genuß bereiten; darüber sage ich später mehr. Und endlich leidet der größte Theil der städtischen Bevölkerung unter Lebensbedingungen, deren schlimme Wirkungen durch das Bischen Kulturplunder nicht aufgewogen werden. Selbstverständlich ist ohne Arbeitstheilung Kultur überhaupt nicht möglich, auch nicht die wahre, höhere Geistes- und Herzenskultur; selbstverständlich muß daher eine städtische Bevölkerung entstehen; selbstverständlich wächst diese mit fortschreitender Kultur im Verhältniß zur ländlichen, während gleichzeitig der technische Fortschritt, der ein Theil des Kulturfortschrittes ist, die Erhaltung einer immer größeren Zahl von nicht produzirenden geistigen Arbeitern möglich macht; aber eben so selbstverständlich schlägt der Vortheil dieser Entwickelung auf einem gewissen Punkt in Nachtheil um. Wenn die Ueberzahl geistiger Arbeiter nicht mehr nützliche Ideen produzirt, sondern nur noch alte Gedanken wiederkäut oder leeres Stroh drischt, wenn Ueberfülle die Genußmittel zu einer Last macht, wenn die in den Städten Zusammengepferchten den Zusammenhang mit der Natur verlieren, wenn die ländliche Pflanzschule nicht mehr hinreicht, die Riesenstädte mit gesundem Nachwuchs zu versorgen, dann schlägt die Kultur in Unkultur um, in die Barbarei der Ueberfeinerung, des sinnlosen Prunkes und der Unnatur. Und man bilde sich doch nicht ein, daß der Landwirth, der Rittergutsbesitzer, der Bauer kein wahrhaft gebildeter, kein im höchsten Sinne des Wortes kultivirter Mann sein könne. Ich behaupte im Gegentheil, daß nur er es sein könne und daß die rein städtische Existenz Verkrüppelung bedeute. Wenigstens ein Stückchen Landwirthschaft, allerwenigstens ein Garten und Gartenarbeit, gehört als Ergänzung zum städtischen Leben und ich halte mich selbst für einen Krüppel, weil mir diese Ergänzung fehlt. Ich halte es mit den großen Alten, die, den Aristoteles an der Spitze, meinten, daß Landwirthschaft die edelste und in manchem Sinne die einzige edle Beschäftigung sei. Dionys von Halikarnaß übertreibt wohl ein Wenig, wenn er von Romulus schreibt: „Ueberzeugt, daß vernünftig zu leben, die Gerechtigkeit dem Wucher vorzuziehen, unverdrossen zu arbeiten, den höchsten Werth in die Tugend zu legen, das Volk nicht durch Lehre und Predigt, sondern nur durch Gewöhnung an gesunde Arbeit zu bewegen sei, überließ er Sitzarbeiten, namentlich unanständige, Lüste weckende Gewerbe den Sklaven und den Fremden und wies den Freigeborenen nur zwei Beschäftigungarten zu: den Ackerbau und den Krieg." Er übertreibt, aber es ist ein richtiger Gedanke, den er übertreibt. Und Cato Censorius übertreibt nicht, wenn er alle anderen Gewerbe für bedenklich erklärt und dann fortfährt: at ex agricolis et viri fortissimi et milites

strenuissimi gignuntur, maximeque pius quaestus stabilissimusque consequitur minimeque invidiosus, minimeque male cogitantes sunt qui in eo studio occupati sunt; wobei allerdings zu bemerken ist, daß minime invidiosus heute leider nicht mehr ganz allgemein gilt, weil die Landwirthe selbst zum Theil in die Neid gebärende Chrematistik und die gehässige Konkurrenzhatz verwickelt sind. Ich sehe mit Columella und Adam Smith ein, daß die Beschäftigungen des Landwirthes mannichfacher und vielseitiger sind, öfter einen Wechsel der Entschließungen und Anpassung an neue unerwartete Lagen fordern, den Blick weiter machen als die irgend eines anderen Gewerbes, daher auch die kräftige Entfaltung wahrer Intelligenz mehr begünstigen. Und ich halte Bismarcks Geschmack für den richtigen, der zu Busch (Tagebuchblätter III, 165) einmal geäußert hat: „Ich habe mich immer aus den großen Städten und aus dem Gestank der Civilisation weggesehnt; und mit jedem Male, wo ich dort sein mußte, mehr.“ Nun, der Bauernstand geht ja, wie gesagt, in Deutschland nicht zu Grunde; aber seine Angehörigen bilden einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung; denn da die Zahl der Bauerngüter innerhalb unserer Grenzen nicht wesentlich vermehrt werden kann, so muß der ganze Bevölkerungzuwachs in die Stadt. Und daß der gesündeste Stand die Minderheit bildet, nach zwanzig Jahren eine sehr kleine Minderheit bilden wird — von der ländlichen Bevölkerung, deren Prozentsatz stetig sinkt und schon 1895 nur noch 35,8 betrug, besteht doch wieder nur die kleinere Hälfte aus Bauernfamilien —: darin eben finde ich das Ungesunde.

Nach dem Stande der Landwirthe sollte der Handwerkerstand der zahlreichste sein; von ihm ist jedoch das Selbe zu sagen: er geht nicht zu Grunde, aber seine Angehörigen machen einen immer kleineren Prozentsatz der Bevölkerung aus. Man lasse sich nicht durch optimistische Statistiken irreführen, die eine verhältnißmäßig große Zahl von Angehörigen des Handwerks herausrechnen. Das Wesentliche am Handwerk, Das, was es zum zweitgesündesten Bestandtheile der Gesellschaft macht, ist, daß der echte Handwerker nicht von der Ausbeutung der Arbeit Anderer, auch nicht von Handelsgewinn, sondern von seiner eigenen Hände Arbeit lebt und daß ihm diese Arbeit eine anständige Existenz gewährt. Der Handwerker des dreizehnten Jahrhunderts durfte weder aus der Ausbeutung von Gehilfen noch aus dem Rohstoffeinkauf Gewinn ziehen. Der Rohstoff wurde ihm vom Besteller geliefert und der Gehilfe eines Steinmetzmeisters z. B. bekam vom Besteller — er, nicht der Meister, war der „Arbeitgeber“ — den selben Lohn wie der Meister, der nur Arbeitleiter, nicht Brotherr war; der Lehrling endlich war ein wirklicher Lehrling, der sich auf die Meisterschaft vorbereitete, nicht ein ausgebeuteter Sklave, der gar keine Aussicht gehabt hätte, Meister zu werden.

Diese echte Art Handwerk ist vollständig zu Grunde gegangen. Die eigene Arbeit, das Einzige, was dem mittelalterlichen Handwerker Einkommen verschaffte, wird heute so elend bezahlt, daß kein Mensch mehr darauf einen anständigen Haushalt gründen kann. Die allein arbeitenden Handwerker führen ein proletarisches Dasein. Es giebt allein arbeitende Schuster, die Häuser kaufen, aber nicht von der Schusterei, sondern von Kravattenmacherei und ähnlichen Geschäften. Andere verbessern ihr Einkommen dadurch, daß sie eine Vereinsdienerstelle annehmen; denn bei der heutigen Vereinsfexerei ist die Zahl Derer, die sich mit dieser Art geschäftigen Müssigganges durchschlagen, Legion. Wer es freilich dahin bringt, daß er Leute beschäftigen kann, Den nährt das Handwerk, und zwar sehr gut; ich sehe fortwährend um mich herum solche Handwerker zu Wohlstand gelangen. Aber eben nicht durch ihrer Hände Arbeit, sondern durch die ihrer Leute; und nicht Alle sind so vernünftig, wie ein tüchtiger junger Handwerker meiner Bekanntschaft, der seiner Frau zu sagen pflegt: „Daß Du auch den Leuten gut und reichlich zu essen giebst! Sie sind es, die uns das Geld verdienen." Viele berliner Bäcker leben davon, — ob sie auch reich werden, weiß ich nicht —, daß sie die Jungen ganz oder halb zu Tode schinden, die sie, das Stück zu zwanzig Mark, alljährlich um Ostern in Oberschlesien kaufen. Die Statistiken rechnen zum Handwerk, was nicht mehr als zehn Leute beschäftigt; aber alle diese Betriebe mit drei bis zehn Arbeitern sind, sozial betrachtet, nicht Handwerkstätten, sondern auf Ausbeutung gegründete Unternehmungen. Und zwar ist hier das Wort Ausbeutung berechtigt, in der wirklichen Großindustrie ganz und gar nicht. Zum Bau einer Lokomotive müssen hundert Personen zusammenwirken und der Unternehmer, der zugleich Maschineningenieur ist, leistet eine so hoch qualifizirte Arbeit, daß es die höchste Ungerechtigkeit wäre, wenn man verlangen wollte, er sollte mit der selben Löhnung vorlieb nehmen wie seine Arbeiter, die selbst wiederum sehr verschieden qualifizirte Arbeit verrichten und daher auch verschieden gelohnt werden müssen. Dagegen kann ein Mann allein einen Rock, einen Stiefel anfertigen und zu einem größeren Stück Möbel brauchen nicht mehr als zwei Personen zusammenzuwirken. Die Beschäftigung von mehr Personen ist also nicht durch die Natur des Gewerbes, sondern nur durch das Interesse des Unternehmers geboten und als Ausbeutung zu bezeichnen. Durchaus nicht in allen Fällen kann zur Entschuldigung das Interesse der Gesellschaft angeführt werden, das Erhöhung der Produktivität durch Arbeitstheilung fordere. Kein Interesse der Gesellschaft fordert die Erweiterung der Schneiderei zum Fabrikbetrieb. Die ganze Konfektion ist eine pesterzeugende Sumpfpflanze, die mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden müßte. Die Ueberschwemmung mit Kleiderlumpen und der unaufhörliche Wechsel sind eine Last; mir wird übel, so oft ich an einem solchen Laden mit

seinen häßlichen bekleideten Puppen vorbeigehe. Ich betrete nie einen solchen Laden; mein Dorfschneider bekleidet mich ganz gut. Bedenken wir nun noch dazu, daß der größere Handwerker am Materialieneinkauf verdient und mit Fabrikwaare handelt, so müssen wir sagen: im Handwerk bringen Ausbeutung und Schacher mehr als die ehrliche und mühsame Arbeit und auch darum muß der heutige Zustand ungesund genannt werden. Die wirkliche Großindustrie ist nun zwar berechtigt, aber die bedeutende Zahl ihrer abhängigen Arbeiter zusammen mit den Arbeitern der unberechtigten Großbetriebe und der sogenannten Handwerke erzeugen jene politische Schwierigkeit, die man Sozialdemokratie nennt.

Das Selbe wie von der Konfektion ist von den meisten Zweigen der Mode- und Luxusindustrie zu sagen. Sie erzeugen heute viel wirklich Schönes, Das leugne ich nicht, aber sie erzeugen dieses Schöne in übertrieben großen Massen und daneben eine Unmasse werthloser Kinkerlitzchen. Werner Sombart hat ganz richtig gesagt: „Ein paar Tausend Menschen mehr am Leben zu erhalten, ist wirklich nicht schlechthin nothwendig, wohl aber, daß Diejenigen, die nun einmal die Bürde des Lebens zu schleppen haben, dieses mit möglichster Vermeidung allzu großer äußerer Misere vermögen. Wie oft ist es ausgesprochen worden, daß ein behagliches Heim, Das heißt also eine Summe gewerblicher Erzeugnisse, für das Dasein des Menschen nicht weniger unentbehrlich sei als eine angemessene Nahrung." Aber zum behaglichen Heim gehört auch ein freier Raum ums Haus, der kein gewerbliches Erzeugniß ist, und die Ueberfülle gewerblicher Erzeugnisse macht schon längst Vielen ihr Heim unbehaglich. Was kann es Ungemüthlicheres, Unbequemeres, Unzweckmäßigeres geben als ein mit Möbeln, Vorhängen, Stickereien, Prunkgefäßen, Nippessachen und Bildern überladenes Wohnzimmer und was Dümmeres als einen Obst- und Blumengarten auf dem Kopfe eines Frauenzimmers? Wahre Kultur entfaltet sich in einfachen, edlen Formen, nicht in einem Trödelmarkt. Und während sich der Wohlhabende von diesem Trödelkram erdrückt fühlt, schläft der Bäckerjunge in einem von Schmutz starrenden und von Ungeziefer wimmelnden Bett oder ohne Bett auf dem schmutzigen Fußboden in einer licht- und luftlosen Kammer. Gerade die wirklichen Errungenschaften unserer materiellen Kultur: gut zubereitete, gesunde und wohlschmeckende Speisen, Reinlichkeit, lichte, luftige, weder zu warme noch zu kalte Arbeit-, Wohn- und Schlafräume, bequeme Möbel, namentlich bequeme Betten, zweckmäßige Heizvorrichtungen fehlen Millionen nützlicher und nothwendiger Arbeiter, theils, weil sie Hörige von Ausbeutern sind, die ihnen nicht nur das Angenehme, sondern oft auch das Nothwendige versagen, theils, weil ihr Einkommen so gering ist, daß es selbst auf das Nothwendigste nicht reicht, theils, weil sie, verführt durch den Flitterglanz des Trödelmarktes, der sie umgiebt, und durch

die Narrheit des „Standesgemäßen“ ihr Geld für unnützen Plunder aus geben. Weil nicht planmäßig produzirt wird zur Befriedigung der Volksbedürfnisse, sondern für den Markt, Das heißt für die Leute, die bezahlen können oder wollen, so ist die Produktion in falsche Bahnen gerathen; sie erzeugt das Ueberflüssige, Unnütze, Schädliche in ungeheuren Massen, das Nothwendige in unzureichender Menge. Hier hat Julius Wolf Recht mit seinem Wort: „Das Leben ist mir durch billigere Nähnadeln und Stahlfedern (Streichhölzer, künstliche Blumen, Nippesfiguren, Zeitungen, Pferdebahnen) nicht leichter geworden.“ Die Geheim-, Haarfärbe-, Kindernährmittel, Gesundheitkaffees, Automaten und sonstiger Schwindel bringen den Fabrikanten und Händlern ein Heidengeld; aber wer nie davon Gebrauch macht, büßt nicht ein Atom wahrer Behaglichkeit und echten Lebensglückes ein.

Einen großen Theil der Industrie kann man geradezu als ein Schmarotzergewächs bezeichnen. Namentlich den gar nicht unbeträchtlichen, der der Reklame dient durch Anfertigen von Plakaten, Inseraten u. s. w. Zur Uebermittelung der Produkte an die Konsumenten würde ein Zehntel der Personen hinreichen, die jetzt im „Geschäft“ thätig sind. Neun Zehntel haben nicht den Zweck, die Verbraucher zu versorgen, sondern den, im Dienste der einen Unternehmer den anderen die Kunden abzujagen. Alle Handlungreisenden sind überflüssig. Neun Zehntel aller Inserate sind überflüssig, denn der Kaffee von Müller ist eben so gut wie der von Schulze, und was Dieser sonst Alles hat, sehe ich in seinen Schaufenstern. Welche Unmasse von Reklamen, Katalogen und anderem unnützen Zeug wirft man unbesehen in den Papierkorb! Darunter Lotterieloose und die Dutzende von gedruckten Mahnbriefen, die der Händler nachschickt. Ich glaube, so ein Hallunke beschäftigt für sich allein schon eine kleine Druckerei, — nur zu dem Zweck, die vernünftigen Leute zu belästigen und die Dummen hineinzulegen. Auch die Hälfte der Dienste, welche die Post, Eisenbahn und Straßenbahn verrichten (Ansichtpostkarten, Reklamebeförderung, sinnlose Vergnügungfahrten) würde besser unterbleiben. Dazu rechne man die überflüssigen Kneipwirthe, namentlich die mit Damenbedienung, die Agenten, die Stellenvermittler, die Polizisten, die in Versammlungen herumlaufen, um durch Denunziationen dem Steuerzahler Prozeß- und Gefängnißkosten zu verursachen und rechtschaffene Arbeiter zu Grunde zu richten, die Tausende von überflüssigen Bureaukraten, die mit ihrem unnützen Geschreibsel und Gefrage, mit ihren Verordnungen und Reglementirungen den lammfrommsten Spießbürger toll zu machen im Stande sind, die Penelopenarbeit der Gesetzmacher und die Publizistik! Die größere Hälfte aller Zeitungartikel ist theils überflüssig, theils schädlich. Welcher Vernünftige las und liest Dreyfusartikel! Wie werthlos sind die meisten Telegramme und welche Arbeit machen sie! Ich selbst würde ein nützlicheres Glied

der Gesellschaft sein, als ich bin, wenn ich nur den vierten Theil von Dem schriebe, was ich schreibe; aber wenn Einer vom Schreiben leben muß, so heißts: schmieren, wie man Stiefel schmiert. Endlich das vielverzweigte Spekulantenthum und die eigentliche Hochstaplerei! So sieht ein großer Theil des „Mittelstandes“ aus, der Miquels Kassen füllt und die Sozialdemokratie lahmlegt.

Daß aber die Besoldung oder der Arbeitlohn oder Geschäftsgewinn zwar nicht ganz allgemein, aber in der Mehrzahl der Fälle im umgekehrten Verhältniß zur Nützlichkeit und Mühsäligkeit der Arbeit oder Verrichtung steht, braucht nicht ausgeführt zu werden; Jeder sieht es und erfährt es täglich. Auf einen sehr merkwürdigen Umstand muß jedoch noch besonders hingewiesen werden. Weil es außerhalb der Beamtenhierarchie an jeder vernünftigen Leitung fehlt, bei der Besetzung der Arbeitstellen wie bei der Zumessung des Lohnes, darum gelangen zu den angenehmsten und zugleich einträglichsten Stellen nur Solche, die entweder durch ihre Geburt im sozialen Lotteriespiel 100 Points voraus haben oder die durch Rücksichtlosigkeit und Schlauheit an die Sonnenseite gelangen. Die schwierigsten und unangenehmsten Arbeiten werden auch dann, wenn sie die allernothwendigsten sind, Denen zugeschoben, die nichts Anderes finden. Das Ein- und Ausladen und das Heizen der Dampfkessel der Schiffe sind Arbeiten, die zu den unentbehrlichen Grundlagen der heutigen Gesellschaft gehören. Man sollte also glauben, die Leute, die Das besorgen, müßten eben so wie z. B. die Zollbeamten jahraus, jahrein besoldet werden, gleichviel, ob es Arbeit für sie giebt oder nicht. Statt Dessen verläßt sich die Gesellschaft darauf, daß es stets Unglückliche geben wird, die jede Arbeit unter jeder Bedingung annehmen müssen, zahlt die Schauerleute an den Tagen, wo sie sie braucht, und läßt sie an den übrigen fasten, macht zur größeren Bequemlichkeit unnützer Weltenbummler den Dienst im Maschinenraum der Ozeandampfer zu einer Hölle, mit der verglichen die Arbeit der antiken Rudersklaven ein Vergnügen war, so daß ihr selbst der geduldige und fühllose Chinese durch einen Sprung ins Meer entflieht, und besoldet alle diese nothwendigen Personen elend. Aehnliches gilt von den Erd- und Wasserarbeitern und den Kloakenreinigern. Dem Stifter der englischen Landarbeitervereine, Joseph Arch, entgegnete einmal in einer Volksversammlung ein Geistlicher, das Gesetz von Angebot und Nachfrage gestatte keine höhere Lohnzahlung. Arch erwiderte: Eben lese ich, daß für die Frauen und Kinder der stellenlose Pfarrvikare gebettelt wird, deren es ein paar Tausend giebt; unterwerft das Predigtamt dem Spiel von Angebot und Nachfrage und wir kriegen, wenn wir einen Prediger haben wollen, genug Männer, wie Du einer bist, um sieben Shilling die Woche.

Und was das Allertollste ist: während es im Ueberfluß aller Güter an nichts fehlt als an Arbeit, in dem Grade fehlt, daß die Schiffe der Europäer

an allen Küsten herumfahren, um mit ihren Kanonen alle schwarzen und gelben Menschen zum Opiumessen, Branntweinsaufen, Hosentragen und Kulturplunderverbrauchen zu zwingen, lassen sie daheim die Weiber und Kinder den Männern in der Erwerbsarbeit Konkurrenz machen und schinden Tausende von Kindern durch Arbeit zu Tode. Ich rufe es seit zehn Jahren in die Welt hinaus, daß die Kinderausbeutung ein Schand- und Brandmal unserer heutigen Kulturwelt ist, mit dem sich kein früheres Geschlecht und kein Volk von Barbaren je befleckt hat, und ich freue mich, zu sehen, daß die Saturday Review, die von meinem Dasein keine Kenntniß hat, von Zeit zu Zeit das Selbe sagt. So wurde in diesem Blatt neulich die Niedertracht gegeißelt, daß Tausenden von Kindern ihre ganze Jugendzeit zur unerhörten Qual gemacht wird, damit der Philister um einen Penny sechs Schachteln Streichhölzer bekomme; als ob es nicht absolut gleichgiltig fürs wahre Menschenglück wäre, ob das Stück oder das Dutzend zwei Pence kostet! Und damit das Zeug um diesen Preis verkauft werden könne, muß der Fabrikant die leeren Schachteln um twopence farthing (20 Pfennige) das Groß bekommen. Und diese Schachteln werden eben von Kindern gemacht. Und so mit vielen anderen Waaren, wie künstlichen Blumen, Stickereien, Geweben. Da lobt nun die Dame, die shopping gegangen ist, die reizenden wohlfeilen Sächelchen bei Meyers. „Wohlfeil sind sie, ja, schmutzig wohlfeil; kosten sie doch weiter nichts als das Leben kleiner Kinder!“ In England steht es freilich in dieser Hinsicht schon seit hundert Jahren und auch heute noch schlimmer als bei uns. Nach der Nummer der Saturday Review vom neunzehnten November 1898 besuchen zwanzig Prozent aller englischen Kinder die Schule sehr unregelmäßig oder gar nicht, weil sie zur Erwerbsarbeit gebraucht werden. Ueberhaupt darf man die seit 1850 allerdings eingetretene Abnahme des Pauperismus in England nicht überschätzen. Nach der Schrift, die Sidney Webb zum Jubiläum der Königin herausgegeben hat, machen die Paupers heut zwar einen kleineren Prozentsatz der Arbeiterschaft aus als 1839, absolut aber ist ihre Zahl noch gestiegen.

Endlich sind unter den heutigen Umständen der Militarismus und Marinismus ganz unnatürliche Mittel, Arbeitgelegenheit zu schaffen. Würden die Soldaten, die Kriegsschiffe, die Kanonen zu Dem gebraucht, wozu sie da sind, nämlich zum Kriegführen, so wäre dagegen nichts einzuwenden; die Ausrüstungsgegenstände würden ein Bedürfniß befriedigen. Aber die Soldaten, Schiffe und Waffen zur Verhütung des Krieges zu gebrauchen, ist eben so lächerlich wie unnatürlich. So sehr auch — trotz Sozialdemokratie und Friedensliga — nicht nur die Köchinnen, sondern die Völker in das Militär verliebt sind, werden die Regirungen ihre Komoedie nicht in Ewigkeit fortspielen können; denn auch der Dümmste wird mit der Zeit begreifen, daß das einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens nicht die Vermehrung, sondern die Abschaffung des Militärs ist

Neisse. Karl Jentsch.

❦

Neapolitanische Wohlthätigkeit.

„I più potenti sono il papa il re e chi non tiene niente“: so lautet ein altes italienisches Sprichwort. „Niemand ist mächtiger als Papst, König und Bettler.“ Hinter dem rührenden Ton und der beweglichen Klage des italienischen, zumal des neapolitanischen Bettlers lauert immer Etwas wie das Bewußtsein eines Rechtes auf die Forderung. Der Andere ist reich und er ist arm, also hat der Andere mit ihm von Gottes und Rechts wegen seinen Ueberfluß zu theilen. Und nicht nur der Almosenempfänger auf der Straße, der simulirende Krüppel an der Kirchenthür denken so; die selbe Ansicht, das Recht auf einen Tribut zu haben, erstreckt sich bis in Kreise, die bei uns ein öffentlich angebotenes Trinkgeld empört zurückweisen würden.

Als ich zum ersten Male an der Kasse von San Carlo in Neapel von dem Herrn, der in hohem Hut und Gehrock seines Amtes waltete, für theures Geld ein Billet erstand, bekam ich von ihm, nachdem er das Geld abgezählt hatte, in fast befehlendem Tone zu hören: „Und für mich?“

Ich meinte, ich hätte zu wenig bezahlt, und legte noch einen Lira-Schein hin.

„Grazie!“ sagte er nachlässig und strich das Geld ein. Später erkundigte ich mich und erfuhr, daß Dies so Sitte sei; allerdings gab ich ihm, wenn ich wieder ein Billet holte, keine Lira mehr: mit einigen Kupfersoldi war er auch zufrieden.

Viele Nachkommen der schweizerischen Miethsoldaten in Neapel, die meistens Neapolitanerinnen heiratheten, leben heute noch nach Generationen von der Mildthätigkeit der schweizerischen Hilfgesellschaft; Arbeiten: Das fällt ihnen nicht ein.

Wie die Zugvögel durchziehen im Herbst die deutschen Fechtbrüder und und Handwerksburschen die ganze Halbinsel, von Verein zu Verein sich durchbettelnd. Den Wenigsten liegt daran, beschäftigt zu werden; sie wollen das Land der Goldorangen kennen lernen, nach dem die Sehnsucht den Deutschen immer und immer wieder treibt. Man trifft sie auf dem Vesuv, wo sie in Lumpen gehüllt, aber glänzenden Auges auf die Wunder des sonnigen Golfes blicken, in Pompeji und an allen klassischen Stätten. Sie werden von den Behörden zurückbefördert, nachdem man ihnen im deutschen Krankenhaus die wunden Füße geheilt und sie von Ungeziefer befreit hat. Wunderliche Käuze unter diesen zerlumpten Gesellen; Mancher, der später einmal als ehrsamer Rentner enden wird. Bucklige und Verwachsene; ja sogar Einen, der auf einem Stelzfuß das ganze Land durchwalzt hatte, habe ich kennen gelernt.

Auch die einheimische Armenpflege liegt meist in privaten Händen. Staat und Gemeinde leisten wenig. Aber die Wohlthätigkeit ist in Italien, besonders im Süden, hoch entwickelt.

Verschiedene Faktoren tragen dazu bei. Vor Allem die angeborene Gutmüthigkeit des Volkes, sein tief eingewurzelter Familiensinn und seine fast abgöttische Liebe zu den Kindern. Wer mit offenen Augen und mit Sinn für das lebendige Leben, nicht nur für die „Sternchen“ im Baedeker, durch die Straßen von Neapel wandert, sieht überall, wie die Leute einander mitleidig aus-

helfen und unterstützen, wie selbst der Arme noch dem Aermsten giebt, wie die Frauen sich fast darum streiten, welche von ihnen dem hungernden Säugling der kranken Nachbarin die Brust reichen darf, wie sie dem blinden Bettler sorgsam den Soldo auf sein Tellerchen legen. Und sie wissen vielleicht sogar, daß Alles Verstellung ist und daß dieser Blinde in einem anderen Stadtviertel den Lahmen spielen wird, bis er genug eingeheimst hat, um Alles auf einmal beim Tocco-Spiel zu wagen. Es ist ein armer Teufel, denken sie, — und Wohlthun wird von der Madonna belohnt. Diese religiöse Vorstellung, die Hoffnung auf Belohnung, und ein tief eingewurzelter Aberglaube bilden die ergiebigste Quelle der Wohlthätigkeit.

Um die Madonna und die Heiligen günstig zu stimmen, ist kein Opfer zu groß; und eine Neapolitanerin wird eher hungern und frieren, als daß sie das Oellämpchen vor dem Muttergottesbilde in ihrem Wohnzimmer ausgehen ließe.

Etwas unendlich Rührendes hat der Madonnenkult — diese Anbetung der schönen „blonden Frau“ —, denn blond stellen die dunklen Kinder des Südens sich die „santissima madre“ vor. Mit ihr plaudern sie, ihr tragen sie alle großen und kleinen Leiden vor und behängen und schmücken sie mit Spenden und buntem Zierrath. Für besondere Wünsche und Anliegen gehen sie zu der Madonna, deren Spezialität die Erfüllung der besonderen Bitte ist. Jedes Stadtviertel, jede Straße fast hat eine eigene Madonna und jede davon hat ihren besonderen Wirkungskreis und ihr Spezialfach. Vom schmächtigen Kerzlein der armsäligen Bettlerin, vom gestohlenen Goldschmuck des Gauners steigen die Gaben bis zum gesammten Vermögen, bis zum Leben der Tochter oder des Sohnes, das unbarmherzig dem Klostergelübde geweiht wird, wenn die Madonna den vorgetragenen Wunsch zufällig erhört hat.

Am Schönsten ist das uralte Blumenopfer von Torre del Greco.

Aus Blüthenstaub streuen sie dort prächtige Gemälde auf den Fußboden von drei oder vier Kirchen; das ganze Jahr hindurch wird dazu Material gesammelt. Für jede Kirche wird Jahr um Jahr ein anderes Bild, eine Nachbildung nach Raffael oder Correggio oder nach einem anderen berühmten Maler, geschaffen. Diese Nachbildung nimmt dann die ganze Fläche des Kirchen-Inneren ein und ihr fein abgestimmter Rahmen klingt über die Altarstufen hin bis zu der von Gold strotzenden Decke, die vom Altarbilde herabhängt. Die feinsten Tonschattirungen kommen zum Ausdruck und manchmal hat man wirklich einen rein künstlerischen Eindruck. Wenn nicht die Nachdrängenden rücksichtlos ihr Recht geltend machten, so könnte man sich von dem Sprühen und Leuchten kaum trennen, das von diesen Blumenteppichen ausstrahlt. Am Eingang der Kirche ist eine kleine Tribüne aufgerichtet, von der das Bild bequem übersehen werden kann. Zwei Tage dauert die Besichtigung; am dritten wird es der „bellisssima Madonna“ geopfert. Die ganze Prozession stampft darüber hinweg, kniet darauf und zerstört in wenigen Augenblicken ein Werk, an dessen Herstellung das ganze Städtchen Monate lang gearbeitet hat.

Der Abend des Festtages wird mit Tollen und Tanzen, mit Trinken und Schmausen gefeiert, damit der Mensch wieder ins Gleichgewicht kommt. Paläste und Thürme, mächtige Triumphbögen und Blumenguirlanden aus bunten Glaslämpchen heben sich leuchtend von dem dunklen Himmel ab; dazu prasselt

und knattert das Feuerwerk, ohne das kein Fest am Fuß des Vesuvs vollständig wäre. Sie opfern der Madonna und versprechen ihr Vieles, aber für sich selbst wollen sie doch auch immer Etwas haben, die kindlichen Egoisten, sonst wäre die Partie zu ungleich.

Daß in diesem Volke aus Seelenangst oder Dankbarkeit Gelübde und Stiftungen und wohlthätige Anstalten in Fülle entstehen, ist leicht begreiflich. Würden sie alle auch nur annähernd zweckmäßig verwaltet, so könnte die sprichwörtliche „miseria di Napoli“ bedeutend gemildert werden.

Eine Engländerin, die einen Kampfgenossen Garibaldis geheirathet hat, Jessie White-Mario, schrieb vor einigen Jahren ein interessantes Buch über die „Armuth von Neapel“. Sie giebt darin an, daß in der Provinz Neapel 8418 Wohlthätigkeit-Anstalten mit einem Kapital von über zwanzig Millionen bestehen; und davon kommen auf die Stadt Neapel allein 349 mit einer jährlichen Einnahme von über sieben Millionen. Also könnte, wenn man hunderttausend Arme auf die ganze Bevölkerung rechnet, eine mittelstarke Familie jährlich beinahe 500 Francs aus diesen privaten Stiftungen beziehen, — bei der Bedürfnißlosigkeit und der fast nur vegetarischen Lebensweise des dortigen Volkes eine nicht geringe Beihilfe zum Leben.

Aber ein großer Theil der Einnahmen geräth in unrechte Hände oder wird durch eine weitläufige und anspruchsvolle Verwaltung aufgezehrt, so daß viele dieser Wohlthätigkeitinstitute sogar mit Defizit arbeiten. Ein ganzer Troß von Verwaltungräthen und Administratoren, bis hinab zum niedrigsten Angestellten, will selbst erst leben, und zwar gut leben, — sie und ihre Familien und alle ihre guten Freunde.

„Arricchitevi governatori poveri.“ Bereichert Euch, arme Angestellte: so hat der Volkswitz schon lange die drei Buchstaben A. G. P. (Ave gratia plena) im Wappen der Annunziata-Anstalt übersetzt. Die Uebersetzung ist leider nur zu wahr. Erst beziehen die Aufsichträthe und die Unmenge der Angestellten — es giebt Anstalten, die auf drei Insassen einen Angestellten besolden — hohe Gehälter und dann giebt es noch viele Nebenwege, auf denen gute Beute gedeiht: die Häuser und Liegenschaften der Stiftungen werden an Verwandte, Bekannte oder ihre Strohmänner billig verkauft oder vermiethet, die Miethe wird kaum eingezogen, — und Das sind noch nicht einmal die gröbsten Unterschleife. Alles aber hat ein legales Deckmäntelchen und wird mit schönen Phrasen garnirt. Es sind so viele Hände dabei im Spiel — und mächtige darunter! —, daß es schwer ist, die Kette zu durchbrechen und dem Luderwesen auf den Grund zu kommen. Fast mehr Leute leben vom Vertheilen der Wohlthaten als von den Wohlthaten selbst. Das beste Beispiel hierfür ist das berühmte Armenhaus von Neapel, das „Real Albergo dei Poveri“ oder „Reclusorio“. Es wurde im Jahre 1751 von Karl dem Drittten gegründet; der eigentliche Begründer war aber der berühmte Pater Rocco, der Selbe, der, um der Stadt eine Straßenbeleuchtung zu geben, überall Madonnen- und Heiligenbilder anbringen ließ, die von den Frommen mit Lichtlein und Lampen verziert und abends erleuchtet wurden. Arm und Reich steuerte zu dem Unternehmen bei, Papst Benedict XIV. unterdrückte elf Klöster, um ihr Vermögen der neuen Stiftung zuzuwenden, und fünfundsiebenzig Jahre währte der Bau, der Millionen verschlang und bis heute nicht fertig geworden ist. Zu

Anfang dieses Jahrhunderts beherbergte die Anstalt die verschiedensten Elemente: Waisenkinder und öffentlichen Dirnen, Vagabunden und Arbeitunfähige. „Im Jahre 1831“, schreibt der frühere französische Konsul Pellet in seinem Buch Naplos contemporaine, „verpflegte das Albergo dei Poveri — und zwar sehr schlecht — fünftausend Pensionäre, den Abschaum der Provinz. Im Jahre 1860 revoltirten die viertausendachthundert Insassen, darunter zwei Drittel Weiber, weil der Hunger sie zur Verzweiflung trieb, im Jahre 1875 war die Zahl der Insassen auf zweitausend zurückgegangen, bleiche und ausgehungerte Gestalten, trotz einer jährlichen Ausgabe von 1 238 000 Francs. Dafür zählte das Armenhaus aber auch nicht weniger als siebenhundertundzwanzig Angestellte.“

Noch übler wurde und wird im Waisen- und Findelhaus Santa Annunziata gewirthschaftet. Im toskanischen Krieg 1322 waren zwei neapolitanische Adelige, Brüder aus der Familie Capece-Sconbito, gefangen worden. Sie versprachen der Heiligen Jungfrau, eine Kirche und ein Krankenhaus zu ihrer Ehre zu bauen, wenn sie wieder frei würden, und hielten ihr Gelübde. Eine Laienbrüderschaft, die sich aus den ersten Familien der Stadt rekrutirte, übernahm Pflege und Leitung des Annunziata-Krankenhauses; und am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hatte es schon eine Rente von zweihunderttausend Thalern. Allein von den beiden alten Familien der Caraffa und Caracciolo ward es in mindestens vierzig Testamenten mit Schenkungen bedacht. Das jetzige Einkommen übersteigt sechshunderttausend Francs. Schon die Stifter hatten der Hauptanstalt ein Waisen- und Findelhaus angegliedert. Die „figlie della Madonna“ — so nennt das Volk die dort auferzogenen Mädchen — werden bei der Verheirathung ausgestattet und der Glaube herrscht, daß sie Glück bringen. Am Tage der Verkündung ist das Waisenhaus geöffnet und die Heirathlustigen halten Brautschau. Wenn die Auskunft, die die Administration über den Freier einzieht, günstig lautet, wird die Heirath alsbald vollzogen.

Freilich, wenn die Sterblichkeit im Findelhause nicht geringer wird, so dürften solche Heirathen selten werden. Im Jahre 1895 starben alle 856 in dem selben Jahr aufgenommenen Kinder.

Als diese Thatsache bekannt wurde, ging ein Schrei der Entrüstung durch die Presse und es schien, als ob ein fürchterliches Strafgericht über die Schuldigen hereinbrechen sollte, besonders, als der Bericht der Untersuchungskommission neben Unterschleifen und Nachlässigkeiten vor Allem hygienisch unglaubliche Vernachlässigungen zu Tage förderte. Die Anstalt besoldete statt der vorgeschriebenen neunzehn Aerzte zweiundvierzig, die allerdings zum Theil sich nie sehen ließen und nur den Titel auf ihrer Visitenkarte führten, genügte aber nicht einmal den primitivsten Anforderungen. Milchsterilisation, Reinigung der Saugpfropfen, Absonderung der kranken Kinder von den gesunden: Das waren unbekannte Dinge. Es kam vor, daß einer Amme, die selbst kaum genügend zu essen hatte, drei Säuglinge zur Ernährung übergeben waren, so daß im Volk der böse Witz umging, Männer wären als Ammen angestellt worden. Gestorbene Kinder waren Jahr um Jahr als lebend weitergeführt und die Kosten für sie berechnet worden. Der Bericht schloß mit dem traurigen Bekenntniß: „Nè vi è alcun motivo per ritenere questo un fatto speciale al 1895“. Es liege kein Grund vor, das Alles als außergewöhnlich für das Jahr 1895 anzusehen.

Schon die Bourbonen wußten, wie man mit den Einkünften der Wohlthätigkeitanstalten, der „ricchezza dei poveri“, umzugehen pflegte, und machten vergebliche Versuche, den Mißbräuchen zu steuern.

Das geeinigte Italien nahm diese Versuche auf, ohne ein besseres Resultat zu erzielen. Ein Gesetz vom dreißigsten Juli 1862 stellte alle Wohlthätigkeitanstalten unter die Aufsicht der Provinzialausschüsse und ein Gesetz vom Jahre 1890 gab dem Ministerium des Innern die Oberaufsicht. Jede Stadt sollte eine Armenkommission haben und die Administration möglichst vereinheitlicht werden. Aber im Jahr 1892 stellte der Bericht des Königlichen Kommissars Saredo von Neuem fest, daß es keine Stadt gäbe, die bei so reichen Wohlthätigkeiteinrichtungen so viele unversorgte und hungernde Arme habe wie Neapel. Daß es seitdem auch nicht besser geworden ist, zeigt die erwähnte Untersuchung von 1896/97. Erst eine Erbschaft, die der Annunziata-Stiftung zufiel und dem Präfekten Gelegenheit gab, Auskünfte zu verlangen, rührte den ganzen stinkenden Brei wieder auf und veranlaßte die Aufsichträthe, die Abgeordneten Lazzaro und Simeoni, zu langathmigen Rechtfertigungen. Mit dem ganzen schauspielerischen und oratorischen Geschick des Südländers wurden hier alle Vorwürfe bestritten, der Präfekt und der Advokat Perrone aber, der der Untersuchungskommission präsidirt hatte, als Verleumder bezeichnet, die aus persönlichen Motiven den „ehrenwerthen Aufsichträthen“ ein Bein stellen wollten.

„Unseren theuren Mitbürgern, denen bekannt zu sein wir uns rühmen können, überlassen wir das Urtheil über die arglistig gehäuften Fälschungen und Verleumdungen“: so schließt mit tiefem Brustton der letzte Rechtfertigungbrief des Onorevole Signor Deputato Simeoni im „Mattino“, in der selben Zeitung, die anfangs der zornigsten Entrüstung über die Gräuel ihre Stimme geliehen hatte.

Von diesen lieben Mitbürgern, die als Zeugen angerufen werden, können leider kaum fünfzig Prozent lesen und von Denen, die lesen können, gehören nur allzu Viele selbst der Schmarotzersippe an. Mir sagte einmal der Präfekt von Neapel, ein Norditaliener, der später Minister wurde, auf meine Frage, ob nicht der Zugang zum deutschen Krankenhause verbessert werden könne und weshalb alle darauf gerichteten Eingaben unberücksichtigt geblieben seien, „er sei ohnmächtig; bis die Sachen an ihn kämen, seien sie längst durch die Clique abgemacht und er könne blos unterschreiben.“

Man würde trotzdem fehlgehen, wenn man das ganze Volk nach der Korruption seiner Politiker und Beamten beurtheilen wollte, wie so viele unserer nordischen Italienfahrer, vor Allen die kurzathmigen Rundreisenden, zu thun pflegen. Auf sie paßt Nietzsches Wort: „Und Andere giebt es, die kommen schwer und knarrend daher, gleich Wagen, die Steine abwärts fahren: Die reden viel von Weisheit und Tugend, — ihren Hemmschuh heißen sie Tugend!“

Italien hat eine Verfassung, in die das Volk noch nicht hineingewachsen ist; sie legt sich um seine alten trägen Gewohnheiten wie ein zu weites Kleid. Aber die Politiker und Streber wissen sie auszunützen, sich hübsch warm darin einzuwickeln und sich dem Volk in einer schönen Pose zu zeigen. Sie kennen seine Begeisterungfähigkeit und seine angeborene Freude an der schönen Form. In welchem Lande sonst wäre es möglich gewesen, daß, wie hier, der Dichter Gabriele d'Annunzio von hungernden Bauern zum Abgeordneten gewählt werden konnte?

Aber seine Rede klang so prächtig und voll, so musikalisch und stolz, „daß sie eingedenk sein sollten der uralten Schönheitmission Italiens“, — und die hungernden Bauern wählten ihn.

Von der Schönheit können natürlich die armen Teufel nicht leben und der italische Staat hat dringendere Missionen zu erfüllen. Die Lage der Landbevölkerung vor Allem ist Mitleid erregend und zwingt Hundertausende jährlich zur Auswanderung. Das Pachtsystem der Latifundien mit seiner rücksichtlosen Erpressung lastet schwer auf dem kleinen Bauern, dem contadino. Der Eigenthümer lebt in seinem Palazzo in der Stadt, sein Großpächter, ein „signore“ wie er, wirthschaftet auch nicht selbst, sondern vertheilt den Boden an Unterpächter und erst diese geben ihn an den wirklich arbeitenden Kleinbauer ab, der die ganze Bestellung leistet und dafür ein Viertel des Ertrages erhält. Ohne Maschinerie und Arbeitkräfte kann er kaum die Hälfte des ertragfähigen Bodens anbauen, der Rest liegt brach und verödet, — und der Bauer kommt aus Hunger und Schulden nicht heraus. Ein gut Theil des berüchtigten Brigantaggio läßt sich aus diesem sozialen Elend erklären. Trotzdem wählten diese Bauern einen Dichter in das Parlament. Das ist ganz sicher unpraktisch, — aber es ist die alte Kultur, die nicht gestorben ist, die selbe, die uns den stolzen Gang des Bettlers erklärt und die graziöse Armbewegung der Wäscherin, die ihre Lumpen am Ufer auswindet, als ob eine Königin Perlen ausstreute.

Bei aller Leidenschaftlichkeit ist das Volk gutartig, geduldig und arbeitsam, obgleich es natürlich auch Deren genug giebt, die vom Spielen und Stehlen leben möchten, wie die „Merodebrüder“ im „Simplicissimus“. Das Volk ist intelligent, vor Allem jedoch höflich und gewandt in der Form und voll künstlerischen Empfindens. Die „bellezza“, die Schönheit, ist ihm fast gleichbedeutend mit der Güte. Lügnerisch sollen die Neapolitaner sein und Betrüger? Viele Lügen zeugt nur die Höflichkeit und ohne Höflichkeitlügen kommen auch wir im Verkehr nicht aus, obgleich wir uns für so viel besser halten.

Wie viele Gute und Selbstgerechte werden die Hände über ihren kahlen Köpfen zusammenschlagen, wenn man ihnen sagt, daß Betrug und Täuschung da unten häufig „ein Spiel des Scharfsinns und Witzes“, ein Turnier der Klugheit ist, das sich in Lachen auflöst, wenn die Masken gelüftet werden. Nicht gegen vernünftige Erziehung eifere ich, aber dagegen, daß man sich über und über mit Bildung behängt und selbstgefällig damit rasselt, ohne daß sie in das Wesen eindringt, — wie die Wilden sich mit Glasperlen und Muscheln und bunten Steinchen behängen und ihre Körper verrenken, damit das glitzernde Zeug auch ordentlich im Licht nach allen Seiten funkeln möge ....

Der Italiener und vor Allem der Neapolitaner hat kein Verhältniß zur Natur. Es ist ihm unverständlich, wie man zu Fuß wandern kann, wenn man nicht muß; er schüttelt den Kopf, wenn wir aus Vergnügen auf den Bergen herumklettern und dem Meer mit „seiner beweglichen Schlangenhaut“ traut er schon gar nicht. Er ist oft auch grausam gegen Thiere. Das sind vielleicht antike Ueberlieferungen. Aber er lächelt manchmal auch mit Recht über unsere billige Sentimentalität, die, sobald es sich um den Geldbeutel handelt, still abschwenkt. Auf Capri kam ich einst dazu, als ein Fischer einen kleinen Käfig mit Singvögeln zum Verkauf ausbot; „sie seien sehr schmackhaft“ sagte er. In idealem

Zorn und flatternden Regenmänteln kamen da zwei Deutsche auf ihn zu und ergossen alle Schimpfwörter, die sie aus dem „Kleinen Meyer“ gelernt hatten, über ihn: „Das sei eine Schande und eine elende Grausamkeit, er sei eine ‚bestia‘, ein ‚porco‘, und müsse die Vögel fliegen lassen, denn sie seien nützlich und sängen noch dazu“. Der Mann von Capri meinte lächelnd, sie möchten ihm für das Stück zwei Soldi geben oder einen, dann wollte er sie fliegen lassen; er habe nun einmal die Mühe gehabt und würde sie sicher loswerden; auch habe er das Geld nöthig. Aber die edlen Thierfreunde drehten sich schimpfend um und entfernten sich. Und der Fischer schaute ihnen verwundert nach, er verstand ihre Logik nicht.

Oft kann man in Neapel hören, wie wenig die Leute von der „Italia unita“ erbaut sind, und man kann ihnen diese Stimmung nicht ganz verdenken. Die größte Stadt Italiens sank durch die Einigung zu einer verkümmernden Provinzstadt hinab. Von Karl von Anjou bis auf die spanischen Vicekönige und die Bourbonen war versucht worden, aus Neapel einen großen Mittelpunkt zu machen. Mit dem Jahre 1860 war Das plötzlich zu Ende; die Eisenbahn zwischen Nord und Süd lief längs der adriatischen Küste, der große Getreide- und Fruchthandel zog sich nach den kleinen Häfen von Torre-Annunziata und Castellamare und außerdem konkurrirte das ausländische Getreide mit der einheimischen Ernte. Vor dem Jahr 1860 zahlte man 15 Francs Kopfsteuer, im Jahr 1868 schon 45; der hohe Stadtzoll vertheuerte die Lebensmittel um das Dreifache; die Löhne sind um die Hälfte niedriger als im übrigen Italien, die Wohnungen aber viel theurer. Selbst über Verbesserungen, die die neue Ordnung gebracht hat, beschwert sich das Volk, weil es aus seiner schmutzigen Ruhe aufgescheucht wird; denn Neapel ist ungefähr das Gegenstück zu einer „Perle der Reinlichkeit“, wie es in der griechischen Zeit genannt wurde. Deshalb ist es auch von nicht weniger als achtzig großen Epidemien seit der römischen Kaiserzeit heimgesucht worden. Die letzte verheerende Choleraseuche vom Jahr 1884 hatte wichtige sanitäre Maßregeln im Gefolge. Man führte der Stadt das ausgezeichnete Trinkwasser des Serino zu und das „Risorgimento“ sorgte für neue gesundheitlich gut eingerichtete Quartiere und für die noch im Bau befindliche Kanalisation, deren großartiger Plan leider nicht ganz durchgeführt worden ist. Wenn sie fertiggestellt sein wird und auch die dreitausend Kühe und vielen Tausend von Ziegen, die täglich die Stadt durchziehen, durch eine bessere Milchversorgung abgelöst sein werden, dann werden auch die miasmatischen Fieber und der tückische Typhus weichen, die jetzt noch immer eine ständige Gefahr, besonders für den Fremden, sind. Zu einer „Perle der Reinlichkeit“ wird die schöne Stadt am Vesuv zwar wohl nie mehr werden, gebessert aber könnte Vieles schon dadurch sein, daß der „Reichthum der Armen“, die großen Revenuen der Wohlthätigkeitanstalten, seiner Bestimmung wirksamer zugeführt würde. Es gilt, das Elend und das Verbrechen aus den dumpfen Löchern und Schlupfwinkeln der „Bassi“ und „Vicoli“ aufzuscheuchen, in die nie ein Sonnenstrahl dringt. Und was ist Neapel ohne Sonne?

Neapel. Dr. Karl Graeser.



Im neuen Heim.

Wer es ist, der mir sagt: „Hier darfst Du nun eine lange Weile bleiben und ruhen nnd in Muth und Schönheit schaffen", weiß ich nicht. Aber es ist Einer da, der mirs sagt. Und ich lausche mit innerem Dank der heimlichen Stimme, die mir davon spricht, daß nun die mühsame und ermüdende Zigeunerei durch fremde Miethwohnungen vorläufig ein Ende erreicht hat. Nie noch hatte ich es so eilig mit dem Aufstellen und Anheften meiner lieben Erinnerungen wie diesmal. Von den Wänden grüßen sie mich und auf den Simsen steht manches freundliche Stück, das mir von lieben Menschen erzählt und von den Tagen, da meine Jugend noch das Fest der Hoffnung feierte und überschäumte von muthiger Sehnsucht.

Es ist Einer da, der mir die Sicherheit giebt im neuen Heim. Sehe ich links zu meinem Fenster hinaus, so frage ich: Ists der ansteigende, von einem dichten Zaun bekrönte Wiesenhang, der mir jede Aussicht, einem zudringlichen Auge aber auch jede Einsicht verwehrt? Und sehe ich rechts zu meinem Fenster hinaus, wo die Strahlen der Morgensonne durch dichtes Tannengrün spielen und der Wind leise durch hohe Wipfel rauscht, so frage ich: Kommt von Euch diese Ruhe und wohlthuende Beschlossenheit?

Ich weiß nicht, ob Andere dieses Gefühl auch kennen. Und das Gegengefühl der Heimathlosigkeit? Aus dem Wort allein schon tönt mir ein namenloses Elend entgegen. Die Erde ist die Heimath der Menschheit. Aber nur ein Stücklein dieser Erde kann die Heimath eines Menschen sein, — die Heimath, wo jeder Stein ihm bekannt ist, jeder aus dem Boden lugende Keim von seinem Auge entdeckt wird, jeder Baum und jede Blüthe am Baum ihm ein Freund wird, mit dem er Zwiesprache halten kann. Was macht denn unsere Kindheit so schön? Was füllt sie mit jenem Reichthum aus, von dem wir manchmal ein ganzes Leben zehren? Was anders als das Zusammenwachsen all unseres Lebens mit dem Orte und seinen Aeußerlichkeiten? Da giebt es doch keine bloßen abstrakten Erinnerungen, sondern ein lebendiges Bild steht vor uns, so genau, so farbig und frisch, daß wir es malen könnten. Wie oftmals streiche ich mit meiner Gespielin durch Engels Garten und verstecke mich in den Lavagrotten, durch deren künstliche Durchblicke aus der Tiefe ein hellgrünes Wasser schimmert! Wie oft stehe ich mit meinen Kameraden auf der Birkenbrücke und sehe in dieses Wasser hinab, wo mit dem Schwanze schlängelnde Salamander unsere Jagdlust erwecken! Und der Fuchspütz, an dem ich mit dem Hubert den Lederstrumpf las, wo wir Indianerschlachten lieferten, wenn uns die Phantasie durchging und uns mit dem Geheul der Wildniß und dem Gebrüll der Freiheit gegen einander trieb! Und der Krebsfang im marienforster Bach! Jeden Stein sehe ich, ich rieche heute noch das Duftgemisch von Krauseminze und Pfefferminze und Thymian, das dieses Bachthal erfüllte, jeden Tümpel sehe ich noch, in dem das Wasser sich staute, und ich höre das Geschrei, wenn statt des gesuchten Krebses ein fetter Frosch dem aufgedeckten Schlupfwinkel entschlüpfte! O, und die Maiflötenzeit in der „alten Bach"! Die Drachenzeit im Dürens Feld! Die heimlichen Rauchgesellschaften am Berg! Die Schlittschuhzeit auf der Bleimar, in Marienforst, im Wendelstädts Garten, an der friesdorfer Dampfmühle! Da giebt es keine

Erinnerung, bei der sofort nicht Farben und Frische mit auftauchten. Und einmal hatten wir etwas ganz Besonderes gemacht. Zur Frohnleichnamsprozession hatten wir Körbe voll Kornblumen gesammelt. Vor unserem Hause sollte der schönste Blumenteppich die Straße zieren. In der Mitte ein blauer Kornblumenteppich und der Rand sollte von Pfingstrosenblättern sein. Wir drei Brüder schreiten andächtig in der Prozession; da auf einmal springt der Hermann heraus, rennt vor zu unserem Thor, und wie er sieht, daß nicht nur der Pastor mit dem Allerheiligsten über unsere Blumen wandelt, sondern auch die den „Himmel“ tragenden, rothbeschärpten Männer, da hielt er seinen Unmuth nicht mehr zurück und platzte heraus: „Die Sauferls gohn och dröwer!“ Unser ganzer schöner Teppich war ruinirt, zertreten, zerstampft, zerwühlt, als die Prozession vorüber war, denn es gab da Buben, die sich eine Freude daraus machten, durch die ausgestreuten Blumen zu schleifen, wie man im Walde oft zur Herbstzeit durch das gefallene raschelnde Laub schleift. Aber wir hatten sie uns notirt für den anderen Tag in der Schule; da sollten ihnen die Knie schon gelenkig werden und die Füße vom Boden kommen, wenn wir mit unseren frischen Haselnußjuschen ihnen um die Schienbeine fegten!

Wie sich diese Rachegesinnung mit der Andacht am Frohnleichnamstage reimte: Das wäre vielleicht einer sehr eingehenden psychologischen Untersuchung werth. Allein ich verzichte darauf, in dem Bewußtsein, daß sich in der Kindheit gar Manches reimt, was sich später im Leben absolut nicht vertragen will. Und ein zweiter Umstand hält mich davon ab; daß mir trotz meinen vierzig Jahren die Zeit der Reue immer noch nicht kam. Ob sie jemals kommen wird? Hoffentlich nicht!

Einmal hatte ich ein Heim. Ich weiß es, wenn ich meine Erinnerung befrage. Aus ihr heraus grünt und blüht es mir heute noch immer. Und da ich fühle, wie arm mein Leben wäre, fehlte ihm diese Wunderperspektive, so geht nun all mein Sehnen dahin, meinen Kindern ein Heim zu schaffen. Das ist ein Dichterwunsch. Und müssen Dichterwünsche immer Luftschlösser sein und bleiben? Fast scheint es so. Aber trotzdem verzage ich nicht. Denn wer verzagt, ist kein Dichter.

Wohlan denn, ich verzage nicht; und da ich es nicht thue, habe ich die Kraft, auch Anderen Muth zu machen, und so will ich hier Etwas erzählen, — eine einfache, gar nicht komponirte und nicht abgeschlossene Geschichte.

* * * *

Anderthalb Jahre mag es nun sein, daß ich von Paris aus auf einen deutschen Arbeiter aufmerksam gemacht wurde, der da hinten, tief in der Oberlausitz, versucht, mit eigenem Denken sich durch die Probleme des Menschenlebens überhaupt und unserer Zeit im Besonderen hindurchzusteuern. Zu ihm war die Kunde gedrungen von der sich in Paris vorbereitenden Bewegung zu einem Menschheitkongreß, der im Jahre 1900 bei Gelegenheit der großen Weltausstellung zusammentreten soll. Und das Interesse, das er, wie ich, an dieser Bewegung nahm, führte ihn mit mir zusammen. So gewann ich einen Maurer zum Freund. Gleich der erste Brief, den ich von ihm empfing, machte großen Eindruck auf mich, — gerade durch den enormen Gegensatz zwischen Dem, was da zum Ausdruck gelangen wollte, und der hilflosen und eckigen Form, wie sich Alles aussprach. Aus verschrobener Prosa fiel der Mann in Verse; und so ungelenk und unbeholfen diese auch waren, zeigten sie dennoch, daß Rhythmus, Reim=

klang und Klangreim hier als eine direkte Nothwendigkeit von dem hoch schlagenden Herzen empfunden wurden. Die vernachlässigte Schulbildung war nicht mehr nachzuholen, aber vielleicht konnte es gelingen, den Mann durch Verweisung an hervorragende Werke unserer Literatur allmählich in der Ordnung seiner eigenen Gedanken und ihrem Ausdruck etwas weiter zu bringen. Ich versuchte es; aber langsam nur geht es damit vorwärts, denn mein Freund ist Maurer. Er muß den Tag über schwer arbeiten, um seine große Familie nothdürftig zu erhalten; zudem ist er kränklich und vermag schwere Arbeiten nicht mehr zu leisten. Wie er mir schrieb, stammt er von schlesischen Webern aus dem Landeshutischen und die Mutter starb an der Lungenschwindsucht. Von seiner Frau her zieht sich ein Faden der Verwandtschaft aus ehemaligen Bürgerkreisen, ja aus adeligen Kreisen zu ihm hin. Aber „meine Frau hatte schon als Kind — sie ist die Jüngste von dreizehn Geschwistern — den kleinbürgerlichen Stand nicht mehr kennen gelernt, weil die Familie verarmt war."

Seit seiner Dienstzeit kränkelte mein Freund. Dann kam schwere Lungen- und Rippenfellentzündung und brachte ihn ins Krankenhaus. Hier drängte sich an den aus der katholischen Kirche Ausgeschiedenen ein evangelischer Pfarrer heran und suchte ihn für die evangelische Kirche zu „retten". Ohne dauernden Erfolg. Willig zur Arbeit, aber in Folge der Krankheit gehindert, mit den allerbesten Zeugnissen versehen, die ihm doch nichts halfen, da er überall abgewiesen wurde, sah sich der Mann mit seiner Familie dem grauenhaftesten Elend preisgegeben. Da griff er zur Bibel, die ihm seine Pflegerin geschenkt hatte. Er stellte die Bibelsprüche, die in seinem Herzen nachklangen, nach einander zusammen, und Das waren solche, „die doch", wie er mir schrieb, „die größten Majestätbeleidigungen und Beamtenbeleidigungen enthielten". Etwa fünfzig bis sechzig Foliobogen füllte er mit diesen Sprüchen und seinem Kommentar dazu. „Gerade die große Noth und Sorge brachten und drängten mich immer mehr zum Denken." Und diese sämmtlichen Schriftstücke schickte mein Freund nun einem Diakonus; obendrein schrieb er einen Brief an den Magistrat, in der Hoffnung, auf diese Weise eine Wendung seiner Lage herbeizuführen. Der Erfolg war der, daß er im Dezember 1895 von der Polizei in das städtische Siechenhaus gebracht wurde, um auf seinen Geisteszustand hin beobachtet zu werden. Nach sechs Wochen stellte der dirigirende Arzt fest, daß er gesund sei, aber die Behörde hielt ihn trotzdem zurück. Bis zum August 1896 verblieb er in der Anstalt, dann wurde er einer privaten Nervenheilanstalt übergeben, wurde auch dort für gesund erklärt, mußte aber noch vom November 1896 bis zum März 1897 die Provinzial-Irrenanstalt passiren, ehe er nach beinahe fünfvierteljähriger Detention seiner Familie zurückgegeben wurde.

So furchtbar diese Vorgänge auch erscheinen und wie sehr wir uns dagegen sträuben, zu glauben, daß es in Deutschland Behörden geben könne, die in dieser Weise gegen besseres Wissen gehandelt hätten, hier interessirt nur: wie fand sich der „Verrückte", wie fand sich mein Freund mit Alledem ab? „Ich verzeihe den Irrthum, den die Behörde begangen hat, und mache keine Einwendung, auch nicht in Zukunft, weil ich liebe. Ich habe eine praktische Schule besucht und bin der Behörde sogar dankbar." So schrieb er mir. Nun, wer so zu denken vermag, gewann den menschlichen Geist, nach dem Religion, Philosophie und

Kunst fort und fort ringen, und mit Stolz darf er für sein Handeln den Sinnspruch prägen: „Das Wort ist der Same, die Bethätigung ist die Frucht.“

Der bekehrungeifrige Diakonus rieth meinem Freunde einmal, von solchen Psalmen, wie Psalm 37, abzustehen. Denn dieser Psalm befand sich unter den von ihm kommentirten Bibelsprüchen. Wie erklärt aber mein Freund die Verse 14 bis 17: „Das Schwert ziehen die Frevler und spannen ihren Bogen, zu stürzen den Armen und Dürftigen, zu schlachten, die geraden Wandels sind.“

15. „Ihr Schwert dringt in ihr eigenes Herz und ihre Bogen werden zerbrochen.“

16. „Besser das Wenige, das der Gerechte hat, als die Fülle vieler Frevler.“

17. „Denn der Frevler Arme werden zerbrechen und es stützet die Gerechten der Ewige.“?

„Aus dem Psalm 37“, schreibt er mir, „scheinen die Anhänger der gewaltsamen Revolution ihre Weisheit geschöpft zu haben. Diese Menschen haben aber den Psalm nicht weise aufgefaßt und nicht erkannt, wie der rechte Sinn daraus zu schöpfen ist. Vers 15 erscheint ja etwas zweideutig; Vers 17 aber widerspricht der Zweideutigkeit, die der fünfzehnte Vers enthält. Der Verstand erhält die Gerechten! Der Verstand zerbricht ihnen, den Ungerechten, das Schwert, ohne daß es die Gerechten in die Hände nehmen.“

Nicht darauf kommt es an, ob diese Auslegung richtig ist. Jedenfalls kann ich mir keinen schöneren Muth denken als den, der hier meinen Freund beseelt. Mitten in den rasenden, mitleidlosen Kampf um das tägliche Brot gestellt, durch eigene Erfahrungen belehrt, wie brutal dieser Kampf im Allgemeinen geführt wird, läßt er den Glauben nicht fahren, daß einmal die Vernunft und in ihrem Gefolge die Schönheit in die Menschenwelt einziehen werden. Und was er mit dem „Verstande“ meint, der einmal Herrscher werden soll, erkenne ich aus seiner Paraphrase über das achte Kapitel des ersten Buches Samuelis, das er so versteht: Samuel hatte sich die Reinheit des Gewissens bewahrt und so hatte er den Born der Erkenntniß in sich, aus dem er prophetisch schöpfen konnte. Sein Gewissen sagte ihm, er müsse sich und seinem Volk die Freiheit bewahren. Das Volk aber hatte sein Gewissen eingebüßt; dieses, d. h. den Verstand, wollte es nicht mehr König über sich sein lassen. Der Verstand hatte Israel aus Egypten geführt. Dann aber hatten die Juden ihn verworfen und der Lüge gedient. Jetzt verlangten sie nach einem König, wie ihn alle anderen Völker auch hatten. Darin aber sah Samuel das Unheil, — und so schilderte er ihnen warnend die Art, die der von ihnen begehrte König haben würde.

Wie hier mein Freund „Verstand“ und „Gewissen“ auffaßt, wie er den „Verstand“ der „Lüge“ gegenüberstellt: Das läßt erkennen, was er mit diesem „Verstande“ meint. Es ist die Idee der Vernunft selbst, die allem seinen Denken hier zu Grunde liegt und ihm Farbe und Leben giebt.

Aber nicht nur in der Bibel sucht mein Freund sich zurechtzufinden. Er zeichnet die Abhängigkeit der Weltkörper von einander mit kurzen, klaren Strichen. Ob die Erde nicht wieder in die Sonne eingeht, fragt mein Philosph, und sein einfacher Sinn antwortet mit Ja. Fragen, die heute ganze Kreise und Gruppen beschäftigen, beantwortet er sich unbeeinflußt nach seiner Art. So meint er, die Asche der im Feuer Bestatteten sollte ausgestreut werden. Aufbewahrung in Urnen

sei eine Gefangenschaft des gewesenen Dinges. Er wünscht, verbrannt zu werden; allein da der Mensch der Erde gehöre, sei die Versenkung der Leiche in die Erde der Zerstreuung der Asche gleich: eine Rückkehr zu dem Wesen, von dem alles Leben ausgehe.

Ein anderes Problem: Kraft und Stoff! Die Ewigkeit erscheint ihm als die Vereinigung des männlichen und weiblichen Seins, der männlichen und weiblichen Kraft, daher als selbstzeugender Urgrund aller Erscheinungen. Sie stelle den Menschen Sein, Nichtsein und Dochsein in Gleichnissen dar. Ich erinnere daran, daß ein Maurer so spricht, der von Platon vielleicht nie Etwas gehört hat und von dem philosophischen Denken Anderer bis vor ganz kurzer Zeit überhaupt keine Ahnung hatte. Und doch trifft er aus sich heraus hier Platons Anschauung der Dinge, die nicht wirklich, sondern bloße Erscheinungen — Gleichnisse — sind, die niemals sind, sondern immer nur werden, während der einzige und ewige und unveränderlich Seiende allein die Idee sei.

Diesen tiefen Ernst, hinter die Probleme der Welt und des Lebens zu kommen, sah ich. Ich sah die Arbeiten dieses Mannes, fast nie unter vier Folioseiten groß, mit enger Schrift geschrieben. Und alle diese Arbeiten philosophischen, religionphilosophischen, nationalökonomischen Inhaltes, in denen er zu den verschiedensten Erscheinungen der Zeit Stellung nahm, zum Spiritismus, zum Titel- und Ordenwesen, zu Vereinen und Organisationen, zu Strikebewegungen u. s. w., entstammen seiner kargen Feierzeit; denn, wenn die Erwerbsarbeit ruhte, schrieb er. Das machte mich besorgt und ich rieth ihm einmal, er solle auch das Lachen nicht vergessen; Heiterkeit und Erholung gehörten auch zum Leben, namentlich, wenn man der Sorgen und Lasten viele zu tragen habe, wie er. Und darauf schrieb er mir: „Es giebt auch Momente, wo ich lache; aber ich kann nicht behaupten, daß ich gerade in diesen Momenten Freude hätte. Ich beobachte mich sehr viel selbst. Die freudigen Empfindungen, die ich an mir beobachte, kommen nicht durch Lachen zum Ausdruck. Ich möchte die Fröhlichkeit in zwei Arten theilen, in eine äußerliche und in eine innerliche. Und der inneren Fröhlichkeit, die sich ohne Lachen ausdrückt, muß ich einen reineren Werth geben. Die innere Fröhlichkeit oder Freudigkeit, die sich durch äußeren Ausdruck nicht bemerkbar macht, kann den Gegenüberstehenden nicht täuschen. Das Lachen aber ist äußerlich zu bemerken; und nicht immer ist es als Ausdruck einer freudigen Empfindung zu betrachten. Manchmal kann man unterscheiden, ob das Lachen der natürliche oder unnatürliche Ausdruck einer Empfindung ist; aber es giebt auch eine nicht natürliche Lache, die man nicht immer von der natürlichen unterscheiden kann. So gebe ich auf das Lachen selbst nicht viel. Ich lege auf das Auge den größten Werth: nach ihm kann man den Menschen am Sichersten beurtheilen und darum beobachte ich bei jedem Menschen den Pupillenschlag."

Und wie mein Freund den Einzelnen beobachtet, so das Leben und die Welt. Das Blau des Himmels erweckt ihm die Frage: „Warum sieht am Tage der Raum blau aus? Das muß die Farbe sein, die aus der Mischung zweier Farben entsteht." Und so erdichtet er sich die Entstehung des Blau aus der Mischung der beiden „Urfarbenscheine": Licht und Finsterniß. Die blaue Farbe wird ihm zum Symbol der Harmonie, der Verträglichkeit, der Klarheit, Gerechtigkeit, Weisheit, Brüderlichkeit, mit einem Wort: der „Liebe". Und diese

ist ihm nun das „ursprüngliche Sittenbild“, in dem alle Dinge sich klar und deutlich ihrem wirklichen Wesen nach darstellen. Der Wechsel des Lichtes und der Finsterniß lehrt ihn die ursprüngliche doppelte Kraft des Allseins verstehen, wie der Farbenschein „Blau“ ihm die Einheit dieser Doppelstrahlung offenbart.

Eine eben so schöne Symbolik erweckt ihm der Anblick des Reifes; er ist der Schweiß, der den beiden Kämpfern, Wärme und Kälte, ausbricht, und sich mit weißem Hauch über die Erde legt. Weiß aber ist die Farbe der Unschuld; und so lehrt der Reif die Lebewesen der Erde, daß er ein Schweiß des unschuldigen Kampfes ist; denn Kampf ist Alles, Kampf ist Leben, Kampf ist Arbeit. Arbeit aber ist Unschuld, Adel, Reinheit, sie wäre „das natürliche Sein des menschlichen Kampfes“. „Im Vergleich mit den kämpfenden Luftelementen aber hast Du, unedelsinnige Menschheit, bis auf wenige Ausnahmen von Edelsinn nicht die leiseste Ahnung. Wie legt sich Dein Schweiß in den bestialischen Kämpfen zur Erde? Roth. Roth aber bedeutet Schuld, Unreinheit, Unadel in der Kampfesweise. Roth ist Dein edelster Saft. Er soll Dich zur Kraft emportragen, die Dich lehrt, Deine Selbstliebe und Deine Nächstenliebe zu fördern. Nach außen kannst Du Das aber nur im Kampf der Arbeit bezeugen. Treibt der Fleiß Deinen Schweiß hervor, so ist Dein Kampf ein unschuldiger, reiner; treibt der Kampf den inneren Saft nach außen, fließt das Blut zur Erde, so haftet Schuld an ihm und Unreinheit.“

* * *

Ueberschaue ich nun dieses stille und freudige Kämpferleben, sehe ich, wie da ein Mann, den das Schicksal fast ganz in den Winkel schob, dem es bei seiner Noth nicht einmal den letzten Helfer aus der Noth, die körperliche Gesundheit, ließ, aus diesem Winkel auszog und sich eine Welt eroberte, und höre ich diesen Mann mit stillem Selbstbewußtsein sagen: „Obgleich ich ein Mensch bin, der das schöne Reimen der Gedanken und Satzungen nicht gelernt hat, so stelle ich mich doch furchtlos jedem Titelkrämer, der nur von Wissen und Thaten zu reden versteht, mit meinem Wissen und meinen Thaten gegenüber“; sehe und höre und überdenke ich mir das Alles, so kommt ein hoher, freudiger Muth über mich. Die Aussicht wird frei, das beengende Nahe rückt in die Ferne und das erlösende Fernste schmiegt sich lockend in meine Nähe. Von diesem Muth aber wollte ich hier erzählen, der, unverzagt wie das Leben selbst, schafft und zerstört und wieder schafft, der es mit Zarathustra begriff: „So tief der Mensch in das Leben sieht, so tief sieht er auch in das Leiden ... Muth aber ist der beste Totschläger. Der Muth schlägt auch den Schwindel tot an Abgründen: und wo stünde der Mensch nicht an Abgründen!“

Und so sei es denn im neuen Heim: nicht eine Zufluchtstätte vor dem Leben soll es mir sein, sondern eine Zufluchtstätte des Lebens selbst. Was es auch bringe: ich schließe die Thür nicht ab, und welche Fragen es auch an mich stelle, es soll ihm Antwort werden.

Finden diese Zeilen einen freundlichen Leser und gewinnt er mit mir meinen Maurer lieb, so soll Dies mein Pathengeschenk sein für seinen Jüngsten. Glück auf denn aus meinem neuen Heim dem jungen Leben und seinem tapferen Erzeuger, dem dichtenden Philosophen!

Soden im Taunus. Mathieu Schwann.



Die nordamerikanische Volksschule.

Das Schulwesen ist in den Vereinigten Staaten eine Angelegenheit der Einzelstaaten. Daher ist die Gesetzgebung an sich schon verschieden. Außerdem verwalten aber auch die Counties, Grafschaften, die etwa unseren Kreisen entsprechen, oft aber auch wesentlich größer sind, in vielen Fällen ihr Schulwesen mit einer gewissen Selbständigkeit; ferner ist hier und da Städten und anderen Gemeinden gesetzlich die Schulverwaltung übertragen. Freilich giebt es in Washington ein Bureau of education, das vom Ministerium des Innern ressortirt und einen hervorragenden Gelehrten, Mr. Harris, an seiner Spitze hat. Es trifft keinerlei Entscheidungen, übt aber als berathende Instanz einen großen moralischen Einfluß aus. Jeder Staat hat ein State Board of education, die Grafschaften haben County Boards und die Städte City Boards of education.

Im Volksschulwesen sind verschiedene Kategorien von Lehranstalten zu unterscheiden. Auf der untersten Stufe sind die Kindergärten zuweilen selbstständig, häufiger mit den eigentlichen Schulen verbunden. Sie sind für Kinder zwischen fünf und sieben Jahren bestimmt, doch werden auch jüngere aufgenommen. Unserer Elementarschule entspricht die Primary School. Ist der Kursus vierjährig, so ist die Primary School nur die Vorschule für die nächsthöhere Schule, die Grammar School, mit vierjährigem Kursus. Oft sind beide Institute mit einander verbunden und in vielen Fällen wird die Grammar School mit zur Primary School gerechnet. So erklärt es sich, daß mitunter der Kursus achtjährig ist. Es giebt übrigens auch Schulen, wo man einen sechs- oder siebenjährigen Kursus hat. Primary und Grammar School werden, wenn sie vereinigt sind, auch als District School bezeichnet. Aufgabe der Primary School im engeren Sinne, Das heißt: des vierjährigen Kursus, ist es, die gewöhnlichen Elementarfächer zu lehren: Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, etwas Geschichte und Naturkunde. In der Grammar School wird etwas Physik gelehrt, Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten, Rechnen, Geographie und Naturwissenschaften. Auch wird in den Grammar Schools eine Sprache fakultativ gelehrt und oft genug wird von den Schülern das Deutsche bevorzugt.

Die nächsthöhere Stufe ist die High School mit vierjährigem Kursus. Schüler unter zwölf Jahren pflegen nicht aufgenommen zu werden. Im Großen und Ganzen bereiten die High Schools zum Collegebesuch vor. Gelehrt werden: Algebra, Geometrie, Physik, Rhetorik, Deutsch, Lateinisch, Chemie u. s. w. Vielfach ist der eine oder der andere Gegenstand fakultativ. Neben den High Schools giebt es einige Privatanstalten und Seminare mit gleicher Berechtigung. Zwischen Grammar School und High School giebt es dann noch in einigen Städten Intermediate Schools, so beispielsweise in Brooklyn.

Die Einführung des obligatorischen Schulbesuches hat in Nordamerika stets mit freiheitlichen Vorurtheilen zu kämpfen gehabt Erst in neuerer Zeit ist es in der Mehrzahl der Staaten gelungen, den Schulzwang einzuführen. Während 1883 noch 26 von 38 Staaten Widerstand leisteten, sind heute die Staaten ohne Schulzwang in der Minderheit. Freilich ist dieser Zwang zuweilen recht un-

zureichend. In Chicago z. B. ist die Schulpflicht nur für Kinder zwischen sieben und vierzehn Jahren festgesetzt; und zwar genügt ein Schulbesuch von sechzehn Wochen im Jahr. Aber auch sonst werden die gesetzlichen Bestimmungen in der Praxis mangelhaft befolgt. Gestützt auf genaue Zusammenstellungen eines deutschen Pädagogen, hat die Unterrichtsabtheilung in Washington vor einigen Jahren eine Statistik veröffentlicht. Danach gingen in New-York nur 72 Prozent der schulpflichtigen Kinder in die Schule und hiervon etwa 42 Prozent nur drei oder vier Monate im Jahr; also nahmen nur 30 Prozent der schulpflichtigen Kinder regelmäßig vier Jahre hinter einander am Unterricht Theil.

Kirche und Schule sind vollständig getrennt. Religionunterricht bleibt den Sonntagsschulen, Privatschulen und religiösen Schulen überlassen; doch ist die Verlesung von Bibelstücken auch in öffentlichen Schulen üblich. Früher war der Einfluß der religiösen Gemeinschaften auf die Schulen vielfach stärker. Heute sind sogar sehr fromme Leute für das Prinzip der konfessionlosen Schule.

Doch besteht auch eine ganze Reihe konfessioneller Schulen, besonders, seit Katholiken in neuester Zeit die konfessionlose Schule als eine Gefahr für die Religion zu betrachten begonnen haben. Jesuitenschulen werden auch von protestantischen Kindern besucht, da in Ankündigungen und Berichten der konfessionelle Charakter geschickt verschleiert wird und in äußerst kluger Weise die Gefühle Andersgläubiger geschont werden.

Auch die Nationalitäten beginnen in neuerer Zeit, eigene Schulen für sich zu beanspruchen, und in einzelnen Gegenden der Vereinigten Staaten haben die Deutschen Erfolge erzielt. Doch verlangt die Gesetzgebung der einzelnen Staaten meistens das Englische als obligatorische Unterrichtssprache und in verschiedenen Staaten mit Schulzwang werden nur Schulen mit englischer Unterrichtssprache als vollgiltig angesehen.

Die Privatschulen erheben hohe Schulgelder und haben dadurch einen exklusiven Charakter für die Kinder reicher Leute. In der öffentlichen Schule sitzt der Sohn des Millionärs neben dem Arbeiterkind, der Gouverneursohn neben dem Sohn des Pferdebahnkutschers: so verlangt es das demokratische Prinzip.

Endlich werden theils aus privaten, theils aus öffentlichen Mitteln auch Handelsschulen, Handwerkerschulen und sonstige Fortbildungschulen unterhalten. Für Neger- und Indianerkinder ist zum Theil in besonderen Schulen gesorgt und eben so geschieht in neuerer Zeit auch Manches für den Unterricht der Chinesenkinder. Bewundernswerth sind die vielen Anstalten für Kinder mit gewissen Anomalien. Im Jahre 1896 bestanden 51 Staatsschulen für taube Kinder (Internate). Dazu kamen noch 20 sogenannte „Tagschulen“ für taube Kinder (Externate); ferner 16 Privatschulen für Taube. Für blinde Kinder gab es 37 Schulen. 18 öffentliche und 10 Privatanstalten sorgten für geistig zurückgebliebene Kinder.

Der Unterricht in den öffentlichen Schulen ist unentgeltlich; auch die Unterrichtsmittel werden unentgeltlich geliefert und selbst die Kinder der Wohlhabenden und Reichen bezahlen kein Schulgeld. Das verlangt das demokratische Prinzip der Free School oder Common School. Die einstweilen nicht sehr bedeutende sozialistische Arbeiterpartei geht in ihren Ansprüchen noch weiter und fordert, der Staat solle, um den Schulzwang wirksam durchzuführen, auch Kleider und Essen liefern, wenn die Eltern dazu nicht im Stande sind; einzelne Sozialisten

verlangen eine Ausdehnung des Schulzwanges bis ins einundzwanzigste Lebensjahr. In Colorado finden alle tauben und blinden Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren unentgeltliche Aufnahme in die staatliche Taubstummen- und Blindenanstalt von Colorado Springs, eben so Kinder mit geschwächtem Seh- oder Hörvermögen. Die Anstalt liefert außer Pension und Unterricht auch Wäsche, Bücher und sonstige Unterrichtsmittel, — Alles ohne Ausnahme unentgeltlich.

Die Kosten des Schulwesens werden zum Theil durch Steuern, zum Theil aus den Einkünften der Schulen selbst aufgebracht. Durch Gesetz sind vielen Schulen als Eigenthum Ländereien zugewiesen worden, deren Erträgnisse bedeutend sind. Im Jahre 1890 beliefen sich die Gesammteinnahmen der amerikanischen Schulen auf etwa 140 Millionen Dollars, davon 102 Millionen aus Steuern, 26 Millionen aus Schuleigenthum. Die Ausgaben waren ungefähr 139 Millionen Dollars, davon Gehälter 89 Millionen, Bau- und Unterhaltskosten 24 Millionen, für Bibliotheken und Unterrichtsmittel etwa 1 700 000. Für den Elementarschulunterricht wurden 1890 pro Kopf der Bevölkerung 2,24 Dollars aufgewandt, also etwas weniger als im Königreich Sachsen (2,28) und erheblich mehr als in Preußen (1,86). In den westlichen Theilen der Union kamen 3,34 Dollars auf den Kopf der Bevölkerung. Es ist charakteristisch für Nordamerika, daß Staaten, die wir zu den unkultivirten rechnen, so hohe Beträge für ihre Bildunganstalten ausgeben. Neben Massachusetts mit seiner verhältnißmäßig alten Kultur zeichnen sich Colorado, Montana und das junge Nevada durch ihre Aufwendungen für Schulzwecke aus.

Knaben und Mädchen werden vielfach zusammen erzogen; man bezeichnet Das als Co-education. Dieser gemeinsame Unterricht ist auf dem Lande häufiger als in Städten und, was die Städte anbetrifft, im Westen häufiger als im Osten. Manchmal sind die unteren Klassen gemeinsam und die höheren getrennt. Schädliche Folgen dieses Systems für die Moralität hat man nicht beobachtet.

Als besonders vorzüglich gilt der amerikanische Anschauungunterricht. Objekte naturwissenschaftlicher Demonstration und sonstige Gegenstände werden den Kindern gezeigt und in die Hand gegeben, damit sie sich in der Betrachtung üben, sie beschreiben und nachbilden. Praktische Bedürfnisse werden berücksichtigt, z. B. wird das Schreiben von Bewerbungen um irgend eine fingirte Vakanz geübt. Vereinzelt ist in neuerer Zeit auf private Initiative Unterricht im Kochen und im Haushalt für Mädchen eingeführt worden. Wie in Frankreich der Donnerstag-, in Deutschland der Mittwoch- und Sonnabendnachmittag von Schulstunden frei gehalten wird, so ist in Amerika der Sonnabend frei, während an den anderen Tagen vor- und nachmittags unterrichtet wird. Die Last der häuslichen Arbeiten ist im Allgemeinen gering. Die Zahl der Schultage ist in den verschiedenen Theilen der Union sehr verschieden; sie schwankt gewöhnlich zwischen 160 und 91. Doch giebt es Orte mit 200 und mehr Schultagen und andere, wo kaum zwei Monate im Jahre Schulunterricht ertheilt wird.

Vielfach wird über Ueberfüllung der Schulen geklagt. Für Brooklyn z. B. ergiebt eine Statistik für das Jahr 1893 377 Klassen: 231 davon mit 60 bis 70 Schülern, 65 mit 70 bis 80, 22 mit 80 bis 90, 18 mit 90 bis 100, 2 mit 100 bis 110, 16 mit 120 bis 130, 4 mit 130 bis 140, 2 mit 140 bis 150, eine sogar mit 158 Schülern. Die Zunahme der schulpflichtigen Kinder im Jahre 1895 betrug über 5000. Es wurden aber nur 1800 neue Plätze geschaffen.

Was die Lehrer und Lehrerinnen betrifft, so sind sie gewöhnlich auf besonderen Anstalten, den sogenannten Normal schools, vorgebildet. Der Besuch dieser besonderen Anstalten verpflichtet in vielen Fällen zu einer mehrjährigen Lehrthätigkeit in einer bestimmten Stadt oder in einem bestimmten Staat. Es giebt aber auch Lehrer mit einer weit höheren Vorbildung, die die Universitäten besucht haben. Auf die Anstellung und Entlassung der Lehrer war früher das Parteiwesen nicht ohne Einfluß: zumal in New York zur Zeit des Tammany-Ringes. Jetzt ist die Anstellung vielfach einem Board of education überlassen, der sich an einigen Orten mit Erfolg von den Parteien emanzipirt hat.

Bei der Volkszählung von 1890 betrug die Zahl der Schüler 14 374 000, die Zahl der Lehrerinnen 271 000 und die der Lehrer 152 000. Bemerkenswerth ist, daß die Zahl der Lehrerinnen unter der weißen Bevölkerung relativ viel größer ist als unter der farbigen. Unter den Farbigen wirkten 14 354 männliche und 10 860 weibliche, unter der weißen Bevölkerung 137 656 männliche und 260 059 weibliche Lehrer.

Auch größere Knaben werden vielfach von Lehrerinnen unterrichtet. Die Gehälter sind sehr verschieden. Es wird behauptet, daß sie in Colorado am höchsten sind. Das Durchschnittsgehalt in Pennsylvanien soll 44 Dollars im Monat, in Colorado für Lehrerinnen 50, für Lehrer 70 Dollars sein. Auf dem Lande sind natürlich die Gehälter durchschnittlich geringer als in den Städten und es kommt auch heute gelegentlich noch vor, daß ein Gewerbetreibender, der unbeschäftigt ist, auf einige Monate das Lehramt übernimmt. Jede Art von Pensionberechtigung ist unbekannt.

Die Behandlung der Schüler läßt ihnen eine größere Selbständigkeit als bei uns. Körperstrafen sind verboten.

Ich glaube, daß die Volksschulbildung in Deutschland durchschnittlich höher steht als in den Vereinigten Staaten, und für zweifellos halte ich Das, wenn man die farbige Bevölkerung mitberücksichtigt. Aber selbst wenn wir nur die weiße Bevölkerung vergleichen, steht meines Erachtens Deutschland höher. Die mangelhafte Durchführung des Schulzwanges in den Vereinigten Staaten trägt daran die Schuld. Doch hat man in den Vereinigten Staaten und auch sonst im Auslande allmählich Fortschritte gemacht, hinter denen das deutsche Volksschulwesen vielfach zurückgeblieben ist. Auch ist das Ansehen des deutschen Volksschulwesens im Auslande zurückgegangen; oft genug werden die Schweiz, Norwegen und Schottland auf diesem Gebiet der Kultur vor Deutschland genannt. Auch unterscheidet man in Deutschland selbst; so werden Baden und Sachsen oft vor Preußen gestellt. Mit Selbsttäuschungen kommen wir über die bedauerliche Thatsache nicht hinweg, daß Deutschland von anderen Nationen eingeholt, wenn nicht überholt worden ist; die Vereinigten Staaten drohen uns zu schlagen und sogar Frankreich, so behaupten Fachleute, stände auf dem Punkte, unsere Volksschulen zu überflügeln. Es ist zu wünschen, daß Etwas von dem kühnen Vorwärtsstreben, das sich in Nordamerika bethätigt, auch bei uns wieder einkehre, damit wir neben politischen nicht auch kulturelle Einbußen erleiden.

Dr. Albert Moll.



Selbstanzeige.

Yule and Christmas: Their Place in the Germanic Year. London, David Nutt, 270 Strand. 1899. Preis 21 Mark.

In meiner „Geschichte der deutschen Weihnacht“ (Leipzig 1893) habe ich die Entwickelung des deutschen Christfestes als einer volksthümlichen Feier im Wesentlichen vom vierzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart dargestellt, mich dagegen über seine Vorgeschichte außerhalb des fünfundzwanzigsten Dezembers nur ganz kurz ausgelassen. Diese Vorgeschichte von der prähistorischen gemeingermanischen Zeit bis etwa zum vierzehnten Jahrhundert ist der Stoff des vorliegenden Buches, das in vornehmer Ausstattung zu einem verhältnißmäßig hohen Preise in nur hundertundsiebenzig Exemplaren in den Handel kommt. Um die richtige Grundlage für die Beurtheilung des Eintrittes der christlichen Feier von Jesu Geburt in das germanische Jahr zu gewinnen, war zunächst dieses selbst zu untersuchen und der ganze Wust falscher Vorstellungen darüber, den wir Karl Weinhold verdanken, zu beseitigen. Dann war die Annahme des römischen Kalenders durch die Germanen, die mindestens zum Theil noch in das erste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fällt, und ihre Wirkung auf das germanische Jahr zu behandeln und schließlich der Umschwung darzustellen, den die Annahme des Christenthumes in Brauch, Glaube und Sage hervorief.

Dabei hat sich als unzweifelhaft eine Sechstheilung des Jahres bei den Germanen herausgestellt, — mindestens für die Zeit, in der sie mit den Römern in Berührung traten, obgleich auch diese Sechstheilung aus dem Morgenland entlehnt und kein heimisches Erzeugniß ist. Die Jahressechstel hatten germanische Namen. Mehrere davon sind uns erhalten. Dagegen kannten die Germanen vor ihrer Berührung mit den Römern weder Monatsnamen noch benutzten sie den Mondlauf zur Jahrestheilung. Das germanische Jahr begann Mitte November und hatte Mitte Januar, März, Mai, Juli und September seine Theileinschnitte, unter denen die des März und Juli als Drittelungen und der des Mai als Halbirung eine besondere Rolle spielten. Die Skandinaven dagegen begannen ihr Jahr nach ihrer Einwanderung nach dem Norden, Mitte Oktober, und halbirten es Mitte April. Ein Fest germanischer Jahresrechnung ist uns bereits im Jahr 14 unserer Zeitrechnung und dann wieder 578 bezeugt. Es lebt im Martinstage fort, der in dem gesammten germanischen Sprachgebiet der älteste und festeste Termintag ist und im Mittelalter noch allgemein als Beginn des Wirthschaft- und Steuerjahres benutzt wurde. Erst seit dem zwölften Jahrhundert tritt der Michaelistag in ganz leisen Wettbewerb mit Martini, den der das Jahr viertheilende römische Kalender betonte und der mit Weihnacht, Ostern und Pfingsten eine nothdürftige Jahresviertelung zu Stande brachte.

Unser Sonnenjahr, das in allen wesentlichen Zügen das römische ist, dessen Namen es auch in der gesammten Kulturmenschheit noch fortschleppt, gründet sich auf die Beobachtung von Solstitien und Aequinoktien. Davon wußten unsere Altvordern trotz der wiederholten Versicherung Karls Weinhold nichts: ja, sie hatten nicht einmal Namen für diese Dinge, sondern erst nach der Spaltung der Stämme schuf sich ein jeder seine eigene Uebersetzung der beiden lateinischen Wörter. So fällt die Möglichkeit fort, daß sie die Sonnwendtage durch ein Fest gefeiert

hätten. Das ganze Mittelalter kennt übrigens nur einen Sonnwendtag, den der Sommersonnenwende; auf die Mitte des Winters wird das Wort niemals angewendet. Das älteste Fest aber, das wir bei den germanischen Stämmen mit römischer Nachbarschaft im Winter finden und über das wir durch die Acta Conciliorum gut unterrichtet sind, trägt bis in seine besondersten Einzelheiten durchaus die Merkmale der römischen Januarkalendenfeier, deren einzelne Züge bei ihm genau und fast vollzählig wiederkehren. Das gilt auch von der Einrichtung eines sogenannten Schicksalstisches, der von unseren Mythologen immer als ein Totenopfer aufgefaßt worden ist und aus dem man auf ein germanisches Totenfest um die Mitte des Winters geschlossen hat. Berichtet uns doch der Kirchenvater Hieronymus in seinem Jesajakommentar, daß dieser Brauch von der ganzen lateinischen Welt, von Egypten bis Rom, am letzten Tag des Jahres geübt wurde. Das Wort Jul selbst bedeutet ursprünglich — und noch bis in die geschichtliche Zeit hinein — ein germanisches Jahressechstel von Mitte November bis Mitte Januar und überhaupt kein Fest. Erst ganz spät wird es für das in diese Zeit fallende Fest der Jesusgeburt der christlichen Kirche gebraucht.

Die Entstehung des Festes der Geburt Jesu im Jahre 353 in Rom ist bekannt; weniger aber die Ausbildung obszöner Kulte der Mutterschaft in der römisch-gallischen Kirche, die an die Neujahrskuchen der römischen Kalendenfeier anknüpfte und mehr als eine Synode zum Einschreiten veranlaßte. Auf diesem Boden erwuchs die Bezeichnung der Geburtnacht des Weltheilands als „Nacht der Mutter“, die uns durch Beda vermittelt worden ist, wenn auch mit germanischer Deutung oder jedenfalls mit einer Abweisung als einer kirchlichen Einrichtung.

Ueber die Ausbildung einer eigenen christlichen Weihnachtlegende und eines besonderen kirchlich-volksthümlichen Weihnachtglaubens, über Weihnachtgeschenke, Weihnachtwunder und Weihnachtbräuche; über die Parallelentwickelung auf skandinavischem Boden und die Ausbildung der Grundlagen der modernen Weihnachtfeier wird man in meinem Buch alle wichtigen Daten und Thatsachen finden.

Bonn. Dr. Alexander Tille.



Semestralbilanz.

Die deutsche Geschäftswelt kann mit der ersten Hälfte des Jahres zufrieden sein. Auf einen eben so günstigen Verlauf der zweiten Jahreshälfte rechnen nicht nur unsere Industriellen und Kaufleute, sondern auch die Börsenkreise. Aber während die Inanspruchnahme der Fabriken und die Nachfrage am Markt sich für lange Fristen im Voraus übersehen lassen, giebt es keine Thatsache, die dem heutigen Kursniveau der Industriepapiere irgend welche Dauer verbürgt. An-

fälle des Publikums, solchen gleich, denen der Bergsteiger auf schwindelnder Höhe ausgesetzt ist, unwillkürliche Vergleiche mit den niedrigen Preisen der zweifellos sichererern Staatspapiere, Uebersättigung und Erbrechen der Spekulation: Das und Anderes mehr kann in der Zeit vom Juli bis zum einunddreißigsten Dezember seine Rolle spielen. Freilich, der Optimismus, der heute so glänzende Triumphe feiert, hat in diesem Jahre schon verschiedene Befürchtungen überwunden, die wohl begründet schienen: an keinem einzigen Börsentage sind Industriepapiere unverkäuflich geblieben, die vorübergehenden Geldversteifungen sind jedesmal wieder größerer Abundanz gewichen; und so viele wissenschaftliche Expeditionen ausgerüstet worden sind, um die Quellen des Nils zu entdecken, es wäre eine dankenswerthe Gelehrtenarbeit, den stets von Neuem fließenden Quellen unseres Geldstandes nachzuforschen. Sie sind und bleiben geheimnißvoll; und der tiefe Stand unserer Staatspapiere erklärt noch lange nicht Alles. Einige Leute machen sich die Erklärung allerdings sehr leicht! Sie berechnen die fünfzehn Prozent, um die die deutschen Fonds seit nunmehr zwei Jahren zurückgegangen sind, von der Gesammtsumme oder wenigstens von den preußischen Konsols und der Reichsanleihe und übertragen die herausgerechneten Millionen einfach auf das Konto der industriellen Betheiligungen. Ein drolliger Irrthum! Als ob die Gesammtsumme zu den niedrigeren Kursen umgesetzt worden wäre und nicht vielmehr die Kursnotiz nur für den verschwindend kleinen Bruchtheil entscheidend wäre, der zum Verkauf kommt. Anders natürlich bei Getreide, das, seiner Natur nach zum Konsum bestimmt, verkauft werden muß, während gute Rentenwerthe doch fest angelegt und nur in besonderen Fällen wieder abgegeben werden. Auch Strikes, die anfangs bedrohlich genug aussahen, haben eine bemerkenswerth schnelle Erledigung gefunden. So weit die Arbeitgeber dazu beitrugen, haben sie in ihrem eigensten Interesse gehandelt; und auch die Arbeiter haben allen Anlaß, ihrem Beutel die jetzige so glänzende Konjunktur nicht entgehen zu lassen, d. h. lieber im Frieden Etwas zu erlangen, als durch Unterbrechung der Arbeit die ihnen förderliche Anspannung der Industrie zu lähmen. Hoffentlich wird diese löbliche Tendenz zu gegenseitigen Kompromissen durch die Debatte über die Zuchthausvorlage noch gefördert werden, nachdem selbst die nationalliberale Partei, die so weite Kreise unserer Großindustrie vertritt, zur gerechteren Behandlung der arbeitenden Bevölkerung aufgefordert hat. Ließen unsere Börsen sich sonst Arbeitdifferenzen wenig anfechten, so konnte man sich doch nicht ganz gleichgiltig stellen, als plötzlich der Telegraph aus den Ruhrbezirken von Verwundeten und Toten meldete. Noch dazu stand gerade der Ultimo vor der Thür und die Noth der Prolongation kam zu dem Schrecken über die blutigen Ausschreitungen hinzu. Daß die Strikenden nicht Deutsche, sondern Polen sind, sollte nicht fortwährend mit solcher Emphase betont werden, denn in Rheinland-Westfalen lebt eine polnische Arbeitermenge, die ungleich größer ist als die Zahl der Ausständigen. Von Vortheil wird das aufrührerische Verhalten dieser undisziplinirten Elemente natürlich der Einwanderung aus dem Osten nicht sein, allein jede Hand in unsern Ruhrbezirken ist nöthig. Erhalten doch viele Besteller seit Monaten kaum achtzig Prozent der von ihnen bestellten Kohle und laut Briefen, die ich einzusehen Gelegenheit hatte, schützen die lieferungpflichtigen Zechen mit Vorliebe Arbeitermangel und Betriebsstörungen als Ursachen vor. Sehr natürlich, denn Beides gilt nach den

Vertragsklauseln der Zechen als „höhere Gewalt“ und hebt jede Verpflichtung zur Nachlieferung, geschweige denn zum Schadensersatz, auf. Aber die Händler glauben nicht recht an jene ja so schwer nachweisbaren Zwischenfälle, sondern klagen laut oder leise, daß die ihnen vorenthaltenen Kohlen zu Koks vermahlen werden. Denn das Kokssyndikat wird als rücksichtloser Mahner von den säumigen Zechen ganz anders gefürchtet als ein einzelner Kaufmann der Kohlenbranche. Meine kürzlich an dieser Stelle aufgeworfenen Zweifel, ob unsere Gruben überhaupt im Stande sein werden, einen gleichmäßig stark zunehmenden Bedarf an Kohlen und Koks zu decken, werden jetzt in Fachkreisen getheilt. Selbst die schönsten Preisangebote können schließlich über eine gewisse Grenze der Leistungfähigkeit nicht hinausführen. Eines der hervorstechendsten Momente des verflossenen Halbjahres lag denn auch in dem planmäßigen Bestreben der Hütten, sich durch den Ankauf von Kohlenzechen unabängig zu machen. So weit solche Zechen aber auf Jahre hinaus als Syndikatmitglieder gebunden sind, dürfte es ihnen schwer werden — sowohl Herrn Krupp wie dem Hörder Bergwerk und dem Stahlwerk Hoesch — sich des Segens ihrer neuen Besitzthümer zu erfreuen. Wenn übrigens vom Syndikat jetzt auf die Zechen der Rhederfirmen in Ruhrort und Duisburg hingewiesen wird, die sich ebenfalls zu binden hatten, so trifft der Vergleich nicht zu. Häuser wie Haniel oder Stinnes handeln mit Kohle, würden also mit eigenen Förderungen ohne Bindung den Marktpreis beeinflussen. Anders die Hütten, die lediglich einen Selbstverbrauch haben. Auch nach anderen Richtungen hin suchen unsere Werke sich unabhängig zu machen. Das Wittener Gußstahlwerk hat einen fast noch neuen Hochofen im Siegenschen erworben, um sich vom Roheisensyndikat zu emanzipiren. Der Kaufpreis, allerdings in jungen Aktien, soll in ein oder zwei Jahren einzubringen sein: man rechnet also in diesen Kreisen für die nächsten Jahre auf eine Verschärfung der Eisennoth. Wer heute Roheisen kaufen will, muß sich an die Händler wenden. Diese verkaufen merkwürdiger Weise noch immer beträchtliche Posten recht schlank, müssen also trotz der allgemeinen Noth Vorräthe haben und auch den heutigen Preisstand für hoch genug ansehen, um mit ihren Vorräthen nicht zurückzuhalten. Der alte Gegensatz zwischen Händlern und Produzenten!

Also: die ersten sechs Monate des Jahres haben auf fast allen Gebieten der Industrie vollauf befriedigt, ja selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen; und nur der ferner Stehende — gerade deshalb wohl objektiver Denkende — wirft die sorgenvolle Frage auf, was eines Tages aus allen den Erweiterungen und Neugründungen für den inneren Markt werden soll, die der gesteigerten Konjunktur zu danken sind. Einzig unsere elektrischen Betriebe dürften mit Sicherheit das in sie gesteckte Geld vom Auslande wieder hereinholen, dagegen haben wir z. B. in unserer ganzen Textilindustrie, mit Ausnahme einiger elberfelder Branchen, nichts Neues geschaffen, wodurch uns fremde Verbraucher tributär würden. So lange das Publikum aber den Industriepapieren seine bisherigen Sympathien bewahrt, dürfte das Börsengeschäft unverändert fest bleiben. Es sieht Alles solider aus als in den Gründerjahren, — vielleicht hat aber die Unsolidität auch nur andere Formen angenommen.

Die Banken streichen reiche Gewinne ein und folgen der Industrie durch Dick und Dünn. Dafür haben sie auch die Ehre, den Franzosen als Beispiel vorgeführt zu werden, während man allen Grund zu der Annahme hat, daß

die Herren Direktoren und Aufsichträthe in Berlin ihre Kräfte doch bedenklich überschätzen. Die Diskontogesellschaft wird ihre Filiale in London bald eröffnen; sie habe noch nicht gemiethet, lautete das unmißverständliche Dementi. Die Oesterreichische Kreditanstalt vermehrt ihr Kapital, das seit nunmehr dreißig Jahren das selbe ist. Wenn sie damit ohne Weiteres in die Reihe der modernen Institute zu treten vermeint, so dürfte ihr dazu nur eine moderne Industrie fehlen. Wie zurückgeblieben die industriellen Verhältnisse in Oesterreich sind, hat man erst kürzlich bei der Gründung der großen Maschinenfabrik von Scoda in Pilsen gesehen. Trotz den zehn Prozent Dividende, die das Unternehmen abwirft, ist es der Kreditanstalt noch möglich gewesen, die etwa fünfzehn Millionen Mark Aktien al pari zu erhalten. Bei uns würde ein Großindustrieller gleichen Ranges mindestens hundertunddreißig fordern und auch durchsetzen. Auch der Eintritt der Firma Mendelssohn in die Rothschildgruppe soll angeblich in erster Reihe der Oesterreichischen Kreditanstalt zu Gute kommen. Aber wie? Mendelssohn ist doch das einzige große berliner Bankhaus — vielleicht daher auch das reichste —, das sich die Industrie möglichst fern hält und nach alter Art arbeitet! Für die steigende Bedeutung der berliner Börse ist charakteristisch, daß die ganze starke Hausse in Kreditaktien über Berlin ging. Wien hatte — besonders seit Franz Josephs Hexenschuß — allerdings kräftig gefixt, aber die Deckungen waren doch nur bei uns möglich.

Der Anlagenmarkt hat sich bekanntlich auch in diesen ersten sechs Monaten weiter rückwärts entwickelt. Während die neuen Konsols und die neue Reichsanleihe, die zu hoch emittirt waren, sehr bald auf ihren wirklichen Börsenwerth zurückgingen, haben jetzt umgekehrt die neuen Sachsen und Hessen, die relativ billig emittirt waren, ihren Kurs bereits erhöhen können. Die Ablehnung der Mündelsicherheit für die Pfandbriefe der preußischen Hypothekenbanken wird wenig helfen. Nicht einmal die Kurse der Hypothekenbank-Aktien sind von den Reden Miquels und Schönstedts irgendwie erschüttert worden; und Deren Kurse sind im Verhältniß zu den Kursen anderer Bankaktien sogar recht hoch zu nennen.

Eine Vergleichung der Kurse des zweiten Januar mit den Kursen des ersten Juli ergiebt Folgendes: Dreiundeinhalbprozentige Reichsanleihe verlor über $3^1/_4$ Prozent, dreiprozentige Konsols verloren etwa $4^1/_2$ Prozent, dreiprozentige Bayerische Staats-Eisenbahn Anleihe und dreiprozentige Hessen verloren über 6 Prozent, während die dreiprozentigen Elsaß-Lothringer, die in den Reichslanden selbst liegen, um $4^1/_4$ Prozent gefallen sind. Deutsche Reichsbank — man kennt die Ursachen — notiren um etwa 8 Prozent niedriger. Unsere sonstigen Bankaktien haben sich nur um wenige Prozente nach unten oder oben verändert. Selbst Oesterreichische Kredit haben sich trotz ihrer enormen Steigerung in der letzten Juniwoche im Vergleich zum Jahresbeginn nur um 7 Prozent gehoben. Schweizer Bahnaktien verloren etwa 11, Mittelmeerbahn stieg um 9 Prozent. Dagegen gewannen Bochumer 51, Laura 43, Harpener 28, Gelsenkirchen 22 Prozent. Der Privatdiskont betrug am ersten Januar $4^1/_8$, am ersten Juli $3^7/_8$ Prozent.

Pluto.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 15. Juli 1899.

Iphigenie in Bergen.

Widrige Winde hielten die gen Troja steuernden Hellenen im Hafen von Aulis zurück. Artemis zürnte dem Agamemnon und hemmte den das Griechenheer vorwärts führenden Windstoß. Da kündete Kalchas, der Seher: nicht früher werde der Zorn der mächtigen Mondgöttin sich lindern, als bis der Basileus seine liebliche Tochter, die, nach dem Beinamen der Artemis, Iphigeneia, die mit Kraft Geborene, genannt ward, auf dem Altar der hohen Grollerin geopfert habe. Doch schon damals war den Auguren menschliches Irren nicht fremd, schon damals waren die Götter gnädiger als ihre beamteten Geberdenspäher. Die schnell zur Milde gegen das Mädchen gestimmte Mondgöttin verschmähte das Blut der Jungfrau aus königlichem Stamm und entrückte die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra vom Opferaltar, auf dem nun eine Hindin ihr Leben ließ, heimlich auf die taurische Halbinsel. Der feiste Kalchas röstete sich am Triumph seiner Seherkunst; denn das Opfer schien gnadenvoll angenommen und die Herrin über Mondlicht und Meeresfluth würde, so hoffte er, den Griechen und deren König nun günstigen Sinnes bleiben. Daß den Eitlen ein Irrwahn narrte, wissen wir aus dem Mythos. Die Hellenen hatten noch häufig den Zorn der Himmlischen zu spüren; und ganz besonders oft wurde Agamemnon durch das Schicksal seines Hauses daran gemahnt, daß er von Atreus und Thyestes abstammte, den Enkeln des Tantalos, der die Geheimnisse der Göttertafelrunde ausgeplaudert, Nektar und Ambrosia vom Tisch entwendet und, um das Maß seines Frevelns voll zu machen, den Ruf der Allwissenheit, der so lange schreckend vor den Olympiern herschritt, durch die ekle Menschenfleisch-

mahlzeit erschüttert hatte. Wer will sich darüber wundern, daß die thörichte Kurzsicht des hochwürdigen Herrn Kalchas, trotzdem das zerrbildnerische Genie Jakobs Offenbach sie verewigte, die später geborenen Haruspices und Fulguratores nicht gehindert hat, in Tagen wachsender Skepsis den Ruhm ihrer Seherkunst laut durch alle Gassen zu rufen?

Sie sind eben wieder am Werk; und zu dem Buch De fabulis ad Iphigeniam pertinentibus könnte jetzt ein anderes Kapitel geschrieben werden, das recht reichhaltig ausfallen würde. Der Deutsche Kaiser hat, als er auf der Nordlandfahrt in Bergen rastete, das französische Schulschiff Iphigénie besucht. Er wurde, wie sichs nach dem internationalen Brauch gebührt, am Fuß der Schiffsleiter vom Kapitän Manceron empfangen, die Mannschaft salutirte bei klingendem Spiel, und als Wilhelm der Zweite an Bord war, stieg am Hauptmast die deutsche Kaiserstandarte empor. Drei Viertelstunden lang manövrirten, auf seinen Wunsch, die republikanischen Schiffsschüler vor dem Monarchen, dem beim Scheiden dann eine Salve von einundzwanzig Schüssen das Geleit gab. Zu einer Mahlzeit an Bord war der Kaiser nicht geladen; er frühstückte beim deutschen Konsul, lud aber die Offiziere und sogar ein paar Dutzend Kadetten des französischen Schiffes zu einem Souper auf seine Yacht „Hohenzollern". Vorher hatte er in einem höchst schmeichelhaften Telegramm an den Präsidenten der französischen Reblik über seine angenehmen Eindrücke berichtet und den „glücklichen Umstand" gepriesen, der ihm gestattet habe, die ihres „edlen Vaterlandes" würdigen, „sympathischen" jungen Seeleute zu treffen, und Herr Loubet hatte, viel kürzer, aber mit artiger Korrektheit, für diesen Zuruf gedankt. Der Vorgang scheint politisch zunächst völlig bedeutunglos. Schon bei der Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals hat der Kaiser ein französisches Schiff betreten — auf dem russischen Admiralsschiff sollen sehr bald danach von Franzosen und Moskowitern beim Becher recht bedenkliche Reden geführt worden sein —, auch der Austausch höflicher Depeschen ist zwischen den höchsten Vertretern Deutschlands und Frankreichs nicht mehr neu und der „glückliche Umstand", der das Zusammentreffen in Bergen ermöglichte, soll, wie man im Figaro lesen konnte, der Initiative des Deutschen Kaisers zu danken sein, der dem Marineattaché der französischen Botschaft in Berlin schon vor Wochen den Wunsch ausgesprochen habe, der Iphigénie einen Besuch abzustatten. Dennoch wurde die Meldung aus Norden in einem beträchtlichen Theil unserer Presse mit einem Schalmeienkonzert begrüßt. Die Hundstage sind nah, es fehlt an lohnendem Zeitungstoff, die Hoffnung,

Herrn von Miquel schon im Juli geschlachtet zu sehen, hat sich nicht erfüllt, — und die Gelegenheit, den Kaiser winselnd mit Schwanz und Pfoten anzuwedeln, darf kein byzantinisch gekämmter Pudel sich entgehen lassen. So wurde aus einer Regung liebenswürdigen Wesens denn schnell ein politisches Ereigniß von weltgeschichtlicher Bedeutung gemacht und der aufhorchenden Welt vom Holzpapierharuspicium verkündet: Was Otto Bismarck vergebens erstrebte, ward dem milderen Wilhelm als Lohn seines Mühens; er hat in die spröd sich verschließenden Franzosenherzen den Weg gefunden, hat die trotz dreißigjährigem Frieden immer noch Grollenden endlich versöhnt und durch eine ganz persönliche Politik der Ruhe Europens eine festere Basis geschaffen, als es der sanfte Lockruf des Weißen Zaren vermochte; von der Frühstunde des sechsten Julitages 1899, da der Kaiser den Fuß an Bord der Iphigénie setzte, wird die mitteleuropäische Menschheit künftig eine neue Epoche friedlicher Eintracht datiren und die fernsten Enkel werden den Enkel der Sieger von Siebenzig preisen, dessen bezaubernder Kunst das holde Wunder gelang ... Kalchas ist wieder einmal sehr stolz und sonnt sich wohlgefällig in seinem Sehertriumph:

Ob die Lust lange währen wird? Daß es eine persönliche Politik des Kaisers, eine, die nicht zugleich die von den amtlichen Trägern der Verantwortung gebilligte Politik des Deutschen Reiches ist, nicht giebt und nicht geben kann, braucht kaum ausdrücklich erwähnt zu werden. Und daß die Franzosen bei der Beurtheilung des Tages von Bergen recht weit von dem beschämenden Ueberschwang unserer Wortführer entfernt sind, lehrt ein Blick in die pariser Presse. In den Blättern, die den größten Leserkreis und deshalb die Pflicht haben, sich dem Massenempfinden besonders schmiegsam anzupassen, fand man die üblichen hämischen Ungezogenheiten gegen den Kaiser; in anderen Blättern, die ihrer kleineren Gemeinde einen besseren Ton bieten zu müssen glauben, wurde huldvoll gesagt, Frankreich dürfe sich die deutschen Annäherungversuche immerhin gefallen lassen, da die Republik die Hilfe des benachbarten Kaiserreiches in kolonialen Angelegenheiten — Das soll heißen: in etwa eintretenden Verwickelungen mit England — eines Tages vielleicht brauchen könne. Kühl wurde die Sache in allen Lagern beurtheilt. Und daß der Wind nicht noch frostiger über die Vogesen weht, ist nur der Rücksicht auf den Profithunger zu danken, der sich im Meßsommer des Jahres 1900 zu sättigen hofft. Die Mehrzahl der Franzosen ist überzeugt, die gehäuften Höflichkeiten, die der Deutsche Kaiser der Nachbarrepublik während des letzten Lustrums erwiesen hat, seien nur bestimmt, den von ihm ersehnten

Besuch der pariser Weltausstellung vorzubereiten, — und einen so billigen, so weithin sichtbaren clou de l'Exposition wünscht sich natürlich jeder lutetische Händler herbei. Diese Ansicht ist doppelt thöricht. Denn erstens wird sich, wenn die Verhältnisse sich nicht wider alles Erwarten ändern, im Deutschen Reich kein gewissenhafter Mensch finden, der für eine pariser Reise des Kaisers die Last der Verantwortung übernimmt, einer Verantwortung, die vor jäher Kriegsgefahr nicht zurückschrecken dürfte; und zweitens beweist das Gewisper, welcher kleinlichen Erwägungen der Repräsentant des Deutschen Reiches von dem Volksgeist der Franzen verdächtigt wird: ihm, den nur der Wunsch treiben kann, zwei hoch kultivirte Nachbarnationen einander im Fühlen näher zu bringen, wird schlankweg die Absicht untergeschoben, einen persönlichen Erfolg einzuheimsen und sich auf den Großen Boulevards, wie weiland Herr Boulanger, vom geputzten Pöbel umjubeln zu lassen. Auf diese kränkende Unterstellung wurde hier jedesmal warnend hingewiesen, wenn ein kaiserlicher Gruß in der amtlichen Sphäre Frankreichs ein höflich herüberklingendes Echo weckte und darob aus den Gesindezimmern der deutschen Presse ein gewaltiger Jubel erscholl. Die Warnung ist ungehört verhallt. Sie wird auch diesmal verhallen; und den ernsten Beobachter politischen Werdens und Wandels wird im Kreis der Frohlockenden bange Sorge beschleichen, wie im Parzenlied der goethischen Iphigenie den Alten, der

„Denkt Kinder und Enkel und schüttelt das Haupt."

Vielleicht ists den Kindern und Enkeln der Deutschen von heute beschieden, die schöne Friedensstunde zu schauen, da der gallische Hahn froh den deutschen Adler umkräht und im Lande der uns knochenlos dünkenden Iphigénie Racines einst gut goethisch zur hohen Göttin gebetet wird: „O enthalte vom Blut meine Hände! Nimmer bringt es Segen und Ruhm ..." Noch sind wir leider längst nicht so weit; und jede übereifrige Freundschaftbekundung, die sich in Deutschland zeigt, stärkt nur den unausrottbaren Gallierstolz und steigert die Gefahr einer unheilvollen Verwickelung. Frankreich durchlebt jetzt eine Krisis, von der nur einzelne Symptome in dem wüsten Kampf um Dreyfus bemerkbar geworden sind. Das Reich des Sonnenkönigs und Bonapartes wird, mit seiner abnehmenden Bevölkerungzuwachsziffer und seiner bis zur Erstarrung rückständigen Industrie, allmählich aus seiner alten Großmachtstellung verdrängt und auf das Niveau Italiens hinabgedrückt; es leidet, zuerst unter allen Staaten Europas, an dem Zwiespalt zwischen militärisch-aristokratischem Kastengeist und demokratischen Einrichtungen; und es scheint zum ersten Experimentirlande des

modernen Sozialismus bestimmt. Dieser Krisis, die, wenn erst die Ausstellungernte eingebracht ist, jeden Augenblick zu dem Versuch einer Entladung nach außen zu führen vermag, kann Deutschland kaum still genug zusehen; schon der Schein eifrigen Werbens könnte die gefährliche Hoffnung auf einen Ersatz des 1870 Verlorenen nähren. Wie das kritische Stadium schließlich verlaufen, ob sich am Ende die Möglichkeit zuverlässiger Freundschaft zwischen den beiden Reichen ergeben und ob der von Vielen erträumte Dreibund Deutschlands, Frankreichs und Rußlands gegen angelsächsische Anmaßung je Ereigniß werden wird? Nur die auf wolkiger Höhe Thronende weiß es, zu der unser Dichter die jungfräuliche Priesterin beten läßt:

„Weise bist Du und siehest das Künftige.
Nicht vorüber ist Dir das Vergangene
Und Dein Blick ruht über den Deinen,
Wie Dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet."

Kalchas wähnt sich trotz allen entdeckten Irrungen noch heute weiser als die weiseste Göttin. Er verübt in der Stadt Olafs Kyrre Streiche, die dem Schelm von Bergen Ehre machen würden, bläht sich mit seinen Deuterkünsten und bedenkt, als ein blitzdummer Augur, nicht einmal, daß auch den Franzosen, die er versöhnt in die offenen Arme der Deutschen sinken sieht, „das Vergangene nicht vorüber ist". Doch seit dem Trug von Aulis — Bismarck hat es oft gesagt — trauen die Könige den Zeichendeutern nicht mehr recht. Und so mag dem von schlauen Kalchassöhnen schamlos belogenen Deutschen Kaiser die schmerzliche Enttäuschung erspart bleiben, selbst schauen zu müssen, wie die Franzosen, die ihn als Sehenswürdigkeit vielleicht den Meßgästen vorsetzen möchten, auf dem tiefsten Grund ihres heißen Chauvinherzens in ihm den Erben des Siegers von Sedan hassen und wie gern sie, nach dem Wort aus Goethes Gedicht, „meiden, im Enkel die Züge des Ahnherrn zu sehen".



Die Reaktion in Italien.

Wer Italien liebt, sieht mit tiefem Schmerz, wie dieses intelligente Volk an einer politischen Reaktion krankt, die schlimmer ist als türkische Mißwirthschaft. Aber der Schmerz darüber muß hinter die Frage zurücktreten, was dieser Reaktion den Weg geebnet und fast jeden Widerstand dagegen in einem Lande beseitigt hat, das, wenigstens in seinen nördlichen Gegenden, eben so civilisirt und von liberalen Ideen erfüllt ist wie die fortgeschrittensten Theile Europas. Die Beantwortung ist nicht schwer. Drei protektionistische Systeme, eins immer verderblicher als das andere, erdrücken das Land. Das dritte soll den Schrei ersticken, den die beiden anderen dem Volk entreißen.

Die Industriellen — besonders die des Nordens — haben, unter dem Vorwande, die Industrie des Landes zu heben, die Einfuhrzölle auf fremde Gewerbeprodukte nach Möglichkeit gesteigert; sie bedachten dabei aber nicht, daß Industrien, die nur in künstlicher Bruthitze gedeihen, übermäßige Kosten verursachen und schließlich, wenn der Schutzzoll fällt, doch nicht lebensfähig sind. Dann haben die großen Grundherren — besonders die des Südens — den schutzzöllnerischen Industriellen die Hand gereicht oder vielmehr mit den Industriellen Halbpart gemacht; sie bewilligten ihnen die Aufrechterhaltung von Industriezöllen, um dafür entsprechende Lebensmittelzölle, in erster Linie auf Weizen und Mais, zu erhalten, die, ihrer Angabe nach, freilich nur die landwirthschaftliche Produktion heben sollten. Und als wenn das Alles das Volk noch nicht genug bedrückte, kam der Militarismus als Dritter im Bunde hinzu. Der Hof, der weder an der Landwirthschaft noch an der Industrie interessirt ist, findet seinen Ruhm, seine Freude und seine Zerstreuung im Soldatenspiel und im Militarismus.

Paraden, Ernennungen von Generalen, Rivalitäten zwischen hohen Militär- und hohen Civilbeamten und verwickelte Intriguen, in denen nicht selten zarte Frauenhände sichtbar werden, füllen unser höfisches Leben aus; und obgleich die Verfassung will, daß der König herrscht und nicht regirt, so ist, nachdem allerlei unfähige Minister einander der Reihe nach abgelöst

haben, auch diese Maxime nicht mehr entscheidend: wir haben in Wirklichkeit ein caesarisches Regiment und der Wille des Königs gilt erheblich mehr als der des Senates, der Kammer und — leider auch! — der öffentlichen Meinung. Die Hofpartei, obwohl sie nur eine verschwindend kleine Gruppe von Personen umfaßt, hält allein das enorme Heeresbudget für zwölf Armeecorps aufrecht; und dazu hat sie nicht einmal nöthig, mit dem Volk zu paktiren, sondern sie braucht sich nur mit den Koterien zu verständigen, die die Parlamentsabstimmungen beherrschen. Um die Zustimmung dieser Leute zu erhalten, unterstützt sie nach der einen Seite die industrielle, nach der anderen Seite die agrarische Prohibitiv-Politik, — und die auf solche Weise bestochenen Interessenten geben sich dazu her, den militärischen Protektionismus, die allerunpopulärste Institution Italiens, aufrechtzuerhalten.

Das Alles würde hinreichen, um ein reiches Land allmählich zu ruiniren, wie gewisse Verfallserscheinungen in Frankreich lehren; aber ganz unerträglich ist es in einem Lande von bestimmt begrenzter Produktivität, mit einer in ihren Anfängen stehenden Industrie, — in einem Lande, in dem die Landwirthschaft nur an wenigen Punkten einen intensiven Betrieb kennt, wo noch Alles Revolution und Unruhe athmet, die Staatseinrichtungen eben erst unter Dach und Fach gebracht sind und das Feuer der gewaltthätigen Auflehnung noch unter der Asche glimmt. So ist denn das italienische Volk in eine Sackgasse gerathen, aus der es keinen anderen gesetzlichen Weg giebt als den Hungertod oder eine völlige Aenderung des Regirungsystems. Aber das Volk ist festgeschmiedet an den dreifachen Ring des Militarismus, des industriellen und des agrarischen Protektionismus; es kann sich davon nicht losmachen und ist in der Lage des Trinkers, der drei Viertel seines Lohnes durch die Gurgel gejagt hat und nun, mag er die letzten Pfennige noch so oft in der Hand hin und her wenden, doch nicht genug herausrechnen kann, um für Essen und Nachtquartier zu sorgen.

* * *

Wenn die Staatsmänner nicht bald zur Besinnung kommen, die Augen öffnen und begreifen, wohin sie die Nation geführt haben, so bleibt nur noch der gewaltsame Ausbruch aus diesem hoffnungslosen Engpaß. Brutal wird es zugehen, wenn die ganze Masse des Volkes eines Tages Hand anlegt, um sich billiges Brot und eine bessere Regirung zu verschaffen, — eine, die wenigstens ab und zu doch auch an die enterbten Klassen denkt und nicht blos an die paar agrarischen und industriellen Barone. Noch brutaler aber sind heute schon die Gewaltmittel, mit denen die Regirung Die zum Schweigen zu bringen versucht, die auf die schreiendsten Uebelstände hinweisen, Gerechtigkeit verlangen,

den Militarismus bekämpfen und die unermeßliche Schädigung durch den industriellen, agrarischen und militärischen Protektionismus verkünden. Sie hat kein Bedenken getragen, Schriftsteller für Artikel zu verfolgen, die Jahre lang vorher geschrieben worden waren; sie hat sich nicht gescheut, grundlos den Belagerungzustand zu verhängen, und sie hat die unauslöschliche Schmach der Füsilladen auf sich geladen, die mehr als hundert Menschen in den Straßen Mailands hinstreckten, ohne daß auch nur ein einziger Soldat verwundet worden war.

Eine Regirung, an deren Spitze ein Soldat steht, in der drei andere Generale das Portefeuille des Krieges, der Marine und des Auswärtigen führen, Einer immer unfähiger als der Andere, — die Regirung eines solchen Ministeriums kann ihren Weg nicht zurückmessen und ihre Fehler nicht wieder gutmachen; und so blieb denn nichts übrig, als begangene Fehler durch neue zu überbieten, neue Gewaltmaßregeln zu ersinnen und Gesetze vorzulegen, die die Säbelherrschaft und den Belagerungzustand in Permanenz erklären. Das gab noch dazu die willkommene Gelegenheit, fortan die Preß- und Versammlungfreiheit zu verkürzen und die Strafen auf Verleumdungen und Beleidigungen zu verdoppeln. Spitzbübereien, wie sie im Banco romano begangen worden waren, würden dann künftig nicht mehr so leicht ans Tageslicht zu ziehen sein, und die verbrecherischen Elemente der regirenden Gruppen könnten hübsch unter sich und ganz ungestört bleiben

Schon heute existiren Preß- und Versammlungfreiheit kaum noch anders als auf dem Papier. Das Ministerium Pelloux konnte sich schon wenige Monate nach seinem Amtsantritt rühmen, außer Konfiskationen ohne Zahl fünfundsiebenzig Verurtheilungen von Redakteuren durchgesetzt zu haben. Ein Journalist wurde verurtheilt, weil seine Zeitung am zwanzigsten September, dem Tage der Ermordung der Kaiserin Elisabeth, mit einem Trauerrand erschienen war, der um zwei Millimeter zu breit war; allerdings war der Tag zugleich der Jahrestag des Einzugs der Piemontesen in Rom, ein Tag, über dessen kriegerische Bedeutung man verschiedener Meinung sein kann. Ein anderer Journalist wurde verurtheilt, weil er unehrbietig von der Loge gesprochen hatte; selbst eine Schrift Tolstois, die den Krieg verwirft, wurde konfiszirt und ein junges Mädchen wurde für schuldig gehalten, weil sie erklärt hatte, man müsse den hungernden Armen zu Hilfe kommen. Auf drei Monate entfallen zweitausend Verurtheilungen wegen politischer Vergehen. Eine große Zahl von Volksschullehrern ist vom Amte suspendirt worden und Tausende von Vereinen und Genossenschaften wurden aufgelöst, auch solche, die von der größten wirthschaftlichen Bedeutung für das Volk waren.

Und nun sollen die durch königliches Dekret eingeführten Gesetze den Ausnahmezustand für immer festlegen und den letzten Rest von Vereins- und Gedankenfreiheit abschaffen?

Man hat gesagt, einige dieser Maßregeln seien deshalb nöthig, weil die vorjährigen mailänder Unruhen durch die Presse geschürt worden seien. Das ist aber falsch und erlogen. Die Unruhen waren die Folge der Brotheuerung und der allzu berechtigten Entrüstung über die schamlosen Freisprechungen der Crispi, Favilla und Konsorten.

Es hieß, wir seien für die ganze Freiheit noch nicht civilisirt und reif genug. Nun, diese „ganze Freiheit" haben wir seit fünfzig Jahren; und wenn wir Etwas brauchen, so sind es neue Freiheiten, nicht neue Unfreiheiten. Man hat von je her mit geringen Einschränkungen der Freiheit angefangen, um sie am Ende ganz zu erdrosseln. Alle Parteien schwärmen für Preßfreiheit, wenn der Presse nur irgend welche bestimmten „Ausschreitungen" verboten würden; die Fabrikanten und die Grundherren wollen der Presse von Allem zu reden erlauben, nur nicht von Strikes und von den Getreidepreisen, die Militärs haben nur Einwendungen, wenn die Armee kritisirt wird, die Klerikalen, wenn die Dogmen angegriffen werden u. s. w.

Andere sagen wieder: „Aber so ist doch wenigstens Ruhe im Lande." Ja gewiß, aber die Ruhe der Lähmung, der Erstarrung und des Kirchhofes, — eine Ruhe, die um den Preis der Nationalehre erkauft wird. Man blicke auf jenes unglückliche Land, für dessen Zustände alle unsere Reaktionäre bewußt oder unbewußt schwärmen, auf das einst so stolze Spanien, das jetzt gedemüthigt und unter thurmhoher Schmach begraben ist. Wo hat sich blinde Verfolgungwuth je bitterer gerächt als in dem Lande, das seine Denker auf die Scheiterhaufen sandte und zuletzt noch auf Montjuich alle Gräuel mittelalterlicher Torturen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erneuerte? Da erlaubt sich die Presse gewiß keinen Hinweis mehr auf Mißstände in der Armee, nicht einmal unter Ministerien, die wir nach unseren Begriffen ultraliberal nennen müßten. Nun: Spanien hat die Früchte dieses Systems geerntet; mit seinen militärisch gedrillten Heeren hat es nicht einmal ein paar tausend schlecht bewaffnete und zerlumpte Insurgenten niederwerfen können und vor den ersten Kanonenschüssen aus dem Lager eines nicht-militärischen Volkes ist es feig in die Knie gesunken. Und warum mußte es dahin kommen? Weil die Generale nur für sich selbst besorgt waren, die Soldaten, die nicht wußten, wofür sie kämpften, weder Sold noch Lebensmittel erhielten und nicht im Stande waren, sich weiter als einige Kilometer von ihren befestigten Stützpunkten zu entfernen; weil die Schiffe, die zahlreich genug waren, um betrügerische Lieferanten und prahlende Admirale in Haufen zu erhalten, weder Geschütze noch Munition hatten. Aber wer hätte unter den spanischen Preßverhältnissen wagen dürfen, Das offen auszusprechen? Man darf laut jubelnd rufen: herrlich war dem Staat mit dieser Beschränkung der Preßfreiheit gedient!

Wenn in Zukunft auch keine Klagen mehr laut werden, so werden die Leiden

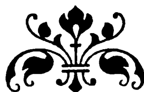
doch nicht aufhören, weiter zu schmerzen, und das Krebsübel wird nur um so tiefer fressen. An die Stelle der freien Presse werden die geheimen Flugblätter, wird die verbotene Propaganda treten. Schon jetzt haben wir eine Art von Geheimliteratur über die vorjährigen mailänder Unruhen, die um so mächtiger wirkt, weil sie nicht diskutirt werden kann. Und an die Stelle der verbotenen offenen Gesellschaften und Vereine werden Geheimbünde treten: wir sind dann wieder bei der politischen Verschwörung angelangt, die wir längst überwunden glaubten.

Das Mindeste also, was diese Gesetze herbeiführen werden, ist eine Vermehrung des Zündstoffes und des Hasses; vielleicht werden sie auch schlecht geleitete Aufstände verursachen, die allerdings den verbesserten Schußwaffen unserer Armee gegenüber erfolglos bleiben werden. Und solchen verzweifelten Auflehnungen werden neue, gewaltsamere Repressionen folgen, so daß wir auf der einen Seite eine Masse sehen werden, die, zu jeder Gewaltthat bereit, ihre Opfer auf dem Straßenpflaster und im Kerker lassen wird, auf der anderen Seite eine kleine Schaar von Gewalthabern, die um so grausamer sein werden, je mehr sie sich fürchten. Wie lange ein solcher unnatürlicher Zustand dauern kann, ist nicht vorauszusagen. Das aber ist sicher, daß er eine wirkliche Revolution vorbereitet, die nach so vielen harten und ungerechten Verfolgungen fürchterlich sein wird: und das Alles in einem liebenswürdigen, leicht lenkbaren Volke von milder Art, das so leicht zu regiren wäre, wenn die herrschenden Klassen nur um ein Geringes selbstloser wären und einen kleinen Theil ihrer eingebildeten Vortheile zu Gunsten ihres und des allgemeinen wirklichen Interesses zu opfern verstünden.

Um einzusehen, daß die Reaktion von heute nicht dauernd das Feld behaupten kann, daß ihr nur ein kurzer Triumph beschieden ist, brauchen wir nur um uns zu blicken. Wir haben eine geistige Thätigkeit, die von Frankreich und Belgien nicht übertroffen wird, blühende Universitäten mit weiten Laboratorien, in denen sich Forscher aus ganz Europa versammeln, unsere abgelegensten Dörfer sind elektrisch beleuchtet und mit entfernten Städten durch Telephone und Straßenbahnen verbunden, Arbeitergenossenschaften von zwanzig- bis dreißigtausend Mitgliedern behaupten sich allen bureaukratischen Chikanen zum Trotz, Zeitschriften entstehen in jedem Centrum, die Frauen dringen in die Berufszweige der Männer ein, die Bevölkerung — wenigstens Oberitaliens — löst sich innerlich mehr und mehr vom Priester und vom Soldaten ab und sinnt nicht auf Kriegsruhm nud Eroberungen, sondern auf Verbesserungen der industriellen und agrarischen Technik. Ich sehe, wie selbst die Erzreaktionäre der mailänder Verwaltung gezwungen sind, die großen Betriebe der Gas- und Wasserversorgung, die Schulen und Verkehrsmittel zu munizipalisiren, wie — und so war es auch 1848 — an die Stelle jedes abtretenden Gegners zwei oder drei Liberale rücken, wie es der Reaktion so an Intelligenzen gebricht, daß sie nicht einmal

brauchbare Redakteure für ihre Zeitungen gewinnen kann, und wie sie sich im gegenwärtigen Kabinet mit Ministern von lächerlichster Unfähigkeit begnügen muß: wenn ich das Alles überlege, so will ich den Trost und die Hoffnung nicht fahren lassen, daß der Horizont sich doch bald weiten und aufhellen wird und daß trotz Alledem ein neues Italien erstehen wird, allen Völkern theuer, weil es sich von Gewalt, Unrecht und Unkultur abwendet, um mit den anderen Völkern nur noch im Guten und Schönen zu wetteifern.

Turin. Professor Cesare Lombroso.



Eine kleine Inventur.

Die Musterung der Lage*) hat bisher ergeben, daß die Proletarier, die ein Interesse am Umsturz haben, sowohl an Zahl abnehmen als an Macht einbüßen, da die Macht der im Staat organisirten Besitzenden und Schmarotzer dank der heutigen Waffentechnik und dem vollendeten Nachrichtendienst stetig wächst, daß demnach jede Gefahr einer gewaltsamen Erhebung völlig beseitigt ist, daß aber der bestehende Zustand keineswegs befriedigend ist, weil die Zahl der wahrhaft Produktiven im Verhältniß zu der der Schmarotzenden stetig abnimmt, weil die Schmarotzenden einen größeren Antheil vom Nationalprodukt beziehen als die Produktiven, weil das Dasein eines immer größeren Prozentsatzes der Bevölkerung von den unberechenbaren und immer schneller wechselnden Konjunkturen der Weltwirthschaft abhängt und weil auf den untersten Schichten der Produktiven und Unentbehrlichen der Druck des breiter werdenden und Luxus heischenden Reichthumes immer härter lastet, da eine immer kleinere Anzahl von Arbeitern eine immer größere Menge von Produkten zu schaffen und von Diensten zu leisten hat, die Löhnung aber und die sonstigen Arbeitbedingungen nicht von irgend einer waltenden Vernunft, sondern durch das Angebot an sich selbst verkaufender menschlicher Arbeitkraft bestimmt werden. Und zwar helfen die Arbeiter selbst diesen auf ihnen lastenden Druck vermehren, indem auch sie als Konsumenten in Masse wohl-

*) S. „Zukunft" vom 8. Juli 1899.

feile Gewerbeerzeugnisse verbrauchen und überflüssige Dienste beanspruchen. Daß wir durch die wachsenden Verwickelungen der Weltwirthschaft und durch das Gegenmittel der Verstaatlichungen und Kartelle in den Sozialismus hineinwachsen, bleibt trotzdem möglich; nur wird der Zukunftstaat, der auf diese Weise entsteht, keine Diktatur des Proletariates, sondern die Diktatur des genossenschaftlich organisirten Unternehmerthumes sein. Die politischen Kämpfe würden damit nicht beendigt sein, wenn es nicht gelänge, die Lohnarbeiter nicht allein zu rechtlosen Staatssklaven zu machen, sondern ihnen auch die Schulbildung und jede Erinnerung an die Ideen, Zustände und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts zu rauben. Damit sind wir bei zwei Erscheinungen angelangt: bei der Landflucht und dem Widerspruch zwischen der wirthschaftlichen Lage und der politischen Stellung des Lohnarbeiters, die zwar allen heutigen Kulturstaaten mehr oder weniger gemeinsam sind, die aber gerade in Preußen-Deutschland besonders interessante Eigenthümlichkeiten aufweisen.

Diese Eigenthümlichkeiten wurzeln in der glorreichen Zeit von 1807 bis 1815. Nie und nirgends haben an einer Emanzipation der hörigen Klassen sittliche Ideen einen so hervorragenden Antheil gehabt wie bei der Wiedergeburt Preußens nach Jena. Zwar war es auch hier der Zwang der Verhältnisse, der den König dahin brachte, daß er sich für die in der Schule Kants und Fichtes erzogenen Patrioten, für die Männer der neuen Ideen entschied gegen die Maulwürfe, wie der wackere Boyen die Leute nennt, die den Korporalstab, die Feudalherrschaft und als Schutz beider den königlichen Absolutismus konserviren und daher sich die Oberherrschaft Bonapartes gefallen lassen wollten, weil der Freiheitkampf nur durch die Preisgebung des alten Systems möglich war. Aber die Kraft der weit verbreiteten Ideen, deren Träger es verstanden hatten, sich den russischen Kaiser dienstbar zu machen, war es doch eben, was den König dem Einfluß der Maulwürfe entzog. Die europäische Welt hatte bis dahin vier Hauptformen des politischen Daseins gekannt: den auf Sklaverei gegründeten Stadtstaat, den Caesarismus, den aus patriarchalischen, vielfach abgestuften und verketteten Abhängigkeitverhältnissen mit eingesprengten kleinen Stadtstaaten und freien Bauernschaften bestehenden Feudalstaat und den bureaukratischen Fürstenabsolutismus. Die in Frankreich geborenen neuen Ideen forderten die Wiederherstellung des antiken Staates auf der breiten Grundlage großer Länder und ohne Sklaverei: sämmtliche männliche Bewohner der 5000 bis 10000 Quadratmeilen großen europäischen Länder sollten in ein Verhältniß zu einander treten, wie vormals die freien Männer Athens, Spartas und Roms und das erbliche oder gewählte Oberhaupt sollte nur Das sein, was der erleuchtetste aller absoluten Monarchen der vorhergehenden Periode hatte

sein wollen: der erste Diener des Staates, also der Bürgerschaft. Nun war die Verwirklichung dieser Idee im damaligen Preußen bis zu einem gewissen Grade möglich, weil die überwiegende Mehrheit seines Volkes aus Bauern und hausbesitzenden Stadtbürgern bestand, die Zahl der nichts besitzenden Lohnarbeiter aber und der Beamten so gering war, daß es schien, als dürfe man sie außer Acht lassen. Auf Dieses hin konnte die Hörigkeit der Bauern abgeschafft, die Städteordnung, die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, konnte der schon bestehende Schulzwang verschärft und das Niveau der Schulbildung erhöht, konnte eine Verfassung, die Jedem den Antheil an der Gesetzgebung und an der Aufsicht über die Staatsverwaltung sicherte, in Aussicht genommen werden. Aber eben das Befreiungwerk brachte eine Entwickelung in Gang, welche die soziale Struktur des Staates von Grund aus umbaute. Bei der Bauernbefreiung ward bald die Losung des Adels: den Bauern die Freiheit, uns das Land! So erfuhren die Rittergüter eine Vergrößerung, die zusammen mit der steigenden Intensität des Anbaues eine starke Vermehrung der Arbeiterzahl nothwendig machte; daneben aber differenzirte sich die bäuerliche Bevölkerung in freie, immer wohlhabender werdende und ebenfalls der Lohnarbeiterschaft bedürftige Bauern und landlose Tagelöhner, die das Bedürfniß der anderen beiden landwirthschaftlichen Stände deckten. Zugleich wuchs im Westen und in den Großstädten des Ostens die Industrie heran, für die das vorhandene Arbeitermaterial, Handwerksgesellen und bankerotte kleine Meister, nicht hinreichte. Immer ungestümer forderte der Liberalismus, d. h. der mit politischen und humanen Phrasen maskirte Industrialismus und Kapitalismus, die Befreiung der ländlichen Arbeiter von den letzten Resten der feudalen Fesseln und setzte die Freizügigkeit durch. Dank einer vortrefflichen Sanitätpolizei und einer Volksgesundheit, die zusammen die Bevölkerung in nie dagewesenem Maße wachsen ließen, kam es bald dahin, daß das Volk zum größeren Theile aus abhängigen Lohnarbeitern und Beamten bestand, während zugleich die seit Jahrhunderten eingeleitete Entvölkerung des agrarischen Ostens in bedenklich raschen Fluß gerieth.

Dadurch ward nun zunächst die Idee des modernen Staates in einen unheilvollen Widerspruch mit dem gesellschaftlichen Bau des Volkes verwickelt. Als Bismarck, diese moderne Idee in den Dienst seiner politischen Pläne stellend, das allgemeine gleiche Wahlrecht einführte, waren die Bedingungen für die Verwirklichung der Idee schon geschwunden. Man mag den Staat mit Kant, Fichte und Hegel als die Verwirklichung der sittlichen Idee oder mit Justus Möser, der die Weltgeschichte für sich hat, als eine Aktiengesellschaft auffassen: in keinem Falle ist ein Staat denkbar, dessen gleichberechtigte Bürger theils unabhängige Besitzer, theils abhängige Besitzlose wären. Nach der Idee jener Philosophen bildet das Eigenthum die Grundlage

der Sittlichkeit, weil die freie Persönlichkeit einen Stoff braucht, an dem, und Werkzeuge, durch die sie sich bethätigen kann, und weil der Abhängige nicht in der Lage ist, sich unsittlicher Zumuthungen zu erwehren. Unsere Gesellschaft- und Produktionordnung aber fordert Millionen abhängiger Proletarier; denn welcher Besitzende wird solch ein Narr sein, für anderthalb Mark täglich auf den Plantagen eines Großgutes oder in einer Zuckerfabrik, oder für drei Mark in einer lebensgefährlichen Kohlengrube zu schuften, für eine Mark als Kanalräumer zwölf Stunden lang im nassen, stinkenden Schlamme zu stehen oder sich gar auf einem Ozeandampfer in den Stier des Phalaris einsperren zu lassen? Wenn sich für all Das Niemand findet, dann sind die Dividenden, die privaten Großunternehmungen, die großen Vermögen dahin, — und Fichte ist denn auch folgerichtig Sozialist geworden. Aktionär aber, um auf die andere, die historische Auffassung des Staates überzugehen, kann Keiner sein, der nicht eine Aktie hat, und unter einer solchen kann auch hier nur ein Grundstück oder ein Kapital verstanden werden, das mit der oder ohne die Arbeit des Besitzers seinen Mann nährt. In Wirklichkeit sind alle Staaten bisher nichts Anderes gewesen als Anstalten zur Sicherung des ungestörten Besitzes und Gebrauches solcher Aktien und natürlich auch des Lebens und der Personen der Besitzer. Demnach sind die Besitzlosen nie und nirgends Staatsbürger oder gar Vollbürger gewesen; und wenn man ihnen heute das Bürgerrecht verleiht, so verleiht man ihnen einen Anspruch, von dem noch Niemand weiß, wie er verwirklicht werden soll. Bei uns in Deutschland trägt sogar jeder ernstliche Versuch, ihn zu verwirklichen, den „Berechtigten" Geld- und Gefängnißstrafe ein. Die Kohlenhäuer begeben sich bei dem heutigen Zustande der Gruben und der Grubenaufsicht täglich in Lebensgefahr. Sie behaupten als Sachverständige, diese Lebensgefahr könne durch Vorrichtungen, die allerdings die Grubenbesitzer Geld kosten würden, ganz beseitigt oder wenigstens auf ein sehr geringes Maß herabgesetzt werden. Was kann es für ein natürlicheres, selbstverständlicheres Recht des freien Mannes und Staatsbürgers geben als das, erklären zu dürfen: Unter diesen gefährlichen Verhältnissen arbeite ich nicht? Was ist selbstverständlicher, als daß die zehntausend oder hunderttausend Arbeiter eines Grubenbezirkes sich besprechen und sagen: Wir fahren nicht eher wieder ein, als bis die Lebensgefahr beseitigt ist? Weit gefehlt! Wenn diese Leute so sagen, behandelt man sie als Aufrührer; man schickt ihnen Militär über den Hals und die „Rädelsführer" werden als Verbrecher abgestraft. Schon die öffentliche Besprechung dieser Uebelstände zieht den Zeitungredakteuren, die sie wagen, Verurtheilungen wegen Beleidigung der Grubenbeamten zu, — und Das in einer Zeit, wo, wie am siebenten Mai der Börsenweise der Neuen Freien Presse verrieth, die deutschen Unternehmer und Aktionäre „dick verdienen"! Der „Gesammt-

verband Deutscher Metallindustrieller" hat an den Grafen Posadowsky eine Eingabe gerichtet, worin er gegen den Antrag auf Errichtung von paritätischen, d. h. aus Unternehmern und Arbeitern bestehenden Arbeitnachweisen protestirt. In dieser Eingabe heißt es u. A.: „In der Politik und vor dem Gesetz hat der Arbeiter in unserem Vaterlande volle Gleichberechtigung, in wirthschaftlicher und sozialer Beziehung ist er von ihr durch unsere bestehende Wirthschaft- und Gesellschaftordnung unbedingt ausgeschlossen." Das Erste ist wahr und das Zweite ist wahr, aber Beides zusammen ist Unsinn. Es ist genau so, wie wenn bei einer Revolution die Sieger zu den besiegten Aristokraten sagen wollten: Vor dem Gesetz und in der Politik seid Ihr uns gleichberechtigt, aber daß wir Euch jetzt die Köpfe abschlagen und Euer Vermögen konfiszziren, Das müßt Ihr Euch eben gefallen lassen! Es ist Narrheit, den Besitzlosen — wenn auch nur zum Schein — an der Entscheidung über die Staatsangelegenheiten theilnehmen zu lassen, ihm aber die Entscheidung über seine eigenen, allerpersönlichsten Angelegenheit zu entziehen, Narrheit, ihn politisch frei und wirthschaftlich zum Sklaven zu machen, es ist ein wider alle politische Vernunft verstoßender, die Massen erbitternder Hohn, wenn man Leuten, die nicht frei darüber verfügen dürfen, ob sie an einem gewissen Tage arbeiten oder feiern und unter welchen Bedingungen sie überhaupt arbeiten wollen, die politische Freiheit verleiht. Diese politische Freiheit hat gar keinen anderen Sinn als den eines Mittels, die persönliche Freiheit und ihre wirthschaftliche Grundlage zu schützen oder, wenn man noch keins von beiden hat, den des Rechtes, beide zu erkämpfen. Wenn die Arbeiter ihre politischen Rechte dazu nicht benutzen können und dürfen, dann thun sie wohl daran, diese Rechte um einen Schnaps zu verkaufen. Thatsächlich hat es große Staaten, deren sämmtliche männliche Einwohner gleichberechtigte Bürger gewesen wären, noch nie und nirgends gegeben; nur in ganz kleinen Bauernstaaten ist die Gleichberechtigung möglich. Für Großstaaten mit bedeutenden Bildung- und Vermögensunterschieden kennt die Erfahrung nur zwei Formen: eine Ungleichheit der politischen Rechte, die der Ungleichheit der Vermögen und der gesellschaftlichen Stellung entspricht, und Gleichheit Aller in der Rechtlosigkeit gegenüber einem Despoten.

Eine dritte Form ist allerdings denkbar: der Sozialismus. Ob dieser schließlich herauskommen wird, wissen wir nicht. Nur Das wissen wir, daß, wer die politische Gleichberechtigung aller Männer will, entweder den Sozialismus wollen muß oder etwas ganz Ungeheuerliches: die Auflösung aller Großbetriebe in Kleinbetriebe und aller Großstaaten in Bünde winziger Bauern- und Handwerkerrepubliken; daß dagegen, wer die bestehende Gesellschaft-, Produktion- und Staatenordnung unverändert aufrecht erhalten will, auf die Verwirklichung der Staatsidee von 1789 verzichten und die alten Abhängigkeit-

verhältnisse wieder herstellen oder neue erfinden muß. Das Zweite würde leichter ausführbar sein; denn die Abhängigkeit der Produktion von Weltkonjunkturen und der immerwährende Wandel der Technik dürften es kaum gestatten, daß der Großindustrielle oder der Großgrundbesitzer, zur lebenslänglichen Erhaltung eines übernommenen Inventars von Sklaven oder Hörigen verpflichtet würde. Mit der Zwangsversicherung ist ja schon der Weg beschritten worden, die Lohnarbeiter in Staatssklaven zu verwandeln. Denn diese Versicherung besagt doch nichts Anderes als: die Lohnarbeiter sind unfähig, für den Fall der Krankheit, der Invalidität und des Alters selbst zu sorgen, die Sorge für sie muß also der Staat übernehmen; wer aber für eines Anderen Unterhalt sorgt, ist sein Vormund und Herr und hat das Recht, ihn auch im Privatleben zu beaufsichtigen; ein solcher Beaufsichtigter und Bevormundeter ist aber natürlich kein freier Mann. Und nachdem der Staat A gesagt hat, wird er trotz allem Sträuben dagegen auch B sagen und nicht nur den invaliden, sondern auch den arbeitfähigen Arbeiter unter seine Vormundschaft nehmen, ihm sagen müssen, wo er zu arbeiten hat, und ihn, wenn er die Arbeit verliert, an einen anderen Ort schicken müssen, wo es Arbeit giebt. Das wird ja nun auch von den Landwirthen schon ganz unverhohlen gefordert.*) Der steigende Arbeitermangel ist für sie wirklich ein großes Uebel, ja, er bedroht den Bauernstand ganz erheblich, während der vorübergehende niedrige Getreidepreis nur eine eingebildete Gefahr gewesen ist. Und mit dem Bauernstande würden die letzten Grundlagen des alten Preußens vollends hinweggeschwemmt. Der Großgrundbesitz aber ist ohne hörige Arbeiter gar nicht denkbar; freie besitzlose Lohnarbeiter sind niemals auf dem Lande geblieben und werden niemals bleiben, auf Wanderarbeiter aber, die der Zufall aus anderen Staaten herbeiführt, kann die Landwirthschaft nicht dauernd gegründet werden. Mit der industriellen und landwirthschaftlichen Entwickelung konvergirt die der Bureaukratie und der Staatsbetriebe zum selben Ergebniß. Die höheren Beamten bilden mit den Großunternehmern zusammen, als deren Angestellte und Mitaktionäre — das Wort Aktionär in Mösers Sinn genommen —, den Staat. Die Unterbeamten und die Arbeiter der Staatswerkstätten sind dieses Staates Werkzeuge und Diener; sie sind schon in jener unmittelbaren Abhängigkeit vom Staat, in die man die Arbeiter der Privatbetriebe zu bringen gedenkt, sobald man die juristische Form dafür gefunden

*) Und nicht blos Gutsbesitzer, sondern auch Ziegeleibesitzer und andere Inhaber ländlicher industrieller Unternehmungen üben schon in aller Form das Herrenrecht über Hörige, da ihnen Arbeiter, die wegen Mißhandlungen entflohen sind, von der Polizei zwangsweise zurückgebracht werden, darunter Kinder gegen den Willen ihrer Eltern.

haben wird. Das politische Wahlrecht, das Vereins- und Versammlungrecht, das Recht der freien Meinungäußerung dieser Staatssklaven ist reine Posse. Man sollte sich nicht damit kompromittiren, daß man diesen Leuten Vertrauen befiehlt. Gehorsamer Verzicht auf den Gebrauch des formellen Rechtes, das ihnen die Verfassung immer noch gewährt, läßt sich befehlen, aber Vertrauen —! Der Postassistenten-Verband hat ja freilich am siebenten Mai seinem hohen Chef ein feierliches Vertrauensvotum ertheilt. Wird dieses Vertrauen durch die Erfüllung der Wünsche der Assistenten gerechtfertigt, so ist diese Erfüllung eine Wirkung der von der Regirung getadelten Vereins- und Agitationthätigkeit; bleibt die Erfüllung aus, so ist das Vertrauensvotum eine par ordre du Moufti aufgeführte Komoedie gewesen.

Es ist eins der großartigsten Schauspiele der Weltgeschichte, wie der preußische Staat seit beinahe einem Jahrhundert daran arbeitet, sich selbst und Deutschland aus den Angeln zu heben. Durch die Philosophie und den Edelmuth seiner großen Männer, durch die allgemeine Wehrpflicht, den allgemeinen Schulzwang und die Förderung der Industrie hat er die Sozialdemokratie großgezogen, durch die eben genannten Kräfte und die Bauernbefreiung den agrarischen Osten entvölkert. Aus Alledem ist weder gegen den Staat noch gegen irgend einen Einzelnen ein Vorwurf abzuleiten; im Gegentheil: jede dieser Maßregeln bedeutet ein Ruhmesblatt in der Geschichte Preußens; es geschieht nach einem unabänderlichen, alles Lebendige beherrschenden Gesetz, daß sich der Staat beständig umgestaltet und durch seine eigenen Lebensfunktionen — wenn nicht seinen Tod, so doch — die Vernichtung seiner alten Formen herbeiführt; und das Interessante am vorliegenden Falle besteht nur darin, daß der Prozeß so rasch und unter so auffälligen Erscheinungen verläuft. Nur eine der den Osten entvölkernden Maßregeln ist durch keine politische Nothwendigkeit geboten, sozusagen muthwillig getroffen worden und daher augenscheinlich Wirkung jener Verblendung, welche die Gottheit zu verhängen pflegt, wenn sie einen Einzelnen, ein Volk, einen Staat zu ihm selbst verderblichen Schritten treiben will: die Polenpolitik, die den letzten Rest einer Arbeiterschaft, wie sie der Großgrundbesitzer braucht, rebellisch und mobil gemacht und von der Scholle, an der sie mit der insektenhaften Anhänglichkeit des Ungebildeten, Weltfremden hing, gelöst hat.*) Sollte es gar der Regirung

*) Die 1886 unternommene Campagne gegen die Polen ist so in jeder Beziehung zweckwidrig, daß ich mir sofort sagte und in das mir damals zur Verfügung stehende Blättchen schrieb: der Grund kann nur in der auswärtigen Politik liegen. Was Bismarck im Juni 1892 in Wien dem Herausgeber der Neuen Freien Presse gesagt hat (Wippermanns Deutscher Geschichtkalender für 1892, I. Band, Seite 241), bestätigt meine Auffassung. Heute besteht die Rücksicht nicht mehr, die den damaligen Leiter der deutschen Politik bestimmte,

gelingen, die preußischen und womöglich auch die aus Rußland einwandernden Polen sämmtlich zu germanisiren — Das heißt unter den obwaltenden Umständen: zu Sozialdemokraten zu machen —, so würde für die Umgestaltung des Staates nach den Plänen der Herren von Stumm, von Kardoff, von Posadowsky und von der Recke das Beste fehlen: das Menschenmaterial.

Diesen inneren Widerspruch unseres Staatslebens suchen die Maß=

---

und keines Falls kann und darf sie ewig fortbestehen. Von Dem, was ich an anderen Orten über die neuere preußische Polenpolitik geschrieben habe, will ich hier nur die Hauptpunkte kurz zusammenstellen. 1. Die Adeligen und Pröpste in der Provinz Posen haben bis in die sechziger Jahre Hochverrath verübt, es ist aber Keinem Etwas geschehen. 2. Ledochowski war den Pröpsten verhaßt, weil er ihrer politischen Wühlarbeit ein Ende machte, — und Der wurde ins Gefängniß abgeführt, von Soldaten, die innerlich knirschten vor Wuth. 3. Die Vexationen des Kulturkampfes und der Polencampagne haben die Bürger und Bauern von der Regirungseite auf die Seite der Pröpste getrieben. 4. Das Ansiedlungwerk ist gut, aber seine Motivirung ist schlecht, da sie die Polen zu Feinden des preußischen Staates macht, was schon darum unpolitisch ist, weil in dem zukünftigen Entscheidungskampfe zwischen Deutschen und Slaven Russisch-Polen der Hauptkriegsschauplatz sein wird. 5. Hätte man auf den Bankerott der polnischen Adeligen gewartet, so hätte man ihr Land wohlfeil bekommen und sie selbst lahm gelegt; mit dem Hundertmillionenfonds hat man sie und durch sie den polnischen Mittelstand in den Städten gestärkt. 6. Der polnische gemeine Mann ist dankbar, wenn man seinen Kindern Gelegenheit giebt, Deutsch zu lernen; macht man aber Miene, ihm die Muttersprache zu rauben, so wirft er alle deutschen Bücher zum Hause hinaus. Jeder Deutsche, jeder Mann einer beliebigen anderen Nationalität machts im gleichen Fall eben so. 7. Ein Volksschulunterricht, bei dem Lehrer und Kinder Eins des Anderen Sprache nicht verstehen, noch dazu in überfüllten Klassen und mit vorgeschriebenem Klassenziel, kann nichts sein als eine fortwährende Mißhandlung und muß die Kinder mit einem Haß gegen alles Preußische erfüllen, der zehn Generationen hindurch anhält. 8. Man muß von den preußischen Polen fordern, daß sie ihre Pflichten als preußische Unterthanen erfüllen; aus Polen Deutsche machen wollen: Das ist eben so einfältig, wie wenn man aus Katzen Hunde machen wollte. Ein Pole ist darum, weil er Deutsch radebrecht, noch lange kein Deutscher. 9. Es wäre zu verstehen gewesen, wenn man alle Polen totgeschlagen oder ins Wasser geworfen und ihr Land okkupirt hätte; es wäre auch zu verstehen gewesen, wenn man, um den deutschen Gutsbesitzern die landsässigen, unterwürfigen, bedürfnißlosen und durch Unwissenheit zu genossenschaftlicher Selbsthilfe unfähigen Arbeiter zu erhalten, den Polen die Erlernung der deutschen Sprache verboten hätte; daß man sie zwangsweise vom Boden losreißt, in den Wanderstrudel hineinstößt und durch die eingetrichterte deutsche Sprache ihnen den Anschluß an die internationale Sozialdemokratie erleichtert und daß Dies eine Regirung thut, die im Uebrigen aus allen Kräften die deutschen Großgrundbesitzer fördert —: Das wird in alle Ewigkeit kein politischer Kopf verstehen.

gebenden sich und Anderen zu verbergen und sie zürnen Jedem, der ihn aufdeckt. Es nützt aber nichts; er muß aufgedeckt werden. Man kann es ja den Herren nicht verargen, daß sie sich gegen die Wahrheit sträuben. Den Arbeitern den freien Gebrauch ihrer politischen Rechte zugestehen: Das wollen sie nicht, weil sie fürchten, daß dadurch der Unternehmergewinn und vielleicht die Produktion selbst gefährdet werden könne; den Arbeitern die ihnen eingeräumten politischen Rechte offen nehmen: Das wollen sie auch nicht, theils, weil sie aufrichtig noch liberale Ideen und Illusionen hegen, theils, weil sich daraus gefährliche Konsequenzen für den Staat ergeben würden; denn Sklaven kann der Staat nicht wohl bewaffnen und einexerziren: die allgemeine Wehrpflicht müßte fallen und mit ihr auch die Volksschule, denn die allgemein verbreitete Kunst des Lesens und Schreibens würde die Fortsetzung der Arbeiteragitation ermöglichen und immer wieder die schlecht Gestellten unter den Arbeitern zur Unzufriedenheit und zu Ortsveränderungen verführen. Außerdem würde die Grenze zwischen dem Mittelstande, dem die politischen Rechte zu belassen wären, und dem vierten Stande, dem sie genommen werden sollten, sehr schwer zu ziehen sein. Endlich giebt es doch auch in den herrschenden Klassen genug wohlwollende, christlich und human gesinnte Männer, die den Schatz geistiger Güter, den die persönliche Freiheit selbst in ärmlichen Verhältnissen noch zeitigt, zu würdigen wissen und denen vor einem verwilderten Gesindel analphabetischer Sklaven graut. Aber die Weltgeschichte wird den Herren ihre Vogelstraußpolitik nicht mehr lange fortzusetzen gestatten. Man hat mich radikal und einen Vertreter von Extremen gescholten, was ein ganz gewöhnlicher Kunstgriff des politischen Parteikampfes ist. Nicht ich bin radikal und nicht ich will ein Extrem, sondern die Parteien sind radikal und wollen Extremes, — und ich decke die extremen Ziele, denen sie zustreben, nur auf, damit es möglich sei, den Weg zwischen diesen Extremen hindurchzufinden. Nun wird ja ein solcher Mittelweg gewöhnlich, nicht immer, ganz von selbst gefunden, ohne daß ihn Jemand vorgezeichnet hätte; aber die Menschen sind nun einmal so geartet, daß sie nicht gern willenlosen Weltgeschichtstoff abgeben, sondern bei den Entscheidungen bewußt und freiwillig mitwirken wollen. Wo es sich um die Vermittelung von Extremen handelt, da thun sie es in der Form von Kompromissen; und das Ungesunde der heutigen Lage besteht eben darin, daß dieser Weg nicht eingeschlagen wird. Bei einem Kompromiß sagt jede von beiden Parteien: Ich möchte am Liebsten alle Hundert, da ich aber die ganzen Hundert nicht kriegen kann, begnüge ich mich mit Fünfzig und lasse Dir die anderen Fünfzig. Unsere Sozialdemokraten aber sagen: Wir wollen Alles oder nichts. Die „Bürgerlichen“ hingegen stellen sich, als wollten sie überhaupt nichts Neues, als wollten sie nur verbrecherische Einbrüche der Arbeiter in anderer Leute Rechte und Eigen-

thum zurückweisen. Davon, daß sie die den Arbeitern — vielleicht übereilt — bewilligten politischen Rechte wieder nehmen wollen, sagen sie kein Wort; vielmehr stellen sie Das entschieden in Abrede und klagen im Ton sittlicher Entrüstung über Verleumdung, so oft Jemand sagt, daß sie es wollen. Sie suchen vielmehr ihr Ziel auf Schleichwegen zu erreichen, indem sie durch eine dem Wortlaut und Sinn der Verfassung nicht entsprechende Handhabung der Verwaltung und Justiz die politischen Rechte der Arbeiter alles Inhalts berauben und ihnen nur die werthlose leere Hülse des Buchstabens der Paragraphen lassen, wie ich es in den Betrachtungen eines Laien über unsere Strafrechtspflege gezeigt habe und wie man es täglich sieht und erfährt. Dadurch ist ein ganz unerträglicher Zustand erzeugt worden: Verlogenheit unseres ganzen politischen Lebens (u. A. Vorschützung einer Umsturzgefahr zur Durchsetzung von Maßregeln, die keinen anderen Zweck haben als den, die Arbeitlöhne niedrig, die Dividenden und Tantiemen hoch zu halten), fortwährender Mißbrauch der Justiz zu politischen Zwecken, Anwendung von zweierlei Maß in der Rechtspflege*), Auflösung der ganzen politischen Thätigkeit in heilloses, sinn- und zielloses Geschwätz, da sich Niemand gerade heraus zu sagen getraut, was er eigentlich will, und in ein unfruchtbares Quacksalbern, da, wer den Zweck nicht verrathen will, auch das Mittel zum Zweck nicht fordern darf. In welchem Grade die Lüge vom allgemeinen gleichen Bürgerrecht das politische Leben vergiftet, geht allein schon aus der Thatsache hervor, daß man zum Schutze der Unternehmerinteressen und zur Aufrechterhaltung der diesen dienenden Autorität aller irgendwie obrigkeitlichen Personen den Grundsatz aufgestellt hat: unter den Interessen, die zu einer „beleidigenden“ Kritik berechtigen — wie viele Leute giebts wohl, die sich nicht durch jede Kritik beleidigt fühlten? — seien nur die eigenen Interessen des Kritikers oder Berichterstatters, nicht die Interessen Anderer, nicht allgemeine Interessen zu verstehen. Also: wenn ich um einen lumpigen Thaler betrogen bin, dann darf ich den Betrüger öffent-

---

*) Ich will hier zwei Sätze wiederholen, die ich oft ausgesprochen habe. Der Satz: duo quum faciunt idem non est idem, ist vollkommen richtig, aber: 1. Will man für zwei Klassen zweierlei Recht, so muß man es offen und ehrlich im Gesetz aussprechen und zweierlei Recht machen, eins für die Herren und eins für die Knechte. 2. Sofern immerhin auch bei einerlei Recht noch zweierlei Anwendung je nach Stand und Person zulässig ist, muß auch für diese Verschiedenheit eine richtige Norm aufgestellt werden. Z. B. für Roheitvergehungen stellt Justus Möser die richtige Norm auf: Menschen, die grobe und schwere Arbeit zu verrichten haben, müssen roh sein, wenn sie was taugen sollen, daher müssen ihre Roheiten entweder straflos bleiben oder mild gestraft werden. Unsere Justiz machts umgekehrt; sie straft die Roheiten der gemeinen Leute hart, die der feinen mild.

lich blamiren, wenn ich mich aber gemißhandelter Kinder, des gefährdeten Lebens von 100000 Bergleuten, des durch falsche Maßregeln der Regirenden gefährdeten Vaterlandes annehme, dann spazire ich ins Loch! Was bedeutet Das? Es bedeutet: Selbstsucht ist erlaubt, Nächstenliebe und Vaterlandsliebe, Edelmuth und Ritterlichkeit werden bestraft. Ich halte den Staat keineswegs für die Verwirklichung der sittlichen Ideen und halte Mösers realistischen Staatsbegriff für den richtigen; mag der Staat nur unsere materiellen Interessen schützen: für unsere idealen Interessen werden wir schon selber sorgen. Aber uns daran hindern, die Ausübung sittlicher Pflichten verbieten, Das darf er nicht. Thut er Das, so vernichtet er alle höhere und wahre Kultur und das Leben ist nichts mehr werth. Das sollen sich die Herren Staatsanwälte gesagt sein lassen: wenn ein rechtschaffener Mann grobes Unrecht ungestraft geschehen sieht, dann fühlt er sich im Gewissen verpflichtet, es öffentlich zu rügen. Und noch eine Wirkung, vielleicht die schlimmste von allen! Indem die gegen die Arbeiter geübte falsche Justiz auch auf die Angehörigen mißliebiger bürgerlicher Parteien ausgedehnt wird, indem zugleich die Furcht vor den Abhängigen zusammen mit der ungeheuerlichen Menschenanhäufung — unter dem kapitalistischen System befördert jedes Wachsthum der Bevölkerung ihre ungleichmäßige Vertheilung — zu immer mehr Freiheitbeschränkungen treibt, geht mit der bürgerlichen Freiheit zuletzt der Freiheitsinn verloren und wird die europäische Bevölkerung auf die Kulturstufe der slavischen, zuletzt der mongolischen Rasse hinuntergedrückt.

Ich habe niemals die thörichte Idee des Idealstaates gehegt. Ich weiß: es giebt keinen Idealstaat. Die Staaten werden nicht gemacht; sie sind Entwickelungprodukte und müssen nach Völkern, Zeiten und Orten verschieden ausfallen. Weder können wir wissen, wie unser Staat nach fünfzig Jahren aussehen wird, noch können wir ihm willkürlich seine zukünftige Form geben. Es handelt sich immer nur darum, augenfällige Uebelstände abzustellen, die vorhandenen Entwickelungtendenzen zu erkennen, den gefährlichen entgegenzuwirken, heilsame zu fördern, einander widersprechende zu versöhnen, der vorhandenen Volkskraft die Lebensbedingungen und den freien Spielraum zu verschaffen und zu sichern. Das größte augenblickliche Uebel unseres Staatslebens nun, die große Lüge, läßt sich auf die einfachste Weise von der Welt beseitigen. Verwaltung und Justiz dürfen nur angewiesen werden, die Arbeiter nicht mehr an der Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte zu hindern. Wie das Beispiel Englands beweist, wird auch dann die politische Freiheit der Arbeiter noch ein bloßer Anspruch bleiben, der der Verwirklichung, vielleicht vergebens, harrt, weil die Freiheit ihrer materiellen Grundlage, der wirthschaftlichen Unabhängigkeit, entbehrt; die Arbeiter werden auch dann in vielen Beziehungen Hörige ihrer Brotherren und viele von ihnen

werden elend bleiben; aber sie werden dann wissen, daß es nicht der Staat ist, der sie im Elend festhält, sondern die wirthschaftliche Entwickelung, über die der Staat keine Gewalt hat. Die Mehrheit des Reichstages ist geneigt, diesen Weg zu beschreiten, wie die dreitägige Debatte über die Anträge auf Errichtung von Arbeiterkammern in der ersten Maiwoche bewiesen hat; ein Theil der Großindustriellen hat sich offen von Stumm losgesagt und der Fabrikant Weigert hat gegen die Eingabe des Gesammtverbandes Deutscher Metallindustriellen in einer Eingabe an den Staatssekretär des Innern protestirt und in einer beigelegten Brochure nachgewiesen, daß es nicht die Arbeiter sind, sondern die Mitglieder des genannten Verbandes, die „den Frieden stören und die Existenz von Tausenden gefährden". *)

Außerdem kann noch Großes geschehen, die Spannung zwischen den beiden entgegengesetzten Tendenzen und die Uebel des Kapitalismus zu mildern. Diese Uebel treten selbstverständlich nur in dem Maße hervor, wie sich das kapitalistische System durchsetzt, d. h. wie ein Jeder mit seiner ganzen Existenz vom Weltmarkt abhängt. Der Bauer, der zunächst für die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse produzirt, und der kleinstädtische Handwerker, der für einen festen Kundenkreis arbeitet: sie verspüren auch heute nur wenig von den Wirkungen des kapitalistischen Systems. Es handelt sich also darum, durch innere und äußere Kolonisation die Zahl dieser verhältnißmäßig unabhängigen Existenzen zu vermehren; gelingt es, so ist damit zugleich der Nahrung- und Wirkungspielraum des Volkes erweitert, das Zahlenverhältniß zwischen Lohnarbeitern und kleinen Selbständigen zu Gunsten der zweiten verschoben und die gefährliche Spannung zwischen der sozialistischen und der feudalen Tendenz gemildert. Die innere Kolonisation erstreben heute alle Maßgebenden. Als ich anfing, die äußere Kolonisation zu empfehlen und nach dem Südosten hinzuweisen — viele weit bedeutendere Männer hatten es vor mir gethan —, da standen die Maßgebenden noch unter der Autorität zweier bismärckischen Aussprüche, die einst und cum grano salis verstanden ihre Berechtigung gehabt hatten. Heute glaubt kein Mensch mehr, daß wir eine saturirte Nation seien; und wer weiter nichts will, Der will wenigstens Ausdehnung unseres Exportmarktes; in der Levante aber findet man vielerlei und bedeutende deutsche Interessen zu vertheidigen. Die theoretische Möglichkeit, daß ohne Erweiterung unseres Staatsgebietes nicht allein hundert Millionen Einwohner durch die heimische Produktion ernährt, sondern daß dabei auch noch der Nationalreichthum und das Durchschnittseinkommen erhöht werden könnten, bestreite ich nicht. Aber jeder weitere Schritt auf dieser Bahn erhöht

*) Wie die Zuchthausvorlage beweist, ist die Regierung entschlossen, auf dem falschen Wege zu beharren.

die Uebel des Kapitalismus: der Prozentsatz der Abhängigen steigt, und je leidenschaftlicher diese Leute dem Sozialismus zustreben, desto entschiedener wollen die Großunternehmer den Feudalismus; die Zahl der wirklich Produktiven wird immer kleiner im Verhältniß zur Zahl Derer, die als Beamte, als schmarotzende Zwischenhändler, Spekulanten und sonstige Vermittler und als Schmarotzer sans phrase von der Frucht der produktiven Arbeit Anderer leben; die wachsende Pyramide, die sich zur Säule und zuletzt zum umgekehrten Pyramidenstumpf umgestaltet, drückt immer unerträglicher auf die unterste Schicht, der Kampf ums Dasein verwandelt sich aus einem Wetteifer der Leistungen in einen gehässigen Ringkampf um die Arbeitplätze und zuletzt in eine gemeine Balgerei der Mehrheit um die von der Minderheit erzeugten Güter; und in dem Wust von Niedertracht, den diese Kämpfe aufhäufen, geht jede edle Gesinnung zu Grunde und erstickt zuletzt jede bessere Regung; sind ja doch auch die politischen, die nationalen, die konfessionellen Kämpfe mit allem Gift, das sie erzeugen, nur maskirte wirthschaftliche Kämpfe. Das Geld, das die Engländer aus ihren Kolonien ziehen, ist wahrlich nicht die Hauptfrucht ihrer Kolonisationarbeit; wahrscheinlich kommt es gar nicht in Betracht neben den Gewinnen, die sie auf allerlei Wegen aus unabhängigen Staaten ziehen. Die beiden Hauptvortheile sind: die Begründung neuer angelsächsischer Staaten, die, das alte Bauern- und Handwerkerleben erneuernd, mit ihrer tüchtigen Bevölkerung nicht sowohl den englischen Staat als das Angelsachsenthum zur stärksten Weltmacht erheben, und die beständige Entleerung des Mutterlandes von überschüssigem Blute, das, daheim zurückbleibend, aus Mangel an Verwendbarkeit Eiter werden würde. Wären die sechzig Millionen Angelsachsen, die jetzt in Amerika, Afrika und Australien leben, oder ihre Väter im Mutterlande zurückgeblieben, so würde Das einen Sumpf abgeben, in dem aller Geist und alle Kraft des englischen Volkes längst erstickt wären und dessen Gestank hinreichen würde, ganz Europa zu verpesten. Kolonisation ist nicht ein Geheimmittel aus der Quacksalberapotheke, sondern es ist das Universalmittel gegen alle sozialen Uebel, das thatsächlich von allen gesunden Völkern zu allen Zeiten angewandt worden ist. Was ist denn die ganze Weltgeschichte von der Völkerscheidung beim Thurmbau zu Babel bis auf Cecil Rhodes als eine Geschichte der Kolonisation und Kolonialkriege? Eroberung ist ja doch nichts als eine Form der Kolonisation. Ob die äußeren Bedingungen für die Anwendung dieses Mittels bei uns vorhanden sind, darüber haben, da die Selbstthätigkeit der Völker in solchen Dingen aufgehört hat, die Leiter unserer auswärtigen Politik zu entscheiden.

Neisse. Karl Jentsch.



Renans Briefwechsel.

Vom Jahr 1847 an, als Renan das Seminar eben verlassen hatte, bis kurz vor seinem Tode registriren die Briefe an Berthelot*) die allgemeine Richtung seines Gedankenganges mit der Genauigkeit eines Sphygmographen, der die Pulsschläge mißt. Hat man die einzelnen Ruhepunkte mit Hilfe dieser psychologischen Wegespur entdeckt, so verändert sich, glaube ich, das Bild, das man sich vorher von ihm gemacht hatte, und man ist genöthigt, Einiges in seinem kritischen Urtheil über den Schriftsteller zu berichtigen. Wenigstens ist es mir so ergangen und ich möchte an dem Charakterbilde, das ich in meinen Essais über die zeitgenössische Psychologie im Jahr 1882 entwarf, verschiedene Retouchirungen vornehmen.

Der Gesammteindruck dieser Korrespondenz ist der einer ganz merkwürdigen Einheitlichkeit — beinahe möchte man sagen: Einfachheit — und einer Energie, die der Legende von dem nuancirten, schwankenden, unbeständigen Renan und dem Renanismus als Theorie der Schwäche und nachgiebigen Unsicherheit auffällig widersprechen. Seine bewegliche Natur tritt freilich häufig genug hervor, so zum Beispiel in der eben so scharfsinnigen wie anmuthigen Analyse des gefährlichen Genius der syrischen Rasse. Schwankend und unbeständig mag auch die Versatilität einer Wißbegierde scheinen, die ihn mit dem selben leidenschaftlichen Interesse von der Bretagne nach Italien und von England nach dem Orient schweifen läßt. Aber die Feinheit des Urtheiles und das Gefallen an geistiger Erregung weisen auf eine ungestörte Frische und Gesundheit hin, ohne alle Spur von Müdigkeit oder Abspannung. Das ist das Resultat von Denkgewohnheiten, die nur der muthigsten Männlichkeit entspringen können. Ein robuster Geist athmet aus diesen Briefen. Eher könnte man ihnen ein Uebermaß von Entschlossenheit, eine unnachgiebige Strenge, ja, ein Kraftbewußtsein, das sich bis zu Anwandlungen von Inhumanität steigert, als irgend welchen Feminismus vorwerfen. Das Alles wird noch durch die beinahe zaghafte und kränkliche Melancholie gehoben, die nicht selten aus Berthelots Briefen spricht. Man durfte erwarten, daß der große Schriftsteller sensitiver, unruhiger und in Allem, was das Gemüth angeht, verwundbarer gewesen sei als der große Gelehrte, — und nun erfährt man zu seinem Erstaunen: wenn während der fast fünfzigjährigen Intimität einer der beiden Freunde die Leiden einer allzu lebhaften Empfänglichkeit, die Ohnmacht eines allzu verfeinerten Denkens, den Kummer unverstandener Neigungen erfuhr, so war es der gelehrte Chemiker, nicht Renan, der in unablässiger Arbeit, in

*) Correspondance d'Ernest Renan et M. Berthelot. (Paris, Calman Lévy 1898.)

dem unermüdlichen Trachten nach Wissen und Erkenntniß häufig nicht einmal ahnte, wie hart und rücksichtlos er seinem Freund erscheinen mußte.

Das ist ein zarter Punkt, der aber nicht zu umgehen ist, wenn man in diesem seltsamen Verhältniß zweier stolzen Naturen feststellen will, was jede von ihnen gab und empfing. Eine edle Freundschaft ist gleichsam ein gemeinschaftliches Kunstwerk; und welcher Antheil daran auf den einzelnen Mitarbeiter entfällt, Das wird fast immer sehr schwer zu bestimmen sein. Doch mußten bei einem so lange andauernden Schriftwechsel gewisse charakteristische Züge nothwendig hervortreten und zweifellos ist in den Briefen des berühmten Verfassers des Lebens Jesu wenig Zärtlichkeit zu finden. Ihr hervorstechendstes Merkmal ist, wie ich schon sagte, die Kraft, — und zwar eine Kraft, die selbst die Gefühle des Partners nicht schont. Man erinnere sich der geistreichen Stelle aus Renans Kindheit- und Jugenderinnerungen: „Suche ich mir zu vergegenwärtigen, ein wie sonderbares Freundespaar wir Beide gewesen sind, so muß ich an zwei Priester im geistlichen Gewande denken, die Arm in Arm mit einander wandeln". Damals fügte er hinzu: „Wir haben niemals die geringste Vertraulichkeit mit einander gehabt und würden erröthen, wenn wir einander um eine persönliche Angelegenheit, um einen Rath befragten ..." Offenbar empfand er, nach dieser Sammlung von Briefen zu urtheilen, eine abstrakte Freundschaft für den Genossen seiner Gedanken, ohne zu ahnen oder wissen zu wollen, daß solche kühlen Beziehungen den Herzensbedürfnissen eines Freundes nicht genügten, der vielleicht weniger gefestigt und durchgeistigt war, dafür aber um so zärtlicher und menschlicher fühlte. Wie er darunter litt, ergiebt sich aus mehr als einer Stelle; aber für Renan bedeutete er eben nichts als einen fremden Intellekt, der ihm als Reflektor seiner Gedanken diente. Man begegnet Sätzen wie: „Sie haben nie gefühlt, was Gegenseitigkeit für die Freundschaft bedeutet und wie viel zärtliche Sorge in dem Worte ‚Freundschaft' steckt. Während Ihrer Abwesenheit und seit Ihrer Abreise habe ich sicher wieder öfter an Sie gedacht als Sie an mich ..." Darin liegt doch wohl etwas mehr als die quietistische Gemüthsruhe des „Priesters im geistlichen Gewand". Und jenen Eindruck eines unerwiderten Gefühles hatte nicht der unbefriedigte Freund allein. Einige Briefe Henriettens Renan beweisen, daß die hingebende Schwesterseele die selbe Enttäuschung beklagte. „Den Verdruß, von dem Sie sprechen", schreibt sie aus Syrien an Berthelot, „habe auch ich oft, ach, sehr oft empfunden. Ich habe häufig gesagt: Ernest wird von seinem Ehrgeiz mehr als von seinen Neigungen beherrscht und von neuen Neigungen mehr als von alten Beziehungen in Anspruch genommen ..." Und an einer anderen Stelle: „Wenn ich aus Ihren Briefen erfahre, was Sie leiden, so kommt es mir unwillkürlich vor, als ob Sie und ich in meinem Bruder Jemand suchen, der nicht mehr ist ... Was wir in ihm suchen, ist nur noch

ein Phantom, eine Erinnerung ..." Dann aber, wie erschreckt durch ihre eigene Wahrnehmung, fügt sie gläubig hinzu: „Dennoch bin ich sicher, daß er mich liebt; und angesichts seiner Betrübniß über Ihre Vorwürfe kann ich unmöglich länger an der Größe und Tiefe seiner Freundschaft für Sie zweifeln ..."

Es scheint beinahe, als seien der Freund und die Schwester von einer — wenn auch dem Grade nach verschiedenen — krankhaften Sensibilität gewesen. Stets lebten sie in jenem Zustande von Herzensunruhe, die den Reiz und die Schwäche aller frauenhaften Persönlichkeit ausmacht. Auch war Renan, wenigstens so weit Henriette in Frage kommt, keineswegs unempfänglich für das zartere weibliche Empfinden, das oft schmerzlich in ihr aufzuckte. Wenn er aber wirklich darunter mit gelitten hat, so war es doch nur mittelbar und reflektirt, denn eine übergroße Empfindlichkeit erschien ihm krankhaft. Er war, nach den Briefen zu urtheilen, eine von jenen ausgeglichenen Naturen, denen die Selbstbespiegelung ihres Gefühlslebens fern liegt, und außerdem von einer Gesundheit des Empfindens, die nicht sowohl Nüchternheit als vielmehr Energie bedeutete. Und mag es von einem Philosophen, den es, wie er selbst erzählt hat, genirte, in einem Omnibus zu sitzen, immerhin seltsam klingen: das Temperament, das sich in diesen Briefen offenbart, ist eher das Temperament eines Mannes der That als das eines Träumers. Vom Manne der That hatte er den kräftigen Leib und die kräftige Seele. Er war stämmig und untersetzt, bedurfte keiner Uebungen und ertrug dennoch die Strapazen großer Reisen unter den abscheulichsten klimatischen Verhältnissen ohne Beschwerde. Als Erbschaft mehrerer Generationen eines seegewohnten Geschlechtes war ihm eine so kräftige Gesundheit mit auf den Lebensweg gegeben, daß er nicht nur ausdauernd, sondern auch lustig und jovial während der Arbeit war, — von jener Heiterkeit, die das beste Merkzeichen einer tiefwurzelnden Vitalität ist. Seinem körperlichen glich sein geistiges Gepräge. Die Korrespondenz zeigt ihn in den schmerzlichsten und schwierigsten Verhältnissen und er faßt die nothwendigen Entschlüsse mit völliger Klarheit des Urtheils, ohne je zaghaft rückwärts zu blicken. Kein Sterblicher hat je dem Typus des unschlüssigen und dem Leben nicht gewachsenen Träumers, wie ihn Shakespeare im Hamlet, Goethe im Werther, Benjamin Constant in seinem Adolphe, Sainte-Beuve in Amaury, Musset in Octave verkörperten, weniger geähnelt als Renan. Ein Schwanken, das die Seele beständig zwischen den verschiedenen Möglichkeiten hin und her wirft, war ihm in jeder Form fremd. Angesichts einer wichtigen Entscheidung scheint er nie gezweifelt zu haben. Die Treffsicherheit des Blickes erzeugte in ihm, wie in allen Vollmenschen, eine Festigkeit der Entschließung, die sich nie verleugnete, weder, [illegible] sich darum handelte, das Seminar zu verlassen, noch in den Stürmen [illegible], die der Veröffentlichung des Lebens Jesu folgten; weder im

Jahr 1871, in der großen Prüfungstunde der Nation, noch in den letzten Monaten seines Lebens, als er dem Tod ins Auge schaute. Immer wußte er, gleich dem Olympier der Ilmstadt, wohin er ging und weshalb. Die selbe Mischung von praktischem Verstand und von Idealismus ließ Renan, wie Goethe, den ganzen Weg der erreichten Kultur mit unerbittlicher Logik und im Einklang mit der Wirklichkeit, in der sie lebten, durchmessen.

Von solchen Gesichtspunkten aus betrachtet, sind die Briefe an Berthelot höchst lehrreich. Sie beginnen mit Renans fünfundzwanzigstem Jahr. Es scheint uns leicht, als ob ein begabter Kopf auf dieser Altersstufe alle Möglichkeiten des Lebens im Voraus mit seiner Einbildungskraft erschöpfen müßte. Balzac hat uns in seinem leider zu wenig gelesenen Fragment einer Selbstbiographie von allen Visionen erzählt, in denen seine jugendliche Phantasie schwelgte. Lassen wir ihn selbst reden: „Ich wollte in die Gesellschaft nur zurückkehren, um alle Hoheitrechte des Geniemenschen auszuüben . . . Ich proklamirte mich als großen Mann. Als Kind schon pflegte ich mich oft an die Stirn zu schlagen und mit André Chenier zu sagen: ‚Hier steckt Etwas!‘ Wie oft bin ich General und Kaiser gewesen. Ich war aber nur ein Byron, weiter nichts. Nachdem mich im Lauf der Zeit das Leben genügend genarrt hatte, merkte ich endlich, daß alle Berge, alle Schwierigkeiten noch vor mir lagen...“ Das ist der glühende, tolle Fieberzustand des jugendlichen Genies, das die Welt nicht kennt, sondern von ihr nur träumt und als souverainer Sieger alle ihre Schätze in der Einbildung vergeudet. Nichts davon bei Renan. Zwar flammt auch in ihm das Feuer der Begeisterung, aber ein klarer Instinkt beherrscht es und ihm entgeht keine der Tributpflichten, die die Gesellschaft dem Ehrgeiz auferlegt. Er wird die Staatsprüfungen bestehen, er wird Denkschriften für das Institut redigiren; dann wird er Professor werden, Bibliothekar und man wird ihm wissenschaftliche Arbeiten übertragen. Er prüft, wir spüren es, von Anfang an genau seine Fähigkeiten und nicht minder genau die materielle Basis, von der aus sie zur Entwickelung gelangen konnten. In seinen Erinnerungen heißt es: „Als ich das Seminar verließ, war ich in allen praktischen Dingen völlig unerfahren.“ Das ist ein Beweis für die Anpassungfähigkeit gewisser Naturen, die, analog den Thieren, sofort befähigt sind, sich zweckmäßig nach den Erfordernissen des Milieus einzurichten. Der kleine Seminarist beging, als er aus seinem Kloster in das ihm unbekannte Leben eintrat, nicht einen Fehler; er handelte genau so, als ob er sich mit einem nüchternen und erfahrenen Greise ohne Illusionen Schritt für Schritt berathen hätte. Woher anders stammte dieser Instinkt des Verstandes als aus dem geistigen Gleichgewicht, dem urgesunden Temperament, von dem ich schon sprach? Und man beachte wohl, wie sich in den kritischen Augenblicken des reifen Alters die selbe Festigkeit

des Urtheils wiederfindet. Man lese seine Briefe aus dem Jahre 1863, als das „Leben Jesu“ ihn zur meistgenannten Persönlichkeit in der ganzen europäischen Literatur gemacht hatte. Wie Viele hätten da wohl zugleich den Lockungen des Erfolges und den Versuchen einer Aufsehen erregenden Polemik widerstanden? Er aber begreift klar und deutlich, daß er am Tage nach dem Erscheinen des Buches wieder ein simpler Professor des Hebräischen sein muß und daß nicht in der schwankenden Gunst des großen Publikums, sondern in der Doppelstellung, die er als Mitglied des Institutes und des Collége de France einnimmt, sein Halt und Stützpunkt liegt. „Mein Entschluß ist gefaßt,“ schreibt er in Voraussicht eines Verbotes seiner Vorlesungen: „Ich richte einen offenen Brief an Duruy, und zwar nicht als Professor am Collége de France, sondern als einfacher französischer Bürger, worin ich die Ermächtigung nachsuche, in einem von mir gemietheten Saal Vorträge zu halten... Ich garantire dafür, daß man mich nicht so leicht vergessen wird...“ Und weiter: „Ich habe geantwortet, daß ich nichts thun werde, was irgendwie so aussehen könnte, als ob ich auf meine Professur am Collége de France freiwillig verzichte.“ Dann ferner: „Ich schwöre, ich will lieber Lehrer von auch nur zehn Schülern sein, wenn ich nur meine Bücher in Muße schreiben kann und die entfernte Aussicht habe, eines Tages Administrator des Collége zu werden...“ In dieser Anhänglichkeit an die Korporation zeigt sich ein klares Empfinden dafür, daß die Sicherheit des Denkers auf seiner Zugehörigkeit zu einem Gesammtorganismus beruht. So sehen wir ihn denn auch acht Jahre später fest entschlossen, das durch die Commune bedrohte Collége zu vertheidigen: „Das Collége de France und das Institut sind, als wesentlich königliche und französische Centralanstalten, mehr als alle anderen durch den Versuch, die Gründung der Kapetinger zu disloziren, in Frage gestellt. Ich glaube trotzdem, daß sie erhalten bleiben werden. Was das Collége betrifft, so müßten wir, falls eine Unterbrechung einträte, den Lehrkörper erhalten und ohne Honorar weiter unterrichten, ganz wie es um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts bereits einmal geschah...“ Auch hier wieder hat er sofort das richtige Mittel erkannt, eine schlimme Zeit zu überstehen, und hat es entschlossen angewandt. Klarheit und Entschlossenheit: Das sind die Worte, auf die man immer wieder zurückkommen muß, um die Geistesrichtung zu charakterisiren, die aus den Briefen hervorgeht, und diese Worte erklären auch am Besten seine gefaßte Haltung, als der Tod ihm nahte: „Ich habe ganz so deutlich, wie Sie, meinen allgemeinen physischen Zustand vor Augen“, schreibt er im Verlauf seines letzten Sommers. „Doktor de Launion, der sehr ernst zu nehmen ist, kennt dem meinigen analoge Fälle, die sich anderthalb Jahre hingezogen haben. Zum Schluß wird es noch einen Kampf geben. Aber komme, was

da kommen soll. Ich will die paar Fetzen meines Lebens, die mir noch vergönnt sein mögen, ausnutzen. Ich arbeite jetzt an der Durchsicht der Korrekturbogen meines vierten und fünften Bandes Israel: in utrumque paratus ..."

* * *

Ein Problem drängt sich unwillkürlich auf, wenn man solche Sätze gelesen hat. Wieso und warum hat der Mann, der fähig war, so zu schreiben und zu empfinden, sich vor der öffentlichen Meinung das Ansehen eines intellektuellen Epikuräers gegeben? Eines, der von seinen Gedanken, wie von Opium, berauscht, gleichgiltig gegen Gut und Böse und unfähig zur Bejahung gewesen wäre? Wie konnte sein Werk von dem entzückenden Dilettantismus ganz durchtränkt scheinen, der uns so sehr anzieht, der, wie man nun sieht, aber im Widerspruch zu der ernsthaften Entschlossenheit steht, die seine intimen Ergüsse adelt? Wie konnte schließlich sein männlich starker Geist zu jener transzendentalen Ironie führen, die in den philosophischen Dramen seiner letzten Lebensjahre ihren stärksten Ausdruck fand? Nun, der selbe Briefwechsel, aus dem sich das kräftige Charakterrelief des Mannes heraushebt, giebt hierfür zugleich die Erklärung. Thatsächlich offenbaren die Briefe neben aller Energie des Temperamentes das Vorherrschen einer ganz besonderen Geistesanlage, die ich, weil ich keine bessere Bezeichnung finde, den kosmischen Geist nennen möchte. Und wenn man genauer zusieht, so bemerkt man hier eine eigenthümliche Fähigkeit bis zur Anomalie entwickelt. Sie giebt allein den Schlüssel zu dem Mysterium, das den selben Geist in gewissen Zeiten so ganz harmonisch und in anderen wieder so ganz hilflos und unbeständig erscheinen läßt, überzeugt und skeptisch, ernst und frivol zugleich. Nur dieser Schlüssel macht es möglich, die „Zukunft der Wissenschaft" als Debut und die „Aebtissin von Jouarre" als Abschluß zu verstehen. Die anscheinend widerspruchvollste Intelligenz blieb sich thatsächlich immer treu.

Der kosmische Geist besteht darin, daß wir unsere eigene Person nicht an sich, sondern unter dem Gesichtswinkel des Weltalls betrachten, dem sie als ein Theil angehört. Dieser Anschauung diametral entgegengesetzt ist die psychologische, die von dem Weltganzen absieht, um ein Wesen nur als Persönlichkeit, als Individualität aufzufassen. Jeder erinnert sich wohl, bald der einen, bald der anderen Denkform mehr Spielraum gelassen zu haben. Wer kann ein geliebtes Wesen sterben sehen, ohne alle Kräfte seines Denkens auf dieses eine Wesen zu konzentriren, das auf immer Abschied nimmt, auf diese kleine Welt innerhalb der großen Welt, die das ganze unermeßliche All uns doch nie wieder ersetzen wird? Wer kann in einer schönen Sternennacht allein durch die schweigende Landschaft wandeln, ohne zu fühlen,

wie unter der unermeßlichen Pracht des weiten Himmels sein eigenes Ich sich zusammenzieht und in seiner Nichtigkeit versinkt? Beim Gedanken an die unzähligen Gestirne, die den Raum bevölkern, empfinden wir die elende Unbeträchtlichkeit unseres Schicksales, fühlen wir, wie geringfügig Alles ist, was unseren Schmerz und unsere Freude ausmacht. Was sind wir? Ein Pünktchen auf der Erdkugel, die selbst nur ein Pünktchen in der Unendlichkeit ist, — der Unendlichkeit, die uns, klar und unverständlich zugleich, zu einem Nichts stempelt. Das ist der kosmische Geist in seiner einfachsten Form. In diesem Geist leben die Naturforscher, denn sie Alle, Geologen, Paläontologen, Anthropologen gehen in ihrer Forschung den Spuren der großen und allgemeinen Gesetze nach, die die Bildung unseres Planeten beherrscht und das Leben geschaffen haben. Die andere dagegen, die psychologische Anschauungweise, ist den Historikern, den Moralisten, den Romanschriftstellern, kurz, allen Denjenigen eigen, deren Studienobjekt die Gefühle, Gedanken und Willensaktionen der Menschen sind. Diese beiden großen Visionen, die einander beständig berichtigen und ergänzen sollen, hat Pascal in seiner lapidaren Beredsamkeit durch das berühmte Wort umschrieben: „Was ist der Mensch in der Natur? Ein Nichts in Hinsicht auf das All und Alles in Hinsicht auf das Nichts.“

Renans besondere Originalität dürfte darin bestanden haben, daß er an die Geschichte der geistigen Phänomene mit einer fast ausschließlich kosmischen Disposition herantrat. Er glaubte von sich, daß seine Individualität Das unwiderstehlich fordere. Schon 1863 sagte er in einem Briefe an Berthelot: „Hier, am Ufer des Meeres, habe ich, wenn ich auf meine Lieblingideen zurückkam, mich oft bei der Reue ertappt, daß ich die historischen Wissenschaften den Naturwissenschaften, besonders der vergleichenden Psychologie, vorzog. Früher, auf dem Seminar, schwärmte ich leidenschaftlich für die Naturwissenschaften. In Saint-Sulpice lenkten mich Philologie und Geschichte ab.“ Und: „Was bedeuten die drei- oder viertausend Jahre, die wir kennen, gegenüber der Unendlichkeit von Jahren, die ihnen vorausgegangen sind?“ Das waren bei ihm auch nicht nur gelegentliche Einfälle. Durch den ganzen Briefwechsel hindurch erkennt man in ihm den Naturforscher, dem der besondere Fall nur eine Gelegenheit zur Bestimmung der allgemeinen Regel und die Regel selbst wiederum nur eine Gelegenheit zur besseren Erkenntniß der allgemeinsten Grundsätze ist. Ich glaube nicht, daß man in den mehr als fünfhundert Seiten ein wirklich persönliches Detail, ein Bild, eine Bemerkung, irgend eine malerische Schilderung der Art findet, daß man die Empfindung hätte, hier ist ihm etwas Individuelles aufgestoßen und hat ihn als Einzelerscheinung interessirt. Kaum beweisen einige Zeilen über Pius den Neunten und Napoleon, daß diese beiden Gestalten sein Gesichtsfeld gestreift haben. Dafür findet man um so mehr allgemeine

———

geistreiche und meistens auch richtige Gesichtspunkte, aus denen das beständige Bemühen hervorgeht, Naturgesetze der geistigen Phänomene aufzustellen. Ungemein charakteristisch dafür sind die Ende des Jahres 1849 und Anfang 1850 geschriebenen Briefe. Sie enthalten Renans erste Reise nach Italien. Keine Schilderungen von Menschen, keine Sittenbilder, keine Anekdoten. Doch welche Perspektiven über die allgemeinen Bedingungen des italienischen Lebens, über die klimatischen und geschichtlichen Verhältnisse und über ursprüngliche und unpersönliche Ursachen, deren Wirken sich fortsetzt mit oder ohne Zuthun der Menschen! Renan hat, so flüchtig seine Reiseeindrücke waren, sofort das Gesetz der Gleichgewichtsstörung erkannt, das von je her aus Nord-, Mittel- und Süditalien drei verschiedene Italien gemacht hat und machen wird, ob man auch die verschiedenen Regionen mehr oder weniger künstlich mit einander verschweißt. Hierin liegt das Problem der Monarchie Savoyen noch heute. Er hat schon damals vorausgesagt, in welcher Form sich die Einheit der Halbinsel entwickeln und daß diese Form der italienisch-französische Typus sein würde. Er hat trotz seiner Loslösung vom Katholizismus die tiefsten Gründe erkannt, die Rom zur bleibenden Zufluchtstätte des Gebetes und der Frömmigkeit machen. Jede seiner Bemerkungen über die Lombardei, über Neapel, Umbrien, Piemont ist von erstaunlicher Richtigkeit und immer handelt es sich darum, die Gesammtbewegung dieser Länder zu charakterisiren. Das heißt: auf geistige Dinge die Methode eines Geographen anwenden, der nach Bodenbeschaffenheit und Terrainverhältnissen eines Landstriches eine Wasserkarte entwirft. Im Gegensatz hierzu — und zur überzeugenden Feststellung der Unterschiede zwischen kosmischer Richtung des Geistes und psychologischer Anschauungweise — müßte man mit Renans Reiseberichten vergleichen, welche Eindrücke Taine auf seiner Reise durch Frankreich täglich verzeichnet hat. Für ihn lag alles Interesse in der kleinen individuellen und lokalen Begebenheit. Was ihn vor Allem anzieht und beschäftigt, ist die Physiognomie der Leute, das Besondere, das Pittoreske in ihren Gebräuchen. Ihm ist die Hauptsache in der Geschichte das menschliche Ich; für Renan ist das menschliche Ich nur ein kleines Gefäß und die vergängliche Erscheinung allgemeiner Gesetze.

Ich nannte eben Taine. Es ist merkwürdig, wie die psychologische Disposition diesen Schriftsteller in allen Punkten in Gegensatz zu Renan bringt. Bedarf es erst der Erinnerung an die „Ursprünge des zeitgenössischen Frankreich“? Von welchem tiefen Kummer über den sittlichen Verfall ist jenes seltsame Buch erfüllt! Wie viel verständnißvolle Empfindung für die lebendigen Wohlthaten des Christenthumes ist darin zu finden! Wie deutlich sind die Irrthümer der Revolution erkannt und mit welcher übertriebenen Angst wird die Ruhelosigkeit der bürgerlichen Gesellschaft gezeichnet! Dahin brachte die psychologische Methode den indifferenten Philosophen, den Epikuräer der

„Reise in die Pyrenäen“, der das liebenswürdige Idealbild des vollkommenen Dilettanten schuf und mit den Worten begleitete: „Uebrigens befindet er sich bei seiner Lebensweise wohl und behauptet, daß Genüsse, wie die seinigen, mit dem Alter sich noch vermehren, kurz, daß der sinnlichste und neuer Freuden fähigste Sinn das Gehirn sei...“ Taine war eben vor Allem Psychologe; und der Psychologe, mag er nun wollen oder nicht, legt schließlich in Folge der Konzentration seiner Aufmerksamkeit auf das Ich den Hauptwerth auf die Gesundheit- oder Krankheitbedingungen der denkenden und fühlenden Pflanze, die Mensch heißt. Daher gelangt er nach vielen Umwegen auch beinahe immer zur Moral und zur Religion, selbst wenn er, wie Taine, beim unerbittlichsten Naturalismus angefangen hat. Die Psychologie führt in der Ethik über einen Absturz zu Thal, die kosmische Anschauungweise dagegen führt zu jener überlegenen Heiterkeit, die von den Alten Ataraxie genannt wurde. Die beharrliche Gewohnheit, alles Menschliche sub specie aeterni zu betrachten, nimmt den menschlichen Angelegenheiten viel vom Charakter des Tragischen und in der Persönlichkeit beschlossen Ruhenden. Der Beschauer sieht, wie in einer gewissen Verlängerung der stärkste und der schwächste Wille zusammentreffen und wie beide schließlich an einem Werk gemeinsam gearbeitet haben, das außerhalb ihrer selbst lag und das sie sehr häufig nicht einmal ahnten. Jede Generation erscheint dem Philosophen dieser Schulung wie eine Schaar von Reisenden, die in dem selben Eisenbahnzug neben einander sitzen. Die Einen schlafen, die Anderen plaudern; ein Theil spielt Karten, ein anderer liest. Inzwischen rast der Zug weiter; und was man auch während der Reise getrieben haben mag: Alle kommen schließlich ans Ziel. Das ist aber die Hauptsache. So fühlt man sich beinahe in Versuchung, den in dem dahinrollenden Zug zusammengepferchten Leuten zu sagen: „Verbringt Eure Zeit, wie es Euch am Besten paßt.“ Die Nachsicht des Weisen gebietet es und er wird sich eines Lächelns über das unnütze Hasten der Menschen nicht erwehren. Wenn die Reisenden sich aber einbildeten, sie könnten durch ihre Bewegungen im Wagen den Gang der Maschine, die sie fortbewegt, beschleunigen: würde dann das nachsichtige Lächeln des Weisen nicht alsbald einen spöttischen Zug annehmen? Und wenn nun gar der Weise selbst genöthigt wäre, sich die Zeit zu vertreiben, bis der Zug ans Ziel kommt, und den Anderen zu Gefallen eben so handelte wie sie, würde er nicht mit jenem römischen Kaiser ausrufen: „Laboremus! Laßt uns arbeiten!“ und dann leise hinzufügen: „Uebrigens nützt Das auch nichts. Ceterum nil expedit“?

Paris. Paul Bourget.



Stiefelknecht und Goethes „Faust.“

In seiner Brochure: „Wider die Kommunisten am geistigen Eigenthum“ (Deutscher Autoren-Verlag, Berlin) schreibt Herr Martin Hildebrandt, daß der Stiefelknecht ewig vererblich in der Familie des Eigenthümers, Goethes „Faust“ dagegen schutzlos sei. Herr Hildebrandt ist Mitglied der Sachverständigen-Kommission, die vom Reichsjustizamt zur Berathung der Grundzüge eines neuen Urheberrechtes einberufen wurde, und erfreut sich also der offiziellen Beglaubigung dafür, daß er die nöthige Sachkenntniß besitzt. Ich bin auch weit davon entfernt, dem so lange schon eifrig und unbeirrt thätigen Vorkämpfer für schriftstellerische Interessen diese Kompetenz abzusprechen. Er hat im zweiten Theil seiner Schrift durchaus beachtenswerthe Vorschläge gemacht. Nur in einem Punkte muß ich ihm entschieden widersprechen.

Er schreibt: „Wir fordern in Konsequenz unserer Anschauungen das ewige Urheberrecht, so lange unsere Gesellschaft, unsere soziale Ordnung ein ewiges Eigenthum an körperlichen Dingen anerkennt . . .“ und fordert im Anschluß hieran die Schriftsteller auf, sich für folgende gesetzliche Neuerung zu erklären:

> „Nach Ablauf der Schutzfrist ist die wirthschaftliche Nutzung von Geisteswerken zunächst zu Gunsten der Erben der Urheber und dann zu Gunsten der Urheber-Hilfe- und Versorgungskassen tantiemepflichtig zu machen.“

Ganz recht: der Verfertiger des Stiefelknechtes — um bei dem von Hildebrandt gewählten Vergleich zu bleiben — besitzt sein Fabrikat als ewiges Eigenthum. Er giebt sein Recht gegen einen Entgelt ab, der Käufer wird Eigenthümer des Stiefelknechtes, vererbt ihn auf seinen Sohn, der Sohn auf den Enkel, — und so geht es fort. Kein Mensch kann dreißig Jahre nach dem Tode des Verfertigers sagen: „Halt, nun ist der Stiefelknecht Gemeingut, nun will ich einmal meine Stiefel damit ausziehen.“ Aber der Verfertiger hat auch nur einmal Entgelt für sein Fabrikat erhalten. An jedem neuen Stiefelknecht, den er verkauft, haftet so und so viel seines Kapitales, seiner und seiner Arbeiter Thätigkeit und alles Das läßt er sich nebst einem entsprechenden Aufschlag bezahlen. Auch Goethe hat seinen „Faust“ bezahlt bekommen, geistiges Kapital und Arbeit, und Cotta hat ihn gar nicht schlecht bezahlt. Aber nicht nur einmal erhält der Schriftsteller einen Entgelt, sondern für jede Auflage von Neuem. Ja, sogar seine Erben beziehen noch dreißig Jahre lang die Früchte seiner Thätigkeit. Also ist der Urheber geistiger Werthe nicht schlechter, sondern besser gestellt als der Waarenfabrikant. Dabei will ich nicht einmal untersuchen, was für die Menschheit wichtiger ist: der Stiefelknecht oder Goethes „Faust“. Es giebt nur sehr wenige Menschen, denen die Annehmlichkeiten eines Stiefelknechtes versagt bleiben, dagegen sehr viele, die den „Faust“ nicht gelesen haben und aus diesem hervorragenden Geisteswerk auch nicht den geringsten Nutzen ziehen..

Warum genießt nun der Schriftsteller so viel größere Rechte als der Verfertiger einer Waare? Sehr oft — freilich durchaus nicht immer — gehört zu seiner Leistung eine bedeutend größere Summe von Bildung, Vorstudien, Zeit u. s. w. als zur Erzeugung irgend einer Waare. Oft ist sein Werk das Resultat geistiger Anstrengung eines ganzen Menschenlebens, während Fabrikant oder Händler Jeder werden kann, der das nöthige Geld dazu hat. Aber trifft für die geistige

Arbeit nicht in gewissem Sinne das Wort Proudhons zu, daß Eigenthum Diebstahl sei? Beide, Fabrikant und Schriftsteller, bedienen sich der Kulturerrungenschaften der Menschheit, aber der geistige Arbeiter schöpft, bewußt oder unbewußt, viel mehr aus den Vorarbeiten Anderer als der Fabrikant. Benutzt der Verfertiger des Stiefelknechtes die vorher gehobelten Bretter, so bezahlt er auch dem Sägewerkbesitzer das Schneiden und Zurichten; Goethe aber hat für den Fauststoff, der schon lange vor ihm dem deutschen Volk gehörte, nichts zu entrichten gehabt. Wissenschaftliche Bücher werden häufig um so höher bewerthet, je mehr Fußnoten auf frühere Arbeiten hinweisen. Dafür bekommen aber die Pfadfinder gar keine Belohnung, denn der Verfasser wird sich meistens nicht einmal die Bücher gekauft, sondern sie aus Bibliotheken entliehen haben. Gewiß muß der Dichter für die individuelle Form, für das aus eigener Phantasie, aus eigenem Nachdenken Gebotene entlohnt werden, aber die Volksgemeinschaft, die als Träger der Kultur ihm sein Werk überhaupt ermöglichte, hat auch ein Recht darauf, daß es ihr nicht zu lange durch hohe Anschaffungskosten vorenthalten wird. Dem trägt nicht nur die zeitlich begrenzte Schutzpflicht für literarische Erzeugnisse Rechnung, sondern auch die Bestimmung, daß ein Patent trotz den jährlich wachsenden Gebühren nur fünfzehn Jahre, ein Gebrauchsmuster nur sechs Jahre Geltung behält.

Eine allzu ausgedehnte Schutzfrist ist sogar dem Schriftsteller selbst nicht vortheilhaft. Er muß wünschen, daß seine Werke möglichst weithin verbreitet werden. Da unser Bücher kaufendes Publikum klein ist, hält der Verleger meistens den Preis so hoch, daß er auch beim Absatz nur eines Theiles der Auflage sicher ist, seine Kosten zu decken. Dadurch wird der Schriftsteller ideell geschädigt und der allgemeine Aufschwung der graphischen Gewerbe zurückgehalten. Sie würden gewinnen, wenn das Verlegermonopol ganz oder theilweise wegfiele. Sicher zeitigt der Konkurrenzkampf unschöne Blüthen; und doch hat er große Vortheile. Der Schriftsteller würde entschieden besser fahren, wenn verschiedene Verleger seine Werke drucken dürften und wenn er von jedem Verleger einen bestimmten Prozentsatz des Bruttoumsatzes erhielte, selbst wenn dieser Prozentsatz erheblich kleiner wäre als das Honorar des einen Verlegers, der heute das Druckmonopol hat. Daß man dem geistigen Arbeiter im Gegensatz zum Handarbeiter die Möglichkeit bietet, seine Arbeit auch ohne neue Mühewaltung, selbst nach seinem Tode noch, zinsbringend zu machen, ist in Anbetracht der fast immer geringen Entlohnung seiner Thätigkeit durchaus angebracht. Auch muß zugegeben werden, daß der Beruf des Schriftstellers besonders aufreibend und schwierig ist. Ferner muß der Verleger, der das Manuskript honorirt hat, vor der Gefahr plötzlicher Entwerthung geschützt sein. Wenn also überhaupt die Schutzfrist nach dem Tode des Urhebers in Deutschland einer Aenderung bedarf, so schlage ich folgende Bestimmung vor:

> Das wirthschaftliche Nutzungrecht an einem Geisteswerk steht nach dem Tode des Urhebers zwanzig Jahre lang den Rechtsnachfolgern des Autors ausschließlich zu. Nach Ablauf dieser zwanzig Jahre und zwanzig Jahre nach dem Erscheinen eines posthumen oder anonymen Werkes ist Jedermann zum Druck berechtigt und nur verpflichtet, zehn Prozent des Auflagenwerthes an die Erben des Verfassers oder, falls Solche nicht mehr vorhanden sind, an den Staat zu bezahlen.

Fürth i. B. Julius Eichenberg.



Die deutschen Finanzminister.

Graf Mirbach versuchte kürzlich im Herrenhause den preußischen Finanzminister über ein Zusammengehen der Einzelstaaten bei zukünftigen Emissionen zum Sprechen zu bringen. Aber Herr von Miquel besann sich rechtzeitig auf den Werth eigener Bewegungfreiheit und erklärte diplomatisch genug, es sei bedenklich, in der Landesvertretung des mächtigsten Bundesstaates Kritik an der Finanzgebahrung anderer Bundesstaaten zu üben. In diesem besonderen Fall ist ja auch Sachsen erst später als Preußen und das Reich gekommen und die neue sächsische Rente hat nicht sowohl unseren Konsolsmarkt verdorben, als daß vielmehr unsere letzten Konsols und Reichsanleihen das Kursniveau der Sachsen herabdrücken geholfen haben. Ein Pyrrhussieg! Denn noch heute haben die Deutsche Bank und deren Verbündete ihre Effektenbestände nicht leeren können. Wenn bei dieser Gelegenheit der selbe Finanzminister seiner Befriedigung darüber Ausdruck gab, daß die preußischen Konsols — während die sächsische Rente zu 85 auf den Markt gebracht worden sei — heute immer noch neunzig und einige Prozent stünden, so hat er Zweierlei übersehen. Der große Coupontermin des ersten Juli (am vierten war die Herrenhausdebatte) hat das Publikum vorübergehend zu Anlagen geneigt gemacht und dauernd wird das Interesse für die neuen achtzig Millionen Sachsen kaum mit frischen Kapitalien befriedigt werden, sondern durch Verkäufe älterer Staatspapiere, besonders preußischer Konsols. Endlich: wo einmal eine starke Deklassirung Platz gegriffen hat, da ist man auch vor Kursrückgängen nicht sicher.

Herr von Miquel wird nun ja gute Gründe haben, wenn er seine Entschlüsse nicht von vorherigen Anfragen in Dresden oder Darmstadt abhängig machen will; es giebt aber doch sehr erfahrene Leute, die den Mangel an Fühlung zwischen unseren verschiedenen Finanzministern für den niedrigen Stand der deutschen Fonds in erster Linie verantwortlich machen. Mag die preußische Regirung noch so kollegialisch dazu lächeln: es kann ihr nicht gleichgiltig sein, daß, ehe ihre zweihundert Millionen noch recht untergebracht sind, die sächsische Regirung achtzig Millionen gleichsam zu einem „Ramschpreis“ auf den Markt wirft. Aber waren die letzten preußischen Konsols nicht ebenfalls eine Ueberraschung? Zweifellos ist man in Dresden knapp geworden, — und Baron Hirsch, der ehemals gewaltige Posten Rente für sich abnahm, ist nicht mehr am Leben. Hätte der sächsische Finanzminister aber bei seinem berliner Kollegen vorher angefragt, so würde Preußen doch wohl lieber eine Zeit lang ausgeholfen haben, als daß es den Markt derartig in Deroute gerathen ließ. Eine gegenseitige Aushilfe der Einzelstaaten dürfte überhaupt häufig von Nutzen sein. Zwar an den wichtigeren Gesammterscheinungen würde sie nichts ändern, wohl aber verhindern, daß mitten im Frieden Tages- und Wochenschwankungen vorkommen, wie sie bei Aufruhr oder Kriegsgefahr auch nicht viel erheblicher sein könnten. Man bedenke nur, was in Staatspapieren und Städteobligationen durch das plötzliche Auftreten der achtzig Millionen Sachsen am Kurse verloren gegangen ist und wie entmuthigend dieser Vorgang auf die berufsmäßigen Geldgeber gewirkt hat, — ganz zu geschweigen der ungünstigen Einwirkungen auf die Pfandbriefe und der Vertheuerung des Zinssatzes.

Finanzminister, die ihre Aufgabe für erschöpft halten, wenn ihnen einige Ersparnisse im Staatshaushalt gelungen sind, verstehen die Zeit nicht mehr: die

erste Pflicht des Finanzministers ist, den Staatskredit hoch zu halten. Und seit zwei Jahren hat der Staatskredit bei uns nur Einbußen erlitten. Unsere Goldwerthe sind hinter egyptische und indische Fonds zurückgegangen, während der Stand der fiskalischen Einnahmen in Preußen die Konsols sicherlich doch nicht unter die französische Rente klassirt, deren dreiprozentiger Typus über 101 steht. Wenn das Nilland heute zwanzig Millionen Pfund für Meliorationen brauchte, würden sie schlank gezeichnet werden; welche Verwüstungen dagegen hundert Millionen Mark neuer Konsols und Reichsanleihe im heimischen Kursgebäude anrichten würden, läßt sich kaum übersehen. Trat doch am achten Juli an der berliner Börse der Fall ein, daß von achtzig Stadtanleihen sechzig gestrichen werden mußten.

Solche Zustände beweisen, daß wir für den Ernstfall, dessen Möglichkeit wirthschaftlich immer im Auge behalten werden muß, doch spottschlecht vorbereitet sind. Der Schatz im Juliusthurm kann uns nur wenig nützen. Schon in der ersten Woche wäre er für Kriegsbedarf ausgegeben, da man zur Stauung des „run“ Alles in baarem Gold bezahlen würde, und dann würde es darauf ankommen, was unser Kredit werth ist. Ist er jetzt schon nicht vor Erschütterungen sicher, so hat der Kriegsminister vielleicht Veranlassung, sich etwas mehr um den Herrn Kollegen von der Finanz zu bekümmern. Es mag recht boshaft gewesen sein, den Tiefstand unserer Fonds als die Rache der Wittwen und Waisen für die Konversion auf drei Prozent zu bezeichnen. Allein, wenn die deutschen Finanzminister so weiter wirthschaften, könnten wir eines Tages ein ohrzerreißendes Klagegeschrei zu hören bekommen. Dazu bedarf es nur eines Rückwärtsrollens der Industrieaktien, denen sich in Folge des Kurssturzes der Staatspapiere sogar das kleinere Publikum zugewandt hat. Dividendenwerthe finden auch bei niedrigen Kursen Liebhaber, weil sie fortwährend wechselnden Senkungen und Hebungen unterliegen; Anlagewerthe dagegen kauft man wohl zu billigen, aber nur ungern zu gesunkenen Kursen. Denn daß Zinszahlung und Tilgung sicher sind, kann dem Publikum allein nicht genügen: auch der Marktpreis muß einigermaßen stabil sein. Professor Adolf Wagner irrt gewaltig, wenn er in seinem jüngst erschienenen Essay: „Dreiundeinhalbprozentige Staatspapiere unter Pari“ Banken und Börse als für die Politik der großen Konversionen und Zinsreduktionen eingenommen hinstellt, weil sie „die Eröffnung einer neuen Spekulation- und Gründungära“ darin gesehen hätten. Eine solche Clairvoyance können die Leiter von Aktiengesellschaften, die jedes Jahr öffentlich Rechenschaft abzulegen haben, sich schwerlich gestatten. In Wahrheit nehmen sie jedes große Geschäft mit Freuden auf, das relativ sicher ist und Gewinn verspricht. Und nun gar die Börse, die vom Tage und für den Tag lebt und theoretische Betrachtungen den Gelehrten überläßt, die ja auch immer erst dann klug sind, wenn sie vom Rathhause kommen!

Die Hochfinanz konnte die wirklich eingetretenen Folgen der Konversionen um so weniger im Voraus ahnen, als der wunderbare Aufschwung unserer Industrie nicht einmal in den Kreisen der Industriellen selbst erwartet worden war. Hier griffen sehr viele günstige Momente in einander, die im Einzelnen schwer zu verfolgen sind. Zum Beispiel hätte unsere Technik sich nicht so entwickeln können, wenn unsere Hochschulen nicht im Stande gewesen wären, für die Ausbildung geschickter Fachleute reichlich zu sorgen, und die vorzüglichsten Hochschuleinrichtungen hätten nichts genützt, wenn nicht die Gebildeten, dem Kaufmanns-

stand abhold, sich ohne Rücksicht auf die schlechteren Erwerbsverhältnisse scharenweis den technischen Studien zugewandt hätten. Und wie wenig hätte alle diese Gunst der Verhältnisse vermocht ohne die starke kapitalistische Tendenz unserer Industriellen, die Erfindungen, Produktionen, Menschen und Grundbesitz zu kaufen begannen und diesmal den Engländern gründlich zuvorkamen. Wer heute, wie Adolf Wagner, von einer Spekulation- und Gründungära schreibt, verwechselt das Jahr 1899 mit dem Jahr 1871. Deutschland steht ganz im Zeichen der Industrie! Alle Gründungen gehen heute aus der Hütten- und Fabrikthätigkeit hervor. Die Banken werden einfach mit fortgerissen und die Börsenspekulation hat mit dem Umsatz solcher Aktien kaum noch zu thun; er findet außerhalb der Börse durch die großen Kommissionhäuser statt.

Ich habe diesen Punkt so eingehend erörtert, weil er für die Aussichten der deutschen Staatsfonds entscheidend ist. Während sich nämlich die Einen, wie vorhin erwähnt, durch den Kurssturz zur Aufgabe ihrer Rentenanlagen bestimmen ließen, ist das Interesse der Anderen durch den Glanz unserer Industrie abgelenkt worden. Das Bedenkliche dieser Mobilisirung allergrößten Stiles ist hier schon oft dargelegt worden. Das vermag aber nichts an der Thatsache selbst zu ändern, daß die Regirungen ein Zuströmen von Kauflustigen aus den Kreisen, die ihnen untreu geworden sind, noch auf lange Zeit hin schwerlich erwarten können. Wo die Lust am Aktienerwerb nachläßt, fangen jetzt Bezugsrechte an, zu interessiren, und erweitern noch die betreffenden Investirungen. Freilich: Herr von Miquel machte sich in seiner Herrenhausrede die Sache recht leicht. Die Industrie erwähnte er gar nicht und seine ganze Weisheit gipfelte in dem Satz: der Rückgang der Papiere erkläre sich daher, daß wir in Deutschland weniger gewohnt seien, unsere Kapitalien in Staatspapieren anzulegen! Gewohnt? Gewöhnt worden seien, hätte er sagen dürfen. Diese unaufhörliche Anspannung unserer eigenen und der vom Auslande geborgten Baarmittel hat die Banken bereits dahin gebracht, am Liebsten zu allen neuen Zumuthungen nein zu sagen. Nur verbietet sich Das da von selbst, wo ein Stehenbleiben der Betriebe ein Rückschritt wäre. Dieser Zustand der Gebundenheit unserer Banken, in Verbindung mit der Uebersättigung des Publikums an industriellen Obligationen aller Art, bildet offenbar eine neue Etappe unserer wirthschaftlichen Bewegung. Wohin Das führen wird, ist einstweilen nicht zu sagen. Allerlei seltsame Dinge gehen vor sich, — Dinge, von denen die sonst so geschwätzige Presse nichts zu berichten weiß. Da giebt eine bedeutende Gesellschaft, deren Aktien mit hohem Agio gehandelt werden, eine Bilanz heraus, in der Arbeitausführungen des nächsten Jahres als bereits in Angriff genommen behandelt werden. Eine noch größere konkurrirende Gesellschaft ist durch ihre Einzahlungen so flüssig, daß sie durch ihre Bankiers enorme Reportirungen an der Börse ausführen lassen kann. Andere vielgenannte Unternehmungen machen auffällige Metamorphosen durch und außer einigen Direktoren scheint Niemand zu ahnen, wie schwer ihnen die nächsten drei Jahre fallen werden. Auswärts kommt für uns zur Zeit London in Betracht, wo das Kapital unsere Industriewerthe und ihre ausländischen Dependenzen in jeder Höhe aufnimmt, und der pariser Rothschild, dessen Waarenabtheilung doch nicht ewig feiern kann. Ohnehin sind die gehässigen Angriffe, denen er in Frankreich ausgesetzt ist, ganz danach ange-

than, ihn der ausländischen Industrie in die Arme zu treiben. Das kann durch die Weltausstellung nur noch beschleunigt werden. Sie wird, wenn alle Hoffnungen in Erfüllung gehen, den Parisern mit Hilfe des Auslandes eine Milliarde einbringen und unsere Großgewerbe haben Aussicht, noch einmal im hellsten Glanz zu strahlen. Später werden wir mit Amerika und auch mit England, dessen Kräfte sich wieder mächtig regen, zu rechnen haben.

Alle diese Momente spielen ihre mehr oder weniger verdeckte Rolle in der Entwickelung unserer Staatspapiere. Je verschlungener dadurch die Fäden werden, desto einmüthiger und planmäßiger sollten aber die deutschen Finanzminister handeln, und zwar nicht nur, wenn sie neue Steuern ausklügeln. Pluto.



Zuchthaus-Jubiläum.

Zu einer höchst eigenartigen Feier gestaltete sich das fünfundzwanzigjährige Zuchthaus-Jubiläum des bekannten Schränker-Ede, das dieser Tage in Moabit — leider bei verschlossenen Thüren — begangen wurde. Eine zahlreiche Deputation der angesehensten Sträflinge überreichte dem noch im rüstigen Mannesalter stehenden Jubilar, dem man zur Feier des Tages eine neue Zwangsjacke angezogen und den Kopf frisch rasirt hatte, die Festmedaille mit der von Ketten umkränzten „25" und als Sinnbild seines früheren Wirkens einen Dietrich aus getriebenem Katzengold. Die Ansprache hielt sein ältester Freund, der „scharfe Lude", als Messerheld viel gefeiert. Er pries in bewegten Worten das fünfundzwanzigjährige stille Wirken des Jubilars in der Anstalt, das ihm wohl die Ehrenstellung eines „Altsitzers" verbürge, und beleuchtete dann im Allgemeinen die wachsende Bedeutung der Zuchthausbildung für die Erziehung des Volkes: mit Recht bemühe man sich jetzt von allen Seiten, sie immer weiteren Kreisen zugänglich zu machen (Beifall) und auch die höheren Schichten, vorzüglich aber den Adel, nicht davon auszuschließen (Hört, hört!). In der That entspreche auch keine Art der Erziehung mehr der deutschen Sinnesrichtung; die Seßhaftigkeit sei von jeher eine urdeutsche Tugend gewesen (Beifall rechts), jede Freizügigkeit sei durchaus vom Uebel (lebhafter Beifall rechts) und Zucht und Sitte gehörten zusammen (Zustimmung im Centrum), wie Zuchthaus und Sitten-Kontrole. (Zwischenruf: Heinze!). Um so mehr brauche man Männer, die ein so leuchtendes Beispiel in sich geschlossener deutscher Zuchthäuslichkeit darböten, wie der verehrte Jubilar; möge er noch lange seine Thätigkeit der Anstalt widmen (Bravo!).

Sichtlich gerührt erhob sich hierauf der Gefeierte von seiner Pritsche und dankte in längerer Rede: den letzten Wunsch seines Vorredners könne er zwar nicht erfüllen; er habe nun fünfundzwanzig Jahre abgemacht (Rufe: Da capo! Heiterkeit) und gedenke sich nach Verbüßung von noch drei Monaten Zusatzstrafe ins Privatleben zurückzuziehen; höchstens auf eine bedingte Verurtheilung würde er es allenfalls noch ankommen lassen. Sein Interesse für das Zuchthaus werde jedoch stets das selbe bleiben; verwirkliche es doch, wie keine andere moderne Einrichtung, die höchsten Ideale der Menschheit: Freiheit, Gleichheit Brüderlichkeit (Unruhe rechts). Mit der Freiheit hapere es vielleicht hier und da noch Etwas (Heiterkeit), aber die Gleichheit sei eine vollkommene und eben so die Brüderlichkeit, denn Alle seien Zuchthausbrüder (Zustimmung). Leider werde Dies jetzt durch das Eindringen von Elementen gefährdet, die nicht hierher gehörten. Schon den ungestümen Andrang der Aristokratie zum Zuchthause könne er wenigstens nicht freudig begrüßen: der frivole Ton der Spielsäle stimme nicht zu der guten altpreußischen Anstaltstradition (Sehr wahr!). Und dabei glaubten diese Eindringlinge noch etwas Besseres zu sein als alteingesessene Sträflinge; sie schöpften das Fettauge von der Suppe ab und verlangten die dicksten Kohlstrünke für sich (Murren). Möge man sie doch nach den Ladronen-Inseln deportiren und dort mit den Haifischen tempeln lassen (große Heiterkeit). Und nun wolle man gar durch die sogenannte Zuchthaus-Vorlage einen weiteren unlauteren Wettbewerb um das Zuchthaus schaffen! Da sei es denn doch mindestens an der Zeit, Kompensationen zu fordern (Aha! Stimmt! Feste!), deren nähere Erörterung er empfehle; keine schönere Frucht seines Jubiläumstages könne er sich denken als eine saftige Kompensation (Beifall).

Hierüber entspann sich alsbald eine lebhafte Debatte, bei der mehrere Redner zur Anstalt-Ordnung gerufen werden mußten und die sich auch auf Fragen lokaler Natur, wie die Verbesserung der Akustik zwischen den Zellen, eine geschmackvollere Ausschmückung des Arbeitsaales u. s. w., erstreckte. Die Schlußberathung soll im Plenum — beim Wolle-Raspeln — stattfinden.

Dann folgte unter Aufsicht der Inspektoren ein zwangloses Zusammensein bei der Hafergrütze; hierbei wurden gemüthliche Tischlieder, wie: „Grad aus dem Zuchthaus komm' ich heraus“ — und: „Die Moabiter Handschell'n ha'n a schönes Geläut'“ — nach alter Weise gesungen, auch einige kräftige Ketten-Salamander gerieben; und nach einer reizenden Aufführung des netten Einakters: „Unter Polizei-Aufsicht“, vom Kaschemmen-Hugo (Musik von Bummke), erfolgte erst in später Stunde der Abschluß des erhebenden Festes und der Zellen der Festtheilnehmer. Otto Reinhold.



Messalina.

Albert Honorius Karl, Fürst von Monaco, der, trotzdem er, wie es scheint, ein politischer Freund des Deutschen Reiches ist, in der deutschen Presse bisher sehr übel behandelt und Spielhöllenfürst und Bordellverpächter gescholten wurde, ist plötzlich zu hohen Ehren gekommen: er wird als erleuchteter Monarch, als Musterregent, als milder Menschenfreund und ernster Gelehrter in allen Hymnentönen gepriesen. Warum? Weil er der Frau Lucie Dreyfus einen artigen Brief geschrieben und sie mit ihrem Gatten, den er für unschuldig hält, auf eins seiner aus sauberen Quellen mit Wasser versorgten Schlösser geladen hat. Zwar versagen im Rang oder durch Geburt hoch Stehende sich gewöhnlich das reizende Vergnügen, in ein schwebendes Gerichtsverfahren einzugreifen; und der Fürst von Monaco, der im Grunde ein Lehnsmann Frankreichs ist, sollte jede Einmischung in die innere Politik des Landes, das ihn, den Herrn von Blancs Gnaden, und sein Treiben duldet, besonders ängstlich meiden. Auch hat ein hoher Herr, dessen Prunk nur durch die Ausbeutung der Gimpel möglich ist, kaum das Recht, mit gerümpfter Lippe von der Menschheit Schmach und Schande zu sprechen und sich als humanen Idealisten aufzuspielen. Doch der Instinkt hat Herrn Albert Honorius Karl richtig geleitet. Die sonst üblichen Maßstäbe werden, wo es sich um die Angelegenheiten der Familie Dreyfus handelt, flink in den Winkel geräumt. Alfred Dreyfus ist auf der Teufelsinsel entsetzlich gemartert worden — daß er trotzdem auf dem „Sfax" noch köstliche Konserven bei sich hatte, die er den Schiffsoffizieren vergebens anbot, war wohl nur ein Zufall —: wer Alfred Dreyfus Gutes erweist, Der muß auf der Menschheit Höhen heimisch sein. Die Fürstin von Monaco, die frühere Herzogin von Richelieu, ist eine geborene Heine, ein Sproß der hamburgischen Bänkerfamilie; ganz unverständlich ist also die Sympathie des Fürsten mit dem Manne, in dem er ein Opfer des Antisemitismus sieht, gerade nicht. Die Fürstin protegirt seit Jahren einen — auch antisemitischen Angriffen ausgesetzten — Komponisten, der sich Isidor de Lara nennt und dessen höfische Beziehungen einen boshaften Witzbold zu dem mot gestimmt haben, man solle an die Mauer des Fürstenpalastes an der Riviera den Satz schreiben: Ici dort de Lara... Eben kommt nun über den Kanal die Kunde, eine Oper dieses Herrn, dessen Talent recht gering geschätzt wird, werde nächstens im londoner Covent-Garden-Theater aufgeführt werden, wo sie, von dem funkelnagelneuen Ruhm des den Komponisten schirmenden Paares bestrahlt, sicher ihr Publikum finden wird. Die Oper heißt „Messalina". Nachdem hitzige Dreyfusleute sogar in Beethovens „Fidelio" Anklänge an das Schicksal des auf die Teufelsinsel Verbannten und seiner Leonore-Lucie gefunden haben, wird man vielleicht auch das Werk des Herrn de Lara nach Anspielungen durchschnüffeln. Zu einer Messalina gehört ein Claudius. Und wie Tiberius Claudius Drusus Nero Germanicus, Caligulas Günstling und Messalinens Gemahl, ist ja auch Albert Honorius Karl ein Gelehrter. Hat Jener das lateinische Alphabet um drei Buchstaben bereichert, so hat Dieser, wie wir jetzt hören, die Tiefseeforschung wissenschaftlich gefördert. Und wie Jener den Freigelassenen Narcissus und Pallas sein Herz schenkte, so hat Dieser den freigelassenen Dreyfus an seine reich besetzte Tafel geladen. Ob die Aehnlichkeit noch weiter geht: darüber werden vielleicht die Stammgäste von Monte Carlo, wird am Besten Herr Isidor de Lara Auskunft zu geben im Stande sein.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 22. Juli 1899.

Drei Gespräche über Religion.

I.

Philalethes: Siehe, wer wandelt da gedankenvoll unter blühenden Bäumen?

Paulus: Guten Tag, alter Freund; ich komme vom Festmahl zu Ehren des Geburtstages des Fürsten und mußte Dich leider dabei vermissen.

Philalethes: Du weißt, daß ich seit lange Festmahle als Teufelswerk betrachten muß. Dich freilich nöthigt Deine Stellung zur Theilnahme; aber auch an Dir vermisse ich die erheiternde Wirkung des Festes.

Paulus: Gedanken, die schon in den letzten Tagen mich bewegten, kamen mir heute aufs Neue und zeigten mir Dunkles hinter dem Hellen. Daheim, im Amte, nimmt mich des Tages Sorge in Anspruch, hier aber, in diesem stillen Badeorte, wo ein freundliches Schicksal mich mit Dir, dem Genossen meiner Jugend, zusammengeführt hat, öffnet sich der Sinn für weiter ausgreifende Betrachtungen.

Philalethes: Laß hören, was Dein Herz bedrängt. Wir wollen uns auf diese Bank setzen und, die Blicke auf das liebliche Thal richtend, mit einander philosophiren, wie wir es früher thaten.

Paulus: Es waren heute Mittag „die Vertreter von Bildung und Besitz“ vereinigt, so viele es Deren hier zu geben scheint — Anwesende natürlich ausgenommen —, es wurden viele Reden gehalten und auch nach Tisch wurden lebhafte Gespräche geführt. Man konnte dabei sehen, was den Leuten am Herzen liegt. Da wurde begeistert geredet vom Reich, vom Volksthum, von Kolonien, von den gewaltigen Fortschritten und dem Segen der Wissenschaft, von der Bedeutung der Industrie und des Handels, von Politik und Sozialismus, von der sogenannten Frauenfrage und der Erziehung, kurz, von allem Möglichen. Der Präsident hatte in seinem Trinkspruch auf den

Fürsten unter dessen Tugenden auch seinen kirchlichen Sinn gerühmt; „denn", sagte er, „die Religion muß dem Volk erhalten werden". Diesen Gedanken griff der Superintendent auf und führte ihn nach seiner Weise aus. Während der Rede des Geistlichen bemerkte ich zwar nur bei Einigen Gähnen oder ein spöttisches Lächeln; aber unbehaglich war sie offenbar den Meisten. Später klopfte ich des Versuches halber bei Dem und Jenem an und begann von der Bedeutung der Religion zu sprechen. In der höflichen, aber kühlen Zustimmung war die Ablehnung nicht zu verkennen. Kurz, ich erkannte bei dieser Gelegenheit von Neuem, wie trotz der geistigen Regsamkeit der Gesellschaft ihr Sinn den religiösen Fragen verschlossen ist, wie in der modernen Einrichtung die Religion sozusagen als ein respektables, aber praktisch nicht verwendbares Ausstattungstück angesehen wird.

Philalethes: Zu Deiner Schilderung kann ich Dir ein Gegenstück liefern. Gestern Abend besuchte ich eine Volksversammlung in der benachbarten Kreisstadt. Ein Wanderprediger donnerte gegen den Wunderglauben und gegen die Pfaffen. Trotz einzelnen Aeußerungen des Beifalls war die in der Hauptsache aus Arbeitern bestehende Zuhörerschaft offenbar durch den Vortrag gelangweilt. Als zweiter Redner trat ein Arbeiter auf und Dieser erklärte: Religion sei Privatsache, sie hätten sich mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen. Dann berichtete er über einen neuen Strike in der Hauptstadt und nun folgten Alle seinen Ausführungen mit der lebhaftesten Theilnahme.

Paulus: Siehst Du auf der entfernten Höhe das kleine Dörfchen, dessen Kirchthurm eben von der Sonne beschienen wird?

Philalethes: Gewiß.

Paulus: Dort war ich am vergangenen Sonntag. Die Gemeinde kam fast vollzählig in die Kirche und ich konnte während des Gottesdienstes bemerken, daß sich die Leute, von denen offenbar die große Mehrzahl arm ist, wohl fühlten. Es lag auf den Gesichtern eine — ich möchte sagen: ernste — Heiterkeit und die durchaus nicht schönen Stimmen sangen die alten Lieder so eifrig, daß mich eine Art von Rührung ergriff. Beim Verlassen der Kirche beteten Viele an den Gräbern ihrer Angehörigen. Der Geistliche, ein einfacher, aber wohlwollender Mann, der mich durch das Dorf führte, rühmte mit warmen Worten den frommen Sinn der Gemeinde, ihre Nüchternheit, ihren Fleiß, die Ehrfurcht der Jüngeren vor den Eltern und den Alten, die Tapferkeit der Leute in Krankheit und Noth und ihre fröhliche Zuversicht im Sterben.

Philalethes: Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die Religion Dem, der sie hat, größere Wohlthaten erweisen kann als irgend eine Macht der Erde. Das Schlimme ist nur, daß man gerade Das nicht hat, was man braucht.

Paulus: Eben dieser Gedanke bedrückt mich. Die Statistik lehrt uns, daß Trunksucht, Verbrechen, Irrsinn viel rascher wachsen als die Zahl der

Bevölkerung. Die nächste Ursache dieser und anderer Uebel ist zweifellos die Noth des Lebens. Das wichtigste Heilmittel ist daher Besserung der Lebensverhältnisse. Doch Niemand kann erwarten, daß die Noth gänzlich beseitigt werden könne. Wer weiß nicht, daß in der Welt, wie sie ist, eher das Leben erlischt als die Noth? Also angenommen, wir fänden die besten politischen und sozialen Einrichtungen, so würde immer noch ein bedenklicher Rest der Noth bleiben. Wir würden danach suchen müssen, was etwa die Noth des Lebens weniger fühlbar machte und wie dies hohe Gut Allen zugänglich gemacht werden könnte. Nun aber finden wir schon ein solches Gut und sorgfältig entwickelte Einrichtungen zu seiner Verbreitung vor, nämlich die Religion und ihre Form, die Kirche. Der Blick auf das Ewige giebt dem Gläubigen im Unglück Trost und im Sturm des Lebens Frieden. Die Hoffnung auf endliche Gerechtigkeit und zukünftige Vergeltung erleichtert Leben und Sterben. Die Welt des Glaubens wölbt sich sozusagen über der Wirklichkeit wie ein Reich des Friedens, in das der Gläubige jederzeit flüchten kann und aus dem er neugestärkt zur Arbeit zurückkehrt. Die faßliche Gestalt dieses Idealen aber ist in der Kirche gegeben, deren ehrwürdige Lebensformen das Alltagsleben verschönen und deren Heilmittel auch dem Aermsten zugänglich sind.

Philalethes: Das hast Du sehr schön gesagt. Gestatte mir jedoch die Bemerkung, daß der von Dir erwähnte Präsident ähnlich zu denken scheint und daß Ihr, er wie Du, Etwas verschenken möchtet, das Ihr selbst nicht besitzt.

Paulus: Du drückst Dich ein Wenig hart aus.

Philalethes: Täusche Dich nicht. Die sogenannten Gebildeten machen der Religion eine Verbeugung, obwohl sie keine Verwendung für sie haben, weil sie glauben, sie möchte gut sein zur Zügelung des Volkes. Dieses empfindet vielfach geradezu Abneigung gegen die Religion, weil es jenen Gedanken der Gebildeten kennt. Du und Deinesgleichen, Ihr seht tiefer und möchtet aus gutem Herzen dem Volk Religion verschaffen, aber auch Ihr seid moderne Menschen, auch durch Euch geht der Riß, der Gestern und Heute trennt, und was Ihr wünscht, Das könnt Ihr nicht erfassen.

Paulus: Ich muß freilich gestehen, daß auch ich keine der geltenden Kirchenlehren anzuerkennen vermag, aber ich hege doch die Hoffnung, es möchte gelingen, den schönen und unvergänglichen Kern der Religion aus der Schale der historischen Gebilde zu lösen und uns zu erhalten.

Philalethes: Im Grunde hoffe ich Das auch; aber was ist dieser Kern?

Paulus: Nun, ich denke, zunächst der Glaube an Gott und an ein Jenseits.

Philalethes: Das dachte man vor hundert Jahren auch, aber man hat nicht viel damit erreicht. Mir scheint der Irrthum der Aufklärung darin zu liegen, daß sie den religiösen Glauben mit einem philosophischen Glauben verwechselte.

Paulus: Erkläre mir Das näher.

Philalethes: Du wirst Dich der theologischen Erörterungen über den Begriff des Glaubens erinnern. Sie laufen darauf hinaus, daß da, wo fides steht, nicht fides, sondern fiducia gedacht werde. Ehrlicher als diese Künste ist der Ebräerbrief. Er sagt: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht Dessen, das man hoffet und nicht zweifelt an Dem, das man nicht siehet.“ Mit anderen Worten: Gewißheit über Das, was man nicht weiß. Gewißheit, darauf kommt es an, nicht auf Fürwahrhalten überhaupt; ohne Gewißheit giebt es keinen religiösen Glauben. Sieht man Das ein, so erkennt man ohne Weiteres, daß der wissenschaftliche Sinn der Tod des Glaubens ist. Es ist nicht richtig, daß die Ergebnisse der Wissenschaft das eigentlich Gefährliche seien. Zwar hat die Lehre des Kopernikus der christlichen Weltauffassung eine unheilbare Wunde beigebracht, aber zur Noth ließe sich mit diesen und anderen wissenschaftlichen Lehren auskommen. Nein, der wissenschaftliche Geist ist der Feind des Glaubens. Er muß seiner Natur nach an Allem zweifeln, er will, daß die subjektive Gewißheit mit der objektiven Gewißheit zusammenfalle, daß alles Nichtgewisse nur den ihm zukommenden Grad von Wahrscheinlichkeit habe.

Paulus: Wenn Das so ist, so hat freilich die Kirche mit ihrer von vorn herein vorhandenen Abneigung gegen die Wissenschaft nur allzu sehr Recht. Mich wundert dann nur, daß im Lauf der Zeiten sich noch so viel vom religiösen Glauben erhalten hat.

Philalethes: Weil die wissenschaftliche Denkweise unnatürlich ist. Das Glauben ist das Natürliche: es ist vor dem Zweifel da und alle menschlichen Neigungen suchen es zu erhalten. Das Kind glaubt Dem, was ihm gesagt wird, denn es lernt das Wort nur durch Anknüpfung an Thatsachen verstehen und es knüpft umgekehrt an das Wort die Thatsache. Eben so verhält sich der natürliche Mensch: er hat keine Gründe nöthig, zu glauben, wohl aber Gründe, nicht zu glauben. Erst wenn lange Erfahrung gelehrt hat, daß die Wahrnehmung trügt, das Denken Fehler macht, Andere uns wissentlich oder unwissentlich falsch berichten, können die Begriffe des Zweifels und der Wahrscheinlichkeit sich bilden. In eben dem Grade, wie Schärfe und Deutlichkeit des Denkens wachsen, nimmt die Summe des Gewissen ab. Während für den wissenschaftlichen Menschen nur vernünftige Gründe gelten, beruht das Meiste, was die Menschen wirklich glauben, auf Achtung und dem Verlangen nach Lust, d. h. das Meiste wird für wahr gehalten, weil es als wahr überliefert wird und weil es angenehm ist, daran zu glauben. Die Gewißheit ist an sich lustvoll, die Ungewißheit unlustvoll. Kommt dazu, daß das Geglaubte schön oder nützlich oder Beides ist, so erreichen die praktischen Gründe zum Glauben eine Stärke, die ausreicht gegen Vieles.

Paulus: In Dem, was Du da sagst, steckt ein gehöriges Stück Kulturgeschichte. Indessen, Ueberlegung kann doch auch Gewißheit erzeugen.

Philalethes: Im strengen Sinn des Wortes nicht. Wir sind gewiß, daß wir Das und Jenes wahrnehmen, wir sind des Wissens a priori gewiß und Dessen, was richtig daraus erschlossen ist. Aber alle Erfahrung und Alles, was aus der Erfahrung je erschlossen wird, hat nur Wahrscheinlichkeit. Freilich giebt es eine Wahrscheinlichkeit, die praktisch von der Gewißheit nicht verschieden ist. Ich kann z. B. mit Recht sagen: Ich bin gewiß, daß ich sterben werde, — obwohl die Sache nur sehr wahrscheinlich ist. Jedoch darf man nicht vergessen, daß es sich bei den Gegenständen des religiösen Glaubens immer um Dinge handelt, bei denen nur eine verhältnißmäßig geringe Wahrscheinlichkeit erreicht werden kann.

Paulus: Die Philosophen aber sind der zuletzt von Dir ausgesprochenen Meinung nicht gewesen; sie haben immer ihre Lehren für gewiß gehalten.

Philalethes: Allerdings haben sie Das meistens gethan, aber in eben dem Grade entbehrten sie des wissenschaftlichen Sinnes. Die meisten Philosophen waren eine Art von Dichtern und Jeder von ihnen gründete sozusagen eine Privatreligion. Wissenschaft kann man ihr Verfahren nicht heißen.

Paulus: Mir scheint, Du willst die Möglichkeit einer Metaphysik bestreiten.

Philalethes: Durchaus nicht. In dem Sinne freilich, daß Metaphysik eine Wissenschaft aus allgemeinen Begriffen wäre, deren Sätzen Nothwendigkeit zukäme, leugnen alle verständigen Leute das Vorhandensein einer Metaphysik, — und Du mit ihnen. Wenn man aber unter Metaphysik die Vermuthungen versteht, die auf Grund einer möglichst umfassenden Erfahrung mit Hilfe rechter Schlußweisen über das Jenseits der Erfahrung aufgestellt werden, so fällt jeder berechtigte Einwand weg.

Paulus: Schreibst Du allen in Deinem Sinne metaphysischen Sätzen nur geringe Wahrscheinlichkeit zu?

Philalethes: Nein, denn der Satz, daß Du eine Seele, d. h. ein Innenleben, habest wie ich, oder gar der, daß mein Pudel eine Seele habe, gehören im Grunde zur Metaphysik. Je weiter aber die Schlüsse greifen, um so geringer wird die Wahrscheinlichkeit und alle die metaphysischen Anschauungen über die Gegenstände des religiösen Glaubens können ihrer Natur nach nicht mit großer Sicherheit auftreten.

Paulus: Nach Alledem würde nicht sowohl der Inhalt als die Form der Sätze den Unterschied zwischen Religion und Metaphysik ausmachen.

Philalethes: Gewiß, man könnte sich sogar denken, daß ein Metaphysiker auf die selben Sätze käme, die den Inhalt einer geoffenbarten Religion bilden, und trotzdem würde der Graben unausgefüllt bleiben. Nicht Wenige z. B. halten es für wahrscheinlich, daß die Individualität eines Menschen mit dem Tode nicht ganz erlösche; es werden da gewisse Erfahrungen, Analogien, Zweckmäßigkeitgründe u. s. w. angezogen. Man nennt Das wohl

einen Unsterblichkeitglauben; aber was ist dieses künstliche, schattenhafte Gebilde neben dem lebendigen Glauben des Christen an sein Jenseits, das ihm gewisser ist als der Sonne Licht?

Paulus: Ich muß gestehen, daß ich nicht recht weiß, wie ich Dir widersprechen könnte. Jedoch bliebe noch die Möglichkeit, daß der anfangs schwankende Glaube des Denkenden allmählich fest und dann dem religiösen Glauben ähnlich würde.

Philalethes: Von vorn herein ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem religiös Gläubigen und dem wissenschaftlich Denkenden der, daß Jener sagt: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben", d. h. daß er glauben will, während Dieser jede Beeinflussung seines Denkens durch sein Wünschen für etwas Ungehöriges, Tadelnswerthes hält und genau weiß, daß er gar nicht glauben kann, wie er will. Der Gläubige hält die „gewisse Zuversicht" nicht nur für etwas Angenehmes, sondern für etwas an sich Gutes, der Denkende dagegen scheut sich vor ihr gerade aus moralischen Gründen; sein Gewissen treibt ihn dazu, so viel und so lange wie möglich zu zweifeln. Nun kommt das von Dir erwähnte Festwerden der Ueberzeugungen freilich alle Tage vor, aber es handelt sich dabei um eine menschliche Schwäche, um ein Nachlassen der Kraft und der Besonnenheit. Viel Werth ist daher auf einen solchen steif gewordenen Glauben nicht zu legen und es lohnt sich nicht, viele Worte darum zu machen.

Paulus: Du Grausamer, ich kann Dir nicht entrinnen. Laß uns morgen weiter reden, denn heute ist die Sonne untergegangen und es wird mir kalt.

II.

Philalethes: Ei, da sitzest Du ja schon auf unserer Bank von gestern.

Paulus: Ja, mich verlangt, unser Gespräch fortzusetzen. Zunächst möchte ich Dich fragen: Ist es besser, zu schweigen, d. h. die zersetzende Kritik, mit der dem religiösen Glauben die Axt an die Wurzel gelegt wird, den Wenigen, die für sie reif sind, vorzubehalten, oder soll man die Verneinung verkünden? Thatsächlich gewährt doch noch Vielen der Glaube Trost und Hoffnung und vielleicht ist der Schaden der Kritik größer als ihr Nutzen.

Philalethes: Mag ein Jeder es mit sich selbst ausmachen, wie weit er „den schwachen Bruder" schonen will. Ich für meine Person bin nicht für das Verschweigen, denn das Unvermeidliche möchte ich lieber befördern. Der Uebergang von der naiven Auffassung zum wissenschaftlichen Denken ist nothwendig. Es ist wahr, er vollzieht sich langsam und unter Schwankungen; aber es ist besser, ein Freund des Zukünftigen zu sein als ein Hemmschuh. Ueberdies ist der gegenwärtige Zustand doch auch nicht schön. Unser Leben ist durchwachsen von der Lüge, der Zwiespalt zerreißt das Volk und fast durch jede Familie geht ein Riß. Wären Staat und Kirche getrennt, so ließe sich die Sache eher ertragen. Jetzt aber zwingt der Staat seine Bürger zur

schändlichsten Heuchelei. Jeder nachdenkende Mensch muß anerkennen, daß Niemand glauben kann, was er will; daß Der, dessen Urtheil den kirchlichen Glauben verneint, als anständiger Mensch ihn nicht bejahen kann. Trotzdem zwingt der Staat seine Beamten, nicht durch das Gesetz, aber thatsächlich, sich zu stellen, als ob sie dem Kirchenglauben anhingen. Ein Offizier oder ein Regirungrath, der sich nicht trauen lassen, seine Kinder nicht taufen lassen wollte, könnte sich ohne Weiteres Visitenkarten mit „a. D." bestellen. Wir Alle müssen unsere Kinder in die Schulen schicken und zusehen, daß ihnen da die alten Judengeschichten nicht als Poesie, wogegen nicht viel zu sagen wäre, sondern als bare Wahrheit beigebracht werden. Grausam genug wird erzogen, meine eigene Jugend beweist es mir. Wie jedes Kind, nahm ich vertrauensvoll Das auf, was man mich lehrte. Den Konfirmation-Unterricht erhielt ich bei einem geistvollen und beredten Geistlichen. Ihm gelang es, mich für die christliche Lehre zu begeistern. Von da begann der Zwiespalt. Ich wuchs in freisinnigen Bürgerkreisen auf; was mir heilig war, erregte oft bei den von mir Hochgeschätzten ein mildes Lächeln, dessen Bedeutung mir nicht entging. Peinlich war mir die Gymnasialzeit, denn so scharfsichtig war ich doch, daß ich den widerchristlichen Geist der klassischen Erziehung verstand; mein religiöses eben so wie mein nationales Empfinden litt dauernd im Gymnasium. Daß auch die modernen Klassiker, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller von Herzen ungläubig waren, diese Einsicht vermehrte meine Noth. Trotz Alledem entschloß ich mich, „Theologie" zu studiren, hoffend, es werde mir doch gelingen. Auch jetzt sah ich bei den Angehörigen der anderen Fakultäten jenes eigenthümliche Lächeln. Ziemlich drei Jahre kämpfte ich, dann wurde ich klar und nahm den Standpunkt ein, auf dem ich als alternder Mann heute noch stehe. Mein liebevoller Vater gewährte mir die Mittel, mich anderen Studien zuzuwenden, aber mein Leben hatte einen Bruch erhalten und der Frohsinn der Jugend war vorüber. War ich schuld an meinem Unglück? Immerhin ist Das nur ein kleines Beispiel. Die Geistlichen werden auf Bekenntnisse verpflichtet, an die sie — oder wenigstens viele von ihnen — nicht glauben. Das öffentliche wie das private Leben ist von kirchlichen Feierlichkeiten und Formen umschlossen, die für einen großen Theil Derer, die sich ihnen unterziehen, nichts als Zwang sind. Die Kinder heucheln aus Liebe zu den Eltern oder die Mütter vergießen Thränen über den Unglauben der Söhne. Die Frau geht in die Kirche, der Mann zuckt die Achseln dazu u. s. w. u. s. w.

Paulus: Ja, lieber Freund, von der Zerrissenheit unserer Verhältnisse und von der Gleichgiltigkeit der sogenannten Gebildeten hier, der Arbeiter dort sind wir ja ausgegangen. Niemand mag die Peinlichkeit des jetzigen Zustandes mehr als ich empfinden. Wenn ich nur einen Ausgang sähe.

Philalethes: Deine Frage war: Kann man dem Volk die Religion er-

halten, mit anderen Worten: Ist es möglich, rückwärts zu gehen? Darauf suchte ich Dir darzulegen, daß es unmöglich ist, den Glauben zu erhalten, daß die Entwickelung des menschlichen Denkens mit Nothwendigkeit zur Zerstörung der gewissen Zuversicht führt, von der der Ebräerbrief spricht. Ist meine Auffassung richtig, dann kann freilich die Religion so, wie sie ist, nicht erhalten werden, denn die gegebene Religion ist zum großen Theil ein Fürwahrhalten.

Paulus: Ich sehe, worauf Du hinauswillst. Du hoffst auf eine neue Religion.

Philalethes: Nicht eigentlich. Ich meine, daß wir das Rechte schon haben, wenn auch verhüllt und mit Fremdartigem verbunden. Um es kurz zu sagen: Ich denke, daß, wenn man von der vorhandenen Religion Das abzieht, was Metaphysik ist, das eigentlich Werthvolle doch zurückbleibe.

Paulus: Das wäre also die Moral

Philalethes: O, welches widerwärtige Wort! Welches Bündel von Mißverständnissen, Schulmeisterei und Professorendünkel! Die wirklichen mores, die Sitte und das ihnen entsprechende Verhalten, die Moralität oder Sittlichkeit auf einen Seite, die ausgeklügelten Lehren der Philosophen über ein phantastisches Gesetz, über Das, was „schlechthin" gethan werden soll, auf der anderen Seite: Das faßt man in Eins zusammen und hält sich noch für weise.

Paulus: Da wäre ich also schlecht angekommen. Sage mir, Theuerster, was ist denn die Religion, wenn sie nicht Volksmetaphysik ist?

Philalethes: Sie ist Heilslehre, Anweisung zur Glückseligkeit. Wenn man vom Begriff der Religion spricht, so pflegt man an die alten Ur-Religionen zu denken, geht auf deren Entstehung ein und leitet sie theils aus der Furcht vor Gewittern und anderen Erscheinungen, theils aus dem Glauben an Gespenster ab. Alles Das geht uns gar nichts an, denn wir haben es mit Religionen zu thun, die in historischer Zeit von einzelnen Denkern begründet worden sind, insbesondere mit dem Buddhismus und dem Christenthum.

Paulus: Vom Buddhismus weiß ich sehr wenig.

Philalethes: Gerade von ihm sollte man ausgehen, denn er zählt nicht nur mehr Anhänger, sondern ist auch älter und einfacher als das Christenthum. Nichts ist überraschender und lehrreicher als die Vergleichung dieser beiden Religionen. Die Inder und die Juden hatten Das gemein, daß sie vorwiegend religiöse Völker waren, daß die Religion in einer Weise den Mittelpunkt ihres Lebens bildete wie nirgends sonst. Hier wie dort erschien ein Reformator, der sozusagen die Blüthe des religiösen Volksgeistes darstellte, den verborgenen Kern aus der harten Schale löste und durch Beseitigung der Schale auch anderen Völkern das Beste des indischen und des jüdischen Geistes genießbar machte. Der Prinz Gautama, erzählen die Buddhisten, wurde durch die Erkenntniß der menschlichen Vergänglichkeit und des mensch-

lichen Elendes schwermüthig. Er verließ Vater, Weib und Kind, Reichthum und Reich, um nach Erlösung zu suchen. Lange Jahre suchte er in den Lehren und Kasteiungen der Priester und der Büßer die Wahrheit und fand sie nicht. Endlich trat die Erleuchtung ein und der Heilige erkannte, daß die selbstsüchtige Lust die Ursache des Leides ist, daß, wer auf dem rechten Wege sein Selbst überwindet, die Erlösung erlangt. Diese Sätze enthalten eigentlich die ganze Religion Buddhas und ihre erhabene Einfachheit ist unvergleichlich. In ihnen ist, wie mir scheint, für alle Zeiten das Wesen der Religion ausgesprochen. Jeder wahrhaft religiösen Bewegung, die die Welt gesehen hat, liegen sie zu Grunde und alle Heiligen waren, mehr oder weniger, Erscheinungen Buddhas.

Paulus: Wenn man aber von dem Buddhismus spricht, so ist immer von Pessimismus, Quietismus, Atheismus die Rede.

Philalethes: Die Ismusse beruhen theils auf Mißverständnissen, theils auf Uebertreibung. In gewissem Sinne ist es eine Forderung a priori, daß eine Religion pessimistische Voraussetzungen habe. Sie muß von der Noth des Lebens ausgehen, denn ohne Noth kein Verlangen nach Seligkeit, keine Erlösung. Glückfälige Menschen brauchten keine Religion. Doch ist dieser religiöse Pessimismus keine Lehrmeinung, noch gar eine Berechnung, um wie viel mehr Unlust als Lust in der Welt sei, sondern einfach ein Hinweis auf die Erfahrung. Daß von den buddhistischen Lehrern die Welt etwas arg grau in Grau geschildert wird, Das ist ohne Weiteres zuzugeben, trifft aber das Wesen der Sache nicht. Der Vorwurf des Quietismus ist in unseren Tagen eine gefährliche Anklage, denn Dem wird leicht verziehen, der sein Leben zum Geldverdienen verwendet, Dem aber niemals, der etwas Höheres kennt als die „nationale Kulturarbeit“. So weit ein buddhistischer Quietismus wirklich besteht, ist er ein Mißbrauch. In den Heiligen Schriften wird von Dem, der sich zu Buddha bekennt, vielmehr unermüdliche Thatkraft gefordert. Der, der innerlich lebendig ist, weiß, daß auch ein beschauliches Leben ein Leben der Arbeit ist. Atheistisch ist Buddhas Lehre insofern, als „ein Gott, der nur von außen stieße“, ausdrücklich abgelehnt wird und als der Gottesglaube nicht zum Wesen der Religion gerechnet wird. Doch würde die reine Lehre Buddhas der Gläubige eben so gut aufnehmen können wie der Ungläubige.

Paulus: Nun erst sehe ich klar: Du bist ein Buddhist.

Philalethes: Durchaus nicht. Meine Meinung ist nur die, daß das wahre Wesen der Religion nirgends so klar und so einfach zu erkennen ist wie in der Lehre Buddhas. Es ist jedoch nicht zu verlangen, daß wir Buddhisten werden sollten. Der Buddhismus wurzelt, eben so wie das Christenthum im Judenthum, im indischen Geiste und ist mit eigenthümlich indischen Bestandtheilen durchsetzt, die vergänglicher Art sind. Ist Buddhas Lehre auch freier von metaphysikalischen Auffassungen als jede andere Religion,

so ist sie doch nicht frei von ihnen. Dahin rechne ich die Karma-Lehre, ganz besonders aber die eigenthümliche Psychologie. Buddha bekämpft die Selbstsucht, beschränkt sich aber nicht auf das Praktische, sondern kommt immer wieder auf die Darlegung zurück, daß es hinter den seelischen Zuständen kein selbständiges Ich gebe. Inwieweit die Bekämpfung des Atman selbst berechtigt sei, kann man dahingestellt sein lassen; auf jeden Fall haben diese theoretischen Erörterungen keinen religiösen Charakter. Die indische Neigung zum „Intellektualismus" berührt uns überhaupt vielfach fremdartig. Durch das Metaphysikalische wird auch der Begriff des Nirwana getrübt. An vielen Stellen bezeichnet Nirwana (Erloschen) den Zustand des Erlösten, in dem Begierde und Sorge erloschen ist, also Das, was die Christen den „Frieden Gottes" nennen. Außer dieser religiösen hat aber das Wort auch noch eine metaphysikalische Bedeutung und bezeichnet den Zustand, in den der Fromme nach dem Tode eintritt. Du siehst aus diesen Andeutungen, daß ich nicht gesonnen bin, mich den „modernen Buddhisten" anzuschließen.

Paulus: Schön, ich nehme meinen Verdacht zurück. Entschuldige, daß ich Dich vom Wege abgelenkt habe. Erlösung durch Ueberwindung der Selbstsucht ist also nach Deiner Auffassung die Religion.?

Philalethes: In der That. Jedoch darf man nicht vergessen, daß diese Einsicht nicht in das Bewußtsein des Religiösen einzutreten braucht. Es genügt, daß er ihr gemäß lebt, und thatsächlich ist sie so klar und deutlich wie in Buddhas Lehre bei den anderen Religionen nicht zu finden. Ich meine, man müsse sich die Sache folgendermaßen vorstellen. Kein lebendes Wesen kann in seinem Denken und Thun einen anderen Zweck verfolgen als seine Lust. Alles kommt darauf an, woran man seine Lust findet. Des Nachdenkens wichtigste Aufgabe ist jederzeit der Weg zum Glück gewesen, bei praktischen Menschen sowohl als bei philosophirenden. In der Praxis aber und eben so in der Philosophie zeigte es sich mit der Zeit, daß das Verfahren des natürlichen Menschen nicht zum Ziele führt. Die vergoldeten Nüsse sind hohl. Alles, worauf der Sinn des natürlichen Menschen zunächst gerichtet ist, Essen, Trinken, geschlechtliche Befriedigung und Macht, es vermag das Herz nicht auszufüllen. Abgesehen davon, daß die irdischen Güter bald unerreichbar sind, bald verloren werden, ist unser Wesen derart, daß der Genuß ermüdet und, obwohl das Verlangen nie erlischt, nach Erreichung unserer Wünsche die dauernde Befriedigung fehlt. So erwächst die Sehnsucht nach einem Gute, das unabhängig von Glück und Unglück ist und das „Frieden und volles Genügen" gewährt. Wider Erwarten wird dieses Gut gefunden, wenn der Wille sich wendet, wenn das Ich, dem bis dahin alle Sorge galt, vergessen wird. Sicher ist diese Wahrheit zunächst durch Erfahrung, nicht in Begriffen erworben worden. Man erfuhr an seiner Person,

daß die „Hingebung“ beglückt, sei es die an einen geliebten Menschen, sei es die an einen Herrn, an die Gemeinde und das Vaterland, an eine Idee.

Paulus: Diese Hingebung ist aber doch noch nicht Religion.

Philalethes: In gewissem Sinne doch, wie wir denn auch von Einem sagen, der sich bei einer Sache ganz vergißt, er diene seiner Sache mit religiösem Eifer. Religion ist die prinzipielle Hingebung, das grundsätzliche Aufgeben, Vergessen, Beiseiteschieben des Ich. Jede Religion stellt die Regeln auf, denen gemäß man leben soll und die oft sehr unpassend religiöse Moral genannt werden. Die Regeln, die nach religiöser Vorschrift den Weg zur Seligkeit bilden, haben mit der Moral, dem Herkommen direkt nichts zu thun. Sie werden mit „Du sollst“ eingeleitet und man hat diese Form mißverstanden, bestritten, verspottet. Aber sie bedeutet weder Das, daß in ihr der Befehl eines Gottes gegeben sei, noch Das, daß sie eine absolute Forderung — d. h. ein Unsinn — sei, sondern das „Du sollst“ heißt einfach, „Das und Das mußt Du thun, wenn Du selig werden willst“, es ist der Wegweiser für den Heilsweg mit befehlendem Zeigefinger. Also: die Regeln der Religion gelten für Jedermann und jede Zeit; die weltliche Hingebung ist von Zeit, Gelegenheit und individuellen Verhältnissen abhängig, die religiöse umfaßt das ganze Leben und sieht von allen Einzelverhältnissen ab.

Paulus: Sollte Deine Auffassung nicht doch ein mehr theoretischer Aufbau sein? Mir scheint, daß ihr nicht nur die allgemein geltende Deutung des Begriffes der Religion widerspricht, sondern auch der Inhalt der gegebenen Religionen.

Philalethes: Du darfst nicht vergessen, daß das Wirkliche nicht mit bewußter Einsicht hergestellt worden ist, daß unsere menschlichen Einrichtungen offenbar unbewußt entstanden sind. Man hat sich tastend fortbewegt, überall ist Neues und Altes, Richtiges und Falsches vermischt. Wollen wir klar sehen, so müssen wir tiefer einzudringen suchen; doch heute reicht die Zeit dazu nicht. Ist es Dir recht, so treffen wir uns morgen wieder.

Paulus: Von Herzen gern. Besonders wünsche ich, zu erfahren, wie sich Dir unsere christliche Religion darstellt.

Philalethes: Also auf morgen!

III.

Paulus: Willkommen, alter Freund! Seit gestern bewege ich Deine Lehren in meinem Herzen, ohne doch zur Klarheit kommen zu können. Spielt nicht in unserer Religion das persönliche Verhältniß zu Gott die erste Rolle und bleibt Etwas von ihr übrig, wenn der Gottesglaube als entbehrlich angesehen wird?

Philalethes: Wir werden da auf das Geschichtliche eingehen müssen. Eine der merkwürdigsten Thatsachen ist die siegreiche Ausbreitung des Christen-

thums. Wie war sie möglich? Man kann, glaube ich, nur antworten: Das Christenthum siegte, weil es die Menschen beseligte, weil es ihnen eine Lust gewährte, die sie auf andere Weise nicht erlangen konnten und die ihnen als so groß erschien, daß alles weltliche Glück und das Leben selbst daneben ihren Werth verloren. Die Frage würde also lauten: Wodurch beseligte das Christenthum die Menschen?

Paulus: Die landläufige Antwort geht dahin, daß die Hoffnung auf die jenseitige Herrlichkeit die Lockspeise war. Die Christen waren selbst dieser Meinung, wie der Apostel Paulus sagt (1. Kor. 15): „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen." „Was hülfe mirs, so die Toten nicht auferstehen? ‚Laßt uns essen und trinken: denn morgen sind wir tot'."

Philalethes: Der Apostel war mehr Theologe als Psychologe und thut sich in den angezogenen Worten großes Unrecht. Es liegt hier ein Beispiel von Irrthum über das Motiv vor, einem der Irrthümer, von denen die Geschichte der Religion wimmelt. Erleben und bewußt Erfassen sind überall Zweierlei. Wie könnte man annehmen, daß die Apostel und die Blutzeugen der Kirche nur in Rücksicht auf eine Belohnung nach dem Tode gehandelt hätten? Der Mensch wird an eine vorgespiegelte Zukunft niemals Gut und Leben setzen, er thut es für die Religion, weil sie ihm ein gegenwärtiges Gut ist, weil er ihren Segen nicht erwartet, sondern wahrnimmt, so zu sagen schmeckt und fühlt. Weil das Glück, das er in der Religion findet, größer ist als jedes andere ihm bekannte, deshalb opfert er ihr alles Andere. Auch der Apostel Paulus konnte nur deshalb so leben, wie er gelebt hat, weil er in der Religion seine Seligkeit schon gefunden hatte, nicht erst sie von einer unbestimmten Zukunft erwartete.

Paulus: Das scheint mir richtig zu sein. Aber nun antworte selbst auf Deine Frage.

Philalethes: Ich möchte mit der Verneinung beginnen. Der Erfolg des Christenthumes lag nicht in seiner Metaphysik. Der Apostel Paulus, auf den ich zurückkomme, weil er das junge Christenthum nicht nur vertritt, sondern es selbst ist, erblickt den Kern seiner Lehre in der Verkündung der Auferstehung Jesu von Nazareth. Wäre ein Grieche von der Thatsächlichkeit der Auferstehung überzeugt worden, so hätte er zunächst darin nur ein höchst merkwürdiges Naturereigniß sehen können. Anders faßt der Apostel die Sache auf; mit einer wunderlichen Pharisäer-Theologie knüpft er an das fragliche Ereigniß seine Lehre von der Rechtfertigung und dieses unerquickliche Gespinnst hält er für das eigentlich Werthvolle, das er den Römern zu geben hat. Es ist bekanntlich sehr schwer, sich von den überkommenen Meinungen ganz frei zu machen, und selbst der kühnste Neuerer

pflegt mehr vom Alten zu bewahren, als er denkt. Der Apostel lehrt: nur der Glaube an den auferstandenen Christus bringt das Heil; im Uebrigen aber hält er an seinen früheren jüdischen Ansichten ganz fest. Daß die jüdisch-christliche Metaphysik die alte Welt überwunden habe, Das ist ein geradezu absurder Gedanke. Thatsächlich wurde sie mit in den Kauf genommen, weil etwas Anderes die Herzen bezwang. Sie galt für die Hauptsache, war es aber nicht, — und so ist es während der ganzen Geschichte der Kirche geblieben. Die Metaphysik, d. h. das Dogma, spielte die erste Rolle, ja, schien oft Alles zu sein, obwohl das Andere allein der Kirche das Leben erhielt und in der Stille wirkte.

Paulus: Ja, was war denn nun „das Andere“?

Philalethes: Es war der religiöse Geist des Judenthumes. Er ist der Sieger.

Paulus: Wie meinst Du Das?

Philalethes: Im Judenthum bildete, ähnlich wie bei den Indern, die Religion den Mittelpunkt des Lebens. Alles drehte sich darum, daß der Wille Gottes geschehe. Die Verwirklichung des Reiches Gottes ist das Ideal des frommen Juden. Als reinste Blüthe des jüdischen Geistes steht Jesus von Nazareth vor uns; er lehrte ja eigentlich nichts Neues, sondern verklärte nur durch Wort und That seines Volkes Geist. Im Judenthum aber war die Religion gebunden und verhüllt durch das Gesetz. Erst, als in der Entstehung des Christenthumes der jüdische Geist diese Puppe verließ, konnte er sich frei entfalten und auf die Welt wirken. Zum Glück besitzen wir in den Briefen des Apostels Paulus die geschichtlichen Belege und deshalb sind wir über diesen Vorgang besser unterrichtet als über sehr viele andere historische Entwickelungen. Als der Apostel zu der Ueberzeugung gekommen war, daß das mosaische Gesetz nicht festgehalten zu werden brauche, bestand seine Predigt in der Verkündigung von dem auferstandenen Christus und aus den Lehren jüdischer Frömmigkeit. Diese waren für ihn nichts Neues; er selbst sagt, daß er von Niemand Lehre angenommen habe, nachdem ihm auf wunderbare Weise die Ueberzeugung von der Auferstehung Christi beigebracht worden war. Es ist also von einer „christlichen Moral“ gar keine Rede: die giebt es gar nicht. Alle Verhaltungmaßregeln, die das Neue Testament enthält, sind der Ausdruck jüdischer Frömmigkeit; und auch der Apostel Paulus trägt, so weit er sich nicht in theoretischen Auseinandersetzungen ergeht, einfach Das vor, was er als frommer Jude für das Richtige hält. Das Praktische ist ihm sozusagen selbstverständlich und er legt das Hauptgewicht, als auf das für ihn Neue, auf seine metaphysikalischen Lehren. Für uns, die wir zurückblicken, kann es gar kein Zweifel sein, daß der Erfolg der ersten Christen von ihrem frommen Verhalten abhing, nicht von ihren Ansichten über die Dinge im Himmel. Der Bekehrte wurde selig,

weil er „einen neuen Menschen anzog“, und sein Verhalten überzeugte die Anderen, daß doch Etwas an der Sache sei. Die Theorie wurde hier wie anderswo für das Wichtige gehalten, war es aber nicht. „Denn das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in Kraft“ (1. Kor. 4,20).

Paulus: Du drückst Dich etwas unbestimmt aus. Man unterscheidet gewöhnlich Ceremonial- und Sittengesetz. Jenes falle im neuen Bunde weg, dieses bleibe in Kraft.

Philalethes: Da das „Gesetz“ das ganze Leben des jüdischen Volkes regelte, so ist es begreiflich, daß die Bestandtheile sehr verschiedener Art sind. Auch von dem sogenannten Sittengesetz hat nur ein Theil religiöse Bedeutung. Das eigentlich Wichtige sind nicht einzelne Vorschriften, sondern die fromme Gesinnung ist es. Durch sie wird der Mensch exzentrisch, er verlegt seinen Mittelpunkt außer sich. Nicht sein Gewinn, seine Ehre ist ihm nun die Hauptsache, sondern Gottes Wohlgefallen. Wenn ich Dich nur habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, singt der Psalmist. Der Apostel sagt: „Ich lebe aber, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir (Gal. 2,20). Die Christen legen den Ton auf „Christus“, ich meine, es komme auf das „nicht ich“ an. Wer von sich sagen kann, daß er nicht mehr sich selbst lebe, Der ist fromm, mag das Positive Dieses oder Jenes sein. Die Frömmigkeit in diesem Sinne wuchs im Judenthum wie eine Knospe, entwickelte sich zur Blüthe im Christenthum, sie war das starke Neue für die griechisch-römische Welt, sie siegte.

Paulus: Ich gestehe, daß mir Deine Auffassung gefällt.

Philalethes: Die Kraft des Christenthumes war ein Geheimniß, nur Die konnten sich von ihr überzeugen, die in das Innere hineingedrungen waren. Die außen Stehenden sahen nur den jüdischen Aberglauben, der den Mantel bildete, und ihnen mußte die ganze Bewegung als unangenehm und räthselhaft erscheinen, wie wir es z. B. bei Tacitus sehen.

Paulus: Immerhin wirst Du zugeben müssen, daß die Verweisung auf das Jenseits eine wichtige Rolle spielte.

Philalethes: Das will ich durchaus nicht leugnen. Sehen wir doch auch heute, daß Dem, der an ein Wiederfinden im Himmel und an eine ausgleichende Gerechtigkeit glauben kann, aus diesem Glauben ein siegreicher Trost erwächst. Jedoch ist der Unsterblichkeitglaube dem Christenthum nicht eigenthümlich; er war in der alten Welt weitverbreitet, — stammt doch auch der jüdisch-christliche Glaube an die Auferstehung aus Persien, die Germanen glaubten an Walhall und so fort. Ueberdem hat der christliche Himmel für den natürlichen Menschen weniger Anziehung als die anderen Vorstellungen vom Jenseits. Ich möchte daher in der Lehre von den letzten Dingen, die freilich in der Bekehrungpredigt den größten Raum einnimmt, nur ein Hilf-

motiv sehen. Man darf überhaupt nicht verkennen, daß die werbende Kraft der christlichen Lehre vielfach war. Wenn auch nicht in der Verkündigung des Paulus, so trat doch später mit der Verbreitung der Evangelien die rührende Gestalt des Erlösers, sein Leben und sein Wort, in den Vordergrund und warb mit persönlicher Kraft. Eben so wenig unterschätze ich die Bedeutung des Gedankens an einen liebenden Gott gegenüber den mehr oder weniger gleichgiltigen und hochnäsigen Göttern des Alterthumes und der barbarischen Völker. Daß aber das eigentlich Durchschlagende nicht das Dogma war, sondern die Erfahrung, ein frommes Leben mache glücklich: Dies anzunehmen, bestimmt mich, abgesehen von psychologischen Erwägungen, der Hinblick auf den Siegeslauf des Buddhismus.

Paulus: Da wären wir glücklich wieder bei Buddha.

Philalethes: Nun, ja freilich.

Paulus: Ich habe gestern Abend über den Buddhismus nachgelesen und mir scheint, daß da auch Theorie und Praxis verschieden sind. So weit der Buddhismus lebendig ist, scheint die „reine Lehre" überall mit dem Glauben an Götter, und zwar meist mit recht abergläubischem Glauben, durchsetzt zu sein. Diese Betrachtung führte mich auf den Gedanken, daß die Menschennatur selbst neben dem Negativen ein Positives fordert, neben der Entsagung, die die alten Lebenszwecke unbrauchbar macht, einen neuen Lebensinhalt. Auch da, wo der Mensch zum Theil Entsagung übt, als Vater, als Freund, als Glied des Volkes, da entsagt er nicht, um zu entsagen, sondern um der Anderen willen. Wie wäre die prinzipielle Hingebung, um Deinen Ausdruck zu brauchen, möglich, ohne daß ein Anderes „um — willen" einträte? Nun kann aber nur das Höchste diese Stelle einnehmen, das Höchste aber in jedem Sinne nennen wir Gott. Der Fromme thut Das, was er thut, „um Gottes willen". Gott ist also doch unentbehrlich.

Philalethes: Ich gebe Dir ohne Weiteres Recht, so weit das historische Argument reicht. Indessen dürfte es doch eine Stufe geben, auf der das Positive entbehrt werden kann.

Paulus: Eben Das bestreite ich. Denn wir müssen Folgendes überlegen. Buddha sagt: Der auf dem rechten Wege sein Selbst Ueberwindende erlangt Erlösung. Warum soll der Mensch sein Selbst überwinden? Befolgt er die Lehre, ohne nachzudenken, aus Gehorsam, nachahmend, so erlangt er die Wirkung allerdings. Fragt er aber nach dem Grunde, so entsteht die Gefahr, daß die psychologische Einsicht den Gewinn zerstöre. Denn sobald er sich zu seinem eigenen Besten überwinden will, fällt er in die bewußt egoistische Art zurück. Auch ist ja dann das Ziel und die Ueberwindung um des Ich willen eben so wenig befreiend wie sonst ein Ich-Streben.

Philalethes: Hm, — indessen die Erfahrung zeigt doch, daß eben die Sorge um das Heil der Seele das religiöse Motiv ist.

Paulus: Du selbst hast sehr richtig, als wir vom Apostel Paulus sprachen, auf den Irrthum über das Motiv hingewiesen. In Wahrheit gehen die Dinge wohl so vor sich, daß der Mensch wie zu seinen Künsten und zu seinen Tugenden so zum religiösen Leben durch seine Natur getrieben wird, daß er bei glücklicher Organisation instinktmäßig das Rechte ergreift und erst hinterher Gründe für sein Handeln sucht. Wäre die Sorge um das Heil der Seele allein vorhanden, sie erreichte nie die Stärke, die natürlichen egoistischen Antriebe zu überwinden. Thatsächlich ist die Selbstüberwindung nur dann möglich, wenn der Mensch von Natur so reich an Liebe ist, daß dieser Trieb die Vorherrschaft erlangt.

Philalethes: Aber mein Bester, wenn Du den Menschen ganz zum Triebwesen machst, so wird die religiöse Lehre ja ganz überflüssig.

Paulus: So meine ich es denn doch nicht. Der Mensch ist eben ein Doppelwesen, er handelt theils aus Instinkt, theils nach Zwecken. Die Entwickelung geht dahin, das bewußte Leben mehr und mehr zu steigern. Daran ist nichts zu ändern, wir müssen von der Unschuld durch Zweifel und Fehlgriffe zur Tugend. So muß auch die unbewußte Religiosität zur bewußten werden und die falschen Motive gehören nur dem Uebergange an. Wir können gar nicht anders, wir müssen Motive für das Handeln aufstellen und es kommt nur darauf an, daß wir die rechten finden.

Philalethes: Das rechte religiöse Motiv also wäre?

Paulus: Alles um Gottes willen zu thun oder aus Liebe zu Gott.

Philalethes: Dann aber sitzen wir wieder in der Metaphysik und die erste Frage lautet: Was ist Gott?

Paulus: Nenne es Metaphysik oder anders, auf den Namen kommt nichts an. Im Grunde ist Das, was ich sage, nur die Uebersetzung der unbewußten Religiosität in das Bewußte. Selbstverleugnung und Mitgefühl sind nur die zwei Seiten der selben Münze. Dieses ist, in Begriffe übersetzt, die Erkenntniß, daß wir Eins mit den Anderen sind, jene ist der Folgesatz, daß die Beschränkung auf das Ich eine Täuschung ist. Die durchgehende Selbstverleugnung setzt auch das durchgehende Mitgefühl voraus, die Erkenntniß, daß wir Eins sind mit allen Wesen, mit der Welt. Daraus ergiebt sich ohne Weiteres, daß wir uns in der Welt wiederfinden müssen, daß Das, was unseren Kern bildet, auch im Herzen der Welt wiederzufinden sei, daß somit ein Gott — in diesem oder jenem Sinne — vom religiösen Gefühl gefordert werde.

Philalethes: In diesem Sinne freilich, alter Freund, möchtest Du Recht haben. Doch kommt die Nacht herauf, wir müssen enden.

Paulus: Auf Wiedersehen!

Leipzig. Dr. Paul Julius Möbius.



Das Löwenmaul.

Es war einmal ein Löwenmaul, das stand im fernen Süden in dem herrlichsten Garten der Welt, dicht bei Florenz. Eigentlich war es erst ein Löwenmäulchen, denn es war so klein, daß mans kaum sah, wenn man sich nicht bückte. Es stand im Winkel dicht an der hohen, dicken Mauer, die den Garten umfriedete; dorthin war es geworfen worden, als der alte Gärtner Raffaello die Rabatten gejätet und das Pflänzchen versehentlich mit ausgerissen hatte. Aber das Löwenmäulchen war nicht gewillt, zu verderben, weil eine rohe Hand es mißhandelt und für Unkraut gehalten hatte. Es biß sich mit seinen Wurzelfaserchen fest und sangte so viel Kraft aus dem allmütterlichen Boden, daß es nach kurzer Mattigkeit sich erholte und aufrecht dastand, kurz und stramm, jeder Zoll ein Löwenmaul. Als es größer wurde, sah es um sich und merkte, daß es unter lauter nichtsnutzigem, schlimmem Unkraut stand und viel hören und sehen mußte, was ihm nicht behagte. Aber auch das Unkraut war ungehalten über den Eindringling, der ihm ein Stückchen Erde fortnahm, und setzte ihm hart zu. Auf jeden Angriff jedoch hatte das Löwenmaul eine scharfe Erwiderung; Allen, die mit ihm anbanden, zeigte es die Zähne; und es behielt stets das letzte Wort. Am Meisten ärgerten sich die dummen Brennesseln über das patzige, kecke Ding, das was Besseres sein wollte; sie rückten immer näher heran, schossen schnell in die Höhe und reichten sich die Blätter, um es zu unterdrücken. Unterdessen schoben die wilden Himbeeren ihre stacheligen Ranken immer weiter vor. Hatten sie erst den Kreis vollendet, so war das Löwenmäulchen in ihrer Schlinge, dann brauchten sie ihm nur die langen Dornen ins Fleisch zu bohren, daß es verblutete. Die kleine Pflanze sah die Gefahr, dachte aber: „Noch ergeb' ich mich nicht, wozu bin ich ein Löwenmaul?“ Und das Glück war ihm gewogen. Die Ranken und Brennesseln kamen einander ins Gehege und in ihrem Zorn über die Unverschämtheit, die Eins dem Anderen vorwarf, vergaßen sie ganz das Löwenmaul, das sie vereint hatten umbringen wollen. Es klemmte sich dicht an die Mauer, wuchs fleißig weiter und überlegte: „Nein, Dies ist kein Leben, ich muß fort von hier, fort aus dem gehässigen Zank und Streit um ein Stückchen Erdboden, fort aus der Enge und der Häßlichkeit, die mich umgiebt. Hier ist es kalt und dunkel; ich muß und will in Sonne und Wärme leben. Ach, nur fort von hier, in die Sonne, in die goldene Sonne!“ In der Ferne sah es den leuchtenden Sonnenschein über dem Garten liegen, die Blumen öffneten lächelnd ihre Kelche und die Früchte dehnten sich wohlig in heimlicher Süße. „Das ists, was mir fehlt“, sagte sich das Löwen-

maul, „Das ists, was ich will: die Sonne. Und nun vorwärts! Aber wo finde ich den Weg? Ueber mir ist der unendliche Himmel, unter mit das Unkraut, hinter mir die Mauer: also muß ich hinüber in den Garten. Aber weit ists! O so weit, so weit! In hundert Jahren bin ich wohl dort!"

Dann faßte sichs ein Herz und streckte sich vornüber der Sonne entgegen. Aber dabei bog es sich über eine Winde, die schlang schnell einen zarten Arm um die Pflanze und klammerte sich fest an. Das Löwenmaul empfand bald Beklemmung und Athemnoth, so daß es sich breit machen und die Umarmung der Winde abschütteln wollte, aber die Winde klammerte sich fester und immer fester und umspann das Löwenmaul endlich von unten bis oben. „Du machst mir das Wachsen unmöglich", keuchte es, „lasse mich doch los." „Ach nein", flüsterte die Winde, „ich bin so zerbrechlich und anschmiegend und bedarf der Stütze. Ohne Dich falle ich zu Boden. Halte still und trage mich, tapferes Löwenmaul, dafür wärme ich Dich im Winter und Du trinkst aus meinen Blüthenkelchen." „Ich habe keine Zeit", klagte das Löwenmaul, „ich muß eilig vorwärts zur Sonne." „Dann nimm mich mit", flehte die Winde, „ich lasse Dich nicht los." Schwerer und immer schwerer trug das mannhafte Löwenmaul an seiner Last und schmerzlicher, immer schmerzlicher stöhnte es in seiner heimlichen Sehnsucht. So bliebs, bis die zarte Winde verblüht war und das Löwenmaul mit einem Ruck die vertrockneten Ranken sprengen konnte. Befreit athmete es auf und blickte wieder um sich. Aber schon war ein anderer Feind in der Nähe. Der Epheu war an der Mauer emporgeklettert, bis über den Erdhaufen hinaus, auf dem das Löwenmaul stand. Nun faßte der Epheu zu und drückte es gegen die Mauer. „Laß mich los!" herrschte das Löwenmaul den Epheu an, „Du bist stark genug, dächte ich, und kannst allein vorwärts kommen." „Sieh doch da", meinte der Epheu, „Du bist ja recht schnippisch und nimmst den Mund voll; Das thun alle Kleinen. Nun sieh nur zu, wie Du mich los wirst. Die Mauer gehört mir und Du hast hier nichts zu suchen." Und die Ranke preßte das Löwenmaul erbarmunglos gegen die Mauer, daß es ächzte und stöhnte. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Das Löwenmaul stemmte sich gegen den Epheu, daß seine kleinen Blüthen von der Anstrengung blau wurden, der Epheu aber war zäh und gefühllos und achtete der Schmerzen des Löwenmauls nicht. Als dieses seine Kräfte langsam schwinden fühlte, biß es die Zähne zusammen und sagte zu sich: „Wohlan, soll ich ersticken, so will ich wenigstens ohne Klage verschwinden. Es ist immer noch besser, zu sterben, als unter Unkraut in einem finstern Winkel zu leben." Damit lehnte es sich fest gegen die Mauer und der Epheu drückte aus Leibeskräften nach.

Nach einem Weilchen war es dem Löwenmaul, als fühlte es den Druck nicht mehr; der Schmerz ließ nach, es athmete freier. „Was ist denn Das?"

dachte es, „hat die tote Mauer mehr Herz als der lebendige Epheu?“ Es biß fest hinein, — und wirklich: die Mauer gab nach. Das Löwenmaul war, statt auf einen Stein, gerade gegen ein Loch gerathen, das man zum Abzug des Wassers gelassen hatte. Die Oeffnung hatte sich auf beiden Seiten der Mauer mit Erde verstopft, in der Mitte aber war sie hohl geblieben. Als nun das Löwenmaul mit aller Kraft gegen die Oeffnung drückte, gab die Erde so weit nach, daß es nicht zerquetscht wurde, sondern langsam einen Weg durch die Oeffnung in die Mauer sich bahnte. Anfangs erschrak es über die Dunkelheit und die mobrige Luft, aber es raffte sich zusammen und rief ganz laut, um sich selbst zu überzeugen, daß es Muth habe: „Löwenmaul! Löwenmaul!“ „Wer schreit denn da so?“ rief entrüstet eine alte, fette Gartenmaus. „Wir bewohnen diese ehrwürdige Stätte seit hundert Jahren und haben solchen ungebührlichen Lärm hier noch nicht gehört.“ „Ei, so freut Euch doch, wenn ich Euch einmal aus dem Schlafe wecke“, meinte keck das Löwenmaul, neubelebt durch die Gewißheit, daß es auf dem dunklen Wege nicht ganz allein sei. „Was thut Ihr hier denn eigentlich in der Dunkelheit?“

„Wir philosophiren“, erwiderte mit würdigem Ernst die Spinne, die zahlreiche künstliche Netze über die Mauer gewoben hatte. „Wenn Du klug wärest, würdest Du in diesem Tempel der Weisheit bleiben. Aber Du kannst uns nicht verstehen, Du bist nicht gehörig vorbereitet. Wie kommst Du überhaupt hierher in unsere heilige Mitte?“ „Ich bin auf dem Wege zur Sonne“, sagte das Löwenmaul, „ists noch weit dahin?“

„Da sieh Du selber zu“, meinte die fette Maus, „uns ist die Sonne ganz gleichgiltig.“

„Gleichgiltig?“ rief die Spinne aus einem Netz heraus. „Das ist nicht richtig ausgedrückt: die Sonne ist uns verhaßt. Gehörst Du zu Denen, die Licht und Luft lieben, so entferne Dich aus unserem Bereich, wir haben keine Gemeinschaft mit Dir!“

Das Löwenmaul ließ sich Das nicht zweimal sagen. Es lachte noch einmal heimlich in sich hinein und dann gings wieder an die Arbeit und tastete und schob sich den finsteren Weg entlang, Tag und Nacht. Wollte ihm der Muth sinken, so rief es laut seinen eigenen Namen. Es war eine dunkle, schwere Zeit. Aber alles Schwere nimmt einmal ein Ende und so stieß auch das Löwenmaul eines Tages gegen den Erdklumpen in der vorderen Oeffnung der dicken Mauer. Ein Weilchen hielt es inne, um tief Athem zu schöpfen; dann fing es an, sich durch den Erdkloß hindurch zu arbeiten, und bohrte und bohrte, keuchend und ächzend, bis die Erde leise abbröckelte und einige lose Stückchen polternd herabfielen. Nun sah es schon einen hellen Schein und neue Hoffnung und neue Kraft durchrieselten es. Mit Aufbietung aller Kräfte stemmte es sich gegen die Erdwand und . . wirklich . . sie

giebt nach . . sie weicht; noch ein Stoß . . und plötzlich rutscht der ganze Erdklumpen aus der Oeffnung heraus, schlägt auf die Straße auf und zerfällt in tausend Stückchen. Der Weg war frei.

Das Löwenmaul stand in der Oeffnung und guckte blinzelnd hinaus, erst mit einem Auge, damit es sich an die Helligkeit gewöhnte, dann mit beiden. Da war ja die goldene Sonne! Groß und warm stand sie am tiefblauen Himmel und grüßte das tapfere Löwenmaul mit holdseligem Lächeln. Die ganze Welt war voll von Sonnenschein, es flimmerte nur so in der Luft und ein weicher, balsamischer Hauch liebkoste seine Blätter und machte es innig froh.

Das Löwenmaul schaute die Schönheit. Und wie es schaute, schlief sein Sehnen ein und es ward ganz still und weich. Kein Laut kam über seine trotzigen Lippen und plötzlich senkte es seine Blätter demüthig nach unten und weinte und schluchzte so selbstvergessen, als ob sein Herz gebrochen wäre.

Elisabeth Gnauck-Kühne.



Der Talmud.

Von feindlicher Seite ist der Talmud als der Ausbund aller Schlechtigkeit als Quintessenz aller menschlichen Bosheit und aller Teufelei, der nur die Juden fähig sind, hingestellt worden, während die Mehrzahl der heutigen Apologeten über seichte Lobeserhebungen nicht hinausgelangt ist. Bedauerlich ist, daß der in der Oeffentlichkeit geführte Streit kein objektives, wissenschaftliches Urtheil gereift hat; erklärlich ist es dadurch, daß sich in der Regel Leute mit dem Gegenstande befaßt haben, die durchaus nicht dazu berufen sind. Dem Judenthum abtrünnig gewordene Eideshelfer werden mit Entgegenkommen empfangen; denn in den politischen Kämpfen sieht man von Reinlichkeit leicht ab, — und den Juden hinwieder drängen sich Freunde auf, die den Talmud in Grund und Boden zu vertheidigen im Stande wären. Die üblichen Gemeinplätze vermögen weder zu überzeugen noch die Wissenschaft zu bereichern.

Eine wirkliche Erschließung der Literatur, die man gewöhnlich mit dem Kollektivnamen „Talmud“ bezeichnet, für die gebildete Welt wäre ein kulturhistorisch bedeutendes und dankenswerthes Unternehmen. Damit es gelänge, wäre nicht nur eine umfassende Beherrschung verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen, sondern auch eine künstlerische Begabung nöthig, die den spröden Stoff in die für unsere Zeit geeignete Form zu bringen vermöchte. Vor Allem wären

aber Vorurtheillosigkeit und völlige Unabhängigkeit von den Tagesströmungen und von der Tagespolitik unentbehrlich.

Wer den babylonischen Talmud kennt, mit dem man sich in der Regel allein beschäftigt, Der kennt noch keineswegs die talmudische, geschweige die ganze theologische Literatur des Judenthumes. Mit Recht verglichen mittelalterliche Schriftsteller den Talmud — oder, richtiger gesagt, die talmudische Literatur — mit einem großen und tiefen Meer, auf dem nur seekundige Männer der Richtung sicher sind. Es ist an der Zeit, daß man endlich einmal aufhört, den Talmud als einen einheitlichen Glaubenskodex oder als eine theologische Encyklopädie zu behandeln. Wer würde etwa von der „Moral" der deutschen Literatur sprechen, noch dazu, wenn man unter Literatur auch alle wissenschaftlichen Arbeiten versteht? Aber von einer Moral des Talmud redet man gerade so, als ob es sich in Wahrheit nicht um eine Literatur handelte, die sich beinahe durch ein Jahrtausend erstreckt und zahlreiche Länder von ungleicher Kultur umfaßt hat. Wie verschieden ist die palästinische Judenheit, die unter gebildeten Heiden und später unter Christen lebte, von der babylonischen, die von dem Persismus mächtig beeinflußt worden ist! Der Talmud sollte aus sich selbst, aus Zeit und Umgebung erklärt werden; und ehe man ihn angreift und vertheidigt, sollte man ihn überhaupt verstehen. Die Hagada, d. h. der Theil des Talmud, der sich nicht mit trockener Scholastik begnügt, ist das Vermächtniß des jüdischen Geistes aller Generationen eines Jahrtausends und von sehr ungleichem Werth. Der geschätzte Dichter, Bibelforscher und Philosoph des zwölften Jahrhunderts, Abraham Ibn-Esra, urtheilte zutreffend: „Einiges in der Hagada ist sackgrob, Anderes hingegen ist fein wie Seide."

„Talmud" bezeichnet im eigentlichen Sinne diejenige jüdische Literatur, die in der nachbiblischen Zeit entstanden ist, obschon sie auch Theile aus früherer Zeit enthält. Im engsten Sinne ist Talmud nur die Erweiterung und Erklärung der Mischnah, gesammelt gegen Ende des zweiten oder gegen Anfang des dritten Jahrhunderts nach Christus. Die Mischnah ist im neuhebräischen Idiom geschrieben, leicht verständlich, ohne verschlungene Dialektik und in verschiedene Sprachen, darunter auch in die deutsche, übertragen. Hingegen ist der sich an die Mischnah anlehnende Talmud in dem aramäischen Idiom, der palästinische Talmud im syrischen Dialekt, untermischt mit vielen griechischen Bestandtheilen, verfaßt und von einer so künstlichen Dialektik, daß er nur sehr schwer in einer modernen Sprache wiedergegeben werden kann. Ohne sachliche Erklärung bleibt auch die beste Uebersetzung unverständlich. Um diese fremde und fremdartige Literatur zu erforschen, genügen rein philologische Studien nicht, da der Talmud ziemlich alle wissenschaftlichen Disziplinen streift, — natürlich in dem Umfange, wie sie zu jener Zeit bekannt waren. In einigen Punkten war er sogar seiner Zeit voran. So kannte man in der jüdischen Gelehrtenwelt schon sehr früh das kopernikanische System, ließ sich aber merkwürdiger Weise von den alexandrinischen Astronomen zu dem ptolemäischen bekehren; „man habe eingesehen, daß die heidnischen Gelehrten im Rechte seien", hieß es. Auch in der Anatomie waren jüdische Aerzte den Griechen vielfach vorausgeeilt.

Die sprichwörtlich gewordene Kasuistik des Talmud erschwert sein Verständniß, übte aber von je her auf dialektisch geschulte Köpfe einen besonderen

Reiz aus; nicht minder seine feinen juristischen Unterscheidungen. Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert unternahm der verdiente jüdische Theologe Z. Frankel die Durchforschung des Talmud nach dieser Richtung und ein preußischer Staatsanwalt, dem ich einst die talmudischen Entscheidungen über Verführung und Nothzucht zusammenstellte, bestätigte mir den wissenschaftlichen Werth dieses Materials. Freilich darf nicht vergessen werden, daß das jüdische Recht durch das römische Recht stark beeinflußt worden ist: viele termini technici sind aus diesem in den Talmud übergegangen.

Die an und für sich berechtigte Kasuistik ist aber später arg übertrieben worden und im dritten Jahrhundert entstand in Babylonien eine Sophistik, die das Oberste zum Untersten kehrte und an die Stelle der Logik scheinbar logische Spitzfindigkeiten setzte. Aber der Talmud, der jene Spitzfindigkeiten wiedergiebt, verschweigt auch nicht Tadel und Spott, die darüber in jüdischen Gelehrtenkreisen laut wurden. Nirgends stand die Kunst der Haarspalterei so in Blüthe wie in der babylonischen Stadt Pumbadita, deren Sophisten den schlechtesten Ruf von Allen hatten. Sie verdrehten Ja in Nein und Nein in Ja, Weiß in Schwarz und Schwarz in Weiß; sie konnten, talmudisch gesprochen, „mit hundertundfünfzig Gründen das Unreine für rein erklären". Zeigte sich ein solcher dialektischer Seiltänzer in Palästina, so wurde er wohl höhnisch gefragt, ob er zu den Kunstfertigen gehöre, die „einen Elefanten durch ein Nadelöhr zu ziehen im Stande seien".

Ueberhaupt war man in Palästina auf die babylonischen Kollegen nicht sonderlich gut zu sprechen. Man mußte die größere geistige Beweglichkeit, die geübte Schlagfertigkeit des Debattirens den babylonischen Juden zugestehen, fühlte sich aber in ihrer Gesellschaft nicht behaglich. Ihre Distinktionen gingen den palästinischen Gelehrten wider den gesunden Menschenverstand und den guten Geschmack. Auch sonst herrschte in der Erziehung und in den Gewohnheiten ein weitgehender Antagonismus zwischen Palästina und Babylonien. „Dies mag wohl für Jene passen", meinte man in Babylonien verächtlich von den Palästinischen und eben so umgekehrt. Viel lag in den verschiedenen Lebensverhältnissen. In Babylonien war die Herrschaft außer einer kurzen Unterbrechung durch die feueranbetenden Guebern (heberim) mild. Die dort angesiedelten Juden besaßen Ackergründe und waren wohlhabend, auch war der Lebensunterhalt leicht zu erwerben. In gewissem Sinne glichen die Existenzbedingungen denjenigen von Athen, wo auch die Bedürfnisse immer leicht zu befriedigen waren. „Einige Datteln im Sack und man kann sich dem Studium der Lehre widmen", hieß es von den babylonischen Juden. Sie heiratheten in jugendlichem Alter, lebten in den Tag hinein, standen aber der Poesie und auch den poetischen Reizen des Lebens banausisch gegenüber. Ihre Beschäftigung mit der Bibel war gering und sie verstanden weder ihren einfachen Wortsinn noch ihre erhabenen dichterischen Schönheiten. „Ich kenne die ganze talmudische Literatur," meinte ein babylonischer Gelehrter aufrichtig, „weiß aber sehr wenig von der Bibel." Das ganze Studium endete schließlich in Wortklauberei und Silbenstecherei. Daher sind die babylonischen Erklärungen der Bibel geschraubt, geschmacklos und häufig ganz unsinnig; ihre hagadischen Aussprüche fallen meistens unter die „sackgroben" und ihre theosophischen Anschauungen strotzen von Aberglauben ohne Poesie, ohne Phantasie und Schwung.

An ihrer Schule zeigten sich so recht alle bedenklichen und unliebenswürdigen Erscheinungen einer überragenden Verstandesthätigkeit ohne ausgleichendes Gefühlsleben.

Ungleich sympathischer ist das gleichzeitige Judenthum in Palästina. Hier beschäftigte man sich vor Allem mit dem Studium der Bibel, erfaßte ihre poetischen Seiten und liebte das Schwungvolle und Erhabene darin. Die palästinische Hagada ('agadath 'ereç Jisraël) ist daher ein Ruhmestitel des Judenthumes. Für die in Babylonien übliche Kasuistik fehlte es schon an den Grundbedingungen. Palästina seufzte unter dem drückendsten Joch und den unerträglichsten Widerwärtigkeiten; mit der Größe der Armuth wetteiferte die Größe der Steuerlasten. Erst im dreißigsten oder vierzigsten Lebensjahr heirathete man, um nicht durch Nahrungsorgen vom Studium der Lehre abgelenkt zu werden. Aber die Leiden setzten sich in eine Welt von Gedanken und Empfindungen um, die in der hagadischen Literatur ihren Ausdruck fanden. „Einst," klagt ein Lehrer, „lebten wir ohne Sorgen und der Druck der Sklaverei lastete nicht auf Israel; damals übten wir uns im Studium des Gesetzes. Jetzt drückt uns Noth und wir schmachten in Fesseln; darum wollen wir unsere Seelen an der Hagada erlaben." Diese schildert in volksthümlichen Vorträgen, die an die Bibeltexte anknüpften, ergreifend das Elend Israels und die Grausamkeit seiner Feinde; sie gedenkt der früheren Zeiten der Gnade, als Israel sicher im Schutze seines Gottes lebte. Alle Leiden sind eine gerechte Strafe für die Sünde und den Abfall von Gott; zugleich aber wird die Hoffnung ausgesprochen, Gott werde sich seines Volkes erbarmen, wenn das Maß der Leiden und der Schmach erschöpft sein werde. Diese Gedanken der dichtenden, weil leidenden Nation sind in einer Schönheit der Form ausgesprochen, die an die späteren spanisch-jüdischen Dichter gemahnt. Der Ausdruck ist ungekünstelt und doch schwungvoll; die Gleichnisse und Sprüche sind voll von Anmuth und Volksthümlichkeit. Manche treffende Bemerkung kennzeichnet das Verhältniß Israels zu seinen Peinigern. „Fällt der Krug auf den Stein, so zerbricht der Krug; fällt der Stein wiederum auf den Krug, zerbricht wiederum der Krug; wehe dem Krug, wenn er, wie immer, mit dem Stein in Berührung kommt." Eine Satire auf die Errungenschaften römischer Kultur klingt, als ob sie aus dem Munde eines „Zielbewußten" heutiger Zeit käme: „Ja, ja, sie brüsten sich mit ihren Einrichtungen; mit ihren herrlichen Gärten, — in denen sich die Prostitution ergeht; mit ihren schönen Kunststraßen, — von denen sie Zölle erheben; mit der Dichtigkeit der Bevölkerung, — nichts als Sklaven u. s. w." Griechenland und Rom hätten viel geleistet: die griechische Sprache sei die Sprache der Poesie, die römische diejenige der Gesetze, aber die hebräische Sprache sei die Sprache der Religion. Die Hartherzigkeit Roms war diesen Menschen in der Seele zuwider; dieses Thema wird von der Hagada in hundert Formen variirt. Die Babylonier schienen ihnen Barbaren. Voll Verachtung sprachen sie von den „babylonischen Dummköpfen": „Falschheit und Hochmuth seien nur in Babylonien zu finden." Als ein palästinischer Gelehrter aufgefordert wird, in Babylonien zu lehren, antwortet er, es sei nicht gut, mit Solchen zu thun zu haben, die „unwissend und tölpelhaft" zugleich sind. Kamen hin und wieder Talmudjünger aus Palästina nach Babylonien, so sehnten sie sich nach ihrer Heimath zurück, „denn schon die Luft Palästinas athme Weisheit". „Jawohl", höhnten sie die Babylonier, „Ihr wohnt unter einem dummen und abergläubigen Volk, deshalb seid auch Ihr dumm und abergläubig." R. Jirmijah, ein palästinischer Jude, hänselte die

Babylonier mit lächerlichen Fragen, bis sie ihn aus ihrem Lehrhause wiesen. Der große Rabbi Johanan von Palästina schalt sie eine „Bande von Bösewichtern". Denn auch moralisch standen die palästinischen Gelehrten höher, ihre Lebensanschauung war idealistisch und ernst, oft sogar düster, aber von großer Strenge, jedem Scheinwesen feind und nicht geneigt, Kompromisse des Gewissens zuzulassen. Wohl finden sich gegen das Christenthum gerichtete Aeußerungen eher bei ihnen als bei den Babyloniern, die das Christenthum nur vom Hörensagen kannten, aber hauptsächlich Aeußerungen des Unwillens über erlittene Verfolgungen. Bitter klagen sie, daß die Heilige Schrift verehrt werde, daß die Träger dieses Gottesbuches aber verfolgt und bedrückt werden. Das sei Falschheit und Heuchelei. „Sie umschmeicheln Israel, diese übertünchten Heiden, sie wollen mit uns ein Volk werden und stellen uns für die Bekehrung Wohlthaten in Aussicht; aber sie suchen nur, uns unserem Gotte zu entfremden." Ihr Mißtrauen, ja selbst ihr feindsäliger Groll gegen das Christenthum sind vom Standpunkt des rein Menschlichen aus wohl verzeihlich.

Auch enthält der Talmud viele Stellen, die sich in allgemeiner Humanität über die konfessionellen Gegensätze erheben; jede Unredlichkeit in Handel und Wandel, auch gegen Andersgläubige, wird streng verpönt. In Liebeswerken dürfe „um des Friedens willen" kein Unterschied zwischen Juden und Heiden gemacht werden. „Fromme und redliche Heiden seien vor Gott den Priestern gleich." „Jeder Mensch, der einen redlichen Lebenswandel führt, gleichviel ob Jude oder Heide, Freier oder Sklave, trägt den Stempel des Göttlichen." Solche und ähnliche Aussprüche sind sehr zahlreich. „Die Heiden kommen uns mit keinem Gruß entgegen; aber wir rufen ihnen dennoch zu: Gottes Segen sei über Euch!"

Der Talmud regelte das ganze soziale und ethische Leben der Juden. Seine Vorschriften über die Krankenpflege, die bis vor etwa hundert Jahren von den Juden beobachtet wurden, erkennen das Recht auf Unterstützung allgemein an. Auch in anderen wichtigen Fragen des Lebens beruht der Talmud auf fortgeschrittenen Grundsätzen, so z. B. in der Behandlung der Frau. Wohl findet sich der Vorwurf, „sie seien alle leichtsinnig" und „die Frauen trieben alle Ehebruch". Aber Das sind nur vereinzelte Aeußerungen, während es in der Praxis streng verboten war, die Frau zu mißhandeln oder auch nur mit Worten zu kränken; „sie seien so zart empfindlich und weinten so leicht". „Der Familienvater soll die Vorsehung sein für Frau und Kinder." Sparsamkeit ist überall gut, namentlich soll man mäßig sein in Essen und Trinken; aber der Ehefrau soll man Einiges an ihrem Putz nachsehen, „da sie doch nur ihrem Mann zu gefallen trachtet". „Ein Greis ist stets mürrisch und ein Unsegen; aber ein altes Mütterchen ist immer freundlich und der Segen des Hauses."

Ich wollte keine Vertheidigung des Talmud schreiben, sondern nur einige Licht- und Schattenseiten wahrheitgetreu schildern. Merkwürdig ist der Widerstand, den der Talmud auch innerhalb des Judenthumes selbst gefunden hat. Davon werde ich vielleicht später einmal sprechen dürfen.

Dr. S. Bernfeld.



Die redaktionäre Partei.

Wer viele Zeitung liest — und wer ist heutzutage nicht in der traurigen Nothwendigkeit, viele Zeitung lesen zu müssen? —, Dem werden sicher oft recht amusante Druckfehler auffallen. Da man, an schnelles Lesen gewöhnt, nicht auf die einzelnen Buchstaben, sondern nur auf die Wortbilder sieht, so liest man wohl über die meisten Druckfehler, die einen falschen Buchstaben an Stelle eines ähnlichen richtigen setzen, hinweg. Selten aber entgeht Einem, wenn ein Wort einen Buchstaben zu viel hat. So fiel mir vor einigen Tagen in einer Zeitung der Ausdruck „die redaktionäre Partei“ auf. Das war zu einer Zeit, als in der sozialdemokratischen Partei eine Macht besonders stark hervortrat, für die der Ausdruck sehr gut passen würde. Und so vergewisserte ich mich denn erst ernsthaft, ob ich es mit einem Druckfehler oder nicht vielmehr mit einer treffend gewählten Bezeichnung zu thun hätte. Es war ein Druckfehler, denn das Blatt hatte von den letzten Vorgängen innerhalb der sozialdemokratischen Partei weder Kenntniß noch Interesse dafür. Und doch sind diese Vorgänge wichtig genug.

Am achtzehnten Juni, bei de Elbregatta, sprach der Deutsche Kaiser davon, daß die Hamburger „mit ihrenrGedanken und ihren vorwärtsgehenden Bestrebungen bisher an der Spitze marschirt sind“. An die sozialdemokratischen Arbeiter in Hamburg hat er dabei zwar sicherlich nicht gedacht; der Ausspruch charakterisirt sie aber trotzdem recht gut. Ungefähr eben so wie die deutschen Nationalökonomen in den englischen Verhältnissen das Zukunftbild unserer Wirthschaft sehen, gilt den deutschen Arbeitern das Bild der hamburger Arbeiterschaft als das Bild ihrer Zukunft. Ich will mich daher mit diesem Bilde und dem Kampf zwischen Theorie und Praxis, der sich augenblicklich in Hamburg abspielt, hier etwas näher beschäftigen. Die Theorie wird durch das offizielle Parteiorgan, das „Hamburger Echo“, die Praxis durch die Gewerkschaftler vertreten.

Der Gegensatz reicht weit zurück, bis in die Anfangszeit der deutschen Gewerkschaftbewegung. Um die Gewerkschaft haben sich Alle geschaart, die nach praktischen Zielen schon unter heutigen Verhältnissen ringen. Und nach dem Vorbild anderer Orte und Länder haben die Leute der Gewerkschaft auch das Wort „Genossenschaft“ auf ihre Fahne geschrieben. Sie wollen eben nicht bis zum Tage des „großen Kladderadatsch“ warten, an den die Meisten von ihnen überhaupt nicht mehr glauben. Ihre Gegner sind die „Nurpolitiker“, denen alle praktischen Bestrebungen ein Dorn im Auge sind, weil, nach ihrer Ansicht, praktische Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der Massen die Evolution nicht fördern, sondern nur aufhalten. Diese Leute gleichen dem Studenten der „Fliegenden Blätter“, um den sich Alles dreht und der sich an den Laternenpfahl geklammert hat, um abzuwarten, bis sein Haus herankommt, und dann hineinzuspringen. Die große Masse wird aber allmählich des längeren Wartens überdrüssig und geht haufenweise von den Theoretikern, den „Buchproletariern“ der Parteipresse, zu den Männern der Praxis über. Wir erleben daher das interessante Schauspiel, daß ein großer Theil der Leser, die durch ihr Abonnement diese Presse und die Parlamentsvertreter unterstützen, in Wuth gegen die Redakteure entbrennt, weil sie ihnen bei allen praktischen Bestrebungen Steine in den Weg wälzen; zwar nicht öffentlich — dazu sind die Gewerkschaften zu mächtig —, um so mehr aber, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, versteckt und heimlich.

Der Konflikt, von dem ich hier rede, bezieht sich auf den Konsum-, Bau- und Sparverein „Produktion“. Die vereinigten Vorstände und Delegirten der Gewerkschaften von Hamburg, Altona, Ottensen und Wandsbek haben die Gründung einer von den Gewerkschaftlern — nicht von den Gewerkschaften — zu unterstützenden Genossenschaft beschlossen und dagegen kämpft die Partei mit allen Mitteln. Zuerst führte sie fälschlich einen Beschluß des berliner Parteitages ins Feld, der in Wahrheit aber, wie der damalige Referent Auer ausdrücklich anerkannte, nicht Konsum-, sondern nur Produktivgenossenschaften trifft; und als die Mahnung an die Parteidisziplin bei der hamburger Arbeiterschaft nicht verfing, richtete das „Hamburger Echo“ einen Briefkasten ein, in dem mit Fragen und Antworten gegen die „neue Gründung“ zu Felde gezogen wurde. Trotzdem wuchs die Mitgliederzahl der Genossenschaft und die Seele des ganzen Unternehmens war der Reichstagsabgeordnete Adolf von Elm. Er ist nun auch Geschäftsführer einer Tabakarbeitergenossenschaft, die vor einigen Jahren nach einem Tabakarbeiter-Strike hauptsächlich durch ihn ins Leben gerufen worden ist. Dort kam es zu persönlichen Reibereien zwischen ihm, einem Aufsichtrathsmitglied und dem Buchhalter und das „Hamburger Echo“ griff in diesen Streit mit einer Darstellung ein, deren Spitze sich gegen von Elm richtete.

Die Antwort darauf war eine auf den ersten Juni vom Vorsitzenden des Gewerkschaftkartells einberufene Volksversammlung, in der die Mitglieder der Tabakarbeitergenossenschaft den Sachverhalt klarlegten und in der auch die Redaktion des „Hamburger Echo“ vollzählig vertreten war. Diese anscheinend interne Angelegenheiten der Tabakarbeitergenossenschaft verhandelnde Versammlung gestaltete sich aber in ihrem Verlauf zu einer imposanten Protestkundgebung gegen das Verhalten des „Hamburger Echo“ in allen praktischen Fragen, und nachdem man sich während der Dauer von drei Stunden noch nicht genügend Luft gemacht hatte, ward die Versammlung um Mitternacht vertagt, um einige Tage darauf fortgesetzt zu werden. Die nächste Wirkung der beiden Versammlungen war der — wohlgemerkt nicht von den Gewerkschaftlern, sondern — von den Vertrauensmännern sämmtlicher drei Wahlkreise einstimmig gefaßte Beschluß, eine Versammlung der Parteimitglieder einzuberufen, um zum Konsum-, Bau- und Sparverein „Produktion“ Stellung zu nehmen. Wie sie ausfallen wird, kann nicht zweifelhaft sein.

Allgemeinen Beifall fand in der ersten Versammlung die Aeußerung eines Redners, „es bestünden heute zwei Strömungen innerhalb der Arbeiterbewegung und er sei überzeugt, daß die Strömung, die auf praktisches Wirken gerichtet sei, bald die Oberhand gewinnen werde ...“ Offenbar bedarf es in Hamburg nur eines Anlasses wie etwa der Ausstoßung Bernsteins — nicht, um eine Spaltung hervorzurufen, dazu sind die hamburger Arbeiter viel zu praktisch, sondern —, um die Herren des „Hamburger Echo“ „fliegen“ zu lassen. Das hat ihnen Legien von der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ in der selben Versammlung deutlich gesagt. Ein Redakteur des „Echo“ hatte unter allgemeinem Protest erklärt, daß ihm der Gewerkschaftbeschluß „Wurst“ sei, und Legien antwortete ihm: „Wenn die Beschlüsse der Gewerkschaften dem ‚Hamburger Echo‘ ‚Wurst‘ sind, dann wüßten die hamburger Arbeiter ja, was sie von dem Inhalt dieses Blattes zu halten hätten, und würden die Konsequenzen daraus ziehen“. Das ist der selbe Legien, der auf dem frankfurter Gewerkschaftkongreß am dreizehnten Mai äußerte: „Es giebt eben keine andere Partei

in Deutschland als die sozialdemokratische, die Das politisch vertritt, was wir in unseren gewerkschaftlichen Organisationen erörtern und fordern. Wenn einmal eine Partei in Deutschland entsteht, die Das auch thut und die nöthige Macht hat, dann sind wir gern bereit, als Gewerkschaft mit ihr zu verhandeln. Die sozialdemokratische Partei vertritt, was wir als Gewerkschaft fordern, daher kann es nicht anders sein, als daß wir Sozialdemokraten sind." Mit anderen Worten: wir sind Sozialdemokraten aus praktischen Gründen, nicht aus Prinzipien, und fördert Ihr unsere praktischen Ziele nicht, dann können wir Euch nicht gebrauchen. Legien glaubt so fest, die praktische Entwickelung werde, unbeeinflußt durch allen „theoretischen Kram", ihren Fortgang nehmen, daß er sich offen brüstet, er halte es nicht einmal der Mühe für werth, die bernsteinischen „Voraussetzungen" zu lesen: Das komme ohnehin so. Und die hamburger Arbeiterschaft, die sich in ihren praktischen Bestrebungen durch die sozialdemokratische Parteipresse nicht genügend unterstützt findet, steht nicht allein da. Auch der sozialdemokratische Stadtverordnete für Leipzig, Fell, Geschäftsführer des Konsumvereins Leipzig-Plagwitz, sagte am vierten Juni auf dem Verbandstag der sächsischen Genossenschaften „Vorwärts" in Crimmitschau: „Die uns nahestehende Presse könnte in dieser Hinsicht (Beseitigung der Gleichgiltigkeit gegenüber gemeinsamem Waareneinkauf) viel mehr thun als bisher." Wie erklärt sich dieser Zwiespalt? Nun, zum Theil hat schon „Die Neue Zeit" die Frage beantwortet, als sie am vierten Februar in einer Polemik gegen die hamburger Genossenschaft verkündete: „Das Projekt ist für die Partei schädlich. Wer so Vieles wie die Befürworter des Planes innerhalb der heutigen Wirthschaftordnung für möglich erklärt, kann, wenn auch wider Willen, bei Manchem den Glauben erwecken, daß es sich da nicht mehr lohne, für die Sozialdemokratie zu wirken." Hinter dem Verhalten der Parteipresse steckt also die Befürchtung, daß es den Arbeitern bei Förderung ihrer praktischen Bestrebungen zu gut gehen könnte und daß sie dann der Partei den Rücken kehren würden.

Der Zahl der eingetragenen Reichstagswähler ist in Hamburg von 1893 bis 1898 um 13,1 Prozent gestiegen, die Zahl der abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen von 56,01 auf 57,87 Prozent aller abgegebenen Stimmen. 1898 beliefen sich die abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen auf 82095 gegen 70552 im Jahre 1893. Zunahme also: 11543 Stimmen gleich 16,4 Prozent. Dem entsprechend müßte auch die Zahl der beisteuernden Mitglieder gewachsen sein. Die Distriktskassirer klagen aber, daß die dreißig Pfennige Monatsbeitrag schlechter und schlechter eingehen und daß der Beitragenden von Jahr zu Jahr weniger werden. Leute, von denen man annehmen darf, daß sie genau unterrichtet sind, taxiren den Rückgang der Mitgliederbeiträge für jedes der letzten Jahre auf etwa 15000 Mark.

Das „Hamburger Echo" hat eine Auflage von ungefähr 34000 Exemplaren. Davon wird doch ein starker Bruchtheil von Männern unter fünfundzwanzig Jahren, von Arbeiterinnen, Fremden u. s. w. gehalten, so daß auf die 34000 Abonnenten noch nicht 30000 Reichstagswähler entfallen. Und da in Hamburg, Altona, Ottensen und Wandsbek mehr als 100000 sozialdemokratische Stimmzettel abgegeben werden, so hält also nicht einmal jeder dritte Sozialdemokrat dort das Parteiorgan. Wenn heute in Hamburg ein Arbeiterblatt von ausge-

sprochen bernsteinischer Richtung erschiene, so würde es reißend Absatz finden. Wenn die Parteiführer sich durch Dogmen und Phrasen nicht selbst den Weg verrammelt hätten, sie würden sich heute — wie Jaurès in Frankreich und wie Vandervelde in Belgien — an die Spitze der Strömung stellen, die praktischen Zielen zusteuert. Sie brauchen nur die Anzeigentheile ihrer eigenen Zeitungen aufzuschlagen, um zu sehen, daß es den Arbeitern nicht an Mitteln gebricht, um außer zur Gewerkschaft und Genossenschaft auch zur Parteikasse zu steuern. Da steht Annonce neben Annonce: Sommerausflug des Holzarbeiterverbandes nach . . .; Sommerausflug des Metallarbeiterverbandes nach . . .; Centralverband der Verkehrsarbeiter, Ortsverwaltung Altona: Erstes diesjähriges Sommervergnügen per Salondampfer „Lauenburg" nach dem Zollenspieker u. s. w. Da wird mit Kind und Kegel im Lokal des Herrn Bahlmann, Müller oder Schulze eingekehrt, und wenn der „Verelendete" abends heimkehrt, hat er das Mehrfache Dessen ausgegeben, was einen Jahresbeitrag zur Parteikasse ausmacht. Auch die Annoncen der Theater- und Cirkusvergnügungen, der Fahrradhändler und Lotteriekollekteure in den Parteiblättern sind kein Zeichen von Armuth der großstädtischen Arbeiter.

Um vor den Massen auch ferner noch die alten Dogmen gebrauchen zu können, wird ihnen ein anderer Sinn untergelegt, als der ist, den sie bei Marx und Engels hatten. Da wird aus der immer größeren Verelendung der Massen: eine „relative" Verelendung der Massen bei ständiger Besserung ihrer Lage, aus der erwarteten „Revolution" wird die stetig fortschreitende „Evolution"; und man behauptet, „daß man das Recht auf Revolution nicht aufgegeben habe", weil man auf dem Standpunkt steht, den schon Schiller im „Tell" einnimmt, wenn er sagt:

„Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben. . ."

Im „Vorwärts" und in der „Neuen Zeit" folgten Artikel auf Artikel gegen Bernstein. Sollten diesen Organen gar keine Artikel für ihn zugegangen sein? Wie kommt es denn, daß andere Parteiblätter solche Artikel erhalten haben? Man hat beinahe den selben Eindruck wie bei den beliebten Umfragen der Regirungen: die Befragten wissen, was die „Regirung" hören will, und richten ihre Antworten danach ein. Auf diese Weise soll bei den Massen der Glaube erweckt werden, daß die bernsteinische Richtung nur Gegner habe. Geht man aber in die Volksversammlungen, da merkt man gar bald, daß die Massen anders denken als die Wortführer. Natürlich wagen sich die dissentirenden Stimmen Derer, die sich in der Minorität glauben, nur schwer hervor, namentlich, wenn damit zugleich ein Frontmachen gegen die bisherige Autorität verbunden ist. Der politischen Organisation zu Liebe werden die Arbeiter systematisch vor allem praktischen Handeln gewarnt. Den Glauben an den „großen

Kladderadatsch", der von selbst komme, kann man ihnen aber nur erhalten, wenn man, nach wie vor, von ihrer fortschreitenden Verelendung predigt. Daß Bernstein diese Theorie aufgegeben hat, ist sein Hauptverbrechen in den Augen der sozialdemokratischen Parteipäpste.

Wie lange kann sich ein solches System halten? Müssen nicht die nackten Thatsachen den großen Massen über kurz oder lang die Augen darüber öffnen, daß es für sie vortheilhafter ist, sich mit Bernstein auf den Boden der Thatsachen zu stellen, als gegen die Thatsachen zu kämpfen? Wenn die sozialdemokratische Partei dem Rathe Bernsteins folgt, dann könnten Sozialdemokraten nicht länger von Richtern als Bürger minderen Rechtes behandelt werden, weil ihr „verbrecherisches Endziel" „der Umsturz des Staates mit gewaltsamen Mitteln ist", dann könnte man einem ihrer Führer nicht der „Ideen der revolutionären Sozialdemokratie" halber den Eintritt in den Schulausschuß der Stadtverordneten verweigern, dann wäre der Regirung die Ausrede benommen, daß sie sich wegen der Umsturzbestrebungen der Sozialdemokratie auf parteilosen Facharbeiterkongressen, zu denen sie eingeladen ist, nicht vertreten lassen könne, dann ... Wozu jedoch weitere Aufzählungen? Dann würden — mit einem Wort — die Arbeiter tausend Nachtheile nicht haben, die sie heute erdulden. Könnten sie diese Nachtheile nur dadurch vermeiden, daß sie eine Gesinnung heuchelten, die sie nicht haben: jeder anständige Mensch würde sie ob solcher Heuchelei verachten. Sie erleiden diese Nachtheile aber gerade umgekehrt dadurch, daß ihre öffentlichen Organe Gesinnungen und Prinzipien zur Schau tragen, die sie — die Arbeiter — in Wahrheit nicht haben.

Hamburg. Raphael Ernst May.



Selbstanzeigen.

Essays zur amerikanischen Literatur. Verlag von Otto Hendel in Halle. Preis geh. 0,75, geb. 1 Mark.

Wir wissen so viel von der Industrie, von dem Handel Amerikas, von seinem Reichthum, von seinen ökonomischen und politischen Verhältnissen — seit einem Jahr macht sich auch seine kriegerische Bedeutung fühlbar, die der Denkende schon in den sechziger Jahren voraussehen konnte —, aber von seinem geistigen Leben, von seiner wirklichen Kultur wissen wir wenig, fast nichts. Autoren von geringem Tiefgang, Erzähler und Dichter europäischer Schule haben es bisher literarisch für uns vertreten. Ich habe versucht, auf den höchsten Geistesflug der amerikanischen Nation hinzuweisen und von Dichtern und Philosophen zu

berichten, die bei uns fast unbekannt sind und die doch ein völlig neues, ein amerikanisches Element in die Weltliteratur tragen.

Wien. Dr. Karl Federn.



Herrn Dr. Karl Freiherrn von Stengels und Anderer Argumente für und wider den Krieg. Verlag der Oesterreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde. Wien 1899.

Herrn Dr. Karl von Stengels Schrift „Der ewige Friede", so wenig Beachtung sie im Hinblick auf ihren inneren Werth verdient, fand dennoch nicht nur weite Verbreitung, sondern gab auch Veranlassung zu Erörterungen und Vorgängen, die als symptomatische Erscheinungen des öffentlichen Lebens ein dauerndes Interesse beanspruchen dürfen. Meine Absicht war es nun, eine kurze Analyse des geistigen und ethischen Gehaltes der stengelschen Schrift zu geben, zugleich die gangbarsten — angeblichen — Gründe gegen den dauernden Friedenszustand, mit denen die verschiedenen Kriegseiferer zu operiren pflegen, in vorurtheilfreier Beleuchtung zu zeigen und vom Standpunkt der gesunden Vernunft und Moral die verhängnißvolle Suggestion, die Autorität und falsch verstandener Patriotismus erzeugt haben, zu bekämpfen. Um durch meine Stellung an einer deutschen Universität nicht behindert zu sein, mußte ich die Form der Anonymität wählen.

Dr. N. N., Privatdozent.



Friedrich Eduard Benekes Leben und Philosophie. Auf Grund neuer Quellen kritisch dargestellt. Bd. XIII der Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte, herausgegeben von Professor Dr. Ludwig Stein. Verlag von Steiger & Cie., Bern 1899. VII und 284 S.

Ich habe mein Buch in der Vorrede als die Entrichtung einer Dankesschuld an den heute fast vergessenen Philosophen bezeichnet. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war Beneke den Berlinern eine wohlbekannte Persönlichkeit, viele ältere Mitbürger erinnern sich seiner noch und manche haben als Studenten zu seinen Füßen gesessen. Sein räthselhaftes Verschwinden am ersten März 1854, der erschütternde Abschluß eines der Arbeit gewidmeten und entsagungvollen Lebens, hat die persönliche Erinnerung wachgehalten, aber die Wissenschaft nennt ihn nicht mehr. Schuld daran ist in erster Linie, daß die akademische Geschichtschreibung der Philosophie jener Tage von hegelschem Geiste durchtränkt ist. Zudem floß sein Leben geräuschlos dahin. Dennoch war es merkwürdig reich und fruchtbar, so wie es jetzt einigermaßen lückenlos vor das Auge der Nachwelt tritt. Wer sich bisher mit Beneke und seiner Philosophie beschäftigte, war auf kärgliche biographische Notizen, im Uebrigen auf Benekes Schriften selbst angewiesen; eine vollständige, sein Leben, Werden und Schaffen umfassende Darstellung fehlte. Auch mir wurde eine solche Darstellung erst durch das gütige Entgegenkommen der Familie des rühmlichst bekannten Pädagogen Dr. Dittes in Wien möglich. Der Nachlaß Friedrichs Dittes enthielt einen umfangreichen Briefwechsel Benekes mit Dreßler,

der sein bedeutendster Anhänger war, und mit Hilfe von über zweihundertundvierzig Briefen gelang es mir, ein treues Bild des Philosophen zu zeichnen. Die Darstellung der Lehre habe ich eng an den Lebenslauf angeschlossen. Beneke war in erster Linie Psychologe. Ich habe mich daher bemüht, eine angewandte Psychologie zu geben. Den seelischen Regungen und Beweggründen bin ich im Leben des Philosophen, so gut ich konnte, nachgegangen, um die Harmonie seines Denkens und Handelns aufzudecken, und habe dieses Leben im politischen und kulturellen Zusammenhange der Zeit darzustellen versucht. Das Verhältniß Benekes zur preußischen Regirung, zu Hegel, Schelling, Schopenhauer, den beiden Fichtes und Herbart, zur Naturwissenschaft, zur Volksbildung und zur revolutionären Bewegung erfährt eine ausgiebige Beleuchtung.

Dr. Otto Gramzow.



Marx und Nietzsche. Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig. Preis 0,60 Mark.

Dies Laienbüchlein schrieb ich mitten unter geistlosen Formularklagen, unter Grenzdifferenzen, die beweisen, daß der antikollektivistische Bauernschädel noch lange nicht reif für Kautsky ist und auch noch nicht für Franz Oppenheimer, unter höchst unchristlichen Altentheilsstreitigkeiten, die mir aus den Dörfern des lebuser und des beeskower Landes manch eines Lear wilden Athem in die Akten bliesen, aber niemals sanften Kordeliensang in das Zimmer trugen, und all dem Rüstzeug, mit dem der Anwalt bei einem kleinen ostelbischen Gericht sich gegen den Uebermuth der Aemter wappnen muß. Ueber diesen juristischen Scharmützeln und dem Handwerk des Alltags wollte ich nicht vergessen, daß dem Gebildeten auch noch wichtigere und heiligere Aufgaben als die berufserwerblichen obliegen. Ich wollte, so weit mein Können reicht, daran mahnen, daß die Gegenwart sich vor der Nachwelt einst dafür zu verantworten haben wird, daß mehr und mehr das deutsche Volk sich in zwei Klassen spaltet, die einander nicht mehr verstehen und kaum noch verstehen wollen.

Fürstenwalde. Rechtsanwalt Max Falkenfeld.



Frauengestalten. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag 1899.

In diesem Büchlein versuchte ich den Heldenmuth des Weibes zu schildern: den passiven Heldenmuth, der sich nicht in Thaten, sondern im Dulden äußert. Ob es mir gelungen ist, Das zu beurtheilen, ist nicht meine Sache. Möge das Büchlein nur nicht in die Hände einer Kritik fallen, die es schon deshalb verwirft, weil der Stoff nicht in ihren Kram paßt. Allein ich höre schon ihr: „Was ist uns Hekuba?“

Donauwörth. Rudolf Knuffert.



Beleidigung und Ehrverletzung. Eine gemeinverständliche philosophisch-rechtswissenschaftliche Betrachtung. Verlag von L. Schwann, Düsseldorf.

In der Brochure ist auf Grund logischer Entwickelung der Begriffe „Beleidigung“, „Ehre“ und „Achtung“ der Nachweis versucht worden, daß die heute

übliche Definition der Beleidigung als einer Ehrverletzung theoretisch unhaltbar ist und praktisch mancherlei Verwirrungen anrichtet, besonders auch eine Ueberspannung des Ehrgefühls, d. h. eine Verkümmerung des Rechtsgefühles unterstützt.

Sobernheim a. d. Nahe. Referendar Hermann Müller.



Ferienbörsen.

Selbst die völlige Lethargie, in die die berliner Börse jetzt versunken ist, hindert durchaus nicht, daß um den ersten Kurs irgend einer neuen Cementaktie kleine Stürme entstehen, also unser Publikum, unberührt von jeder Ferienruhe, seine alte Jagd nach dem Glück fortsetzt. Die Börse ist da eigentlich ganz unbetheiligt, es ist nur eine ihrer Einrichtungen: der Kurszettel, den die Emissionhäuser in ihrem außerordentlich erweiterten Verhältniß zu den Privatkreisen noch nicht zu entbehren gelernt haben. Hoffentlich kommt es noch so weit, daß bei der Einführung eines Papieres der Gesammtbetrag ausgegeben wird, d. h. daß die Gründerfirmen weitere Profite außer ihrem Konsortialgewinn verschmähen. Dann dürfte das Schauspiel unmöglich werden, daß bei einer Notiz von zweihundertundvierzig Prozent vor lauter Kaufandrang weder ein Brief- noch ein Geldpreis festgesetzt werden kann. In der gewöhnlichen Spekulation haben die Berliner jetzt eine längere Ruhepause eintreten lassen, weil sie seit einer Reihe von Monaten viel verdient haben. Da pflegt man sich denn — gerade wie der Spieler, der am Roulettetisch Glück gehabt hat — gern für einige Zeit zu absentiren. Wären der Mai und Juni karg gewesen, so würde man sicherlich der größten Julihitze trotzen. Allerdings stehen wir im Kaufen und Verkaufen par distance längst nicht mehr hinter den pariser Börsianern zurück — Das kann man in der Telegraphenstation des kleinsten Badeortes beobachten —: aber das Gros der Börsenbesucher feiert doch. So hat Berlin jetzt Tage, an denen nicht mehr als achtundvierzigtausend Peseten Spanier gehandelt werden und nach zwei Uhr mittags kann es passiren, daß man auf ein Ausgebot von fünfundzwanzig Kreditaktien keine Antwort mehr erhält.

Mitten in solcher Geschäftsmüdigkeit können aber die Kurse doch recht fest sein; ja, die Steigerung von Montanpapieren ist vielfach nur dadurch so stark ausgefallen, daß der eingeschränkte Verkehr auch einer geringen Nachfrage kein entsprechendes Verkaufsmaterial gegenüberstellte. Im Uebrigen verräth sich der Hochsommer in der Einförmigkeit der die Tendenz bestimmenden Ereignisse. Da genügt es denn auch schon, wenn heute gemeldet wird, die Kohlenpreise würden erhöht werden, und morgen zur Abwechselung, sie würden nicht erhöht werden, um das eine und das andere Mal den Zeiger am Zifferblatt der Kurse in Bewegung zu setzen, obgleich es doch klar genug ist, welches Spiel das Syndikat treibt. Nachdem der Theilstrike eben erst glücklich vorüber ist, werden die Herren in Essen sich nicht gerade beeilen, öffentlich ihre zukünftigen Mehrgewinne zu affichiren. Ohne Einfluß auf die Börse

ist dagegen vorläufig die Entscheidung des dortmunder Landgerichtes geblieben, das die von den Hüttenwerken angekauften Zechen auch weiterhin — bis 1905 — für syndikatpflichtig erklärt hat, so daß ihre Produktion nicht zur ungebundenen Verfügung der neuen Eigenthümer steht. Wird das Urtheil von den höheren Instanzen bestätigt — und Das halte ich auf Grund der entscheidenden Vertragsbestimmungen für wahrscheinlich —, so ist die großartige Bewegung, die die Hütten von den Kohlen-, Koks- und Roheisen-Verbänden unabhängig machen wollte, bis auf Weiteres zum Stillstand gebracht. Und dabei waren unsere Eisenindustriellen in diese Bewegung weniger durch die hohen Preise gedrängt worden, die sie — gern oder ungern — weiter bezahlt hätten, als durch die ungenügende Art der Lieferung. Die Lieferungmisere geht so weit, daß das Kokssyndikat jetzt kurzen Prozeß gemacht und von den Zechen Nacherfüllung für alle Minderbeträge aus dem verflossenen Halbjahr verlangt und dabei ausdrücklich erklärt hat, Arbeitermangel als höhere Gewalt nicht anzuerkennen. Damit tritt der Kampf zwischen Kohle und Koks in ein akutes Stadium. Denn während die Zechen nach ihren Verträgen mit den Händlern sich ohne Weiteres gegen die Nachlieferung von einmal ausgefallener Kohle unter Berufung auf Arbeitermangel als höhere Gewalt zu schützen in der Lage sind, entbehren die Verträge mit dem Kokssyndikat einer solchen Klausel. Die Flötzeinstürze im Gebiet des harpener Bergbaues sind vielleicht zu gleichgiltig aufgenommen worden. Das Flötz „Sonnenschein“ erstreckt sich fast durch das ganze Ruhrgebiet und seine Qualität gilt als besonders gut, so daß bisher wenigstens „Sonnenschein“ immer genannt wurde, wenn es sich darum handelte, die Börse für Kohlenaktien zu begeistern. Natürlich ist das Flötz im Ganzen durch solche Unfälle keineswegs gefährdet, allein bei Kursen von zweihundert Prozent und darüber darf man doch auch an den Fall denken, daß die Schadenreserven zu ergänzen sein könnten. Am Schlimmsten bei solchen Betriebsunterbrechungen geht es den großen Verbrauchern, deren regelmäßiger Monatsausfall wohl bald von zwanzig auf fünfundzwanzig und dreißig Prozent gestiegen sein wird.

Grundloses Aufheben macht man von den anhaltenden Käufen in Staatsfonds, die sich doch ganz und gar auf wenige große Papiere und daneben noch auf die neuen Vierprozentigen beschränken. Dreieinhalbprozentige dagegen sind, nach wie vor, schlecht verkäuflich, — und von den Städteobligationen ist es schon am Besten, gar nicht zu reden. Eben wird von den neuen Münchenern erst in der üblichen Weise gemeldet, das Resultat der Zeichnung sei höchst befriedigend ausgefallen, und jetzt, unmittelbar danach, sind sie überhaupt nicht anzubringen. In diesem Zusammenhang komme ich noch einmal auf die kürzlich erwähnte Kursstreichung von sechzig Städteobligationen in Berlin zurück. Das war sicher ein Vorkommniß, das die allgemeine Marktlage dieser Werthe höchst charakteristisch illustrirte; als Tageserscheinung muß man es aber doch nicht überschätzen. Andere, besonders ältere Börsen befolgen in solchen Fällen eine mildere Praxis und lassen für Obligationen, die einen begrenzten Absatz haben und überhaupt spärlich gehandelt werden, ruhig den Kurs des vorigen oder eines noch früheren Tages fortbestehen. Damit kommen sie auch der Wahrheit ungleich näher, als wenn sie einen Geschäftseifer prästiren, dessen überraschendes Resultat den uneingeweihten Leser des Kurszettels in den irrigen Glauben versetzen muß, daß sich ganz besondere Dinge von einem Tag zum anderen zugetragen hätten. Herrscht

nun einmal in Städtepapieren schon die Ruhe des Kirchhofes, so war doch keine Veranlassung für diese Massenhinrichtung an einem einzigen Börsentage gegeben. Im Allgemeinen läßt sich heute die Tendenz des berliner Platzes schwer bestimmen, da bald Nachfrage, bald Angebot aus ihrem normalen Gleise gerathen sind. Durch das Attentat auf Milan ist man auf die serbischen Parteiverhältnisse aufmerksamer geworden und die Unzufriedenheit in Bulgarien bot unseren Banken, die nicht nur im Augenblick, sondern auf längere Zeit hinaus kein Geld übrig haben, den erwünschten Vorwand, um die bulgarische Konversion zu vertagen. Wenigstens schützten sie in Sofia die politischen Verhältnisse vor; vor dem großen Publikum sollte die „Reisezeit" als Ursache der Verzögerung ausgegeben werden. Viel Zartgefühl bei zugeknöpften Taschen! Die spanische Ministerkrisis ist für unsere Hochfinanz ohne Interesse gewesen. Man glaubt eben in gut informirten Kreisen überhaupt nicht, daß in Spanien heute ernste Reformen möglich sind, und hält es danach mit Recht für gleichgiltig, welches Kabinet am Ruder ist. In der Frage der Couponsteuer vertreten die deutschen Plätze einen billigeren Standpunkt, als z. B. Paris, das sich auf keinen Couponabzug an den Extérieurs einlassen will und eine diplomatische Intervention durchgesetzt hat. Man kann doch eine Besteuerung der auswärtigen Schuld, die Ordnung in die Finanzen des besiegten Landes zu bringen bestimmt ist, kaum als Wortbruch behandeln. Hier wird einfach das Unzulängliche Ereigniß. Hat etwa der Kurs der Extérieurs, selbst längere Zeit vor dem Kriege, eine solche Höhe gehabt, daß der Käufer glauben konnte, ein Primapapier zu erwerben? Und spricht neben der Billigkeit nicht auch die Vernunft dafür, einer Herabsetzung der Verzinsung zuzustimmen, wenn dadurch die Erfüllung der Zinsverpflichtung gesichert wird?

Dagegen haben die Vorgänge in Transvaal unsere Bankenkabinette lebhaft beunruhigt. Selbst leitende deutsche Financiers, die von London zurückkamen, hielten Chamberlains wahre Absichten für verdächtig; inzwischen hat sich aber die Situation verändert. Einige Parlamentswahlen sind bekanntlich liberal ausgefallen, die Tories sind stutzig geworden und Salisbury will den Frieden unter allen Umständen. Nur fürchtet man neuerdings wieder, die Haltung der Afrikander könnte die ganze Frage verschieben und England aus Rücksichten auf die Kapkolonie zu ernsten Entschlüssen treiben. Jedenfalls hat es schon für eine ungerechtere Sache die Waffen ergriffen, wie die beiden Kriege beweisen, die es vor fünfzig Jahren mit China führte, weil die Regirung in Peking ihre Völker nicht durch Opium vergiften lassen wollte.

Als bedeutsam wird auch die neuerliche Diskontopolitik der Bank von England angesehen, die trotz ihren großen Goldeingängen plötzlich mit Gold zurückhält. Nun weiß man zwar in der City längst, daß die Bankreserven um mehrere Millionen Pfund zu klein sind; warum aber gerade jetzt die Verstärkung durchgeführt wird, da ohnehin die Getreide-Rimessen nach New-York nicht abzuwehren sein werden, ist noch nicht recht zu ersehen. Man rieth daher auch auf einen Zusammenhang mit den Transvaalwirren, weil im Fall eines Krieges die Goldausfuhren von dort stocken würden. Das würde aber gegenüber der rapiden Fortentwickelung der anderen Goldländer, vor Allem der Union, doch nur wenig zu bedeuten haben.

Pluto.



Der galizische Krach.

Im Jahre 1863, unmittelbar nach dem Zusammenbruch des polnischen Aufstandes, in dem das Herzblut der Nation verströmt war, veröffentlicht Graf Stanislaw Tarnowski im „Czas“ seine berühmten Artikel „Z teki Stańczyka“ (Aus dem Notizenheft des Stanczyk), in denen er über die unverbesserliche Romantik des Polenthumes den Stab brach, über die Leichtfertigkeit, mit der es, jeder realpolitischen Erwägung unzugänglich und tollkühn wie nur irgend ein abenteuerlicher Junake, in die Revolution hineingesprungen war. Das Pseudonym „Stanczyk“ hatte der Verfasser nicht gerade passend gewählt. Stanczyk hieß der Hofnarr eines Königs, der ganz dem Papstthum verfallen war. Während aber in den Prunksälen Alle dem stolzen römischen Legaten sich neigten, selbst die schöne Barbara, die König Sigismund August II. wider den Willen seines Vaters in geheimer Ehe zum Weib genommen hatte, mit ihren reizenden Lippen die Hand des ersten Jesuitensendlings küßte und der König ekstatischen Predigern sein Ohr lieh, hielt sich Stanczyk, fern von seinem Herrn, in einem Nebengemach auf und weinte. So hat ihn auch Jan Matejko gemalt, der nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein tiefernster und gedankenreicher Patriot war. Diesem Stanczyk, diesem Narren mit der Learstimmung, war nun aber Graf Tarnowski recht unähnlich. Er war kein Hofnarr, er prophezeite auch nicht, sondern wählte den bequemeren Theil der Kassandrarolle, erst nach geschehenem Unglück Kritik zu üben; und er kritisirte auch nicht thränenden Auges, sondern mitleidlos. Man sagte ihm nach, daß er die Urheber des Aufstandes, die Unglücklichen, die in Sibirien oder auf dem Spielberg schmachteten oder im Elend des Exils seufzten, hauptsächlich darum so schonunglos justifizirte, weil sie den Aufstand als Demokraten, unter Verzicht auf die Hilfe des an den Höfen bereits heimischen Adels, geschürt hatten. Immerhin sprachen die Thatsachen für ihn: der Aufstand war eine heroische Dummheit gewesen und es war nicht zu leugnen, daß es keine Toten und Verwundeten, kein Elend und keinen Untergang gegeben hätte, wenn man sich nicht geschlagen hätte. Und da das Alles unbestreitbar war, so bekam man vor dem Verkünder dieser Weisheiten Respekt; und je mitleidloser er predigte, desto erhabener nahm sich die Lehre aus, so daß man bald darauf anfing, in Rußland sowohl wie in Galizien auf die Devise „Realpolitik über Alles“ zu schwören.

Die polnischen Wünsche wurden vertagt. Viel staatsmännischer Sinn gehörte freilich dazu nicht, denn „der Bien mußte“, ob er nun wollte oder sich sträubte. Aber es gelang, in Rußland und Galizien gleichmäßig auf dem Wege der stillen Sammlung Terrain zurückzuerobern. Nur verlangte die Methode in Rußland einige Selbstverleugnung. Ein Markgraf Wielopolski ward persona gratissima bei einem der Zaren, die Potockis und Andere gewannen ungeheure Liegenschaften

in Rußland zurück, andere Geschlechter wieder lieferten Hofmarschälle und Kammerjunker für das Winterpalais, Generale und Obersten für die Armee u. s. w. In Oesterreich, wo es neben dem Hof bereits ein Parlament gab, bereicherte man die Methode und begann auch, parlamentarisch zu operiren: der reichsräthliche Polenklub trat auf den Plan. Er stand ganz auf der tarnowskischen Platform und rekrutirte sich aus Anhängern der Stanczyken-Partei; denn Diese führte das unumschränkte Regiment im Lande und begründete im Polenklub ihre große wiener Handelscentrale. Sie hatte in Wien einen wirklichen Staatsmann zum Führer: Herrn von Grocholski, einen Mann, dessen Name heute schon halb vergessen ist und der doch eine der merkwürdigsten Erscheinungen des Fraktiongeistes und der Fraktionpolitik war. Er war absolut kein Redner und man hat von ihm kaum je mehr als zweihundert zusammenhängende Worte gehört. Andere mochten reden, so viel sie wollten: er hielt das Sprechen überhaupt für überflüssig. Zum Abstimmen waren die Mitglieder des Polenklubs da! Der Dämon, der die polnischen Reichstage zur Schmach der Nation gemacht und das Land in den Untergang getrieben hatte, der Ehrgeiz des Einzelnen, die Disziplinlosigkeit, das liberum veto: dieser Dämon mußte ausgetrieben werden. Alle, Groß und Klein, mußten so stimmen, wie Grocholski es wollte; er erzwang die Unterwerfung durch eine Kunst, die undefinirbar ist; man kann nur sagen, daß der Eindruck seiner Selbstlosigkeit eben so groß war wie der Eindruck seiner Klugheit und Beharrlichkeit. Ohne ihn wären die Artikel Tarnowskis ein politisches Pamphlet geblieben, durch ihn wurden sie zu einem politischen und auch politisch durchgeführten Programm. Disziplin, Disziplin und nochmals Disziplin, — Einigkeit, Einigkeit, um jeden Preis Einigkeit. Das war seine Lehre; und zwar ging sie bis ins Extrem. „Wir müssen uns lieber Fetzen aus dem Fleisch reißen lassen," sagte er einmal im Privatgespräch, „als der Welt je wieder das Schauspiel bieten, daß ein Pole lacht, weil der andere weint." In den Klubsitzungen ließ er Jeden Opposition machen, so viel er wollte; dann erhob er sich, nahm eine Prise und sagte trocken, wie Juba Bill, der eine Weile einem Weiberplausch zugehört hat: „So, meine Lieben, jetzt haben wir uns ausdiskutirt und nun habe ich die Ehre, Euch mitzutheilen, was wir morgen thun werden. Das Exekutivkomitee hat beschlossen, daß Ihr morgen so und so stimmt." Und am Tage darauf stimmte selbst die wüthendste Opposition so und so. Das Exekutivkomitee war seine Erfindung und er beherrschte es unbedingt; er war einer von Denen, die den eisernen Ring der Rechten schmiedeten, und er hütete seine Schöpfung wie seinen Augapfel. Andere drechselten Worte, wieder Andere tanzten bei Hofe Groß-Mazur, sorgten für die Gleichstellung der polnischen mit der erbländischen deutschen und czechisch gesinnten Aristokratie, gaben Empfänge in Wien und thaten beim Lawn-tennis und bei den Segelregatten am Quarnero mit: der Zauberer jedoch, der den parteisüchtigen Geist der Polen in Fesseln zwang und sie zusammenhielt, war der großgewachsene, grobknochige, schweigsame Mann, mit dem Professorengesicht und den dreisten, stechenden Augen. Er eroberte für sein Land Bahnen, Flußregulirungen, Kapitalinvestirungen, Vergrößerung der Universitäten und eine ungeheure Autonomie; er eroberte ihm den nationalen Statthalter, den nationalen Minister, die ausschließliche Geltung der polnischen Sprache bei allen Behörden und Gerichten, — und endlich einen enormen Einfluß bei Hofe. Seine Partei war des Kaisers

Lieblingspartei, — und das Alles, ohne daß Grocholski sie je zu einer österreichischen Partei hätte werden lassen, denn immer und unabänderlich blieb er dabei, daß der Klub keine parlamentarische Fraktion, sondern die polnische Delegation im Parlament sei, d. h. eine Vertretung, eine Gesandtschaft im fremden Lande, und daß er sich darum nach anderen Gesetzen richten müsse, als sie sonst für Parteien gelten. „Parteien“, sagte er, „können entstehen, Parteien können sich auflösen —: die Vertretung der Nation im fremden Lande bleibt aber immerdar Eins.“

* * *

Nachdem dieser eiserne Kosakenhetman gestorben war, begann die Herrschaft der Stanczykenpartei in Galizien ein Wenig schlotterig zu werden. Wohlgemerkt: ein Wenig nur und kaum merkbar, so daß man noch die Leute auslachte, die trüb in die Zukunft sahen; denn gerade in dieser Zeit stieg viel Glanz am Himmel auf. Wie konnte eine Opposition wagen, sich zu regen? Was sie sagte, widersprach den greifbaren Erscheinungen des Tages und außerdem war sie völlig schwach und namenlos, während im Vordergrunde bereits Graf Kasimir Badeni mit allen seinen glänzenden Erfolgen stand. Freilich, Etwas hatte sich durch sein steigendes Ansehen geändert: er war eine Macht neben dem Polenklub, nicht länger durch den Polenklub. Er wurde nicht mehr, wie einst der Finanzminister Dunajewski, durch den Klub gehalten, sondern stand durch eigene Kraft. Auch war Grocholskis Nachfolger im Präsidium des Klubs, Herr von Jaworski, ein recht unbedeutender Herr, der weder den Willen noch die Gabe hatte, mit Badeni zu rivalisiren, geschweige denn ihn zu meistern. Aber was lag daran? Die grocholskische Tradition war so übermächtig, daß der Klub trotz Herrn Jaworski sein Grundgesetz der Einigkeit nach außen nie verletzte und daß auch Graf Badeni mit ihm ein respektvolles Einvernehmen pflegte. Was lag also an dem Umstande, daß der Schwerpunkt der polnischen Bedeutung nicht mehr in Wien, sondern bei Herrn Badeni in Lemberg lag? Man fügte sich und that es sogar gern; die Gnade des Kaisers war für ihn und er selbst war ein sehr gnädiger Herr, wenn man seinen Befehlen gehorchte. Nur gehorchen mußte man eben, sonst hatte man von ihm zu dulden, was man von keinem Anderen duldete. Graf Goluchowski, der Vater des jetzigen Ministers des Aeußeren, hatte einst als Statthalter in Lemberg in einer schmutzigen Judengasse mit eigenen Füßen Sessel und Tische umgestoßen, die als Verkehrshemmniß vor den Hausthoren standen, und in der Cholerazeit die Kellerwohnungen inspizirt und verboten, daß man das Pflaster weithin mit stinkendem Kwas übergieße. Was war Das gegen Badenis Initiative und Energie? Er hatte auch seine Cholerazeit und setzte es durch, daß die Bauern die Aerzte nicht massakrirten; er hatte den Muth, jüdische Millionäre mit Du anzusprechen, und den Esprit, sie trotzdem nicht zu beleidigen; er hatte den Muth, das Bündniß mit Deutschland offen für etwas recht Gutes und Billigenswerthes zu erklären; er hatte sogar den Muth, dem Führer einer Adelsdeputation, die ihn auf einem Bahnhof erwartete, mit den rauhen Worten in die Rede zu fallen: „Packt Eure schönen Reden nur ein! Wenn Ihr mir nicht die Straße baut, jage ich Euch in alle Winde auseinander.“ Kurz: ein Niederschmetterer! Er wollte, daß in Kolomea — dem

von Sacher-Masoch so geliebten Kolomea — ein Jude gewählt werde, und es wurde Einer gewählt: Das war noch kein Wunder. Er wollte aber, daß kein Jude gewählt werde, und man sperrte Hunderte von Leuten in eine Baracke, verhaftete Andere, schleppte Andere massenhaft vor Gericht, gerade während der Wahlstunden, — und so erhielt Kolomea einen christlichen Vertreter. Was läßt sich noch sagen? Nichts, als daß aus der Zusammenhanglosigkeit dieser Charakteristik nicht auf Verworrenheit des Charakterschilderers geschlossen werden soll. Nicht der Autor ist verantwortlich dafür, daß es ihm nicht gelingen will, für die Beurtheilung des Grafen Badeni einen Centralpunkt zu finden. Immer erzählte man sich von ihm — wie sage ich nur? — Thaten, Anekdoten, Schwänke, aber Niemand hörte je, was er als Politiker wollte oder träumte, was ihn als Politiker freute oder ihm wehthat. Nichts von Alledem! Er war der Macher, der Politiker an sich, die polnische Urkraft, das Genie, das nicht erst einen genialen Gedanken braucht, um sich zu manifestiren. Mit einem Wort: man vertraute seinem Stern, Das war es, — und wie vergötterte man ihn! Gemahnte sein Wuchs und ein Wenig auch sein Gesicht nicht an den Fürsten Bismarck und verrieth sich in seinem Umgang mit Menschen nicht der ganze Junker vom Kniephof? Mit den Ruthenen sprach er ruthenisch, mit den Juden jüdisch, und wenn er in den Verhandlungen über Getreideverkäufe versicherte, daß er den äußersten Preis genannt habe, that er es wundervoll jüdisch; und Einer, den die Juden bewundern, sollte kein Genie sein? Und konnte man sich einen besseren Führer wünschen als Einen, der die Gunst des Hofes besaß? Auch prosperirte das Land unter ihm, das Kapital strömte zu, Gott schuf zahllose Verwaltungräthe und man begann, von Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu sprechen, von Rivalität mit Batum und mit Amerika. Als was mußte man da oppositionelle Regungen ansehen? Sie waren schnöder Undank und obendrein hirnverbrannte Thorheit; denn als sich plötzlich einige Städte und Gemeinden zur Opposition zusammenthaten, gelang es ihnen doch nur, die verschwindend geringe Zahl von vierzehn Abgeordneten in den Landtag zu entsenden, — und in den Polenklub, den Thurm aus Erz, fanden sie überhaupt keinen Eingang. Ja noch mehr: es geschah Etwas, das durch sich selbst die fürchterlichste Kritik aller der Regungen der Kleinheit war. Nämlich Graf Badeni, der Pole, wurde Ministerpräsident und zog in Wien als der providentielle Mann ein, von dem man die Rettung Oesterreichs aus inneren Wirren und Verfall erhoffte. War Das nicht ein Triumph, eine edelmüthige Ironie der Weltgeschichte, die selbe Ironie, die einst dem wankenden Rom vier sarmatische Kaiser gegeben hatte, um es wieder aufzurichten, die selbe, die heute christliche Degen nach Konstantinopel schickt, um die Armeen des Islam wieder kriegstüchtig zu machen? Und das Alles hatte die Realpolitik gethan: Oesterreich hatte an der Zerreißung Polens Theil genommen, jetzt verschrieb es sich den Medizinmann aus Polen! Es war ein Triumph, an den Graf Tarnowski, als er die Mappe des Stanczyk öffnete, sicherlich nicht gedacht hatte.

* * *

Und nun? Man weiß ja, was geschehen ist! Wir am Wenigsten werden zu behaupten wagen, daß die polnische Realpolitik Unrecht gethan hätte, gefährlichen

Träumen zu entsagen und sich an Oesterreich fest anzuschließen, wo der Pole eine gute, mehr als gute Heimath gefunden hat. Selbst aus seiner schrecklichen Unfähigkeit, aus dem schrecklichen Unglück, das er über Oesterreich brachte, soll hier dem Grafen Badeni kein Vorwurf gemacht werden; für seine Unfähigkeit sind Gott und die Natur, die ihn schufen, für das Unglück die Menschen, die ihn auf den Schild hoben und gewähren ließen, verantwortlich. Auch will ich hier nicht von Oesterreich reden, sondern von der österreichisch-polnischen Partei und ihrer Politik. Eins geht aus ihrer Geschichte seit 1867 hervor: daß es nämlich eine furchtbare Gefahr für jede Partei ist, wenn sie das Wort Realpolitik mißzuverstehen beginnt. Aus der politischen Realpolitik — wenn das Wort erlaubt ist —, aus dieser Politik, die nur insofern real war, als sie, mit den Thatsachen rechnend, sich an Oesterreich anschloß, und in allem Uebrigen ideal nur für die Allgemeinheit, nicht für den Einzelnen sann und sich um die Wiedergeburt des Polenthumes, wenigstens auf dem galizischen Territorium, bemühte: aus dieser Politik, die dem Polen in Galizien seine Sprache, seine Universitäten, seine Bildung, seine Gerichtsbarkeit, seine Kultur und ausgedehnte Selbstbestimmung zurückgab, ist leider eine finanzielle Realpolitik geworden, mit allem Schmutz, Unrath, Skandal und Ruin, der die Himmelfahrt des Kapitales in einem Lande immer begleitet, gleich als schlösse das Prinzip der Realpolitik die Entschuldigung für alle innere Entsittlichung in sich. Nicht, daß wir dem Grafen Badeni etwa trübe Geschäftsmacherei nachsagten; er ist persönlich nicht nur ein offenherziger, liebenswürdiger und gebildeter, sondern auch ein durch und durch ehrenhafter Mann. Aber wie es immer geht: als er Ministerpräsident wurde, drängte ihm ein ganzer Kometenschweif von heimathlichen Schmarotzern in die Hauptstadt nach. Sie wollten mit und unter ihm an dem reich besetzten Tisch der Monarchie tafeln; und bei dem patriarchalischen Verhältniß, das in Polen noch heute zwischen Patron und Klienten herrscht, hatte er nicht die Kraft, seine Landsleute, die sich ja immer von der Familie nennen, abzuschütteln. Son Excellence Rougon war so cynisch, für seine Leute offen, mit brutaler Gewalt zu sorgen; Graf Badeni war nie cynisch, er hatte nur nichts dagegen, wenn Einer seiner Leute Etwas fand. Das Suchen war ihre Sache ... und ob sie suchten! Alte Ressortchefs gingen in Pension und an ihre Stelle traten Polen; bei Banken, Bahnen, Zeitungen fanden sich plötzlich offene Stellen ... sie wurden mit Polen besetzt. Und welcher Segen ergoß sich über Galizien! Von dort waren in Folge von schrecklicher Arbeitlosigkeit und von Hungersnöthen vor einigen Jahren so viele Bauern nach Amerika ausgewandert, daß man eine Verödung des Landes fürchtete, — wie man Das aus den Landtagsdebatten und aus den Berichten vielwöchiger Kriminalverhandlungen ja weiß. So elend erging es dem Lande, daß ein Statistiker einmal das durchschnittliche Jahreseinkommen des Bauern auf fünfundzwanzig bis dreißig Gulden schätzte. Es gab Landleute, die bis auf Weihnacht und Ostern das ganze Jahr lang keinen Bissen Fleisch aßen. Kein Tuch, kein Knopf, keine Sense, kein Hammer wurde im Lande produzirt, Alles bezog man aus Mähren und Schlesien, selbst der Patriotismus wurde von dort her, aus den deutschen Ländern, versorgt: dort im Westen wurden die polnischen Adler, die Kosciuszkobilder, die nationalen Flaggen und viereckigen Mützen angefertigt. Und wenn der polnische Bauer bei Brot und Knoblauch sich mit der

Aufmästung eines Ochsen abgeplagt hatte, dann wurde das fette Thier im Westen geschlachtet und im Westen verspeist; dort gerbte man die Haut und verkaufte das wieder zurückgebrachte Leder dem selben Bauern um das Hundertfache des Werthes. Nun ging aber der Flackerschein des „wirthschaftlichen Aufschwunges“ durch das Land. Zum politischen Genie erhielt es auch sein eigenes finanzielles Genie in der Person eines Herrn von Marchwicki. Einer seiner Vertrauensmänner, Herr Zima, war Direktor der lemberger Sparkasse und lieh, in richtigem Verständniß dafür, daß man einer aufstrebenden Industrie unter die Arme greifen müsse, dem Abgeordneten Szczepanowski und dessen Geschäftsnachfolgern Wolski und Odrzywolski zum Betrieb ihrer Petroleumgruben sechs Millionen Gulden. Eine krakauer Sparkasse hatte einen Direktor, dessen Sohn seinem Institut einige hunderttausend Gulden stahl. Ein anderes Mal gab es in Wien einen fürchterlichen Börsenkrach in Folge einer mystifizirenden Nachricht; man konstatirte, daß die schamlose Lüge aus der Mitte des Polenklubs hervorgegangen war, in dem damals viel in Börsengeschäften „gemacht“ wurde, und daß an jenem Tage, der Tausenden den Ruin brachte, eine stattliche Anzahl von Klubmitgliedern viele Stunden freudig bewegt am Börsentelephon gestanden hatte. In Folge des Kraches der Firma Wolski und Odrzywolski hat sich vor Wochen ein Ritter von Jendrzejowicz, ein Bruder des jetzigen polnischen Ministers, erschossen; nach verübten großen Defraudationen hat sich bald nachher auch ein Verwandter des selben Ministers, der Abgeordnete Ritter von Wiktor, erschossen. Erschossen hat sich auch der Direktor der Galizischen Kreditbank, Dr. von Krzyzanowski, als er darauf kam, daß die mächtigen Protektoren der Bank hinter seinem Rücken mit den Geldern des Institutes in einer Weise manipulirt hatten, die sich mit seiner Ehre nicht vertrug. Ja, sehr interessant ist in der letzten Zeit die Selbstmordchronik in Galizien geworden: sie klingt gar nicht mehr demokratisch, sondern es wimmeln in ihr die Ritter „von“. Doch nein: auch einige bürgerliche Lumpe sind darunter, so der Advokat Dr. Kratter, der ebenfalls in Petroleum „machte“ und dann mit hunderttausend Gulden nach Amerika durchging; so der Advokat Dr. Szydlowski, der nach Unterschlagung von gleichfalls hunderttausend Gulden nun via Rumänien in die Welt hinaus reist. Ein Glück, daß es jetzt keine Reichsrathswahlen giebt; wir wüßten nicht, woher die Stanczykenpartei, die sich doch aus der anständigen Gesellschaft rekrutirt, alle die nöthigen Kandidaten hernehmen sollte. Der Krach ist im Lande: Das ist der Erfolg der finanziellen Realpolitik Galiziens!

Wien, im Juli 1899. Michel von Wien.



Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 29. Juli 1899.

Bismarcks Todestag.

Die erste Wiederkehr des Monatstages, mit dessen Licht das greise Leben Bismarcks erlosch, wird den Deutschen das Sonntagsvergnügen nicht stören. Sie werden, wenn der Wettergott günstig gestimmt ist, aus engen Wohnungen in die grüne Sommerflur ziehen, werden am Meer, auf Bergen oder in freundlichen Niederungen froh der gewohnten Feiertagslust nachgehen und, wenn nach langer Dürre Regen fällt und den Aufenthalt im Freien unbehaglich macht, in Schänken, Tanzsälen oder auf geschützten Balkonen plaudernd und scherzend zusammensitzen. Da und dort wird ein Grüppchen Getreuer wohl der ernsten Bedeutung des Tages gedenken und still den Manen des Großen einen guten Tropfen weihen. Auch in den Zeitungen wird es an ein paar erinnernden, rühmenden Zeilen nicht fehlen, die meist freilich in den gern vernommenen Trostruf ausklingen werden, daß es auch jetzt, auch ohne Bismarck, über jeden Begriff herrlich um das Deutsche Reich bestellt ist. Aber das fröhliche Sonntagstreiben wird nicht ruhen, das Tanzen, Fiedeln, Kegelschieben nicht für einer Minute Dauer unterbrochen werden. So wars auch, als im vorigen Jahr an einem Sonntag die Todeskunde aus Friedrichsruh kam; allerlei Industrien eroberten sich die Straße, schwarze Fähnchen für Kinder, Bismarckbilder und Bismarckkarten wurden ausgebrüllt und eingehandelt, doch von einer tiefer reichenden Trauer war nichts zu spüren. Nur Faustens Famulus, dessen pergamentenem Empfinden alles

Menschliche fremd ist, könnte sich daran ärgern. Wer den Menschen, sein Wünschen und Streben, und das Kollektivbedürfniß der Masse besser kennt, als mans aus Büchern und Papier erkennen lernt, Der wird sich in solchem Anblick nicht wundern, sondern gelassen und zornlos sprechen: Das Leben geht kribbelnd und wibbelnd weiter, mag auf hoher Warte auch einer Volkheit die hellste Leuchte verglimmt sein. Längst dahin ist die Zeit, wo Goethe von seinen Deutschen sagen durfte, es liege in ihrem Charakter, daß Alles über ihnen schwer wird und sie über Allem schwer werden. Der Deutsche von heute ist von der Scholle gelöst und auf den kaum noch an der Wurzel national gefärbten Wesenston der Händlerwelt gestimmt; er ist gezwungen, emsig der Profitmöglichkeit nachzujagen, feiert die Feste, wie sie fallen, und findet selten die Muße zu bedächtiger Einkehr; schwer nimmt er höchstens den Geschäftsverlust, nicht aber die Minderung des Menschheitbesitzes. Glaubt irgend Jemand, die Goethefeiern, die in den deutschen Gauen für den nahenden Frühherbst vorbereitet werden, könnten zum Verständniß des mächtigsten deutschen Geistes, der hundertundfünfzig Jahre nach seiner Geburt dem deutschen Bürgerthum noch eine fremde Respektsperson ist, ein Beträchtliches beitragen? Und würde Bismarcks Ingenium besser empfunden werden, wenn Behörden, Körperschaften, Vereine an jedem dreißigsten Julitage prunkvolle Gedächtnißfeiern veranstalteten?

* * *

Goethe und Bismarck: die beiden Namen sind oft schon neben einander genannt worden. Von unkritischen Bewunderern, die in hitzig verflackernder Liebe vergaßen, um wie viel reicher der Weltbilddichter war als der nationale Staatsmann; und von unklugen Tadlern, die dreimal Wehe über das deutsche Land riefen, weil der gewaltsame Wille des Politikers die Saat des Poeten vernichtet habe. Dem an der Oberfläche haftenden Blick scheint der pommersche Junker mit dem süddeutschen Patriziersohn nichts gemein zu haben; und es ist nicht zu leugnen, daß Bismarck auf selbst gegebahntem Wege genöthigt war, goethisch-kosmopolitische Beschaulichkeit zu bekämpfen, — wie Goethe das Werk Luthers, des vor ihm herrschenden Lehrers der Deutschen, in manchen Punkten bestritten hatte und wie im Reich der Geister jeder neue Regent sich gegen das von dem Vorgänger verkündete, mählich erstarrende Dogma wenden muß. Und doch fehlen den aus verschiedenem Erdreich Erwachsenen auch nicht die ähnlichen Wesenszüge. An Beiden er-

füllte sich nicht nur das Wort Swifts, das wahre Genie sei stets daran zu erkennen, daß alle Dummköpfe sich gegen sein Wirken verbänden; Beide wurden auch, lebend und tot, mit den selben Waffen angefallen. Ein Talent, doch kein Charakter: so lautete im Lager der tüchtig Gesinnten über Beide das Urtheil. Hatte Goethe nicht den Hofmann gespielt, Bonaparte verherrlicht und später des Epimenides Erwachen geschrieben, das Erdreisten der Neusten verhöhnt und die demokratischen Regungen vornehm von seiner sorglich vor Pöbeltritten bewahrten Höhe belächelt? Hatte er über Menschen und Dinge, über Gott und die Welt nicht oft die Meinung geändert und früher Bekanntes keck widerrufen? Ein ordentlicher, zuverlässiger Mensch hat vom Tage der Mündigkeit bis zur Bahre nur eine Meinung; der von wechselnden Lebenseindrücken gewandelte ist ein unsicherer Kantonist, dem der ruhige Bürger keinen sicheren Maßstab entlehnen kann. Man hat jetzt freilich versucht, Goethes politische Anschauung in knappe Sätze zu fassen und ihn als einen sanften Liberalen vorzuführen. Aber hat der Alternde die Ideologie des Liberalismus nicht mit Olympierspott gegeißelt? Und würde das Bemühen, das philosophische oder das Ideal des Allumfassers in eine feste Formel zu bannen, nicht auf die selben Widersprüche stoßen? Ein anderes Ergebniß ist nicht möglich, wenn der Genius durch die Brille der Mittelmäßigkeit betrachtet wird, der temperamentlosen, kurzsichtigen, spekulativen. Das hat auch Bismarck erfahren; die Zahl seiner Börnes war Legion und noch heute sieht die Menge der rationalistisch Gebildeten in ihm einen ungewöhnlich begabten, aber auch ungewöhnlich skrupellosen Abenteurer, — obwohl sie von dem ihr heiligen Mommsen lernen könnte, daß die sichere Erkenntniß des Erreichbaren und des Unerreichbaren den Helden vom Abenteurer unterscheidet. Wie durfte der Freihändler sich zum Schutzzöllner wandeln? Wie der Mann, der Rodbertus rühmte und Lassalle sich zum Gutsnachbarn wünschte, mit so veralteten Feudalzeitwaffen den modernen Sozialismus bekämpfen? Wer mochte Einem trauen, der nach Lasker und Bamberger als reaktionär verschrieene Junker zu Helfern erkor und sich des Gesinnungwechsels dann nicht einmal schämte? Der eigensinnige Borusse war ausgezogen, des alten Preußenstaates Art gegen alldeutsche Zuchtlosigkeit und gegen die Wuth des Nationalitätenschwindels zu schützen, und er fand auf dem Weg eine Kaiserkrone und konnte rüstig noch die Zeit bereiten, da Preußen in Deutschland aufgehen muß. Er haßte die bürgerliche Anmaßung, focht an Stahls, Gerlachs und Kleist-Retzows Seite für junkerliche Ideale und führte, als Exponent der großbourgeoisen Entwickelung, das einst be-

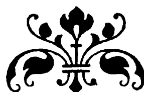
fehdete Bürgerthum dann auf den Gipfel industrieller und händlerischer Macht. Das Glück war mit ihm; und so oft ein Ziel, das er gar nicht gesucht hatte, im Sonnenglanz sichtbar wurde, sagte er lächelnd und ohne schamhaftes Erröthen, am Weitesten komme Der eben, der nicht wisse, wohin er gehe. So unbequeme, in keine Schule und Schachtel passende Männer sind nichts für den Philister; er blinzelt scheu zu ihnen hinauf und raisonnirt, während er den Hut zieht, über ihre Charakterlosigkeit; um sie lieben zu können, muß er sie erst mit einem fälschenden Stempel prägen. Bismarck wußte es, er sprach mit Bedauern davon, daß er als blutjunger Bursche nicht nach Weimar, vor Goethes Auge, gekommen sei, und wehrte jeden Vergleich mit dem Wort ab: „Ja, Den nannten sie auch charakterlos!"

Erst eine neue, verfeinerte Psychologie wird solche Thorheit ausjäten. Die altjüngferlich kühle Vernunft formte den Menschen nach ihrem Ebenbild, forderte gerade Linien und war nicht zufrieden, wenn eine anmuthige Rundung das Knochengestell verbarg. Langsam vollzieht sich die Wandlung; schon dämmert ein Ahnen, daß die Wurzeln menschlichen Handelns fast immer unter die Bewußtseinsschwelle hinabreichen, und der helle Tag, den dies Dämmern verkündet, wird die klare Erkenntniß bringen, daß nur Fibelgläubige ihre Zeit an das Bemühen vergeuden können, im Leben und Wirken hochgewachsener Menschen nach Inkonsequenzen und Widersprüchen zu stochern. Dann wird man Bismarck nicht mehr hadernd vorwerfen, er habe kein immer giltiges Programm, kein jede politische Krankheit schnell heilendes Rezept hinterlassen, sondern sich der reizvollen Persönlichkeit freuen und die Gesinnungrichter mit der Frage verscheuchen, ob er nicht wachsen, die Grenzen des Körpers und Geistes weiten mußte, um so groß zu werden. Und wenn der dreißigste Juli dann wieder ein Sonntag ist, wird zum reifenden, aus der niederen Schulung entlassenen Sohn ein verständiger Vater sprechen:

„Sei mit der Jugend fröhlich, mein Junge, und knausere nicht allzu ängstlich mit dem Taschengeld. Das that der tolle Junker vom Kniephof auch nicht und wurde doch ein sehr sparsamer Haushalter. Heute ist sein Todestag. Deshalb brauchst Du den Kopf nicht hängen zu lassen; er war gar nicht sentimental, gar nicht für feierlich steifes Gepränge und hatte, als ein ‚Abgefundener', den Tod lange ersehnt. Also keine Leichenbittermiene, aber ein Bischen von der Ehrfurcht, ohne deren Besitz die sittliche Erziehung nicht vollendet ist. Ihr habt von Bismarck gehört und gesprochen. Unter Deinen Freunden haben Stahlhelm und Küraß es Manchem angethan; Andere haben den Knabenzorn gegen den großen Tyrannen ausgetobt. Horche

nicht auf solche Reden. Stahlhelm und Küraß waren diesem Manne nur Kleid und Zier für eine bestimmte Zeit; zu seinem wahren Wesen gehörten sie nicht und heimisch fühlte er sich eigentlich nur im schwarzen, unmodisch geschnittenen Hausrock. Er war auch kein Tyrann, sondern ein zart empfindender, von Herzen höflicher Herr, den die stärkere Willenskraft zum Herrscher über im Willenscentrum morsche Gemüther bestimmte, der aber auch immer bereit war, neben sich dem Bedeutenden Raum zu gewähren. Man wird Dir sagen, er habe häufig geirrt. Das ist richtig; er hat auf den Ruf der Allwissenheit nie Anspruch gemacht und in dem Vorwort zur Gesammtausgabe seiner Reden bekannt, daß ihm nichts Menschliches fremd geblieben sei. Ueber das Alter, wo man auf Erden fleckenlose, unfehlbare Götter sucht, bist Du ja aber hinaus. Man wird Dir vielleicht auch sagen, er sei inkonsequent gewesen, ein Mensch ohne feste Gesinnung, ein schlauer Taktiker der Stunde. Das ist falsch. Er war sich selbst stets getreu und handelte immer, wie er, um sich selbst getreu zu sein, handeln mußte. Ein asiatischer Weiser, der in der Gegend des Euch Jungen theuren Kiautschou lebte, hat gelehrt, auf drei Wegen könne der Mensch Klugheit erwerben; am Edelsten sei es, durch Nachdenken, am Bequemsten, durch Nachahmen sich zu bilden; der beschwerlichste, mit den bittersten Kräutern bewachsene Weg aber führe durch die Erfahrung. Das war der Lebensweg Bismarcks. Du selbst ein Lernender, wirst wissen, daß es da ohne Selbstkorrekturen und Wesenswandlungen nicht vorwärts geht. So viel hast Du von der deutschen Geschichte wohl schon gelernt, daß Du verstehen kannst, was es heißen will, wenn ein 1815 Geborener 1895 noch der repräsentative Mann seines Volkes ist, wenn er, dem es Vasallenpflicht schien, die schrankenlose Königsmacht vor dreistem Einspruch zu schirmen, sich als Greis gezwungen sieht, die deutsche Jugend auf offenem Marktplatz vor der Unumschränktheit monarchischer Gewalt zu warnen. Und so ganz amusisch bist Du hoffentlich nicht, daß Du nicht begriffen hättest, was der Horaz, der Dir oft genug Kopfschmerzen machte, mit dem genus irritabile vatum meint, an das man nicht die für den Menschheitdurchschnitt passenden Maßstäbe legen darf. Zu ihm mußt Du den Mann aus dem Sachsenwald zählen: er hatte das heiße Temperament, die lyrische Grundstimmung, die empfindsamen Nerven und die leidenschaftliche Subjektivität des genial geborenen Künstlers, — und er mußte aus dem Menschenmaterial, das die Zeit und der Zufall ihm boten, seine Epen und Dramen dichten. Das erwäge, während Du Deinem Sonntagsvergnügen nachgehst, und laß Dir das Bild des Einzigen nicht durch blinde Lober und Tadler ent-

stellen. Was ihm in die Wiege gelegt ward, kannst Du Dir nicht geben; aber Du kannst Dir die Freiheit der Sehweite und das eigene, unbeirrte Urtheil wahren, wie er, der uns das Reich und sich selbst das höchste Glück der Erdenkinder schuf: die Persönlichkeit. Denke ihm nach und vergiß, wenn Du später den Werth seines Wirkens ermessen willst, nicht, den Blick über die Grenze zu schicken. Denn, Thukydides hat es Dich gelehrt, das Lebenswerk großer Menschen ist nicht von den in der Heimath ihnen errichteten Standbildern abzulesen, sondern aus der Spur, die ihr schreitender Fuß in den Erdball grub."



Zum dreißigsten Juli.

Der Abendsonne stand ich zugewendet
Und sinken sah ich ihren Ball hinab,
Eh' sie der Strahlen letzte Gluth versendet,
Die Weiten noch beherrschend auf und ab.
Da, wie ich hielt, von ihrem Glanz geblendet,
Dacht' ich an eines Helden einsam Grab, —
Und sein in Thaten unerreichtes Leben
Schien mir in stillem Bilde vorzuschweben.

Salzburg. Martin Greif.



Das Volk von Rom.*)

Aller thörichten Täuschungen größte ist es, der Menge zu vertrauen, deren Natur die Stetigkeit ausschließt und die in der tollen Fluth und Rückfluth ihrer Sympathien heute vernichtet, was gestern ihr Gott war, und morgen für das gestürzte Idol neuerdings ihr Leben dahinstreut. Sicher geht nur, wer der trübsäligen Wahrheit nimmer vergißt, daß das Volk gut und böse ist, daß es Tugenden und Laster hat, Lebensdrang und selbstmörderische Triebe. Denn seine Art entspringt aus zahllos verschiedenen Quellen; und wenn darum nach Schicksalsschluß die Woge der Entartung gegen uns andonnert und, stärker als die anderen, uns begräbt, dann mögen wir seufzend unsere Lebensarbeit untergehen sehen, — aber staunen und über Unerhörtes klagen dürfen wir nicht.

Was wir beim Aufgehen des Vorhanges in Shakespeares „Caesar" vor uns sehen, ist solch eine rasch aufsteigende Entartung. Die Stimmung und Verfassung der auf der Bühne sich drängenden Menge bezeugt den Tod der Republik. Als einst Junius Brutus das Königthum zu stürzen unternahm, da wußte er ein Volk hinter sich, das nicht jubelte, sondern seufzte, nicht von Triumphen sprach, sondern keuchte, und das beim Nahen des Königs mit haßerfüllten Blicken und Mienen zu den Göttern nach Rettung rief. Wo ist nun dieser Geist, — der Geist, der den Manlius in den Abgrund warf, den Koriolan ächtete und um des Scheines einer Freiheitsthat willen den Mördern der Gracchen verzieh? Der starke und eifersüchtige Geist, der sich einem Fabius nicht beugte, einem Kamillus nicht nachgab und den eisernen Scipionen zum Trotz auf seiner Unbeugsamkeit bestand? Das ist vorbei, — und Rom bebt; es bebt und liebt den Mann, der es an seinen Königstraum gewöhnen will, und schaart sich entzückt auf dem Markte, um Caesar auf dem Wege zur Krone zu umjubeln.

Da geschieht es, daß mitten in die Menge zwei Pompejaner sich hineinwagen und ihrem Hasse in einer Art Ausdruck geben, zu der selbst unter der Herrschaft milderer Sitten Tollkühnheit gehören würde. Pflegt man doch heute noch politische Gegner von der Tribüne zu reißen und zu lynchen; und wie wird es gar in dem von der Wölfin gesäugten Rom sein, wo schon so mancher jähe Ausbruch die Erde mit Bürgerblut röthete! Darum, während die Bühne von dem dröhnenden Hohngelächter des Volkes widerhallt, beschleicht uns mählich die Angst vor einem schlimmen Ausgang des

*) Ein Abschnitt aus einem in der Herstellung befindlichen neuen Bande der „Shakespeare-Probleme" des Verfassers.

Zusammenstoßes; aber freilich nur, wenn wir das übliche Bühnenarrangement verabschieden, das aus der Szene mehr eine Einladung in ein Lachkabinet als den Auftakt zur männlichsten aller Tragoedien macht. Denn wenn man uns hier mit Heiterkeit statt mit Sorge erfüllt: was Wunder dann, daß uns die Szene außer Zusammenhang mit den gewaltigen Dingen erscheint, von denen das Stück handelt? Und so geschieht es ja auch, daß, wenn man von den Volksszenen im „Caesar“ spricht, Gelehrte und Ungelehrte immer nur der bekannten Auftritte des dritten Aktes gedenken und der Eröffnungszene vergessen, die doch die ältere Schwester ist und mit der gleichen Milch genährt. Und die weitere Folge ist, daß man das Volk im „Caesar“ nur als eine im dritten Akte beschäftigte Episodenfigur kennt, während es von allem Anbeginn als das tausendköpfige Ungeheuer dasteht, das Alles bedingt, die riesengroße Kraft und Person, aus deren Lenden Charakter, Lebensprinzip und Schicksal aller anderen tragirenden Gestalten geboren werden. Bedenken wir Das und ferner, daß die shakespearische Kunst unzerreißbare Organismen herzustellen pflegt und jede Szene dieses Dichters die Seele des ganzen Werkes athmet, so werden wir unschwer zu finden vermögen, was die Eröffnungszene will und soll. Welcher Irrthum, sich an ihrem „prächtigen Humor“, an ihrem „köstlich humoristischen Wurf“, und wie die Bezeichnungen sonst lauten, zu ergötzen und beim verdächtigen Blasenwerfen einer kochend umgerührten Masse zu lachen, als wären wir nicht Männer und Bürger, sondern unerfahrene Kinder! Zorn und Verwünschungen der Tribunen, die Caesars Feinde sind — Hohngelächter der Menge — freche Ironie ihrer Wortführer — immer aufreizendere Stachelung der Gemüther: ist Das heiter? Und wenn dann hundert Augen gefährlich leuchten, viele Leiber sich zum Stoß zusammendrängen und die Vordersten höhnisch, trotzig, unverschämt mit eingestemmten Armen in den Hüften sich wiegen, während man hinter ihnen den oppositionellen Tribunen bereits Grimassen schneidet, Nasen dreht, mit den Zähnen knirscht und auch schon Fäuste geballt und hoch erhoben werden: ist dies Alles wirklich nur ein Anlaß zum Amusement? Aber freilich: die Sache geht gut aus, denn der Dichter beeilt sich ja, die Sorge, die er in uns angefacht hat, blitzschnell wieder zu täuschen; denn ein Hui! — und die Gefahr für die beiden Pompejaner ist vorbei und wir sehen die Plebs sich ihnen sogar demüthig unterwerfen; und so steht uns ja, die wir keine enragirten Caesarianer sind, nichts im Wege, erleichtert aufzuathmen. Und was finden wir statt Dessen in unseren Herzen, wenn wir nicht gedankenlos sind? Da ist kein Ton der Freude, der Erleichterung nach überwundenen Aengsten, und das Schicksal der Tribunen interessirt uns überhaupt nur wenig mehr. Ja, sie selbst waren es, die mit ihren Reden unsere Aufmerksamkeit von sich fort jener Person zugewendet haben, die als Dritte auf der Bühne steht: nämlich

dem Volk. Denn sie erzählen uns in heftigen Worten von der Treulosigkeit Roms gegen Pompejus; und nun sehen wir, in unserer besten politischen Sittlichkeit verwundet und bewegt, daß das Volk, das wir in der Kindheit Tagen als Verkörperung entschlossener Männlichkeit zu träumen gewohnt waren, jetzt schon wieder, und zwar vor unseren Augen, ein Schauspiel von Feigheit und Wankelmüthigkeit aufführt, den ersten Abfall und Verrath in dieser Tragoedie; und diese Veränderlichkeit der Volksgunst ist es, die das Gewissen des denkenden Bürgers am Meisten beschäftigt und beleidigt. Was liegt uns unparteiischen Zuschauern daran, daß das frisch erwachte Andenken das des Pompejus und die frische Treulosigkeit Treulosigkeit gegen Caesar ist? Aber daß solche Wetterstürze überhaupt möglich geworden sind und das Volk von Rom hin- und herschwankt, unfähig, einen gebietenden Mann zu hassen, unfähig, ihn männlich zu lieben: Das ist es, was die veränderte Verfassung des öffentlichen Geistes so furchtbar illustrirt; denn in dem Rom des gewaltigen Koriolan wären solche Wandlungen nicht möglich gewesen.

Dazu kommt noch das schreiende Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung. Als Caesar einst das Volk von Pompejus losriß und für sich gewann, geschah es durch unerhörte Siege und dann durch eine Friedensthätigkeit, die das Wohlbefinden des Einzelnen hob und die Kräfte der krankhaft aufgelösten Gesammtheit erneute; wodurch treibt denn aber Marullus die Gemüther zum Gotte von gestern zurück? Marullus und sein Kollege verüben wirklich ein Wunder, denn ihre Waffe ist nur das Wort, — und ihrem Worte sowie ihrem Wesen überhaupt fehlt es an der Kraft der Ueberredung und Verführung, die einen solchen Umschwung der Stimmung erklären könnte. Was sind die Beiden, verglichen mit den großen Agitatoren, die Rom einst gesehen hat? Statt biegsam und geschmeidig zu sein, sind sie hochmüthig und plump, sie sind mehr als nervös, statt kalt zu sein, und scheuchen durch ihre schwarze Galligkeit alle bösen Geister auf, die den Eingang zu den Herzen verwehren. Menenius Agrippa würde lachen, wenn er sähe, wie ungeschickt sie das Volk in Wuth bringen, von Wort zu Wort mehr von ihrer Autorität verspielen und schließlich jenen brennenden Spott provoziren, dem sie hilflos und lächerlich gegenüberstehen. Freilich — und wir haben es ja auch ausdrücklich gesagt —: am Ende gelingt es ihnen doch, den zweiten Bürger, den Wortführer der Menge, einzuschüchtern, daß er Rede steht, wie es sich gegenüber den Tribunen gebührt, — und mit ihm giebt das ganze Volk seinen Trotz auf; aber der Schauspieler wird uns sagen — und that er es bisher nicht, so wird er uns in Zukunft zeigen und sagen —, daß Dies weder ein Erfolg der agitatorischen Kunst der Tribunen war noch wie durch ein himmlisches Wunder plötzlich von selbst geschah; es kostete vielmehr einen Kampf, und zwar einen solchen, der die tribunizische Würde der beiden

Männer tief beschämte. Denn, als es gar kein Mittel mehr giebt, der eben so unerträglich wie gefährlich gewordenen Situation Herr zu werden, da wagt Marullus das Aeußerste und faßt — Biegen oder Brechen! — den Wortführer des Haufens an der Kehle, er, der Tribun, höchst persönlich! Und jetzt, wo die nackte Faust mitthut und Marullus mit dem eigenen Leben die Autorität des Amtes aufs Spiel gesetzt hat, jetzt erst bringt ein unsichtbar in den Herzen wohnender Geist Stillstand in die Menge. Sie stockt und erinnert sich, woran sie durch die Person der beiden Männer selbst wahrlich nicht erinnert worden ist: an die Heiligkeit des obrigkeitlichen Amtes. Dadurch, und keineswegs durch eigene Klugheit oder Kunst, gelangt Marullus dazu, seine Rede für Pompejus und gegen Caesar zu halten.

Es fragt sich nun, wodurch diese Rede den großen Zauber zu Wege gebracht hat, daß das Volk enteilt

„. . . zur Tiber hin
Und weint in ihrem Strom der Reue Thränen."

Und zwar sage man uns nicht, daß man den Inhalt des Wortes in der Dichtung mit anderem Maße messen muß als im wirklichen Leben. Was ist Dichtung, wenn sie nicht Nachahmung des Lebens ist? Immer ist es unser Recht, die Menschenrede mit jenem heiligen sachlichen Ernst zu betrachten, vor dem der hoch aufsteigende Rauch des Wortes vergeht; und sind wir denkende Menschen, so ist es unsere Pflicht sogar, nach Wahrheit, Verstand und guter oder schlechter Beschaffenheit von Zweck und Absicht des Wortes zu fragen. Wer, der einmal Caesars Namen hörte, sieht nun nicht in der Rede des Marullus, bis auf die Knochen blosgelegt, den Nörgler um jeden Preis nörgeln, den Verkleinerer verkleinern? Oder ist es nicht Ableugnung und Verdunkelung der taghellen Wahrheit und Beleidigung für uns selbst, wenn in unserer Gegenwart und in der Absicht, damit es auf uns wirke, von dem Sieger über achthundert Städte, über dreihundert Völkerschaften, über drei Millionen Feinde gesprochen wird, als wäre er dem Pompejus gegenüber ein Nichts, ein bloßer Korporal? Und auch die Ausmalung, wie Pompejus einst beklatscht und der Große genannt wurde, kann uns nicht beeinflussen, denn wir wissen es von unzähligen Eintagsgrößen her, daß das Jauchzen der Menge eine billige und den Mächtigen leicht zufliegende Waare ist, die den Toten nicht zu erheben und den Lebenden nicht herabzusetzen vermag. Wenn nicht das Urtheil, sondern die rasch erregte Neigung spricht, dann rechnet sie ihrem Liebling einen Zug, einen Sonnenblick seines Lebens für ein ganzes Leben an, geleitet ihn mit Ruhm und errichtet Denkmäler auf seinem Grabe; und ach, wie leicht vergißt man dann im unbesonnenen Gerede von Größe, daß das goldene Gewebe gar vieler Fäden bedarf! Das politische Gewissen aber und das Gewissen überhaupt geht mit der Zu-

erkennung des höchsten Preises haushälterischer um. Was uns durch Gunst des Zufalls, der Neigung, des täuschenden Vorurtheiles zufällt, ist nicht Größe, sondern ihr Bastardbruder, der Schein und Name; wirklich groß sein, heißt aber, durch sich selbst und durch den eigenen Werth über die Anderen erhoben sein, heißt, in sich selbst eine große und stets thätige Vereinigung von Eigenschaften besitzen, die, von einer inneren Sonne erwärmt und jede reich in Blüthe und Kraft, die Seele gleichsam bewalden und durch rege Zusammenarbeit aus ihr die Frucht bedeutender Gedanken und Worte zeitigen. War Pompejus in diesem Sinne groß? Man glaube nicht etwa, daß diese Frage mit unserem Stücke nichts zu thun hat; bei Shakespeare wird der Geist eines Abgeschiedenen niemals grundlos beschworen; und in einem Stücke, das so eminent von dem Wesen und den Schicksalen politischer Größe handelt, dürfen wir am Wenigsten an dem Bilde eines Mannes vorüberhasten, der ebenfalls einst groß genannt worden war. Pompejus war ein guter — Viele sagten: nur ein glücklicher — Soldat und sonst nichts mehr. Er war die vom Glück geküßte Nichtigkeit, die beim Anhauch des Friedens zerging, der schwerfällige Wagen, der im Neuen und Unbekannten stockt, der dumpfe Geist, der den Staat sich in Schmerzen winden sah, ohne zu erkennen, was ihm fehlte. Er war die Sehnsucht ohne Flügel, die Begierde ohne Muth; er war ehrgeizig und schämte sich, es zu zeigen, verlechzte im Kronentraum und spielte den Republikaner, er zog für die Freiheit das Schwert, nachdem er sie zeitlebens bedrängt hatte. Er haßte, was Caesar haßte, und plante, was Caesar plante, nur daß er das Erbe des Junius schließlich fortbestehen ließ, weil es ihm am Muthe zum letzten Umsturz gebrach. Und nachdem er, ein ungeschickter und energieloser General, den letzten Schatz des Römerthumes verspielt hatte und als Flüchtling ermordet worden war, treten plötzlich zwei Tribunen auf und bannen Caesars Volk mit seinem Namen! Und zwar verführen sie nicht einmal; sie füttern nicht mit Versprechungen, erkaufen nicht mit Hoffnungen, blenden mit keinem Glanz, erschüttern nicht mit dem Scheine irgend einer Idee. Nichts, nichts von Alledem ist der Fall, und wo geschicktere Heuchler ihre Absicht wenigstens in die Redefetzen von Römergröße und Freiheitnoth gehüllt hätten, begnügen sich diese dürftigen Gesellen bei der Ausgrabung ihres Toten mit der Ausmalung einer plumpen Soldatenglorie, die für den morschen Staat höchst unfruchtbar ist und nach der die Zeit nicht verlangt. Und mit solcher Rede fangen sie die Menge!

Was also soll man zu dieser Fahnenflucht sagen? Motivirte Shakespeare hier schlecht oder verstand er das Volk nur zu gut? Ja, er kannte das Volk. Die römische Wölfin, die, gar nicht wölfisch mehr, auf den ersten Anschrei feig in ihre Höhle zurückflieht: Das ist nach siebenhundertjähriger Hämmerung und Schmiedung das Ende des römischen Charakters. Wir

sehen ein Volk, dem Treulosigkeit zum Grundzuge des Wesens geworden ist und das an nichts und Niemandem mehr hängt. Einst, wenn es dem Staat galt, sagte der Römer: „mea res agitur, es handelt sich um meine Sache“, und war, von höchstem Interesse beseelt, mitthätig auf der Bühne; jetzt sind ihm die öffentlichen Dinge zu einem von fern beklatschten oder ausgezischten Schauspiel geworden, bei dem sich der Bürger von flüchtigen Eindrücken rühren läßt. Er verschwendet seine werthlose Neigung bald an Diesen, bald an Jenen, ergiebt sich heute dem Sieger und kehrt ihm morgen den Rücken zu. Und nicht die Gewaltigen dieser Erde, — nein: Jeder darf in Rom jetzt siegesgewiß sein, heute Marius und Sulla, dann Pompejus und Caesar, und zuletzt Marullus und Flavius, Männer ohne Rang und Werth . . . Kann nun aber der Dichter, der dieses Bild zeichnete, wollen, daß wir es mit toten Augen betrachten? Er will, daß, seinen Worten weit vorauseilend, das tragische Gefühl in uns erwache, daß hier nichts Großes mehr sicheren Bestand hat. Der Geist, der die Geschicke der Nationen in ihrem Charakter vorgezeichnet sieht, wendet sein prophetisches Auge dem Imperator zu und sein stummer Blick fragt: wo ist der sichere Grund Deiner Herrschaft? Aber auch der sterbenden Republik gilt der vorahnend trauernde Blick, denn wenn ihre Flamme noch einmal auflodern wird, — was hat sie Anderes zu hoffen als Caesar? In diesem Augenblick wurde es ja offenbar, daß man ihrer nicht gedenkt, denn nicht die Erinnerung an die Brutusse, nicht der medusische Blick der Freiheit wars, vor dem die Anhänglichkeit an Caesar erblich, sondern der Name Dessen, der ein schlechterer Caesar gewesen. Was soll die Republik einem im Innersten schlecht und haltlos gewordenen Volk, das den Werth und die Würde der Selbstbestimmung nicht mehr kennt? Vielleicht, Geist des Junius, wird man bei Deinem Erscheinen noch einmal jauchzen, aber Dich festhalten, wenn Du da bist, und weinen, wenn Du scheidest, wird man nicht mehr, denn Rom hält Niemanden fest. Ob Diese oder Jene, ob Monarchisten oder Republikaner, sie mögen es Alle wissen, daß auf das Volk der Quiriten nicht mehr gebaut werden darf:

„Denn Römer haben
Von ihren Ahnen zwar die Sehnen noch
Und Glieder, aber ach — weh dieser Zeit! —
Der Sinn von ihren Vätern ist erstorben.“

Einfach und schön entwickelt sich auf diesem Untergrunde das Charaktermotiv der Dichtung. Wenn wir plötzlich eines großen Leidens ansichtig werden, so regt sich kraft eines geheimnißvollen Triebes in uns Menschen allen, selbst in den verderbtesten, das Mitleid und wir sehen uns nach Hilfe um; und so blicken wir auch angesichts der ungeahnten Depravation des römischen Geistes betroffen umher, ob nicht der Himmel einen Retter senden

mag, der dieses Volk das Einssein und Festsein wieder lehrt und ihm die Liebe zum allgemeinen Wohle und die thätige Bemühung um dieses Wohl als Leitstern alles Strebens zurückgiebt; denn nur, wenn den Römern solch ein Lehrer und Vater ersteht, ist Rettung noch möglich.

Aber gerade darum ist es jetzt nicht Jedermanns Sache, Führer zu sein. Inmitten eines kraftvollen Geschlechtes ist Ehrgeiz kein Unglück und Mißerfolg kein Verbrechen, denn hinter dem schlechten Führer steht ein Heer von Tüchtigkeit und Kraft; und was er verliert, wird leicht durch die Andern wieder gewonnen, deren hochgestimmte Herzen die Quelle des allgemeinen Wohlbefindens sind. Ist aber der Geist einer Bürgerschaft entkräftet und entnervt, dann bedeutet die Untauglichkeit des Führers den beschleunigten Untergang des Ganzen; und darum ist in einer solchen Gesellschaft der Ehrgeiz verhängnißvoll und darum ist es in den Tagen des Niederganges für Jeden, den das Gaukelbild des Ruhmes lockt, die oberste aller Pflichten, sich auch zu prüfen, ob er der Leitung gewachsen sei, und wenn er es nicht ist, sich ihrer zu entschlagen. Mit einem Wort: in schlimmen Zeiten noch mehr als in guten muß das Gefühl der Verantwortlichkeit größer sein als der Ehrgeiz.

Diese seit Jahrtausenden gepredigte Wahrheit ist so gewöhnlich und allgegenwärtig wie die Luft; Beweis dafür, daß ihr sogar der Volksmund in dem bekannten drastischen Worte: „Schuster, bleib bei Deinem Leisten" Ausdruck gegeben hat. Allein sie hört auf, banal zu sein, wenn man sich erinnert, wie wenig sie nicht etwa blos von den Volkverderbern, sondern von den Geschädigten, von den Völkern selbst, beherzigt wird. Ja, es ist schön, ihn zu träumen, den Traum von Größe und Ruhm; wenn aber ein Mann so sehr in dem Traum aufgeht, daß er für das Maß seiner Aufgabe und für den Umfang seiner Kräfte keinen Gedanken übrig hat, dann hat er mit jener fein verschleierten und oft schwer zu entziffernden Selbstsucht, die dem politischen Ehrgeiz meist eigen ist, die allgemeine Noth nur mit halbem Herzen beklagt und mit der anderen Hälfte des Herzens sie als Staffel willkommen geheißen, die ihm zur eigenen Erhöhung verhelfen soll. Und wenn er so, sein Glück mehr als das Glück seiner Nation träumend, ihr Schicksal in dem ungewissen Spiele eingesetzt und verdienten Schiffbruch gelitten hat, dann ist es nicht Härte, wenn man ihn nicht nach der Schönheit, sondern nach den Früchten seiner Träume mißt und dem Ehrgeizigen Wehe ruft, der nicht ehrgeizig sein durfte und in dessen unberufener Hand eine letzte Flamme seines Volkes verging. So sollte über politische Charaktere geurtheilt werden; meist waltet aber ein milderer Geist und man liebt die Nüchternheit nicht, die ungerührt von der sogenannten Majestät des Unglücks den Besiegten nach seinen Qualitäten befragt, um seinen persönlichen Antheil am Verluste festzustellen. Dabei mag die Bemerkung erlaubt sein, daß diese Verweichlichung des Ur=

theils nicht nur in Oligarchien, sondern auch in Demokratien zu finden ist: ja, auch in Demokratien! In aristokratisch regirten Staatswesen ist es nur ein von Anfang an systematisch verfolgtes Ziel der Politik, die Menge überhaupt — und namentlich gegenüber den herrschenden Kreisen, denen ja der jeweilige Führer entnommen ist — vom Urtheil zu entwöhnen; in Demokratien aber wird der Geist des Volkes durch die Legion der Volksmänner selbst der Strenge des Urtheils entwöhnt, indem bei dem steten Wettlauf um die Volksgunst die sich empfehlende Mittelmäßigkeit langsam und allmählich die Meinung ausstreut und Wurzel fassen läßt, daß es übertrieben sei, von dem politischen Manne das Höchstmaß der Befähigung zu verlangen, und übertrieben, ihn, wenn er die Hoffnung täuscht, dem Scherbengericht zu überweisen. Der treue Sohn seines Volkes kann nun aber auf dem Wege dieses unbegreiflich unbürgerlichen Rechtsverzichtes und der Urtheilsentäußerung nicht folgen und unterschreibt nur mit Vorbehalt das Wort, in das sich die politische Schädlichkeit wie in einen Panzer zu hüllen liebt: In magnis voluisse sat est. Denn es ist nicht wahr, daß es immer und überall genug ist, das Große gewollt zu haben, es ist nicht wahr, daß das Bischen guten Willens allein schon die Sünden der Impotenz wett macht. Mag uns der Bankerotteur hundertmal seine Millionenträume expliziren: wir fragen, ob seine Kinder jetzt nicht hungern; mag der treulose Diener noch so sehr auf Wiedergewinn gehofft haben: wir fragen, warum er fremdes Geld nahm und verlor. In jedem Lebenskreise wird so von dem Manne Erkenntniß und Erfüllung nächster natürlicher Pflichten, Erkenntniß und Abschätzung der eigenen Kräfte gefordert; und da sollte es auf öffentlichem Gebiete anders sein? Hier ist die Verantwortlichkeit größer, Menschenkenntniß, Einsicht in die Dinge, weise Berechnung, kluges Handeln nothwendiger als irgend sonst in der Welt. Hier, wo es um Blut und Leben Aller geht, dürfen wir am Wenigsten unser Vertrauen verschleudern, dürfen wir uns am Wenigsten mit schön geäußerten Ansichten begnügen, darf uns etwas Wolkenglanz am Wenigsten mit dem Erlöschen unserer Leuchte versöhnen. Und wenn je, so ist es hier gute Bürgerart, kalt, aufrecht und von falschem Mitleid frei, den Mann zur Rechenschaft zu ziehen, der nicht durch Ungunst der Umstände, nicht durch fremde Schuld und Verrath, nicht in heroischem Kampfe als Einer gegen Zehn, sondern durch die Schuld der eigenen anmaßlichen Kleinheit zu Grunde ging.

Und man mißverstehe mich nicht: nicht das Unglück als solches ist es, das wir dem politischen Charakter als Verbrechen anrechnen, denn wahrlich, Das wissen wir Alle, daß oft und oft, vom trojanischen Hektor bis zum deutschen Siegfried, von Golgatha bis zu den sibirischen Feldern, herrliche Größe besiegt und ans Kreuz geschlagen worden ist; den hochgelangten Kleinen

aber, die, ohne Gefühl für ihre Verantwortlichkeit, in sträflichem Selbstvertrauen die Geschicke der Völker an sich reißen, um in angemaßten Ehren zu schwelgen, denen vergiebt die politische Moral nicht ihr Unglück.

Diese Betrachtung der Pflichten des politischen Charakters entfernt uns keineswegs aus dem Lichtkreise unserer Tragoedie. Es ist kein Zufall — und wenn es Das ist, so ist es ein schöner Zufall —, daß Shakespeare den Wortführer der Menge von jenem Gewerbe sein ließ, dessen Name uns an das Sprichwort „ne sutor ultra crepidam — Schuster, bleib bei Deinem Leisten" — erinnert; und den vollen Gehalt dieser Mahnung legt der trotzige Plebejer in die Worte, die er an die Tribunen richtet, hinein. Er sagt, den Kopf hoch aufgerichtet:

> „Ich mische mich in keines Mannes Geschäfte und auch in keines Weibes Geschäfte, ausgenommen mit der Schusterahle. Ich bin, rund herausgesagt, ein Wundarzt alter Schuhe; wenn sie in Gefahr sind, lege ich ihnen Pflaster auf."

Das Volk lacht entzückt und die Tribunen verstehen ihn auch, denn sie brausen auf; scheinbar nur von sich sprechend, hat er ihnen zugerufen, Dinge gehen zu lassen, die sie nichts angehen, und bei ihrem Leisten zu bleiben. Aber wie das Stück weiter geht und nicht mehr die Tribunen, sondern Brutus und Cassius dem Caesar gegenüberstehen, bemerken wir plötzlich, daß jener Pfeil nur noch tiefer im Fleisch sitzt. Noch sprechen wir nicht von den Vor- und Nachtheilen der verschiedenen Regirungsformen, noch sprechen wir nur von dem Zwecke, den jede Herrschaft und Führung erfüllen soll: dem der Erhebung eines gesunkenen Volkes; und da blickt Shakespeare den beiden Männern tief ins Herz und, auf dem unveräußerlichen Boden der politischen Moral stehend, richtet er die Frage an sie, ob sie auch fähig sind, das übernommene Werk zu vollbringen ... Dies ist die große Frage, vor der die selbstlose Bescheidenheit zusammenschauert und vor der die Nichtigkeit einmal dennoch beschämt zusammenbrechen muß. Hatte Cassius ein Recht, zu verlangen,

> „... daß Brutus in sich selber blicke
> Und suche, was er nicht ist?"

Und that Brutus nach seiner Beschaffenheit gut daran, dem Freund auf der Bahn der Stürme zu folgen?

Wien. Adolf Gelber.



Neues von Hebbel.

Hebbels Nachlaß birgt eine Reihe von Gedichten, die bisher ungedruckt blieben oder wenigstens keinen Platz in seinen Werken erhielten, trotzdem sie ihn sehr wohl verdienen. Es wird vielleicht interessiren, einige dieser Dichtungen kennen zu lernen. Sie stammen aus den verschiedensten Perioden und zeigen alle Seiten von Hebbels Wesen. Das erste versetzt uns in die Zeit, da Hebbel in Hamburg das harte Brot der Gnade zu essen verdammt war. Amalia Schoppe, geborene Weiße, sorgte zwar mit größter Güte für ihn, es mangelte ihr jedoch tieferes Verständniß für die schwierige Stellung, in der sich der Zweiundzwanzigjährige befand. In Wesselburen waren allerdings seine Verhältnisse drückend genug gewesen, allein er stand auf eigenen Füßen, hatte seinen Posten in der Beamtenhierarchie mit eigenem Wirkungskreis und mancher Machtvollkommenheit; eine Gruppe von Freunden stand zu ihm, als Schriftsteller genoß er ein gewisses Ansehen. Nun, in Hamburg, war er abhängig, Schüler, bevormundet und geleitet bis ins Kleinste. Die Schoppe muthete ihm Manches zu, was seinen Stolz verletzte; besonders quälte sie ihn durch kleine Sticheleien. So hatte sie ihm auf dem Stadtdeich eine Wohnung verschafft, wo Elise Lensing bald Hebbels guter Engel wurde: die Schoppe ließ allerlei Bemerkungen fallen, so daß Hebbel bereits nach sechs Wochen, am fünften Mai 1835, auszog. Damals schrieb er in sein Tagebuch: „Ich habe wohl Ursache, den sechs Wochen ... ein kleines Denkmal zu setzen, denn so wie mir die Güte gleich beim Eintritt entgegenkam, habe ich die Liebe mit fortgenommen. Das Mädchen hängt unendlich an mir; wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, so bin ich zufrieden.“ Wenige Tage darauf, am fünfzehnten Mai 1835, dichtete Hebbel das schöne Sonett „Ein Gebet“, das bisher ungedruckt ist. Es lautet nach der weimarer Handschrift:

Ein Gebet.

Sie hielt mich fest und inniglich umfangen,
Sie freute sich und nannte sich beglückt,
Dann hat sie stumm zum Himmel aufgeblickt . . .
Da faßte mich ein seltsames Verlangen.

Sie war mir rein und göttlich aufgegangen,
Sie schien dem Kreis des Lebens still entrückt
Und menschlich weinend, aber doch entzückt,
Als sanfte Mittlerin des Herrn zu prangen.

Ich sagte: bitt' für mich in dieser Stunde!
Da fühlte ich mich glühender umwunden
Und heiß, wie nie, geküßt von ihrem Munde,

Indeß ihr Auge himmlisch sich verklärte.
Und was sie betete und Gott gewährte,
Das hab' ich tief an ihrem Kuß empfunden!

Dieses Gedicht, das Hebbel selbst nach seiner Gepflogenheit datirte, trägt die Unterschrift „K. F. Hebbel", deren er sich, an einem Druckfehler festhaltend, während seiner ersten Zeit immer bediente. Wichtig ist, daß Hebbel, selbst im Anfange seines Verhältnisses und trotz seiner Zuneigung zu dem Mädchen, zwischen Elise und seiner „zukünftigen Frau" einen Unterschied macht, also selbst im ersten Feuer nicht an eine Ehe mit ihr denkt.

Wahrscheinlich in die selbe Zeit muß das nachstehende Gedicht versetzt werden, denn im Tagebuch lesen wir unterm zwanzigsten April 1835 die folgende Bemerkung: „Sehr oft ist das Wiedersehen erst eine rechte Trennung. Wir sehen, daß der Andere uns entbehren konnte, er betrachtet uns wie ein Buch, dessen letzte Kapitel er nicht gelesen hat, er will uns studiren und wir haben ihn ausstudirt!" Und in einem ungedruckten Theil des Tagebuches bemerkt Hebbel am zweiten September 1836: „Mensch mit Mensch im Verhältniß, will immer Steigerung dieses Verhältnisses, wenigstens die Möglichkeit derselben. Darum ist der Kulminationpunkt solch eines Verhältnisses oft zugleich der Gefrierpunkt; darum läßt sich so selten an ein wahres Verhältniß zwischen Verheiratheten und Unverheiratheten denken. Wie oft mögen Freunde sich entzweien, blos, um sich wieder versöhnen zu können." An solche Einfälle gemahnt uns der Inhalt der drei Strophen, die ohne Datum unter dem Titel „Einem Freunde" sowohl von Hebbels eigener Hand als in einer fremden Abschrift erhalten sind. Die Ausführung könnte freilich auch später erfolgt sein; es wäre möglich, daß die Erfahrungen mit Alberti, über die sich Hebbel in ungedruckten Theilen seines Tagebuches breit und leidenschaftlich äußert, das Gedicht veranlaßten.

Einem Freunde.

Leb' wohl, mein Freund! Wir sah'n uns einst nur kaum
Und waren gleich gewiß, uns zu versteh'n;
Dann hielten wir uns fest, doch wars ein Traum,
Drum trennen wir uns jetzt bei'm Wiederseh'n!

Leb' wohl! Du selber hast es ja gewollt!
Mein Geist erträgt es leicht, denn er erkennt:
Was uns erst ganz vereinigen gesollt,
Das, und nur Das, hat uns so ganz getrennt!

Wir wollten Eines werden auf der Welt,
Daß auch die kleinste Scheidung nicht mehr sei,
Und wurden, wies im Leben öfter fällt,
Erst dadurch, und für immer, völlig Zwei!

Im Mai 1842 lesen wir im Tagebuch, wohl als Abkürzung des ganzen Gedichtes, den Spruch:

Zwei wollen Eines werden,
Daß keine Scheidung sei,
Und werden oft auf Erden
Erst dadurch völlig Zwei.

Wir können nicht blos hier bei Hebbel beobachten, daß er ein längeres Gedicht verwarf und das Motiv nur in einem kurzen Epigramm festhielt. Das zeigte sich schon bei jener „Antwort“, die ich zuerst in der „Zukunft“ mittheilte; aus ihr entstand durch Verdichtung das Epigramm „Grundbedingung des Schönen“. Eben so machte es Hebbel mit seinem politischen Gedicht über den Waffenstillstand zu Malmö. Deshalb müssen wir auch das Gedicht „Einem Freunde“ für älter als den Spruch halten. Ich erwähne hier sofort zwei Gedichtchen aus späterer Zeit, weil wir bei dem zweiten den selben Vorgang beobachten können.

Närrisch.

Alt geboren, rückwärts wachsend,
Jünger, immer jünger werdend,
Nie auf einem Punkt verharrend,
Bis man, wieder Keim geworden,
Im Bewußtsein alles Dessen,
Was der Kreis des Lebens bietet,
Jene Kraft, die, durch die Schöpfung
Sich verbreitend, sprießen könnte,
Fesselte im Allerengsten.

Wachse nicht!
Ueber Deinem Haupte
Hängt ein spitzes Schwert.
Wachse nicht!
Dir an jeder Seite
Starrt ein spitzer Dolch.
Wachse nicht!
Wüchsest Du nach oben,
Dringt das spitze Schwert Dir
Ins Gehirn.
Wachse nicht!
Wächst Du in die Breite
Dringen beide Dolche
In die Seite Dir!

Dieses zweite Gedicht erinnert an ein Epigramm, das Hebbel im Mai 1846 unter manchen Notizen dem Tagebuch einverleibt:

Dichte, Dichter, nur halte Dich in den Grenzen der Bühne!
Wachse, Knabe, nur nie über den Maßstab hinaus!

Unmittelbar darauf bemerkt Hebbel im Tagebuch: „Du verlangst zu viel! Ich verlange, was ich gebe, freilich ists zu viel!“ Und auf der Rückseite des Zettels, auf dem unsere beiden Gedichte stehen, lesen wir: „Wohl ist Das viel, auch will ichs nicht umsonst.“ Die Uebereinstimmung ist jedenfalls bedeutend; darum wäre die Verweisung beider Gedichte in die wiener Zeit nicht unwahrscheinlich...

Am dreiundzwanzigsten November 1837 schreibt Hebbel aus München an seine hamburger Freundin Elise Lensing (Briefwechsel I, S. 59), ihm hätten die letzten vier Wochen nach einer langen Pause endlich wieder einige Gedichte gebracht; eins, „Der blinde Orgelspieler“, schreibt er ab, von den übrigen theilt er, „um Raum zu ersparen, blos die Titel mit: 1. Der König (Romanze). 2. Stille. 3. Welt-Ende. 4. Zwei Wanderer (Romanze).“ Nur das letzte Gedicht findet man unter dem Titel in den Werken (Krumms Ausgabe VII, S. 118 f.); es ist nach Hebbels Angabe am zwanzigsten November entstanden. Die Romanze „Der König“ wird man vergebens suchen, doch möchte ich dahinter das am einunddreißigsten Oktober 1837 verfaßte Gedicht „Vater und Sohn“ vermuthen, das Hebbel in die Gesammtausgabe seiner Gedichte nicht aufnahm; es steht bei Krumm VIII, S. 152f. Die beiden anderen im Briefe genannten Gedichte sind bisher unbekannt; vom „Welt-Ende“, das man wohl nicht mit „Heimkehr“ (VII, S. 151) identifiziren darf, fand ich bisher keine Spur, dagegen glaube ich, „Stille“ nachweisen zu können. Unter den weimarer Papieren liegt als Ausschnitt aus einer mir verborgen gebliebenen Zeitung ein Feuilleton mit folgendem Gedicht, unterzeichnet „Friedrich Hebbel“.

Stille! Stille!

Freue Dich! doch jauchze nicht!
Ist der finstre Geist bezwungen?
Ach, er ist nur eingesungen!
Tiefste Stille sei Dir Pflicht.

Deinen Seufzern hört' er zu,
Deinen halb erstickten Klagen,
Sieh, da nickt' er mit Behagen.
Endlich ein und ließ Dir Ruh'.

Und Dein guter Genius
Drückt nun schnell auf jede Blüthe,
Die im Knospenschooß erglühte,
Weckend den Erlösungskuß.

Schau nun, wie das Leben quillt,
Wie, zu Luft und Sonne drängend,
Jede, ihre Hülle sprengend,
In die Frucht hinüber schwillt.

Doch umtanze nicht den Baum,
Daß der Dämon nicht, erwachend,
All' das junge Leben lachend
Knickt; er thut es schon im Traum!

Die Stimmung dieses Gedichtes paßt sehr gut in die münchener Zeit Hebbels; auch der Ausdruck würde nicht widersprechen. Möglich also, daß wir dieses in den Werken fehlende Gedicht dem Spätherbst 1837 zuzählen dürfen.

Unzweifelhaft nach München gehören zwei Strophen, durch die wir in Hebbels Stimmung nach dem Tode seines jungen Freundes Emil Rousseau versetzt werden. Dieser hatte in München promovirt, wobei Hebbel als Opponent mitwirkte, war dann nach Ansbach gereist, wo sein Vater lebte; Hebbel sollte nachfolgen. Aber bald kam die Nachricht, daß Emil sich unwohl fühle, an Kopfschmerzen leide; es stellte sich ein gastrisches Fieber ein, dessen Verschlechterung der Vater fürchtete, wenn Hebbel nach dem Wunsch Emils zu Besuch käme. Doch die Krankheit ging ihren Weg; am zweiten Oktober 1838 machte das Nervenfieber dem Leben des Freundes ein Ende. Man braucht nur die Briefe während dieser Zeit zu lesen, die Hebbel an die Familie und an Elise richtete, um zu sehen, wie tief er durch diesen neuerlichen Verlust — einen Monat vorher war seine Mutter gestorben — und durch seine Grübeleien über Rousseaus Tod erschüttert wurde. Am dreizehnten November sah er Rousseaus Schwester Lotte, die von Italien zurückkam, und mit ihr wechselte er nun verschiedene Briefe; schon am vierzehnten November schreibt er ihr: „Das Andenken an meinen Emil, das unendlich viele meiner Stunden ganz ausfüllt, hat neulich ein paar Gedichte in meiner Seele geweckt. Sie sind die ersten, aber gewiß nicht die einzigen. Das eine, auf einem träumerischen Spazirgang in der Dämmerung entstanden, hat mich — ich möchte sagen — selbst gewissermaßen beruhigt; das zweite, in näherem Bezug auf den theueren Entschlafenen, übt wohl weniger einen lindernden Einfluß." Im folgenden Briefe vom neunundzwanzigsten Dezember 1838 bedauert Hebbel, die gewünschte Grabschrift nicht sofort beilegen zu können, er vermochte sich bis jetzt nicht zu genügen. Mit klaren Worten spricht er darüber, daß ihm Alles, was mit überwältigender Gewalt seine ganze Seele erfüllt, entweder nie oder doch erst spät zur Poesie werde. „Ich habe diese Erfahrung schon mehrfach gemacht, besonders auch in der letzten Zeit. Es ist mir ein Bedürfniß, die beiden geliebten Toten, die ich so innig betrauere, auf so würdige Weise zu feiern, als mein geringes Talent mir verstattet, auch ist mir Bild und Idee längst im Geist aufgegangen, nur will die Ruhe und Klarheit, ohne welche sich nicht an die Ausführung denken läßt, noch immer nicht kommen."

Das eine Gedicht von dem Hebbel spricht, „auf einem träumerischen

Spazirgang in der Dämmerung entstanden“, kann nur „Abendgefühl“ vom siebenzehnten Oktober 1838 sein:

Friedlich bekämpfen
Nacht sich und Tag.
Wie Das zu dämpfen,
Wie Das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,
Schläfst Du schon, Schmerz?
Was mich beglückte,
Sage, was wars doch, mein Herz?

Freude, wie Kummer,
Fühl ich, zerrann,
Aber den Schlummer
Führten sie leise heran.

Und im Entschweben,
Immer empor,
Kommt mir das Leben
Ganz wie ein Schlummerlied vor.

Das zweite Gedicht sucht man vergebens in den Werken; vielleicht haben wir es in den folgenden Strophen zu erkennen, die auf einem kleinen Blättchen des Nachlasses stehen und uns an die Verse vom einundzwanzigsten September 1837 (Briefwechsel I, S. 58) erinnern; die haben sicher „näheren Bezug auf den Entschlafenen“.

An mein Herz.

Ach Herz, mein Herz, Du kannst noch schlagen,
Und doch ist hin, für was Du schlugst?
Ach Herz, mein Herz, was kannst Du tragen,
Da Du des Freundes Tod ertrugst.

Wohl fühl' ichs, bricht ein Leid Dich nimmer,
So stärkt es Dich, Du armes Herz!
Der Freund ist tot; Du schlägst noch immer,
Weh! nun erträgst Du jeden Schmerz!

Von Hebbels Versuch, den Toten würdig zu feiern, besitzen wir in einem unvollendeten Gedichte des Nachlasses eine Spur. Wir wissen, daß Hebbel von Rousseau bald nach dem Verluste wiederholt träumte: er erwähnt es im Tagebuch. An Elise schreibt er am fünften Oktober 1838 über sein letztes Zusammensein mit dem Freunde: „Er reiste am zweiten September, einem Sonnabend, nach Ansbach ab. Ich stand des Morgen in der Frühe um vier auf und ging noch zu ihm; wie mich Das jetzt erfreut, kann ich Dir kaum sagen; wir waren doch noch bis sechs Uhr, wo der Wagen vorfuhr, beisammen. Ich umarme ihn, der in Kraft und Gesundheit blühend vor mir steht; es war unter uns abgemacht, daß ich in vier Wochen nachkommen sollte. Noch ein Handschlag, ‚Grüße an die Deinigen‘ und der Wagen rollt fort.“ Von dieser Abschiedsszene geht Hebbel in seinem Gedicht aus, indem er episch die Ereignisse behandelt. Aber mitten im Fluß wird die Arbeit unterbrochen, bei Vers 25 mit neuer Feder aufgenommen und wieder nicht zu Ende gebracht. Man fühlt es dem Dichter nach, daß er noch nicht die nöthige „Ruhe und Klarheit“ errungen hat. Das Bruchstück lautet:

Still und heimlich war der Morgen,
Tief die Sonne noch verborgen;
Erstes Licht aus Ostens Thor,
Quoll jungfräulich zart hervor.

Frisch im Geist uns schon ergehend,
Sprachen wir, am Fenster stehend,
Wenig von der Trennung Wehn,
Aber viel vom Wiedersehn.

Und die dicken Nebel rissen,
Und aus all den Finsternissen
Trat die Sonne, voll und rein,
In die stumme Schöpfung ein.

Und hinan zum Himmel blickend,
Riefst Du, warm die Hand mir drückend,
Daß ichs noch empfinden mag:
Sieh, es wird der schönste Tag!

Rasch dann in den Wagen steigend,
Dich noch einmal zu mir neigend,
War vom rothen Morgenlicht
Hell verklärt Dein Angesicht.

Kehrend in des Zimmers Enge,
Seh ich nun durch Duft und Klänge
Bei der linden Lüfte Spiel
Stets Dich ziehn zum schönsten Ziel!

. . . .

Bald erscholl das Wort: sie haben
Deinen treuen Freund begraben;
Doch des Abschiedsmorgens Bild
Trat vor meine Seele mild.

Sanft im reinen Licht erglühend,
Weiter, immer weiter ziehend
Seh ich Dich von Stern zu Stern
Eilen —

Du wurdest stumm für mich,
Und ich wurde blind für Dich!

Als er dann seiner ersten Gedichtsammlung das Widmungblatt: „Dem Andenken meines Freundes Emil Rousseau!“ vorsetzte und 1841 zu Hamburg die „Widmung“ verfaßte (Krumm VII, S. 136 f.), da fiel ihm die Schlußwendung wieder ein; und nun spricht sein Geist: „Er ist nun stumm für mich geworden . . . ich nun blind für ihn.“

Und noch ein Gedicht begann Hebbel, das Rousseau geweiht werden sollte; es knüpft an den Traum an und beginnt:

Was war Das für ein Träumen
In der verflossenen Nacht!
Noch müssen die Adern mir schäumen,
Obgleich ich längst erwacht.

Ein Jüngling, frisch und blühend,
Stand da im Morgenlicht,
Die Augen Flammen sprühend
Und edel das Angesicht.

Mehr ist nicht erhalten. Hier sollte wohl jene „wunde Süßigkeit“ zu Wort kommen, in die Hebbel nach seinem Geständniß durch den Traum versetzt worden war. Seine Vorschläge für die Grabschrift sind aus den Briefen an Lotte Rousseau und aus dem Tagebuch bekannt.

Das folgende Gedicht dürfte wohl auch in die münchener (oder die hamburger) Zeit zu verlegen sein, nach der Schrift und dem Papier ist Das wahrscheinlich. Die vierte Strophe hat Hebbel am Rand nachgetragen.

Kinderlos.

Es war an einem klaren Sommermorgen,
Da trug man still an mir vorbei den Sarg,
Der, unter Erstlingsrosen hold verborgen,
Den zarten Leichnam eines Kindes barg.

Die blasse, thränenlose Mutter folgte,
Erst starrte sie ins schwarze Grab hinein
Und dann, damit den Schmerz sie ganz erdolchte,
Ließ sie noch einmal öffnen sich den Schrein.

O, welch ein Bild! Es schienen Tod und Leben
In diesem lächelnd-heitern Angesicht
Sich durch das schönste Wunder zu verweben,
Der Knabe starb, allein man glaubt es nicht.

Vom Leben maienhaft-verschämte Hülle,
Bescheiden noch nach innen nur gewandt;
Vom Tod die gottheitschwere heil'ge Stille,
Die ihr verbürgt den ewigen Bestand.

Dumpf werden nun die Nägel eingeschlagen;
Als hätt' er Eile, taucht der Sarg hinab,
Rasch füllt der frische Greis, der ihn getragen,
Mit duftger Erde jetzt das kleine Grab.

Die Mutter will vergehn in Thränengüssen,
Ich deute stumm empor zum Himmelszelt;
Ach, ruft sie aus, daß Kinder sterben müssen,
Das ist das schwerste Räthsel dieser Welt.

Mein Knäblein, bis ans Ende roth und munter,
Hat lustig um sein Grab herum gespielt,
Da zieht ihn schnell der dunkle Arm herunter,
Der unterm Kuß fast mir den Liebling stiehlt.

Unter den zahlreichen Notizen, die Hebbel zwischen dem einundzwanzigsten Februar und dem dreißigsten März 1845 in Rom wahrscheinlich aus seiner Brieftasche dem Tagebuch einverleibt, findet man die Anekdote: „Zwei duelliren sich, Keiner trifft, aber die erste Kugel jagt einen Hasen auf, den die zweite tötet; den verzehren sie beim Versöhnungschmaus.“ Am zehnten April 1845 machte er daraus folgendes Gedicht:

Ein Hasen-Schicksal.
(Volksthümlich.)

Zwei Freunde duelliren sich;
Warum? ist schwer zu sagen,
Es gilt ja gleich, aus welchem Grund,
Wenn man sich nur geschlagen.

Der Erste schießt, die Kugel fehlt
Und wühlt sich in den Rasen,
Doch aus dem Neste scheucht der Knall
Den feigsten aller Hasen.

Er eilt von dannen überquer,
Da schießt der Zweite eben,
Auch Dieser trifft nicht, doch sein Ball
Raubt unserm Matz sein Leben.

Nun reichen Beide sich die Hand —
Die sind ja nicht von Eisen —
Und werden beim Versöhnungschmaus
Den Hasen gleich verspeisen.

In dieser flüchtig versifizirten Anekdote haben wir eins der wenigen komischen Gedichte Hebbels; es verdiente die Mittheilung hauptsächlich deshalb, weil der Dichter in Rom wenig heiter, von Sorgen um sein weiteres Schicksal gequält, von Zweifeln über sein poetisches Schaffen gefoltert war und geradezu Noth litt. Er kam deshalb auch in trauriger Verfassung nach Wien; von den Folgen der Malaria physisch hergenommen, von den trüben Aussichten in die Zukunft psychisch zermürbt. In Italien war er genöthigt, Schulden zu machen, um sich und Elise Lensing zu erhalten. Wir können geradezu behaupten, er ging damals einer Bohêmeexistenz in Hamburg entgegen, der seine feinfühlige Natur auf die Dauer nicht gewachsen war. Hebbel schreibt über seine Lage: „Ich verließ Italien, weil ich dort nicht länger verweilen konnte, wenn ich nicht meine Schulden bis zu einem unabtragbaren Grade erhöhen wollte; ich kam nach Deutschland zurück, ohne die geringste

Aussicht zu haben ... es war eine verzweifelte Situation." Das furchtbare Wort seines Golo, das er aus der Genoveva gestrichen hatte: „Eine Welt, die mich zu Dem machte, was ich bin, darf ich lassen!" schien auf den Dichter selbst Anwendung zu finden. Er dachte — an die Pistole.

Da lernte er in Wien Christine Enghaus kennen, sie gab ihn sich selbst zurück, sie richtete durch ihre Liebe den Zagenden auf und entschied sein Geschick. Er blieb in Wien, heirathete, gründete sich eine bürgerliche Existenz und überwand das Furchtbare der letzten Zeit, auch in der Dichtung. Aus Italien, dem Lande der Schönheit, brachte Hebbel jene zwei Dramen mit, die wohl am Allerstärksten von der Linie der Schönheit durch ihre furchtbare Darstellung der gesellschaftlichen Schäden abweichen: „Julia" und „Ein Trauerspiel in Sizilien". Das erste Drama, das auf dem Boden Wiens unter dem veredelnden Einfluß der Gattin entstand, war dann „Herodes und Mariamne". Der Abstand gegen die beiden früher genannten Werke läßt uns deutlich fühlen, wie für Hebbel die Verbindung mit Christine Enghaus Epoche macht. An zarten Huldigungen hat es der Dichter nicht fehlen lassen, während der Mann in seinen Briefen oft die rührendsten Ausdrücke für seine tiefe Liebe fand. Unter den ungedruckten Versen findet sich eine schlichte Strophe, die in ihrer einfachen ungesuchten Sprache so recht zeigt, was Hebbels Herz für seine Gattin fühlte; sie stammen vom ersten Dezember 1847:

An Christine.

Die Trennung von der Liebsten zeigt mir an,
Wenn auch die kleinste schon mit Schmerz durchhaucht,
Daß man von seinem Leben scheiden kann,
Und doch nicht gleich darum zu sterben braucht!

Andere Huldigungen, die Hebbel seiner Frau auch als Künstlerin darbrachte, direkt am Schönsten in der Widmung seiner „Nibelunge", indirekt durch Nachzeichnung ihres Charakters in der Mariamne und der Rhodope, sind aus Hebbels Werken bekannt. Eine besondere Gruppe bilden aber ungedruckte Gedichte, die Hebbel für sein Töchterchen Titele verfaßte, wenn es galt, der geliebten Mama zu irgend einem Festtage Glück zu wünschen. Von dieser Gruppe seien wenigstens Proben gegeben; so eins zu Weihnachten 1858:

Bei dem schönen Weihnachtfeste
Dacht' ich schon in meinem Sinn:
Du bist doch noch nicht das Beste,
Wenn ich auch recht glücklich bin!

Wenn der Tannenbaum auch funkelt,
Mit so manchem gold'nen Band,
Dennoch wird er ganz verdunkelt
Durch die treue Mutterhand.

Welche Luft der Baum auch kündet,
Er erlischt in einer Nacht,
Doch die theure Hand entzündet
Jahr für Jahr die neue Pracht.

Jede Blume soll sie pflücken,
Welche Deinen Blick erfreut,
Und damit die Brust Dir schmücken:
Darauf küßt Dein Kind Dich heut!

Man darf bei diesen wie den folgenden, wohl ins Jahr 1860 gehörenden Versen nicht vergessen, daß solche „Hauspoesie“ für das Töchterchen bestimmt war, sich also ihrer Altersstufe anbequemen mußte. Unter den folgenden Glückwunsch, der Hebbels Konzept aufweist, schrieb Titele: „Danke schön, lieber Papi, für das Gedicht.“

Manches Jahr bin ich gekommen,
  Und was ich Dir dann versprach,
Hast Du immer gern vernommen,
  Wenn ichs auch zuweilen brach.

Heut' gelob ich Dir das Alte
  Noch einmal, wie am Altar,
Und daß ich es endlich halte,
  Dafür bürgt mein zwölftes Jahr!

Diese Blumen, die ich bringe,
  Welken bald und trocknen ein,
Doch der Kranz, um den ich ringe,
  Soll von ew'ger Dauer sein.

Ein anderes, „Zum Geburtstag für Mama“, verweist in noch frühere Zeit, da Titele kleiner war; deshalb leiht ihr Hebbel die Worte:

Laßt die Kleinen zu mir kommen!
Sprach der Herr und dieses Wort
Hab' ich, Kleine, wohl vernommen
Und nun komm ich fort und fort.

Ist man aber wohl gelitten,
Wies bei Ihm die Kinder sind,
Darf man auch um Etwas bitten
Und so bitt ich denn geschwind.

Doch ich bitte nicht um Gaben
Für mich selbst, ich bin zu klein,
Um schon einen Wunsch zu haben,
Nein, ich fleh' für Dich allein.

Möge Er Dir reichlich spenden,
Der da hält den Herrscherstab,
Und aus Deinen milden Händen
Fällt für mich das Meine ab.

Aus allen Aeußerungen Hebbels über seine Gattin hören wir heraus, was er ihr Weihnachten 1854 in eine Prachtausgabe der vossischen Homerübersetzung schrieb:

Möge der alte Homer, der größte der Dichter, Dir sagen,
Daß Du mir Helena bist, aber Penelope auch.

Im Verhältniß zu seiner Familie zeigt sich Hebbel von seiner schönsten Seite, von einer Kindlichkeit, die etwas Rührendes hat. Aber seine Milde tritt auch sonst häufig hervor, und so unerbittlich er als Kritiker sein konnte, eben so sehr ist er bereit, fremde Leistungen anzuerkennen und zu preisen, wenn sie ihm Achtung abringen. Eduard Kulke berichtet in seinen wichtigen „Erinnerungen an Friedrich Hebbel“ (Wien 1878, S. 93), mit welchem Staunen Hebbel die Wunderthaten des Rechenkünstlers Zacharias Dase betrachtete, während er freilich durch die Unterhaltung mit dem unbedeutenden Menschen arg enttäuscht wurde. Trotzdem schrieb er „In das Stammbuch Zacharias Dases, des Rechenkünstlers“ folgendes Gedicht, das wohl Ende der fünfziger Jahre zu datiren ist, da Dase schon 1861 starb; wann er sich in Wien aufhielt, vermag ich nicht festzustellen.

Wenn die Natur die allgemeinen Gaben
In einem Einzelnen zum Gipfel steigert,
Muß sie ein großes Ziel vor Augen haben,
Da sie dem bloßen Spiel ihr Höchstes weigert.

So bist auch Du nicht in die Welt gesendet,
Weil wir erstaunen und bewundern sollen:
Empor zum Himmel sei Dein Blick gewendet,
Wo Millionen Sternenkugeln rollen.

Ein zweiter Keppler wird vielleicht geboren,
Sobald Du ihm erst Weg und Steg bereitet.
Und sicher geht er sich und uns verloren,
Wenn ihn der Faden, den Du spinnst, nicht leitet!

Ich greife diesmal aus meinen Sammlungen noch ein Gedicht heraus, das nur in Abschrift erhalten ist; es dürfte die Stimmung aussprechen, die Hebbel beherrschte, da er am fünfundzwanzigsten April 1857 mit einer heftigen Erkältung bei einem furchtbaren Wetter in Hamburg eintraf und wenig Freude während seines kurzen Aufenthaltes erlebte.

Hamburg.

Enge Straßen, dumpf und düster,
Daß man fast darin erstickt,
Wenn die Erde faule Dünste
Und der Himmel Regen schickt;

Ach! die Tropfen, die da fallen,
Scheint der klare Aether nicht,
Scheint ein voller Schwamm zu geben,
Der sich, ausgedrückt, erbricht.

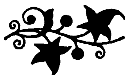
Eben angekommen, lockte
Mich ein Sonnenstrahl hinaus;
Aber dieses Schauderwetter
Treibt mich gleich zurück ins Haus.

Unter jenem Thorweg suche
Ich verdrießlich etwas Schutz;
Doch der Haushund wills nicht dulden,
Zähnefletschend beut er Trutz.

Dennoch ladet, heiser dudelnd,
Mich ein Leyerkasten ein,
Mir aus Allem nichts zu machen
Und vergnügt und froh zu sein.

Diese Proben ungedruckter und unbekannter Gedichte werden hoffentlich von Neuem beweisen, daß eine wirkliche Gesammtausgabe der Werke Hebbels manches Interessante und Bemerkenswerthe dem alten Stande hinzufügen könnte. Ich habe mit Absicht einige der flüchtigsten Produkte Hebbels angeführt, um zu zeigen, daß der Dichter sich niemals verleugnet, sondern selbst dem Unvollendeten seinen Stempel aufzudrücken versteht. Seine Bedeutung als Lyriker ist noch immer nicht genügend erfaßt und doch steht sie seiner Bedeutung als Dramatiker nur wenig nach. Hebbel war sich ihrer auch bewußt. Unter den vorhin veröffentlichten Gedichten verdienen aber einige, vor Allem das Sonett „Ein Gebet“ und das tiefsinnige „Stille! Stille!“, einen ersten Platz in der Sammlung seiner Lyrik.

Lemberg. Professor Dr. Richard Maria Werner.



Der Traum vom Totenreich.

Mit einem lähmenden Gefühl von Machtlosigkeit sank ich zu Boden, als die Keule meines Feindes auf mein Haupt niedersauste. Als ich mein Bewußtsein wieder erlangt hatte, war ich in einer Gegend, die ich niemals vorher gesehen hatte, und eine Ahnung sagte mir, daß Helheim mich jetzt zu den Seinen zähle. Eine seltsame Beleuchtung lag über Allem, was ich sah. Es war mir unmöglich, zu sagen, ob Tag oder Nacht herrsche. Dämmerung konnte ich das wunderliche Helldunkel auch nicht nennen; es war ein Mangel an Sonne, ein halber, ruhender, toter Glanz in der Luft. Alle Erinnerungen an das eben verlassene Leben beschäftigten lebhaft meinen Geist und ich dachte, ich hätte diese Beleuchtung schon einmal während meines Lebens gesehen. Es war in der Nacht, als wir Halsten und seine Leute beim Gelage überraschten: Winter war es und die Ebenen warfen das Licht des Schnees zurück; hinter schweren, vorüberziehenden Wolken stand der Mond und durch von Zeit zu Zeit aufklaffende Risse und Spalten warf er scheu einen düstern Schein über die Erde. Jetzt war der Himmel wolkenlos und ich glaubte, daß ich, so hoch ich wollte, in die Luft schauen könnte. Der Blick verirrte sich oben aber in graue Nebel, nicht, wie einst, in das leuchtende Blau, das die Farbe am Himmel Midgards bildet.

Alle Farben schienen mir sonderbar gedämpft und matt; die größeren Gegenstände konnte ich unterscheiden, aber der Grasteppich des Bodens und am Horizont der Wald waren für mich nur glatte Flächen. Dicht neben mir stand eine Birke; ich sah ihre Umrisse und ihren mattglänzenden Stamm, aber ihr Laub verschwamm meinen Augen zu einem Schleier und es sah aus, als wäre der ganze Baum mit Spinnweben bedeckt: so fahl war sein Grün.

Ich schritt einen schmalen Weg zwischen weit ausgebuchteten Wiesen entlang. Hinter ihnen und rechts von mir sah ich einen See schimmern; schwarz und glanzlos starrte mir sein Wasser entgegen, während zu meiner Linken sich ein langer Bergrücken erhob, der mit hohen, dünnen Bäumen bewachsen war. Etwas in meinem Innern sagte mir, daß die Zweige dieser Bäume stets unbewegt in der feuchten, lauen Luft hängen müßten. Die Wiesen vor mir wurden von einem Bach durchschnitten. Er führte zu dem See, den ich eben vor mir schimmern sah; aber keine Bewegung war in seinem Wasser sichtbar. Still lag es zwischen den Gesträuchen der Ufer und zwischen den schimmernden Laichkräutern und den flachen Nixblumen, die so unbeweglich schienen, als seien sie mit Senksteinen angebunden, da weder Wellen noch Strömung sie weiter trieben. Ich ging über die Brücke und folgte dem Wege, der in Windungen am Waldabhang zum See hinabführte. Ein Druck von Zweifel und Ungewißheit lag auf meinem Herzen. Die Todesstille der Gegend machte mich beklommen. Es war, als ob Alles ringsum begriffe, daß nichts hier je anders werden würde. Ich sah ein, daß Menschen hier lautlos gehen und flüsternd mit einander sprechen müssen; ich sah ein, daß hier nur ein Schattendasein möglich sein könne.

Da fühlte ich, daß ich nicht länger mehr allein war. In meiner Nähe war ein anderes menschliches Wesen. Wie es sich mir genähert hatte, wußte ich nicht; ich wußte nur plötzlich, daß es da war; aber ich fühlte keine Furcht, obgleich es so plötzlich auf mich zugekommen war. Eine lange, schattenhafte Gestalt. Von ihren Schultern hing ein graues Gewand bis zur Erde hinab, dessen Stoff mich unglaublich dünn dünkte. Wie hinter einem Schleier sah ich ihr Gesicht; und als ich sie flüchtig betrachtete, erkannte ich die Züge wieder. Es war meine Gattin. Sie hatte sich nicht verändert, trotzdem wir seit Jahren getrennt waren: jung wie einst, als sie von mir ging, hatte sie mich an den stillen Gestaden erwartet. Nur war jetzt ihre Gesichtsfarbe blutleer und bleich; die Wange glich dem fahlen Blüthenblatt einer verwelkten weißen Anemone und die braunen Augen waren räthselhaft tief. Wir wechselten einen Blick. Das war Alles. Zwischen uns bedurfte es keiner Worte. Um zu erkennen, ob ich das selbe graue Schleiergewand trüge, versuchte ich, am eigenen Körper herunterzublicken; aber das Auge traf nichts Festes, sondern glitt zur Erde, ohne zu finden, was es suchte: es war mir unmöglich, mich selbst zu sehen. Dann wandte ich mich wieder Disa zu; und lange und unverwandt sah ich nun das Antlitz an, das mir einst so theuer gewesen war. Aber in meiner Empfindung war nichts von der Freude des Wiedersehens, nichts von dem Glück der Wiedervereinigung: nur ein stummes und kühles Wiedererkennen. Und den selben Ausdruck sah ich in ihrem Blick, der dem meinigen begegnete; er war nur noch gleichgiltiger und kälter als mein eigener. Sie sagte leise: „Du hast gezaudert. Ich habe lange auf Dich gewartet.“

Der Pfad, den wir gingen, war dunkel und feucht; die Wurzeln der Erlen waren über den Erdboden hingekrochen und hatten sich dort wie sehnige, gewundene Arme und knochige, breite Hände gelagert. Ueber unseren Häuptern hing schweres, dunkles Laubwerk und der Pfad lief durch mächtiges Dickicht, das von abgestorbenen Pflanzen gebildet zu sein schien, denn dürre, nackte Aeste ragten überall hervor. Dazwischen krochen lange Schlinggewächse hin mit großen dunklen Blättern und weißen, leuchtenden Blumen, die sich hoch in die Luft streckten, als wollten sie so viel wie möglich von dem kärglichen Licht einsaugen. Viele schlangen sich um die Stämme der Erlen und Weiden, aber nirgends reichten sie höher als bis zu den untersten Ansätzen der Aeste.

Als wir an den See gekommen waren und über das Wasser hinblickten, schien es mir, als ob wir die Vorhöfe des Totenreiches verlassen hätten und an seinen Grenzen stünden. So tot lag das weite Bleigrau des Sees da. Nur manchmal ging es wie ein Zittern über die Wasserfläche; und doch wehte kein Wind darüber hin. Das Zittern kam vom Grunde herauf. In einem kleinen Hafen lag zwischen Steinen ein Fahrzeug. Disa schritt darauf zu und nahm im Vordertheil Platz; ohne ein Wort folgte ich ihr. Bei den Rudern saß ein Greis in zerrissenen und geflickten Kleidern und mit blinden Augen. Sobald wir eingestiegen waren, stieß er vom Ufer ab und steuerte fort. Disa stand zum Strande hingewandt, als wir ihn verließen; aber ich sah über den See hinaus, denn ich war neugierig, wohin ich geführt werden sollte. Das Boot drückte das hohe Schilf herunter, das lautlos nachgab, sich unter dem Steven bog und sich eben so lautlos wieder aufrichtete. Diese Fahrt unter Todesschweigen ließ meine Seele erschauern und es überkam mich fast ein geheimer Wunsch nach den schabenden und knirschenden Lauten, die ich so gut noch von Midgards Schilf im Gedächtniß hatte.

Draußen, auf dem See, bemerkte ich, daß auch die Ruder kein Geräusch verursachten. So leise glitten die Wassertropfen von den Ruderblättern, daß ihr Zurückfallen in das Wasser nicht gehört, nur gesehen werden konnte. Das Boot durchschnitt den Wasserspiegel, als ob der See sich in breiter Rinne vor ihm öffnete: kein Druck gegen die Seiten oder den Steven, kein Ruck; ein gleichmäßiges Dahingleiten, das nur an dem Wechsel der uns umgebenden Gegenstände bemerkbar war.

Auf dem dunklen, glanzlosen Wasser sah ich mehrere Fahrzeuge, die dem unseren glichen; alle kamen vom selben Strande und steuerten in der selben Richtung. Aber wir wurden von einander durch Eilande und Inseln mit hohen Bäumen getrennt; ernste Orte, ganz einsam bis auf einen oder zwei hellere Schatten am Strande. Ich wollte jetzt fragen, welches Schicksal meiner wartete. Nicht mit unruhig bewegter Stimme — ich fühlte keine Unruhe —, sondern in ruhigem Flüsterton fragte ich Disa: „Wohin fahren wir?" Eben so ruhig antwortete sie mir: „Weithin in die ferne Einsamkeit, wo ein baumloses Eiland verborgen im Schilf liegt. Dort ist Raum für Dich und mich." „Und was soll ich dort machen?" „Du warst ein ruheloser und mißtrauischer Mensch, ein Suchender, der nicht wußte, was er eigentlich suchte, und deshalb hast Du weggeworfen, was Du einmal besaßest, obgleich es das Rechte war. Du sollst deshalb am Strande des Eilandes sitzen und Steine auflesen und nach einem Stein suchen, der leuchtet und den Du statt einer Fackel brauchen kannst. Und wenn Du ein solches Ding gefunden hast, wirst Du es ins Wasser werfen, um durch die Schwere zu erfahren, ob es ein Stein oder nur ein Stück morschen Brennholzes ist. Dann wird es jedesmal der Stein sein und deshalb wird es versinken, — und Du mußt von Neuem zu suchen beginnen." „Und Du?" „Ich dachte stets an Dich, deshalb werde ich auch künftig da sein und Dich ansehen, während Du suchst." „Und Das ... Das dauert ewig?" „Das weiß ich nicht", antwortete Disa eintönig. Und ich fragte auch nicht mehr. Schwermüthig sah ich, wie unser Fahrzeug sich einem niedrigen, kleinen Eiland näherte, das mit seinem kahlen Rücken aus dem dichten Schilf emporragte. Disas Schattengestalt beschritt die Insel; ich wollte ihr folgen, konnte es aber nicht. Ich war wie gefesselt, da, wo ich stand. Ich wollte rufen, aber meine Zunge war gelähmt. Ich fühlte einen heftigen Schmerz und schloß in der Angst die Augen.

... Als ich sie wieder öffnete, fühlte ich kalte Regentropfen in meinem Gesicht. Ich hob meinen rechten Arm in die Höhe, in dem der Schmerz fortdauerte, und einer der Raben des Schlachtfeldes flog auf von seinem Mahle; noch war sein Schnabel von meinem Blut geröthet. Ich richtete mich auf; taumelnd und auf mein Schwert gestützt, das ich nicht losgelassen hatte, ging ich, Menschen aufzusuchen, die meine Wunden heilen könnten. Aber ich wußte, daß meine Stunde nicht lange mehr auf sich warten lassen würde; die Norne hatte mir mein Schicksal gezeigt.

Upsala. Lennart Hennings.



Nietzsches Geisteskrankheit.

Das goethische Wort: „Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen", gilt im höchsten Maße für das Prodromal-Stadium des Wahnsinns eines erhabenen Geistes. In der der schweren Erkrankung vorangehenden glanzvollen Exaltation-periode gehen dem psychopathisch veranlagten Genie mehr auf dem Wege der Intuition, der ekstatischen Empfindung, der impressiven Rezeption und beschleunigten Verarbeitung, Verwerthung und Wiedergabe äußerer Eindrücke als auf dem Wege logisch-systematischen, vorsichtigen Denkens Ahnungen, Erkenntnisse und Entdeckungen von ungeheurer Tragweite und Zukunftsperspektive auf, Produkte eines im gewaltigsten Krampfe vibrirenden Geistes, einer fieberhaft erregten Seele, die sich an ihrer eigenen Gluth verzehrt. Ein solcher Geist war Friedrich Nietzsche.

Man muß annehmen, daß er an wirklicher organischer Geisteskrankheit leidet — an progressiver Paralyse, Gehirnerweichung oder (wahrscheinlicher) an vorzeitiger seniler Atrophie, Alters-Erweichung —, also an einer substantiellen, anatomisch post mortem nachweisbaren Gehirnerkrankung, die mit schweren, makroskopisch und mikroskopisch erkennbaren pathologisch-anatomischen Veränderungen des Gehirns, mit Entartung der Ganglienzellen und Schwund der Assoziationsfasern, also derjenigen Elemente, an die vermuthlich die feineren Vorgänge des Seelenlebens geknüpft sind, einhergeht: einer chronischen Hirn-Entzündung und Hirn-Entartung. Darf man nun annehmen, daß Nietzsche schon damals, als er seine größten Werke schrieb — Werke, die die höchste geistige Energie in Worte gebunden enthalten und, wie „Also sprach Zarathustra" und „Jenseits von Gut und Böse", beinahe alles vorher Gewesene übertreffen —, als er seine bedeutendsten Gedanken zu einer grandiosen Psychologie des menschlichen und des genialen Geistes faßte, schwer erkrankt gewesen sei? Gegen diese Annahme streitet die Möglichkeit, daß gerade die mit Abfassung dieser Werke verbundene „übermenschliche" Anstrengung des Geistes und die begleitende „übermenschliche" Gemüthsaufregung und Phantasiethätigkeit eine außerordentlich tiefe Erschöpfung nach sich zogen und durch Schwächung des überanstrengten Gehirnkörpers den Boden zur Aufnahme des Keimes geistiger Erkrankung vorbereiteten und so erst die gefährlichste Prädisposition zur Krankheit schufen. Man kann aber auch davon ausgehen, daß die im Beginn jeder Entzündung vorhandene Blutüberfüllung des erkrankten Organes zunächst anatomisch zu einer Hypertrophie der Organ-Elemente und des Organes selbst, weiterhin physiologisch zu einer starken Beschleunigung und Steigerung der Funktion, allerdings meist unter krank-

hafter Veränderung des Zustandes und der Beschaffenheit von Organ und Funktion, führt. So läßt sich in der Regel bei jeder tieferen psychischen Erkrankung, insbesondere bei der progressiven Paralyse, ein Prodromal-Stadium des gesteigerten psychischen Lebens wahrnehmen, im Intellektuellen wie im Moralischen. Eine bestimmte Entscheidung nach der einen oder anderen Seite hin ist aus den Umständen des Falles schwerlich zu treffen (vielleicht sind für das wirkliche Geschehen beide Zusammenhänge wirksam gewesen), auch giebt der jetzige Stand der psychiatrischen Wissenschaft im Allgemeinen auf solche Fragen keine Antwort. So ist der Zeitpunkt, in dem Nietzsches Gehirnleiden begann, nicht zu bestimmen, vielleicht aber schon in verhältnißmäßig frühe Zeit, vor das Jahr 1888, zu setzen.

Daß Nietzsche die Logik selbst, die Grundlage aller gesunden Geistesfunktionirung, angriff — sei es aus schrankenlosem Total-Zerstörungtrieb, sei es aus wirklichem kritischen Zweifel —, mag allerdings Manchem schon den Eindruck des „hellen Wahnsinns" machen. Das Unterfangen war an und für sich ungeheuer, erforderte eine Kräfteanspannung, Verwegenheit, Grausamkeit gegen sich selbst, so viel Empörung wider die eigene Natur und die Grundlagen bisherigen geistigen Lebens, daß es aber auch zu verstehen ist, wie dieser Versuch Den selbst, der ihn wagte, geistig zerschmetterte. Nietzsche ging an den äußersten Konsequenzen des Denkens, die er unerschrocken zog, intellektuell und sittlich zu Grunde. Der Wahnsinn war das nothwendige letzte Resultat der Beschaffenheit und Arbeit seines Gehirns, es war der letzte Sinn des nietzschischen Geistes. Er vernichtete mit der selben Nothwendigkeit sich selbst mit seinem Werke wie sein großer Vorgänger Napoleon, der praktisch und politisch handelte, wie Nietzsche dachte. Er erschütterte, unterwühlte und verwirrte sein eigenes geistiges Leben; hellsehend und bewußten Willens stürzte er in den von ihm selbst aufgerissenen Abgrund, als ein „Selbsthenker", wie er sich einmal bezeichnet.

Ein Hauptmerkmal des Wahnsinns ist die Isolirung und vollständige Abtrennung von der Außenwelt. Der Wahnsinnige hat eine Welt für sich, — ähnlich auch der Künstler. Er lebt in seinem eigenen, eigenthümlichen, sonderbaren, in gewissem Sinne originellen Ideenkreise, in der Welt seiner Phantasmen, Illusionen, Wahnvorstellungen; ja, er schafft die wirkliche Außenwelt im Sinne der von ihm konzipirten, in ihm originär entstandenen, visionären Innenwelt um, verändert und verschönert oder verschlechtert, fälscht und verkennt die Außenwelt aus diesem seinen persönlichsten Wesen heraus. Deshalb ist es auch ganz unmöglich, einen gewöhnlichen Narren von seinem Wahn, von seinen Irrthümern, von der Unsinnigkeit seiner fixen Idee zu überzeugen. Seine Logik ist eben eine andere, eine pathologisch veränderte. Bei Nietzsche kann man beobachten, daß dieses psychopathische Element in

seinen Werken langsam hervortritt: eine allmähliche Isolirung, Abtrennung, Vereinsamung, Loslösung seines Wesens aus dem Kontakt mit der Umwelt bis zu einer Umschaffung und vollständigen Verkehrung des Weltbildes.

Es ist ihm allem Anschein nach immer besonders schwer geworden, sich mit der banalen Realität abzufinden. Aus jeder Zeile seines Werkes spricht ein unüberwindlicher Gegensatz und Widerwille gegen alles Allzumenschliche. Er war — nach den Schilderungen seiner Schwester, die von großer Liebe zeugen und den Stempel der Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Aufrichtigkeit an sich tragen, — mit äußerster moralischer Feinheit, Anmuth, ja, Schönheit und sittlicher Größe, mit Würde und Hoheit begabt und paßte daher nicht in diese Welt des niedrigen Hasses- und Neides, der kleinlichen Beweggründe, der erbärmlichen Interessen und Begierden, der gemeinen Ehrsucht und Genußgier, der dummen Pedanterie und albernen Vorurtheile, des hohlen, leeren, blöden und anmaßenden Scheines. Er war so ganz hilflos dieser nicht nur bösartigen, verlogenen, schmutzigen, sondern auch absurden, trivialen, in ihrem burlesken Wesen nicht recht faßbaren Welt gegenüber. Welt und Nietzsche: Beide verstanden einander nicht, glotzten einander verlegen an und lachten schließlich über einander, wobei Friedrich Nietzsche der Welt nicht weniger lächerlich erschienen sein mag als sie ihm. Zarathustra preist die Welt, aber eine Welt, in der die Menschen fehlen; während Zola die soziale Welt, wie sie leibt und lebt, mit der Liebe des abkonterfeienden Künstlers umfängt.

Nach zahllosen Verwundungen und Erschütterungen, moralischen Stößen und Insulten, die Nietzsche von der täppischen und boshaften Welt erlitten und mit besonderer Hyperästhesie empfunden haben mag — von einer Welt, die ihm außerdem den größten Tort damit anthat, daß sie ihn nicht kannte, nicht kennen wollte und sein Genie schnöde ignorirte —, zum Tode wund, innerlich gebrochen, nicht zum Wenigsten in berechtigter Eitelkeit enttäuscht, vergiftet, ganz und gar vereinsamt, mit seinen Idealen von Menschen-Schönheit und Menschen-Größe betrogen, sah er ein, daß er diesseits von Gut und Böse nicht mehr philosophiren konnte. Das sogenannte Gute war ihm durch Lug und Trug, den man damit trieb, aufs Gründlichste verleidet und erschien ihm nur noch abgenutzt, veraltet, morsch, faul, absterbend: so kam er zur Umwerthung aller Werthe.

Fortan trieben ihn Haß und Menschenverachtung, die grimmigste Wuth zu seinen Kriegsfahrten; und diese konsequent feindliche Stellung der bestehenden moralischen Welt gegenüber, diese neue Betrachtung aller menschlichen Dinge aus den Instinkten des Hasses, der Rache, der Verachtung, des Hohnes heraus führte ihn zu Einsichten in das Wesen von Menschen und Dingen, zu Wahrheiten und Erkenntnissen von größter Bedeutung.

Mit seiner Instinkt-Theorie griff er abgründlich tief in das Innerste des die Welt bewegenden Mechanismus hinein. Nur einen guten, aber auch höchsten und mächtigsten Instinkt, die Liebe, verkannte er.

Ein kaltes, gleichgiltiges oder verzagtes Verhalten gegen das andere Geschlecht ist an sich nicht psychisches Entartungzeichen. Die Differenzen sind auch unter den Normalen, den Gesunden allzu beträchtlich. Es giebt keinen Grad physiologischer Sexualität, keine bestimmte Energie geschlechtlicher Begierde und Leistungsfähigkeit, die als Erforderniß gelten könnten, um einen Menschen als somatisch oder psychisch sexuell-normal zu diagnostiziren. Damit, daß Nietzsche das Lob der Keuschheit singt („Also sprach Zarathustra", S. 78, 79, „Von der Keuschheit") und von seiner Schwester als „allem Erotischen sehr fern stehend" bezeichnet wird, ist also nichts für das Verständniß der Pathogenese seiner geistigen Erkrankung gewonnen; und es wäre eben so cynisch wie schwachsinnig, die Emanationen des Zarathustrageistes als Erzeugnisse einer aufs Gehirn verschlagenen, mit Absicht oder aus Noth unterdrückten Geschlechtsbegierde zu erklären. Vielleicht war dieser Mangel an geistiger und physischer Sexualität nur ein bewußt vorgetäuschter; vielleicht war das Liebesbedürfniß des merkwürdigen Einsiedlers ein hyperideales, das kein Genügen an sittlicher, seelischer, körperlicher Schönheit eines weiblichen Gefährten finden konnte. Wo sollte er die geistig ihm Gleichgeborene, Ebenbürtige finden? Suchte er sie dennoch? Zu stolz, seinen gewaltigen, auf das Höchste gestellten Liebesdrang edlen Sinnes zu bekennen, seine furchtbaren, erschütternden Enttäuschungen am Weibe zu gestehen, verschrieb er sich den Instinkten des Hasses und der Verachtung und fand neue, unbetretene Wege zur menschlichen Seele, zu ihren Schluchten, Tiefen und Abgründen, ihren Felszacken und Schneegipfeln; aber es ward immer eisiger um ihn her und die Sonne der Wahrheit verlor ihre Gluth. „Am Eis der Erkenntniß erfror sein Geist."

Es war vielleicht ein verhängnißvoller Schritt, als er sich der Bindung durch einen praktischen Beruf entzog, der Bindung durch tägliche Berufspflichten, die seinem Wesen und Leben Stetigkeit erhalten und ihn von sich, von dem Solipsismus, dem er zuneigte, abgezogen hätten. Eine Beschränkung seiner Berufsthätigkeit, nicht die vollständige Aufgabe, wäre rathsam gewesen. Aber er ertrug es nicht mehr, ein Tag für Tag gleichmäßiges Leben unter Vermeidung aller Exaltationen und Schaffenskrämpfe, denen Erschöpfungzustände doch unausbleiblich folgen mußten, zu führen. Er übte auch kein werkthätiges Dasein, er hatte weder Frau noch Kind noch der Hilfe bedürftige Menschen, für die er leben konnte. Christus hatte doch die Bettler, Lahmen, Krüppel, Blinden und Ausgestoßenen aller Art und starb für sie.

Ein auf das Feinste organisirtes und reichbegabtes Hirn ist natürlich

unendlich viel verwundbarer als ein torpides, derbes, grobes, vulgäres Gehirn oder auch nur ein solches von normalen, mittelmäßigen sittlichen und intellektuellen Eigenschaften, zumal, wenn Erziehung und Schicksal nicht das Metall des Willens gehärtet haben. Das Gehirn Nietzsches ist durch überschwänglich empfundene persönliche Erfahrungen (Bruch mit Wagner), durch Dysenterie und durch körperliche, nervöse Leiden geschwächt und erschüttert worden. Schon die Dysenterie als Allgemeinerkrankung scheint das zarte und äußerst empfindsame Gehirn in Mitleidenschaft gezogen zu haben. (Starke Phantasmen, Halluzinationen in jener Krankheit. Zu vergleichen: die Biographie der Frau Förster-Nietzsche, Band II.)

Auffallend — auffallender als bei jedem anderen Autor — ist der Unterschied in Stil und Diktion zwischen den früheren und den späteren Werken Nietzsches. „Menschliches, Allzumenschliches": hier ist Maß, antike σωφροσύνη und Abwesenheit alles Nervösen, Leidenschaftlich-Krampfhaften, Vulkanisch-Terroristischen des späteren Nietzsche. Die Rede fließt gleichmäßig dahin, ein sicheres, breites Strömen der Gedanken, die sonnige Fruchtbarkeit einer reichen Ideenwelt, ein sommerliches Zeitigen gesunder, edler, üppiger Frucht. Die späteren Schöpfungen enthalten nirgends neue grundlegende Gedanken; die Konzeption solcher Gedanken reicht kaum über „Menschliches, Allzumenschliches" hinaus; nur der Stil wird immer blendender, die Vortragsweise immer leidenschaftlicher und exaltirter, die Form pathetischer und wilder, die Sprache eruptiver und bilderreicher. Alles erscheint in einem ungeheuren Krampf, wie aus einem Sturm der Seele, aus einem Gewitter von Empfindungen und Geistesblitzen geboren. Phantastische Bilder, grotesker Humor und Clown-Witz, ein koboldartiges Gebahren, eine Art geistiger Luft-Gymnastik, burleske Sprünge und Saltomortales: die gesunde Vernunft keucht athemlos hinterdrein, der Autor ist nicht mehr zu fassen, aalglatt entschlüpft er und höhnt jeden Versuch, ihn zu greifen, unbekümmert um eigene Widersprüche. Schließlich ein Wirbel, ein Chaos von Exzentrizität, das Schnauben, Schmettern, Rollen und Rasen einer tollgewordenen, aus aller Selbstbeherrschung gelösten Geistesmaschine. Oder ein Getöse wie unterirdisches Erbeben, ein Aufflammen schwefeliger Blitze in undurchdringlich dunkler Nacht; eine glänzende Nordlichtpracht, ein Gluthmeer von Leidenschaft. Und doch eine Größe, eine Gewalt der Gedanken und des Ausdruckes, wie sie wohl nirgends in deutscher Sprache oder in einer anderen Weltsprache überboten ward. Unverhüllte Größen-Ideen stellen sich ein, die Worte werden mehr nach ihrer Klangähnlichkeit als nach ihrer begrifflichen Zusammengehörigkeit verknüpft. Manien wechseln mit melancholischen Zuständen, Stimmungen der sonnigsten, übermüthigsten Heiterkeit mit solchen von schwärzester, dumpfer Grabes-Schwermuth. Das sind ins Krankhafte fallende Paroxysmen,

die aus der Schwankungbreite heraustreten, in der sich die Stimmung eines gesunden Künstlers bewegt. Der ganze berückende Zauber des „Zarathustra“ beruht darauf; hier wetterleuchtet schon der Wahnsinn eines glänzenden Geistes, der „geniale“ Wahnsinn eines „genialen“ Künstlers. Man vergleiche „Menschliches, Allzumenschliches“ mit „Jenseits von Gut und Böse“, „Götzendämmerung“ und „Antichrist“. Dort der sich häufig bescheidende, klare, liebenswürdige, ernste, besonnene Philosoph, der aus einem Werke edelster Art gewissermaßen herausblüht und hervorstrahlt; hier der überkühne Spötter, der Gewaltmensch, der zertritt und umstürzt, dem nichts heilig ist, der mit Hohngelächter der Menschheit in das Antlitz schlägt, ein in Erz gepanzerter, aber von innerer Wuth durchkochter, gegen Feinde ringsum rennender, tobender, rasender Ajax, — Αἴας μαινόμενος. Man vergleiche „Menschliches, Allzumenschliches“, erschienen 1878, mit der Vorrede vom Jahre 1886. Diese Vorrede ist sehr merkwürdig, auch psychiatrisch. Für den Sachverständigen tritt hier (wie in anderen Schriften, Gedichten und Vorreden der Jahre 86 bis 88) Nietzsche ganz deutlich aus dem Gebiete geistiger Gesundheit heraus. Das dem Paralytiker eigenthümliche Gesundheit-Wohlgefühl („bis zu jener ungeheuren, überströmenden Sicherheit und Gesundheit“, Abschnitt 4, S. 8) erscheint und ist neben größenwahnsinnigen Vorstellungen und Ausdrücken („Feind und Vorforderer Gottes“, Abschnitt 1) charakteristisch genug, zumal nichts vorliegt, was die Entladung dieses hochgespannten Selbstgefühles in solchen wuchtigen Ausdrücken genügend rechtfertigt. Das sind die ersten unzweifelhaften Anzeichen der Krankheit, die schon lange schleichend begonnen hatte, vor dem Ausbruch der völligen, unheilbaren chronischen Geistes-Erblindung, — Symptome von kurzen, noch vorübergehenden partiellen Störungen des Gehirnsystems, die die drohende totale Zerrüttung einleiten und verkünden. „Die große Loslösung“, von der Nietzsche in dieser Vorrede (dritter Abschnitt, S. 6 u. ff.) mit solcher Emphase, solchem Stolz spricht, war die Loslösung seines Geistes von der Gesundheit: „sie ist eine Krankheit, die den Menschen zerstören kann!“ Die Ahnung des seiner selbst bewußten Denkers erfüllte sich furchtbar. Die Annahme, daß der Chloral-Mißbrauch mitgewirkt und die Schwere und völlige Unheilbarkeit der geistigen Umnachtung mitverschuldet habe, ist nicht von der Hand zu weisen; aber daß nicht nur eine Chloral-Vergiftung des Gehirns vorliegt, sondern daß der Wahnsinn dieses Genius in seiner Anlage, in ererbter Disposition, in der spezifischen Organisation und weiterhin in seinem individuellen Entwickelungsgang bedingt war, ist als sicher anzusehen.

Für die Zukunftwirkung des nietzschischen Geistes ist in Betracht zu ziehen, daß Das, was zu konzipiren so viel Anstrengung, Verzehrung des Geistes und Aufwand psychischer Energie gekostet hat, daß schließlich der Schöpfer selbst erkrankte und an Erschöpfung zu Grunde ging, einem späteren Geiste,

der nur die Arbeit der Rezeption und Assimilation, der „Einverseelung“, wie Nietzsche sagt, zu leisten haben wird, bereits angeerbt oder wenigstens als vorgeschrittene Anlage vorgebildet sein wird. Die großen Geister bilden eine Familie für sich von eigner Aszendenz und Deszendenz, nur unter sich geistig verwandt, und Einer der Erbe und gewissermaßen Thronfolger des Anderen. So kann, was Nietzsche nur im Prodromalstadium einer Geisteskrankheit, im Zustande von bereits entzündlicher Blutüberfüllung des Seelenorganes (inflammatorischer Gehirnhyperämie) oder in einem dazu führenden Zustande von Ueberspannung des Gehirns, von funktioneller Hyperämie, in maniakalischer Ueber-Erregung oder doch in einem ungeheuren Krampf der Seele zu denken und zu schaffen im Stande war, was bei ihm vom Dämon des Wahnsinns oder von einem übermenschlichen, visionären Geist eingegeben erscheint, einem später Geborenen leichter und ungefährlich sein. Was bei Nietzsche krankhafter Hirnüberreizung seinen Ursprung verdankt, kann in Zukunft als höchste Normalität und Vollkommenheit geistiger Kraft, Gesundheit und Schönheit gelten, Wahnsinn sich in höchsten und vollkommensten Sinn wandeln. Aber wer wäre so vermessen, hier prophezeien zu wollen?

Johannes Grosse.



Krank!

Ich bin krank ... Ein ödes langes Siechthum ohne Aussicht. Ich wollte Alles wissen und man hat mir Alles gesagt, ... Alles. Mir ist keine Hoffnung geblieben, nicht einmal die elendeste Illusion.

Und so ist es gut, so wollte ich es haben.

Jetzt warte ich Tag für Tag, eine endlose Nacht nach der anderen. Und die Nächte sind am Schlimmsten. Sich so ganz allein durch die finstere, undurchdringliche Masse von Dunkelheit und Schmerzen durchwinden zu müssen, mit all der Todesangst in den kranken Nerven! ...

Die erste Zeit — damals, als es anfing — lag ich im Krankenhaus; und leise, ganz leise gingen von Stunde zu Stunde die Schwestern aus und ein, die guten Barmherzigen Schwestern. Ein blasser Lichtschein ging ihnen voraus und sacht kamen sie hereingeglitten mit ihrem Nachtlicht in der Hand. Wie da die weißen Schleier schimmerten und der rothe Glanz der kleinen Laterne über das friedliche, heilige Gesicht und all das schneeige, blaukalte Weiß hinflackerte! Wie Gebetsstimmung kam es jedesmal über mich; ich war wieder Kind und träumte von Schutzengeln. Jetzt bin ich allein. Wenn nur die Nacht erst zu Ende wäre. ...

Langsam und qualvoll wird es Morgen und meine Wirthin schlürft herein mit ihren müden, alten Schritten. Sie zieht die Vorhänge von den Fenstern zurück und stellt mir den Kaffee ans Bett.

Und dann gehen Stunden darüber hin, bis die entsetzliche Schwäche überwunden ist und ich mich vom Bett zum Divan hingearbeitet habe.

Da liege ich dann und höre mit halbgeschlossenen Augen, wie draußen der neue Tag frisch und morgendlich anhebt.

Jung und kräftig klingt Alles, — so gesund.

Drüben in der Kaserne machen die Soldaten ihre Uebungen und die scharf abgerissenen Kommandos schallen zu mir herein. Zuweilen auch Militärmusik, irgend ein morgenfroher Marsch, und unten auf der Straße klingeln die Tramways vorbei und schwerfällige Wagen dröhnen und die Menschen hasten und jagen durch einander. Das ist Alles so weit unten, unter meinem Dachzimmer. Das Leben tönt nur noch zu mir herauf.

Meine Wirthin bringt das Zimmer in Ordnung und unterhält mich dabei über ihre Portion Elend im Leben. Sie ist eine gute alte Frau, aber ich rede nicht gern mit ihr. Es stört und peinigt mich, daß sie so undeutlich spricht und daß sie einen schiefen Mund hat. Wenn sie spricht, muß ich immer danach hinsehen. Das macht mich so nervös.

Sie jammert über das Leben und wird scharf und ausfallend, wenn sie auf die Menschen zu reden kommt. Wie die alte Frau oft Recht hat! Ihre verbitterte Philosophie entspringt aus lauter bitteren Thatsachen. Den ganzen Tag muß sie arbeiten und dabei ist sie schwach und kränklich. Ihr Mann kann nicht auf Arbeit gehen. Wochen lang sitzt er in der Küche, mit entzündeten Füßen. Nur alle acht Tage einmal humpelt er die vier Stiegen hinunter und zum Kassenarzt. Denn der kommt nicht zu den armen Leuten.

Und im Frühjahr müssen die Alten aus dem Hause. Sie haben nun schon achtzehn Jahre dort gewohnt und sind alt und schwerfällig geworden. Alles Das erzählt sie mir, während sie das Zimmer aufräumt. Und ich liege dabei auf dem Divan und bebe vor Nervosität. Es strengt mich an, ihren Dialekt zu verstehen, und der schiefe Mund stört mich. Dabei ist es so kalt und ich kann mich nicht entschließen, zu sagen, daß sie einheizen soll. Ich fürchte mich vor dem Lärm, den sie dabei macht. Endlich ist es so weit. Ich kann jetzt wenigstens das Feuer sehen und mir einbilden, daß es wärmer im Zimmer ist.

Aber nun kommen die Schmerzen wieder. Es ist unmöglich, dabei gerade zu liegen. Ich versuche, mich zu strecken, . . . und dann rollt ein neuer Krampf mich wieder zusammen. Bis in die Knie geht es hinunter und oben liegt es auf der Brust und drückt mir den Athem zusammen.

Ich bin froh, daß ich allein bin und daß Niemand mich leiden sieht, Niemand, außer mir selbst, — und an mich selbst bin ich gewöhnt.

Meinen kleinen Handspiegel habe ich immer neben mir liegen. In den schlimmen Stunden beobachte ich mein Gesicht darin. Ich will keine Schmerzenslinien haben, keine verzerrten Krankenhauszüge. Der Wille muß die armen, zuckenden Nerven zur Ruhe zwingen. Nur die Augen dürfen leiden, den Schmerz in die leere Weite hineinbohren. Der Mund muß ganz ruhig sein. Er möchte gern beben und zucken und die Qual über das ganze Gesicht ausstrahlen, aber ich halte den Spiegel ganz fest und bin sehr streng. Ich möchte ruhig und schön leiden, wie die Heiligen.

Ich nehme kein Morphium, — damit warte ich noch. Vielleicht nicht mehr lange. Es ist gut, Alles so genau vorher zu wissen: jetzt ist es noch so . . . dann wird Das kommen . . . dann Das . . . und dann — — —

Aber bis dahin noch leben, — leben!

Wenn die ärgste Stunde vorbei ist, kommt eine wohlige Abspannung.

Ganz leises Fieber .. Das giebt so ein gutes Gefühl, diese leise summende Wärme durch den ganzen Körper. Und jetzt rauchen; eine milde, beruhigende Cigarette. Der Arzt hat es mir nicht verboten, ich habe längst keinen Arzt mehr. Ich weiß ja selbst, was mir fehlt; ich weiß die ganze Litanei auswendig.

So wohl und mild wird es mir jetzt, wenn der blaue, leichte Nebel mich und mein Zimmer einhüllt. Es ist ein ziemlich trauriges Zimmer, aber ich liebe es sehr. Die kahlen, weißen Kalkwände kommen mir vor wie gute Freunde, die meine Leiden still mit ansehen und deren Mitleid ich besser vertragen kann als das der Menschen.

Meine Gedanken träumen dem blauen Rauch nach; sie träumen davon, wie schön es wäre, jetzt auf einem türkischen Ruhebett zu liegen, in einem kleinen, zeltartigen Zimmer, mit rothem Licht und dichten, warmen Teppichen. Und um mich herum lägen dann all die Anderen: meine Freunde, die schon gestorben sind. . . Ich mache die Augen zu und sie erzählen mir vom Sterben, immer nur vom Sterben. Wie gut es war, als die Schmerzen aufhörten . . . und das schreckliche letzte Zucken. Nur Einer will immer vom Leben sprechen, Der mit dem weißen Tuch um den Kopf und der Wunde darunter . . . Die Kugel . . . Und er war noch so jung. Aber die Anderen verstehen ihn nicht und er schweigt wieder.

Er ist auch der Einzige, der mit den Augen rollt und dem es manchmal um den Mund zuckt. Bei den Anderen ist es so totruhig in den großen, leeren Augenhöhlen. Und so reden sie vom Sterben und lachen dabei über das Leben. Ihr Lachen klingt ruhig und ausgelebt. Wir liegen Alle auf den Polstern umher und rauchen aus langen Wasserpfeifen und der schwarze Kaffee funkelt in durchsichtigen japanischen Schaalen und peitscht die Nerven zu wollüstigem Beben.

Und dann werde ich sehr müde und kann nicht mehr deutlich sehen; Alles zittert und schwankt mir vor den Augen. Und sie gehen wieder fort, Alle, ganz leise. Nur Der mit der Wunde will noch bleiben und mit mir vom Leben reden; aber sie nehmen ihn doch schließlich mit. Und wenn sie Alle fort sind, schlafe ich ein.

Zuweilen bringt man mir Briefe. Wenn mich nur einmal wieder Etwas freute oder aufregte. Aber Das kommt nicht mehr vor. Sie wissen Alle, wie es mit mir steht, und wollen es vermeiden, mich aufzuregen. Es ist überflüssig, denn Niemand kann ruhiger sein, als ich es jetzt bin. Ich kann sogar mit Ruhe daran denken, daß die Anderen dort drunten im Atelier sind und arbeiten . . . Arbeiten . . . Als ob Das das Leben wäre.

Sie kommen auch zu mir herauf, die Lebenden, Starken. Sie erzählen mir von ihren Arbeiten und sprechen davon, wenn ich erst wieder dazwischen sein würde, und wie es früher war, und wenn ich erst mein Bild fertig gemacht hätte, — mein großes Bild. Ich lächle nur noch darüber, wenn sie so reden; und sie wissen auch, daß ich nicht mehr daran glaube. Sie glauben ja auch nicht daran, aber sie wollen mich trösten. Es ist wirklich zum Lachen.

Im Anfang, — ja, damals hat es mich fast zum Wahnsinn gebracht, daß ich nicht mehr arbeiten konnte. Aber Das war nur so lange, wie ich glaubte, daß es noch einmal kommen würde. Dann habe ich sie gebeten und sie haben mir die Skizze zu meinem Bild heraufgebracht. Da hängt sie nun und ich weiß

jetzt, daß ich nie wieder arbeiten werde. Ich habe jetzt schon aufhören müssen und bin lange nicht fertig geworden. Und die Anderen hören später auf und werden auch nicht fertig. Es geht Alles nach der selben Melodie von der großen Entsagung ... Ja, sie kommen oft und besuchen mich. Sie wissen Alle, wie es mir immer elend gegangen ist, und wundern sich, daß ich jetzt Wein trinke und gute Cigaretten rauche und ein warmes Feuer habe. Ich finde nichts Sonderbares darin. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr davor, Schulden zu machen, und es ist doch gut, zum Schluß noch einmal weich zu liegen und dem Leben nichts mehr abringen zu müssen. Am Liebsten möchte ich jeden Tag ein Fest geben, ein glänzendes, rauschendes Fest mit wunderbarer, sinnverwirrender Musik. Der Sekt sollte in Strömen und Springbrunnen fließen und Alle sollten übermüthig froh sein und bacchantisch tanzen. Und viele Rosen. Alles sollte so schön sein. Und jeden Tag.

Und ich liege unter einer schönen Palme mit breiten, schattigen Blättern ganz im Hintergrund . . . und sehe zu.

Und mitten im Fest würde ich eines Tages sterben... Und erst würden sie Alle weiter jubeln und weiter tanzen. Dann würde irgend Jemand entdecken, daß ich gestorben bin... Einen Augenblick ist Alles ganz still. Vielleicht spielt die Musik dann einen Trauermarsch, wie von selbst. Und dann würden sie schließlich doch wieder tanzen und sich wieder freuen und wieder lachen, — noch den einen Abend, weil es ja das letzte Fest ist und weil sie glauben, daß ich es nicht sehe. Und zuletzt würden sie klagen, daß es nun vorbei ist.

Nachmittags liege ich lange in die Dämmerung hinein. Ich kann gerade aufs Fenster sehen, wie es draußen grauer und grauer wird, und dann stelle ich mir vor, wie jetzt die Laternen ihren Schein aufs Trottoir werfen, wie das kalte, blaue elektrische Licht aus den weißen Glaskugeln vor den Läden hervorkommt und sich mit dem heißen, flackernden Gaslicht mischt und wie die Straßenbahnen mit ihren rothen und grünen Laternen einander auf ihrem unermüdlichen Rundlauf um die Stadt herum begegnen und wie all die müden Menschen darin sitzen, die von einer Arbeit zur anderen oder von einem Vergnügen zum anderen und von einer Erregung zur anderen jagen. Oder der Mond scheint mir weiß und voll ins Fenster hinein und spiegelt sich in dem blanken, grinsenden Totenschädel auf meinem Schrank. Draußen legt er seinen Schein auf das im Schatten verschwimmende Kasernendach, auf dem zuweilen ein einsamer Kater entlang schleicht und über jeden Schornstein vorsichtig hinwegklettert.

Dann kommt die Lampe und kontrastirt so seltsam mit Alledem da draußen und die Gedanken, die in der Dämmerung einschlafen wollten, kommen wieder. Das Fieber fängt wieder an, erst im Gehirn, von da geht es in alle Adern und durch alle Glieder bis in die Fingerspitzen.

Und dann fange ich an, zu schreiben. Im Fieber versuche ich, mein ganzes Leben hinzuschreiben, all meine Träume, meine Sünden und mein Elend. Und später, wenn ich tot bin, soll mein Buch es hinausschreien unter die Menschen, wie ich geträumt und gesündigt habe und wie elend ich war . . . Wenn ich tot bin.

An der Wand gegenüber hängt die große Skizze zu meinem Bild. Es wird nie fertig werden. Ich hatte so viel gewollt und bin noch so jung . . .

Und dann kommt die Nacht — — —

München. Franziska Gräfin zu Reventlow.



Hochsommer.

Die Börsen können sich Ferien gönnen, nicht so die Industrie. Selbst in mittleren Fabriken nimmt zwar das höhere Personal seinen vierwöchigen Urlaub, die Arbeiter bleiben aber ohne Unterbrechung an ihre Frohnde geschmiedet. Bis einmal auch ihnen Erholungtouren und Sommerfrischen winken, wird noch viele Zeit hingehen, alles Ungewohnte wird zuerst belächelt und bekämpft; und wir sind noch weit davon entfernt, nüchtern zu berechnen, um wie viel die Qualität und Ausdauer der Arbeiter dadurch gesteigert werden könnte, daß man auch ihnen einmal im Jahr eine große Ruhepause gönnte und ihrem Geist die Möglichkeit verschaffte, neue Eindrücke aufzunehmen. Und doch sollte die drohende Konkurrenz der amerikanischen Industrie uns ganz besonders auf die individuelle Entwickelung der Arbeiter achten lassen. Wohl erzählt mancher deutsche Großindustrielle, der die Union bereist hat, im kleinen Kreise von dem fachmännischen Vergnügen, das er beim Betreten einer amerikanischen Fabrik an der durch die höhere Lebenshaltung bedingten selbständigen Art der Arbeiter drüben hatte. Wie sie z. B. die Mängel einer neuen Maschine sehr bald erkennen, und da sie sich so gut wie der Prinzipal als „gentlemen“ fühlen, ohne Weiteres mit intelligenten Vorschlägen vor ihn hintreten u. s. w. Aber in der Oeffentlichkeit spricht man von solchen Erfahrungen noch nicht, obgleich man offenherzig sein könnte, ohne doch den Patriotismus zu verletzen. Ja, bei uns sollte ein Arbeiter wagen, eigene Ansichten über die Einrichtung der Fabrik oder über die Maschinerie vorzubringen! Es ist doch nicht so gar lange her, daß selbst der Techniker rauh zurückgewiesen wurde, wenn er seinem „Vorgesetzten“, der vielleicht Reserveoffizier ist, einen Irrthum nachweisen wollte.

Allgemein wird über Arbeitermangel geklagt, selbst in Gebieten, die der Industrie fern liegen. Man höre nur Kaufleute, die ihr Speicherpersonal zu ergänzen oder zu vergrößern haben. Die städtischen Nachweisungbureaus pflegen um diese Jahreszeit darauf hinzuweisen, daß die Erntethätigkeit dem Handel und Gewerbe viele Hände entziehe. Die Leute arbeiten also lieber im Sonnenbrand auf freiem Felde gegen einen geringen Entgelt als im geschlossenen Raum bei wesentlich höherer Entlohnung. Gewisse Imponderabilien der Massenpsyche spielen überhaupt doch eine viel größere Rolle im Wirthschaftlichen, als man lange geglaubt hat. Wenn heute die gelsenkirchener Gesellschaft ihren Arbeitern Häuserkolonien, Prämien u. s. w. bietet, so weiß sie sehr wohl, was sie thut. Nur muß man schließlich bei diesem Kampf um die Arbeiterhände fragen, wem sie durch Gewährung solcher besonderen Vortheile weggenommen werden: sicherlich doch anderen Unternehmungen, die nicht das Selbe bieten können. Wenn auf diese Weise dem Mangel an einer Stelle begegnet wird, muß er natürlich anderswo um so fühlbarer werden. In vielen Kreisen, besonders in den Kreisen der Handeltreibenden, sucht man daher die Frauen noch stärker als bisher heranzuziehen, da ja schließlich das weibliche Ingenium auch dazu ausreichen wird, etwa Felle aufzubereiten u. s. w.

Interessant ist die eingehende Uebersicht der kruppschen Etablissements im Inlande mit ihren nicht weniger als dreitausendzweihundert Beamten und zweiund-

vierzigtausend Arbeitern, die dem Bericht der Handelskammer von Essen beigefügt ist. Vielleicht hätte Herr Finanzrath Jenke klüger gethan, seinen Rücktritt von der Generaldirektion nicht mit einer Rede für die Zuchthausvorlage zu feiern. Gerade seine Einrichtungen beweisen, was sich aus den Massen machen läßt, wenn sie Vertrauen zur Fabrikleitung haben. Von dem Nachfolger Jenkes, der bisher Festungsgouverneur und Brigadegeneral war, hat unsere Presse kaum Notiz genommen, obgleich sie sonst über den jüngsten Bankdirektor geschwätzig berichtet. Es ist zum ersten Male, daß eine Persönlichkeit von so hoher Stellung in einem Privatbetrieb thätig wird, denn preußische Minister a. D. zieren bis jetzt doch nur einige Aufsichtrathsgremien. Aber die kruppschen Etablissements haben auch viel vom Charakter einer Staatsanstalt an sich. Hoffentlich wird der neue Generaldirektor in den sozialpolitischen Fragen, die ihn fürderhin beschäftigen werden, nicht zu sehr den alten General herauskehren. Was die eigenen Entschließungen Krupps betrifft, so soll das Testament seines Vaters ihn ja bekanntlich in vielen Beziehungen an das Votum des Direktoriums gebunden haben.

Wie schwierig bei aller Rastlosigkeit unserer Industrie auf manchen Gebieten der Wettbewerb mit dem Auslande ist, lehren die Handelsverhältnisse der Türkei. Gewiß wähnt Mancher, unser Absatz müsse dort ungeheuer sein, da wir doch die wichtigsten türkischen Bahnen gebaut und finanzirt haben. England aber exportirt heute noch immer mehr als doppelt so viel dahin wie Frankreich; und Deutschland bleibt stark unter der Hälfte gegen Frankreich zurück. Dabei drängt auch noch Italien — und zwar ziffernmäßig jedenfalls — mit großem Erfolg vorwärts und die Amerikaner, deren Missionen in den letzten armenischen Wirren keine geringe Rolle spielten, scheinen, wie die Franzosen, die Kirchlichkeit geschickt ihren Ausfuhrzwecken dienstbar zu machen. Ganz zuletzt hat man seit vorigem Jahr sogar die Spanier als Wettbewerber am Bosporus gesehen. Sie hatten bei ihrem hohen Gold-Agio den Vortheil, billig fabriziren und verkaufen zu können, während sie freilich da, wo sie selbst vom Ausland beziehen, einen schweren Tribut zahlen müssen. Unter diesen Umständen handelten die vielen deutschen Kaufleute klug — klüger als jetzt die französischen Besitzer von Extérieurs —, als sie ihren spanischen Kunden, die in Gold zu zahlen hatten, anboten, bis zur Besserung der Valuta zu warten. Ihr Vertrauen ist auch nicht getäuscht worden. Viel Aufhebens wird von dem elektrischen Beleuchtungprojekt für Konstantinopel gemacht. Man sollte aber nicht vergessen, daß doch nicht einfach die Einwohnerzahl der Stadt entscheiden wird, sondern der Grad der Wohlhabenheit. Wie optimistisch begrüßte man den Erfolg von Siemens & Halske in Peking und als wie schwach stellte sich nachher die Kaufkraft der chinesischen Hauptstadt heraus. Wahrscheinlich wird überhaupt nur Pera mit seinen achtzigtausend Einwohnern für Beleuchtunganlagen ernsthaft in Betracht kommen. Dagegen hat ein bekannter und einflußreicher englischer Parlamentarier — d. h. bei der Pforte einflußreich — die Konzession für einen ungleich rentableren Platz so gut wie zugesagt erhalten. Dieser Platz ist Smyrna. Smyrna könnte man als das levantinische Genua bezeichnen und bekanntlich giebt keine Stadt in ganz Italien eine bessere Rente für Elektrizität-Unternehmungen als Genua. Erfreulicher Weise werden die britischen Unternehmer zusammen mit einer deutschen Elektrizitätfirma operiren. Als der Kaiser im Herbst vorigen Jahres den Padischah be-

suchte, gab Herr von Marschall die Parole aus: Alles für die Industrie! Unter offiziellem Hochdruck kam damals eine Einigung zwischen unsern ersten drei Elektrizität-Werken zu Stande und eine kurze Zeit lang herrschte ein allgemeiner Gottesfriede. Der Kampf scheint aber nächstens wieder zu entbrennen, und zwar noch heftiger als zuvor. Einstweilen munkelt man von der Koalition zweier sonst nicht gerade sehr herzlich mit einander verkehrenden Firmen gegen die mächtige dritte.

Die neue französische Schuckertgesellschaft erfordert ein eigenes Kapital. Damit scheint auch in Frankreich eine Aera der elektrischen Geschäfte zu beginnen und wir werden wahrscheinlich bald von weiteren Unternehmungen hören. Wenn man in Italien geglaubt hatte, der Handelsvertrag mit Frankreich würde sofort die pariser Finanz zu italienischen Gründungen stimuliren, so hat man sich getäuscht.

Meine Darlegungen in der „Zukunft" vom zwanzigsten Mai über die äußerst merkwürdige franko-russische Platingründung scheinen sowohl in Petersburg, das bekanntlich einen sehr energischen Finanzminister hat, als auch in Paris nicht ohne Eindruck geblieben zu sein. Nach zuverlässigen Mittheilungen, namentlich pariser Ursprunges, ist die Millionenbeute keineswegs dem nominellen Gründer, Vicomte André de Proença Vieira, zugefallen; vielmehr hat er — wie ich damals bereits als Vermuthung aussprach — nur als Strohmann figurirt. Er ist Ingenieur und Vertrauensmann des auch im Transvaal stark interessirten pariser Oppenheim. Die drei Millionen, mit denen er in den Ural geschickt wurde, mögen ihm als ein genügender Ersatz mangelnder Sprachkenntnisse gedient und wesentlich erleichtert haben, sein Ziel zu erreichen. Es gelang ihm, in kurzer Zeit alle Vorverträge zu Stande zu bringen, höchst geschickt zu vermeiden, daß die englische Monopolfirma dazwischen trat, und er erhielt, wie man mich versichert, nach erfolgreicher Durchführung seiner Aufgabe von seinem Auftraggeber zweihunderttausend Francs. Ueber die Rentabilität der Platingesellschaft sind mir jetzt Berechnungen unterbreitet worden, daß unseren Großverbrauchern darob die Augen übergehen könnten. Sie bleiben nach wie vor auf die londoner Firma angewiesen. Die Gesellschaft hat aber mit London so abgeschlossen, daß ihr für eine ganze Reihe von Jahren das Pud Platin nach Abzug aller Unkosten achttausend Rubel bringt. Gezählt wird im ersten Jahre auf eine Ausbeute von 125 Pud Platin, in den folgenden Jahren auf 180 Pud. Also wäre ein Jahresgewinn von einer Million Rubel ganz sicher. Die Emission vom Mai soll von den ersten Zeichnern mit einer Prämie von fünfzig Francs voll übernommen worden sein; der Kurs der Aktien in Petersburg beträgt — allerdings nicht offiziell — etwa sechshundert bis sechshundertundfünfzig Francs. Merkwürdig ist, daß die meisten Minenbesitzer vorgezogen haben sollen, Aktien in Zahlung zu nehmen. Die früher so beträchtlichen Diebstähle haben nachgelassen, seitdem es statt zweihundert verschiedener Stempel nur den einzigen Stempel der Gesellschaft giebt. Richtig soll sein, daß die Internationale Bank in Petersburg an der Gründung betheiligt war, — nicht ihr Direktor Rothstein. Jedenfalls ist an dem Endresultat nicht zu zweifeln, daß die Platinwäscher nun besser und die wirklichen Platinverbraucher noch schlechter gestellt sind als zuvor. Statt die Monopolfirma zu unterdrücken, nöthigte man ihr erhöhte Verkaufspreise auf und gab ihr den Alleinvertrieb. Pluto.

❦

Bismarck und Fritz Reuter.

Ein Vierteljahrhundert ist eben verstrichen, seit zwei Ereignisse die gebildete Menschheit erregten und bewegten: kaum war, am zwölften Juli 1874, die Nachricht vom Tode unseres Fritz Reuter ins Land gegangen, da kam, am nächsten Tage, auch schon aus Kissingen die unglaublich klingende Kunde von Kullmanns Attentat auf den Fürsten Bismarck, dessen Sterbetag sich jetzt zum ersten Male jährt. In meinem den Manen des großen Kanzlers gewidmeten Gedenkblatt „Fürst Bismarck und Fritz Reuter" (Wismar, Hinstorff=sche Hofbuchhandlung) sind die Beziehungen beider Männer geschildert. Jetzt, wo man wohl vielfach ihrer gemeinsam sich dankbar erinnern wird, will ich zu diesen Blättern eine kleine Ergänzung bringen.

Es war im Jahre 1835. Der junge Auskultator Otto von Bismarck hatte als Protokollführer beim berliner Stadtgericht eines echten Spreeatheners Aussagen niederzuschreiben, der sich aber in so ungebührlichen Redensarten erging, daß Bismarck ihm zurief: „Herr, mäßigen Sie sich oder ich werfe Sie hinaus!" Der vorsitzende Stadtgerichtsrath bemerkte darauf im trockenen Amtston: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache." Als nun des Protokollisten Geduld wieder auf eine harte Probe gestellt wurde, drohte er dem Berliner, mit einem Blick auf seinen Vorgesetzten: „Herr, mäßigen Sie sich oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrath hinaus=werfen!" Diese hübsche Anekdote wurde 1855 in dem von Fritz Reuter redigirten „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern" gedruckt, und zwar in der folgenden lustigen Fassung:

„Un, Herr Burmeister, dat's nich wohr!" rief Schuster Draht.

„Un, dat's doch wohr, Herr Burmeister!" rief die Schneiderfrau Flicken dagegen.

„Un Du lügst, as Du dat Muhl updeihst! Un Du kannst de Wohr=heit nich seggen, un wenn't ok Din eigen Vortheil wier!" schreit Draht.

Die Schneiderfrau Flicken holt jetzt aus den Rüstkammern ihrer Streit=fertigkeit und Kampfbegier das gröbste Geschütz von Schimpfworten und schleudert es auf den unglücklichen Schuster, bis es endlich dem anwesenden Polizeidiener passend scheint, sich mit seiner Autorität einzumischen.

„Wenn Sei nich ogenblicklich dat Muhl hölt, denn ward ick Sei 'rute schmieten, Fru Flicken."

„Greif", sagt der Bürgermeister, „wie kann Er sich unterstehen, sich in Sachen zu mischen, die nicht seines Amtes sind? Das Rausschmeißen ist meine Sache!"

Die Verhandlungen gehen ihren Gang weiter, bis die Lebhaftigkeit der Parteien wieder jenen Grad von Heftigkeit erreicht, den man im gewöhnlichen

Leben durch „gegenseitiges Auseseln“ zu bezeichnen pflegt. Das Polizeigewissen des zur Ruhe verwiesenen Greif regt sich. Diesen Auftritt, diese Verhöhnung aller Autorität kann er nicht länger ertragen. „Wenn Ji nu nich ruhig sied“, ruft er entrüstet aus, „denn ward ick Jug von den Herrn Burmeister'rutschmieten laten!“

Im ersten Bande der „Gedanken und Erinnerungen“ berichtet Bismarck selbst, wie er, zur Zeit der Verständigung Oesterreichs mit Preußen gegenüber Dänemark, mit Wrangel, der von an den Galgen gehörenden Diplomaten an König Wilhelm unchiffrirt depeschirt hatte, in Konflikt kam. Der Fürst erzählt weiter, daß einst bei einer der vielen festlichen Gelegenheiten, wo sie Tischnachbarn waren, der Feldmarschall, verschämt lächelnd, ihn anredete: „Mein Sohn, kannst Du gar nicht vergessen?“ Ich antwortete: „Wie sollte ich es anfangen, zu vergessen, was ich erlebt habe?“ Darauf er nach längerem Schweigen: „Kannst Du auch nicht vergeben?“ Ich erwiderte: „Von ganzem Herzen.“ Diese Geschichte erinnert an Das, was Onkel Bräsig in „Ut mine Stromtid“ dem Kaufmann Kurz zu Gunsten seines Sohnes sagt; er mahnt ihn an seine eigene Sünde, nämlich an die Hosen, die Kurz ihm verkauft hatte, und die nicht die Farbe hielten: „Sie wollen den jungen Burßen, der Ihr geborener Sohn is, nich die Dummheiten vergeben un vergessen?... War Das nich 'ne pure Slechtigkeit von Sie, mich mit der Hose 'rumlaufen zu lassen, un Sie wußten, daß sie roth wurd, un hab ich Ihnen Das nich vergeben un vergessen? Vergessen zwarsten nich, denn ich habe eine starke Erinnerungskraft für Das, was passirt is. Aber Sie brauchen Das dem jungen Menschen auch nich zu vergessen, Sie sollen ihm Das man vergeben.“

Wenn im Anfang der Erzählung „Ut de Franzosentid“ der prächtige alte Amtshauptmann Jochen Weber geschildert wird: „Up sin breide Stirn stunn schrewen un ut sin blagen Ogen kunnt Ji lesen: kein Minschenfurcht, woll äwer Gottesfurcht!“ —: wem erschiene es da nicht sehr wohl möglich, daß Bismarck bei seinem berühmten Ausspruch vom Jahre 1888: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“ just nicht an Livius oder Konrad von Würzburg, an Racine oder Ernst Moritz Arndt dachte, die sich einmal ähnlich ausgedrückt haben, wie Büchmanns „Geflügelte Worte“ melden, sondern eher an seinen Lieblingsautor Fritz Reuter?

Zuweilen citirte er originelle Redewendungen reuterscher Gestalten. Bei der Huldigung der Mecklenburger zu Friedrichsruh im Juni 1893 betonte er: „Mecklenburg hat Antheil an der deutschen Einigung. Nehmen Sie an, daß wir anno 1815 bei Waterloo nicht gesiegt, daß wir den alten Blücher nicht gehabt hätten. Auch damals, bei Blücher is de mecklenborgsche Fixigkeit nich utblewen.“ Natürlich schwebte ihm Bräsigs Aeußerung von der „Fixigkeit“ vor. Daß auch Kaiser Wilhelm I. sich einmal eines Citates aus Reuters „Stromtid“, und zwar der drolligen Redensart der lütt Fru Paster, die ja immer „die Nächste

dazu“ ist, Bismarck gegenüber bedient hat, erzählte der Reichskanzler bei einer Abendunterhaltung im Dezember 1890: „Ein kleiner Prinz verfolgte seit 1848 die berliner Staatsleitung mit Haß, ja, er ging so weit, vor König Wilhelm zu treten und gegen mich Klage zu erheben, daß ich Seiner Majestät nach dem Leben trachte. Eines Tages sagte mir der alte Herr: ‚Wissen Sie, Bismarck, was Prinz *** behauptet? Sie häten Attentatsgelüste gegen mich. Nun, Das ist ja wahr: Sie wären der Nächste dazu!‘“

Von ganz hervorragender Bedeutung erscheint Bismarcks Ansicht über Reuter und die Burschenschaft. Auf der zweiten parlamentarischen Soiree zu Berlin, am zwölften März 1877, machte der Fürst das politisch höchst interessante und für seine eigene Person sehr charakteristische Geständniß: „Gegen das berliner Obertribunal herrschen noch alte Vorurtheile aus der Zeit der Burschenschaft-Untersuchungen, wo unsere obersten Gerichtshöfe so oft ungerecht waren. Wer liest nicht mit inniger Theilnahme Reuters Schilderungen des Zuchthauslebens der Burschenschafter? Es hing an einem Haar, so wäre ich auch zur Burschenschaft gegangen und dann gewiß auch verurtheilt worden.“ Einer ihm zum fünfundsiebenzigsten Geburtstag gratulirenden Deputation der Burschenschaft dankte er mit den Worten: „Das Jahr 1815 ist unser beiderseitiges Geburtsjahr. Beide haben wir, die Burschenschafter und ich, das Gleiche erstrebt: die Einigkeit Deutschlands. Das ist erreicht worden.“

„Wenn Einer Augen hat, zu sehen, so wird er zwischen den Zeilen meiner Schreibereien herauslesen müssen, daß ich immer Farbe gehalten habe und daß die Ideen, die den jungen Kopf beinahe unter das Beil gebracht hätten, noch in dem alten fortspuken“, gestand der ehemalige Burschenschafter und berühmt gewordene Volksdichter seinem — noch jetzt am Leben befindlichen — Leidensgefährten von der Festung Silberberg, dem greisen Geheimen Justizrath Franz Rudolf Wachsmuth zu Crossen, im August 1864. Schon sah er frohgemuth die frischen Keime zu einem neuen deutschen Kaiserreich unter dem Schutz und Schirm Preußens; er erkannte, was man bisher nicht wußte, schon damals auch die außerordentliche Bedeutung des leitenden Staatsmannes. Diese geschichtlich werthvolle Nachricht verdanke ich dem Finanzminister von Miquel, der bereits 1862, auf dem ersten norddeutschen Nationalvereinstag zu Lübeck, den „Literaten“, wie Reuter in der Theilnehmerliste bezeichnet wird, als Parteigenossen kennen gelernt hatte. „Wir freundeten uns sehr an. Ich gewann den trefflichen Menschen sehr lieb“, schreibt mir Johannes von Miquel. „Fritz Reuter“, fährt er fort, „war durchaus kein politischer Mann, aber ein deutscher Patriot durch und durch, mit sehr gesundem politischen Verstand. Ich erinnere mich, daß, als ich als Referent des Ausschusses auf der Nationalvereins-Versammlung in Eisenach, im Herbst 1864, mit Entschiedenheit die preußische Centralgewalt gegenüber den mehr Gewicht

auf eine neue Nationalverwaltung legenden Süddeutschen in den Vordergrund stellte und sogar wagte, leise auf Bismarck mitten in der Konfliktszeit hinzuweisen, was viel Entrüstung erregte, Fritz Reuter mir seine volle Zustimmung ausdrückte und alles Andere für ‚Kaff‘ erklärte.“ Das ist gewiß von hohem historischen Interesse. Bisher datirte man die Genesis seiner offenkundigen Bismarck-Anhängerschaft bekanntlich vom Herbst 1866, also zwei Jahre später, nach dem ruhmreichen Feldzug und Friedensschluß.

Auch aus bisher unveröffentlichten Briefen unseres Dichters an seinen magdeburger Leidensgefährten Hermann Grashof, dem „Ut mine Festungstid“ gewidmet ist, kann ich zwei den großen Staatsmann behandelnde Stellen anführen. Ein Passus vom September 1866 hat den folgenden, für die damalige Zeit charakteristischen Inhalt: Ja, es ist eine schnurrige Welt, es sieht aus, als wenn Alles auf den Kopf gestellt ist: Lübeck will preußisch werden, Mecklenburg soll seine erbweisliche Verfassung verlieren, die Junker ihre Zollfreiheit; Bernhard Erich Freund will nich, Krinoline von Reuß noch weniger, — und die sächsische Armee steht in Ungarn! Was soll daraus kommen? Classen-Kappelmann weiß es nicht, Jacobi weiß es auch nicht und ich auch nicht. Mich amusirt nichts mehr bei dieser Rathlosigkeit als das Gebahren der mecklenburgischen Junker. Dem armen Großherzog mögen die Haare schön wehthun; auf der einen Seite die renitenten kleinen Herren seines Landes, auf der anderen Bismarck.“ Harmloser ist der zweite Hinweis vom März 1867: „Vor etwa zwanzig Minuten erhielt ich Deinen Brief und beantworte ihn sogleich, den einen Theil, namentlich den humoristischen, heute außer Acht lassend, den Haupttheil aber, den praktischen, à la Bismarck bei den Hörnern fassend.“ Diese heitere Anspielung zeigt, wie der Gedanke an Bismarck sich ihm unwillürlich aufdrängt. Fritz Reuter hatte längst gemerkt, daß seine frühere Furcht vor Bismarcks Wirken unbegründet gewesen war, und er wurde, vollauf zufrieden mit der Wendung der Dinge im geeinten deutschen Vaterland, einer der aufrichtigsten Verehrer des eisernen Reichskanzlers, trotzdem er dadurch das Mißfallen eines seiner ältesten mecklenburgischen Freunde erregte, der in einem vor mir liegenden ungedruckten Briefe vom Januar 1868 sarkastisch bemerkt: „Reuter ist zu sehr für Held Bismarck eingenommen, — hat er doch dem edlen Grafen seine sämmtlichen Werke als Huldigungsgabe übersandt und hat er doch dafür ein ungemein verbindliches Danksagungschreiben vom Dotirten empfangen.“

Uns aber ist und bleibt es eine schöne Fügung, daß der genialste Staatsmann und der originellste Schriftsteller unseres Jahrhunderts, daß Fürst Bismarck und Fritz Reuter einander verstanden haben.

Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 5. August 1899.

Die Reize und das Leben.

Wenn man wissen will, ob ein bewegunglos daliegendes Thier noch lebt, so reizt man es, indem man es berührt oder im Nothfall auch sticht, kneift, brennt oder ätzt. Bleiben auch diese drastischeren Reizmittel ohne Erfolg, dann sagt man, das Thier ist nicht mehr reizbar, es ist also tot. Die Physiologen aber besitzen in den elektrischen Strömen noch einen besonders empfindlichen und fein abgestuften Gradmesser für die vitale Irritabilität. Man reizt also z. B. einen ausgeschnittenen Froschmuskel oder dessen Nerven mit Hilfe der Elektroden einer galvanischen Batterie; und wenn es auch mit den stärksten Strömen nicht mehr gelingt, eine Zuckung zu erzielen, dann sieht man darin den Beweis, daß das Leben aus dem Muskel gewichen ist.

Während aber beim Muskel der sichtbare Reizerfolg in seiner Formveränderung besteht, giebt es auch Organe, die auf einen Reiz in anderer Weise reagiren. Reizt man z. B. eine Speicheldrüse unmittelbar oder durch Vermittelung ihres Nerven, so produzirt und entleert sie ihr Sekret; andere Organe antworten auf den selben Reiz mit einer Lichtwirkung, andere wieder mit der Abgabe eines kräftigen elektrischen Schlages. Aber alle lebenden Gebilde ohne Ausnahme produziren in Folge ihrer Reizung mehr Kohlensäure und mehr Wärme als im ungereizten Zustand; und da wir gewöhnt sind, überall, wo Kohlensäure unter Wärmeentwickelung zum Vorschein kommt, an einen Verbrennung- oder Oxydationprozeß zu denken, so folgern wir daraus, daß die vitale Oxydation durch den Reiz in mächtiger Weise angefacht wird.

Was verbrennt nun aber bei der vitalen Oxydation?

Auf diese Frage antwortet die heutige Wissenschaft, daß bei dieser Verbrennung entweder die eingeführten Nahrungstoffe oder die im Körper angesammelten Reservestoffe verbrannt werden; und sie stützt sich bei ihrer Aus-

sage auf folgende Thatsachen, die durch die tägliche Erfahrung und das Experiment übereinstimmend festgestellt sind.

Wird ein Thier zu angestrengter Arbeit gezwungen, werden also seine Muskeln durch äußere Reize zu häufigen Kontraktionen angeregt, so kann es seinen Körper und die in ihm enthaltenen Reservestoffe nur dann erhalten, wenn man ihm dabei reichliche Nahrung gewährt; und da in diesem Falle die Elemente der Nahrung in Verbindung mit dem eingeathmeten Sauerstoff in den Auswurfstoffen zum Vorschein kommen, so schließt man, daß in Folge der Reizung eine Verbrennung der Nahrungstoffe stattgefunden hat. Bekommt aber das Thier in der Arbeitzeit keine oder nur ungenügende Nahrung, so verschwinden nach und nach seine Reserven, zumeist also die Stoffe, die eine ähnliche Zusammensetzung haben wie das Brennmaterial in unseren Oefen, Beleuchtungapparaten und Maschinen. Das arbeitende und hungernde Thier verliert sein Fett, das — wie Petroleum und Leuchtgas — vorwiegend aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, der ausgeschnittene Froschmuskel verliert durch häufig wiederholte Zuckungen sein Glykogen, eine der Stärke ähnliche Substanz, die die selben Elemente enthält wie Cellulose und Holz; und da auch hier Kohlensäure und Wasser als Verbrennungprodukte des Kohlenstoffes und Wasserstoffes in gesteigertem Maße produzirt werden, so nimmt man ohne Weiteres an, daß die angewandten Reize eine stärkere Verbrennung der Reservestoffe herbeigeführt haben. Man ist aber noch weiter gegangen und hat gesagt: Wie in unseren Maschinen das Heizmaterial verbrennt und bei dieser Verbrennung die in ihm enthaltenen chemischen Spannkräfte in verschiedene Formen der Energie, also in Wärme, mechanische Arbeit, Lichtschwingungen oder elektrische Strömung übergehen, so verbrennen die lebenden Organismen ihre Nahrung- und Reservestoffe; und auch hier verwandelt sich die dabei frei werdende chemische Energie in mechanische Arbeit, Wärme, Licht oder Elektrizität.

In Wirklichkeit ist aber die Sache keineswegs so einfach. Denn wir verstehen zwar sehr gut, wie die Brennstoffe in unseren Maschinen angezündet werden, wir haben aber keine Ahnung, wie unsere Nahrung- und Reservestoffe durch einen Reiz in Brand gesteckt werden sollen. Wenn wir Holz, Kohle, Oel oder Leuchtgas anzünden, so benutzen wir dazu einen Zünder, dessen energische Wärmeschwingungen nach der Vorstellung der Chemiker die Moleküle der Brennstoffe in ihre Atome zerlegen. Dabei werden die Affinitäten oder Verwandtschaftkräfte, mit deren Hilfe diese Atome bisher zusammengehalten waren, frei und die Kohlen- und Wasserstoffatome kommen dadurch in die Lage, ihren mächtigen Drang zu dem umgebenden Sauerstoff zu befriedigen. Sie werden also verbrannt oder oxydirt, es entstehen wieder neue kräftige Wärmeschwingungen, diese können wieder die benachbarten Theile des Brenn-

stoffes anzünden, — und auf diese Weise kann die Verbrennung der brennbaren Substanzen weiterschreiten, bis entweder diese aufgebraucht sind oder die Zufuhr des Sauerstoffes auf irgend eine Weise abgeschnitten und damit der Brand wieder erstickt wird.

Ganz anders verhält es sich mit der vitalen Oxydation. Wenn ich ein Thier leise berühre und es in Folge Dessen davonläuft oder davonfliegt, so erfährt der Verbrennungprozeß in seinen zahlreichen Muskeln eine bedeutende Steigerung und es werden dabei entsprechende Theile des Muskelglykogens, des Blutzuckers und vielleicht auch des Reservefettes verbraucht. Aber durch eine einfache Berührung kann ich weder Fett noch Glykogen oder Zucker in Brand stecken oder zersetzen, ja, ich kann Das nicht einmal durch die gewaltsamste Erschütterung dieser Stoffe erreichen; und eben so wirkungslos bleiben auf diese Substanzen außerhalb der lebenden Organismen jene schwachen elektrischen Ströme und jene chemischen oder thermischen Reize, mit deren Hilfe ich in den reizbaren Organismen die selbe Wirkung erziele wie durch eine leise Berührung.

Dazu gesellt sich aber noch eine zweite, mindestens eben so große Verlegenheit. Wenn man den brennenden Substanzen in unseren kalorischen Maschinen dadurch mehr Sauerstoff zuführt, daß man in dem Heizraum einen starken Luftzug erregt oder ein Gebläse in Gang bringt, so lodert der Brand ganz gewaltig in die Höhe. Bringt man aber das ganze Thier mit allen seinen reizbaren Organen, in denen ja fortwährend eine schwache Verbrennung unterhalten wird, in eine Atmosphäre von reinem Sauerstoff, in der bekanntlich selbst schwer verbrennbare Körper — z. B. ein glühender Eisendraht — in lebhafte Verbrennung gerathen, so wird dadurch die vitale Verbrennung nicht im Mindesten gesteigert, während Das doch augenblicklich geschieht, wenn ich einen Reiz auf die irritablen Theile des selben Organismus ausübe und sie dadurch zur Arbeitleistung zwinge.

Auch die Zufuhr von neuem Brennmaterial, das Aufschütten von Kohle oder das Einlegen neuer Holzscheite, steigert in unseren Oefen und Maschinen die Verbrennung in auffälliger Weise. Füttere ich aber ein Thier mit noch so großen Mengen von Fett oder Brot, so erziele ich damit nicht etwa eine stärkere Verbrennung dieser Substanzen, sondern nur eine Mästung des Thieres, da der Ueberschuß dieser brennbaren Stoffe inmitten der lebenden und daher auch in fortwährender langsamer Verbrennung begriffenen Organe nicht verbrennt, sondern in Form von Fett oder Glykogen aufgespeichert wird.

Wir sehen also: die übliche Vorstellung, die die Nahrung- und Reservestoffe zum Behuf der Arbeitleistung in den reizbaren Organen direkt verbrennen läßt, stößt überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten; und wir wissen daher vorläufig nur Eins bestimmt, nämlich, daß von einer unmittelbaren

Verbrennung dieser Substanzen in Folge der Einwirkung der vitalen Reize unmöglich die Rede sein kann.

Man wird nun vielleicht sagen: Die Reize müssen ja nicht gerade direkt auf die verbrennenden Substanzen einwirken, sondern deren Zersetzung könnte auch durch Vermittelung des lebenden Protoplasmas vor sich gehen. Die Reize wenden sich also zunächst an die reizbare Substanz, das eigentlich Lebende im Organismus, und erst das gereizte Protoplasma wäre dann im Stande, die Zersetzung der toten Brennstoffe zu bewirken.

Diese Voraussetzung scheint allerdings annehmbarer, — aber es scheint doch nur so. Denn an die Stelle des einen Räthsels, wie der Reiz die Anzündung so schwer verbrennlicher Substanzen zu Wege bringen soll, wären nur zwei neue, mindestens eben so schwer zu deutende Räthsel getreten. Erstens möchten wir nämlich wissen, welche Wirkung der Reiz im lebenden Protoplasma hervorbringt, und dann stehen wir wieder vor der schwierigen Frage, wie das gereizte Protoplasma die Anzündung und Zersetzung der schwer verbrennlichen und schwer zersetzlichen Nahrung- und Reservestoffe herbeiführen soll.

Man hat versucht, beide Fragen zu beantworten; aber keine der Antworten kann vor einer strengeren Kritik bestehen.

Gewöhnlich ging man von der Erscheinung der Reizfortpflanzung aus, die z. B. zu Tage tritt, wenn ein Thier, durch ein Geräusch erschreckt, seine Glieder in Bewegung setzt und davonläuft oder davonfliegt. Hier trifft der Reiz zunächst die Endigungen des Hörnerven und pflanzt sich durch diesen Nerv zum Gehirn und weiter durch das Rückenmark und die von ihm ausstrahlenden Nerven zu den Muskeln fort, die sich dann auf den Reiz hin kontrahiren und die Glieder in Bewegung setzen. Während man sich nun über die Veränderungen, die der Reiz direkt an seiner Angriffsstelle hervorruft, keine besonderen Gedanken gemacht hat, sind für den Mechanismus der Fortpflanzung des Reizes verschiedene Erklärungen versucht worden, von denen aber nur zwei, nämlich die elektrodynamische und die Schwingungtheorie, eine gewisse Bedeutung erlangt haben.

Die erste dieser beiden Theorien, die durch die Analogie des elektrischen Telegraphen auch dem Laien geläufig geworden ist, stellt den Vorgang so dar, daß in den Nervenbahnen elektrische Ströme fortgeleitet werden, die die Muskeln und die anderen innervirten Organe wie Telegraphenapparate in Bewegung setzen. Aber trotz ihrer großen Popularität ist diese Auffassung ganz sicher unrichtig. Denn erstens verlangt jede elektrische Leitung einen geschlossenen Stromkreis; dieser ist aber in den lebenden Organismen nirgends vorhanden. Zweitens fehlt den Nerven eine Vorrichtung für die Isolirung elektrischer Ströme; vielmehr hat sich herausgestellt, daß die Markscheide gewisser Nerven, der man wegen ihrer äußeren Aehnlichkeit mit den isolirenden

Hüllen eines elektrischen Kabels ohne Weiteres eine isolirende Funktion zuschrieb, gerade besonders gut leitet; und überdies besitzen die wirbellosen Thiere gar keine und auch die Wirbelthiere nicht durchweg markhaltige Nervenfasern. Ferner findet die Fortleitung elektrischer Ströme durch den Nerv auch dann noch ungehindert statt, wenn man ihn an einer Stelle durchschneidet, während eine Fortleitung des Reizes nach einer solchen Durchschneidung gänzlich unterbleibt. Endlich ist aber die Geschwindigkeit, mit der im Nerv der Reiz weiterschreitet, im Vergleich mit derjenigen des elektrischen Stromes geradezu beschämend langsam; denn während der elektrische Strom in einer Sekunde 464 Millionen Meter durchmißt, kann der Nervenprozeß beim Menschen in der selben Zeit nur die kurze Strecke von 34 Metern zurücklegen; und bei den niederen Thieren ist seine Geschwindigkeit noch bedeutend langsamer, so daß sie z. B. in den Nerven der Teichmuschel nur noch zwei Centimeter in der Sekunde beträgt. Nach Alledem ist also nicht daran zu denken, daß die Fortpflanzung der Reize auf der Fortleitung elektrischer Ströme beruhen könnte.

In Folge solcher Bedenken ist nun diese Vorstellung heutzutage von den meisten Physiologen, wenn auch keineswegs von allen, wieder fallen gelassen worden; und die Mehrzahl bekennt sich zu der Vibrationtheorie, die annimmt, daß jede Lebensthätigkeit mit gewissen Schwingungen der Moleküle des lebenden Protoplasmas einhergeht und daß die Reizung und Reizfortpflanzung auf einer Verstärkung dieser Schwingungen und auf ihrem wellenförmigen Weiterschreiten beruhen. Diesem Gedankengang folgend, hat z. B. du Bois-Reymond die Uebung auf ein Geläufigwerden gewisser Molekularschwingungen im Centralnervensystem bezogen; nach Virchow sollen die Nervenmoleküle bei der Ermüdung aus ihrer gewohnten Lage heraustreten und bei der Erholung wieder allmählich in ihre Lage zurückkehren; und Haeckel will sogar die psychischen Vorgänge durch verwickelte Molekularschwingungen im Protoplasma der „Seelenzellen“ erklären. Aber auch bei der Analysirung dieser Hypothese stoßen wir sofort auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Vor Allem giebt es in der ganzen bekannten Natur keine einzige molekulare Bewegung von solcher Langsamkeit wie die Reizfortpflanzung in den Nerven; und eben so wenig ist uns eine molekulare Bewegung bekannt, die durch Erwärmung nicht beschleunigt, sondern im Gegentheil verlangsamt würde, wie Das bei der Fortpflanzung der Nervenerregung der Fall ist, wenn die Temperatur eine gewisse Höhe überschreitet. Aber alle diese Schwierigkeiten treten weit in den Hintergrund gegenüber denjenigen, die sich erheben, sobald man versucht, sich auf Grund der Schwingungtheorie eine konkrete Vorstellung von der Wirkung der Reize im Protoplasma und von den mit der Reizung verbundenen Stoffzersetzungen zu bilden. Denn so gering unsere Kenntniß von der chemischen Struktur des Protoplasmas bis jetzt noch sein mag, so

wissen wir doch Eins bestimmt: nämlich, daß seine chemischen Einheiten eine ganz außerordentliche Labilität besitzen müssen, weil uns die Erfahrung lehrt, daß protoplasmatische Gebilde, wie z. B. die Körper der Amöben oder die weißen Blutkörperchen, schon durch dynamische Einwirkungen von mäßiger Stärke getötet und in ihre Zerfallsprodukte zerlegt werden. Nun können aber alle diejenigen Energien, die eine Zersetzung des lebenden Protoplasmas herbeiführen, also: mechanische Erschütterung, chemische Agentien, Wärme und Elektrizität, zugleich auch als Reize wirken; und doch sollen wir der Vibrationtheorie zu Liebe annehmen, daß, wenn Das der Fall ist, sie die Moleküle des Protoplasmas nicht zerlegen, sondern nur in Schwingungen versetzen; und auch bei dem Zusammenstoß dieser Moleküle unter einander dürfte die lose Bindung ihrer Atome bei Leibe nicht gestört werden, sondern sie müßten wie vollkommen elastische Bälle die ihnen durch den Reizanstoß übertragene Bewegung auf ihre Nachbarmoleküle übertragen.

Noch wunderbarer müßte es aber nach der Vibrationtheorie zugehen, wenn die schwingenden Protoplasma-Moleküle auf die Moleküle der Nahrungsstoffe stoßen. Diese Nahrungstoffe bestehen nämlich aus relativ stabilen Verbindungen, denn es gelingt nur mit Hilfe sehr hoher Temperaturen oder durch besonders gewaltsame chemische Einwirkungen, die Eiweißstoffe, Fette und Zucker in einfachere Bestandtheile zu zerlegen. Wenn aber die komplizirt gebauten und außerordentlich labilen Moleküle des lebenden Protoplasmas bei ihren Schwingungen auf die einfacher gebauten und schwer zersetzlichen Moleküle der Nahrungstoffe stoßen, dann müßte sich nach der Vibrationtheorie das unverständliche Wunder vollziehen, daß bei diesem Zusammenprall nicht die hochgradig zersetzlichen Protoplasma-Moleküle, sondern just die relativ stabilen Moleküle der Nahrungstoffe zerfallen und daß die Protoplasma-Moleküle ihre zerstörende Thätigkeit gegenüber den schwer zersetzlichen Molekülen der Nahrung ad libitum fortsetzen und dabei dennoch das lockere Gefüge ihres eigenen molekularen Baues völlig unversehrt erhalten.

Dazu kommt dann noch, daß die Nahrungstoffe keineswegs immer der Zersetzung und Verbrennung anheimfallen, sondern daß sie auch zum Aufbau lebender Theile verwendet werden müssen, da ein Wachsthum dieser Theile doch nur auf Kosten der Nahrungstoffe erfolgen kann. Nun findet aber ein Aufbau neuer Theile der lebenden Substanz stets nur in der unmittelbarsten Nähe bereits vorhandener alter Theile statt — eine Generatio spontanea wird jetzt von keinem Biologen mehr für möglich gehalten —; wenn also die Nahrungstoffe zum Aufbau neuer Protoplasmatheile verwendet werden sollen, müssen sie unbedingt in die molekulare Nähe der schwingenden Moleküle gerathen; und wenn es also wahr wäre, daß die Nahrungstoffe durch diese Schwingungen zerstört und in Auswurfstoffe verwandelt werden, dann

wäre ein Wachsthum des Protoplasmas auf Kosten dieser Nahrungstoffe einfach undenkbar.

Das Schönste dabei ist aber, daß diese Hypothese für alle die aufgezählten Unwahrscheinlichkeiten, ja, Unmöglichkeiten, die wir mit ihr in den Kauf nehmen sollen, uns nicht einmal eine halbwegs brauchbare Formel für die in Folge der Reize zu Tage tretenden vitalen Leistungen zu geben vermag. Vielmehr hören wir von einem ihrer hervorragendsten Vertreter, Professor Karl Voit in München, daß die Lehre von der Ernährung mit den Wirkungen im Körper nicht das Mindeste zu thun habe. Die Zersetzungen der Stoffe im Körper — so lauten seine eigenen Worte — finden nicht statt, weil mechanische Arbeit oder Wärme geliefert werden soll, sondern nur deshalb, weil unter den Bedingungen der Organisation die chemischen Verbindungen der Nahrungstoffe nicht mehr zusammenhalten. Also: die Verbindungen der Nahrungstoffe zerfallen, weil sie in den Bereich der schwingenden Moleküle gelangen; wie sich aber aus diesen Stoffzersetzungen die vitalen Leistungen der Organe ableiten: Das zu erklären oder auch nur zu besprechen, lehnt die Vibrationtheorie mit aller Entschiedenheit ab.

Der Mißerfolg der bisherigen Versuche, das Wesen der Reizprozesse mechanisch anzudeuten, liegt also ziemlich klar zu Tage; und dieser Mißerfolg wird auch von namhaften Physiologen expressis verbis zugegeben. So erklärte der vor wenigen Jahren verstorbene leipziger Physiologe Ludwig, daß wir die Frage, mit welchen chemischen Umwandlungen die Erregung und die Erregbarkeit, d. h. also die Reizung und die Reizbarkeit, steigt und fällt und auf welchem Wege die sogenannten Erregungmittel die Veränderungen in den reizbaren Organen hervorrufen, beim jetzigen Standpunkt unserer Kenntnisse nicht beantworten können und daß wir nicht einmal die Hoffnung haben, zu einer schärferen Fragestellung zu gelangen. Auch Hoppe-Seyler, gleichfalls ein hervorragender Forscher, erklärte es für völlig räthselhaft, wie die Reizung der Organe bei den Umsätzen des Stoffwechsels zur Geltung gelangt; nach Hermann kennt man weder die Natur der Kräfte, die bei der Thätigkeit der Nerven frei werden, noch die chemischen Prozesse, die ihr zu Grunde liegen; und selbst ein Forscher, der mit absoluter Gewißheit behaupten zu können glaubte, daß die geistige Thätigkeit in einer konstanten Beziehung zu gewissen Schwingungen im Nervensystem stehe — Professor Herzen in Lausanne —, mußte sich doch wieder zu dem Geständniß bequemen, daß wir gar nichts über die Art und Weise aussagen können, wie die äußeren Eindrücke in die Nerventhätigkeit übergehen.

Bevor wir uns nun entschließen, das Problem der Reizung für unlösbar zu erklären, sollten wir aber doch auch die Möglichkeit ins Auge fassen, daß vielleicht die bisherigen Lösungversuche alle irgend eine Voraussetzung ge-

mein hatten, die von vorn herein den Keim des Mißerfolges in sich trug; und wenn wir die bisher aufgestellten Theorien in diesem Sinne einer Prüfung unterziehen, so finden wir in der That, daß sie alle von einer und der selben, in hohem Grade fragwürdigen Prämisse ausgegangen sind, nämlich von der Annahme, daß Nahrungstoffe unter dem Einfluß des Protoplasmas zersetzt und verbrannt werden können, ohne vorher zum Aufbau dieses Protoplasmas verwendet worden zu sein.

Ich nenne diese Voraussetzung aus dem Grunde fragwürdig, weil die Möglichkeit einer solchen Stoffzersetzung zwar theoretisch nicht geleugnet, ihre wirkliche Existenz aber durch die direkte Beobachtung niemals sichergestellt werden kann. Wir kennen nur eine Art vitaler Stoffzersetzung, die sicher existirt, und Das ist diejenige, die zu Stande kommt, wenn Nahrungstoffe zum Aufbau neuer Körpertheile verwandt werden und diese Theile sich wieder in tote Zerfallprodukte auflösen. Wird ein Organismus oder einer seiner Theile größer und schwerer, dann wissen wir bestimmt, daß Das nur auf Kosten von Nahrung- oder Reservestoffen möglich ist, und wenn der selbe Körpertheil abmagert oder schwindet, so wissen wir wieder genau, daß lebende Theile in Auswurfstoffe verwandelt worden sind. Hier sind also die Nahrungstoffe nicht unter dem bloßen „Einfluß", sondern durch das Zwischenglied des lebenden Protoplasmas zersetzt worden, dieses hat also die Moleküle der Nahrungstoffe nicht durch die Schwingungen seiner eigenen Moleküle zerklopft oder in anderer mysteriöser Weise zerstört, sondern es hat sie dadurch in Auswurfstoffe verwandelt, daß es sie zu seinem Aufbau benutzte und die Auswurfstoffe bei seinem Zerfall von sich gab. Diese Art der Stoffzersetzung ist also nicht allein vollkommen verständlich, sondern besitzt auch eine wirkliche, von Niemand in Zweifel gezogene Existenz; und die Frage kann sich also nur darum drehen, ob Das die einzige Art der vitalen Stoffzersetzung ist oder ob daneben auch noch die andere — vorläufig blos theoretisch konstruirte — direkte Zerlegung der Nahrungstoffe unter einem unbekannten und undefinirbaren Einfluß des Protoplasmas aufrechterhalten werden kann.*)

Um diese Frage zu entscheiden, wollen wir einmal versuchen, uns den Vorgang der Reizung unter Ausschluß jeder hypothetischen Stoffzersetzung, also von einem streng metabolischen Standpunkt aus, vorzustellen; denn wenn es sich herausstellen würde, daß wir uns diesen Vorgang und die vitalen Prozesse überhaupt auf Grund einer solchen streng metabolischen Auffassung besser

*) In einem kürzlich erschienenen Buche (Allgemeine Biologie, I. Band, Aufbau und Zerfall des Protoplasmas. Wien 1899) habe ich vorgeschlagen, den Stoffwechsel durch Vermittelung von Aufbau und Zerfall der lebenden Substanz als Metabolismus, die direkte Zerlegung der Nahrungstoffe unter einem hypothetischen Einfluß des Protoplasmas dagegen als Katabolismus zu bezeichnen.

und widerspruchloser erklären können als nach der heutigen Methode, die gerade die sicher existirenden metabolischen Prozesse vernachlässigt und den stark problematischen Katabolismus in den Vordergrund stellt, dann dürften wir keinen Augenblick mehr zögern, auf eine ungewisse, schwer verständliche und überflüssig gewordene Vorstellung zu verzichten.

Nehmen wir also einmal an, die Nahrungstoffe würden niemals direkt verbrannt, sondern zunächst immer zum Aufbau neuer Protoplasma-Moleküle verwandt, so müßte daraus vor Allem eine gründliche Aenderung unserer Vorstellungen von der chemischen Struktur dieser Moleküle resultiren. Während nämlich die meisten Physiologen noch heute für selbstverständlich halten, daß diese Moleküle aus Eiweiß bestehen, müßten wir nunmehr annehmen, daß zu ihrem Aufbau außer dem Eiweiß auch noch die anderen Nahrungstoffe, also neben Zucker und Fett auch die mineralischen Bestandtheile unserer Nahrung, verwandt werden, von denen wir bisher nur Eins bestimmt wußten: nämlich, daß sie für Leben und Wachsthum nicht nur der Pflanzen, sondern auch der Thiere unentbehrlich sind, ohne aber zu begreifen, worauf denn eigentlich diese Unentbehrlichkeit beruht. Da wir nun aber außerdem wissen, daß eine chemische Verbindung um so zersetzlicher ist, je mehr Atome und Atomgruppen zu ihrem Aufbau verwandt werden, so besäßen wir damit auch schon einen Schlüssel für die hochgradige Zersetzlichkeit aller protoplasmatischen Gebilde, die so lange unverständlich bleiben mußte, als man diese Gebilde sich blos aus den schwer zersetzlichen Eiweiß-Molekülen aufbauen ließ. Von den Eiweiß-Molekülen wissen wir ja ganz bestimmt, daß sie weder durch leichte mechanische Erschütterung, schwache Wärme- oder Lichtschwingungen noch durch elektrische Ströme oder die schwächeren chemischen Reagentien zersetzt werden, während es jedem Chemiker geläufig ist, daß hochgradig zersetzliche Verbindungen durch jede dieser Potenzen zerlegt werden können. Da aber die hier aufgezählten dynamischen Einwirkungen zugleich mit denen identisch sind, die als Reize auf die lebenden und reizbaren Gebilde wirken, so besäßen wir nun mit einem Male eine bestimmte und mechanisch verständliche Vorstellung von der Wirkung dieser Reize in dem lebenden Protoplasma, indem wir einfach annehmen würden, daß jeder wirksame Reiz eine Zersetzung der komplizirten chemischen Einheiten des Protoplasmas in ihre einfacheren Bestandtheile zur Folge hat.

Aber mit dem bloßen Zerfall derjenigen Moleküle der reizbaren Substanz, die direkt von dem Reiz getroffen werden, wäre uns noch wenig gedient. Denn, was den Reizprozeß als solchen charakterisirt, Das ist ja vor Allem die auslösende Wirkung des Reizes, die darin zum Ausdruck gelangt, daß geringfügige dynamische Potenzen eine Wirkung erzielen, die ihren eigenen Energiegehalt um ein Vielfaches übertreffen. Und dann wäre damit auch

noch nicht erklärt, wie die Wirkung des Reizes so oft in größerer Entfernung von seiner Angriffsstelle zu Tage tritt.

Da kommt uns nun eine Gruppe von Thatsachen zu Hilfe, die ich hier noch nicht genügend zu würdigen Gelegenheit hatte, nämlich das drängende Sauerstoffbedürfniß der meisten lebenden Organismen und ferner besonders der Umstand, daß gerade die nervösen Organe, als deren Funktion wir die Fortleitung der Reizprozesse ansehen müssen, ihre Thätigkeit einstellen, wenn ihnen die Zufuhr von Sauerstoff abgeschnitten wird. Wenn wir uns außerdem daran erinnern, daß die vitale Verbrennung durch jeden Reizprozeß und durch jede auf einen Reiz hin erfolgende Lebensarbeit in auffälliger Weise verstärkt wird, so stellt sich uns die Ausbreitung und Fortleitung des Reizprozesses in folgender Weise dar:

Sobald in einem der direkten Reizwirkung ausgesetzten Protoplasma die Moleküle durch mechanische Erschütterung, Wärmeschwingungen, Elektrizität oder auf irgend eine andere Weise zum Einsturz gebracht werden, müssen die Bruchstücke der zerfallenden Moleküle an zahlreichen Stellen freie Affinitäten darbieten, die den Sauerstoff der umgebenden Atmosphäre oder der umspülenden Säfte an sich reißen, und dabei werden vor Allem die Kohlenstoff- und Wasserstoffatome der zerfallenen Moleküle zu Kohlensäure und Wasser verbrannt. Es geschieht also eigentlich das Selbe, was bei jeder anderen Verbrennung geschieht, nur mit dem Unterschiede, daß es sich bei den gewöhnlichen Verbrennungen um nicht besonders zersetzliche Verbindungen handelt, die erst durch einen bereits brennenden Körper angezündet werden müssen, während wir dem Protoplasma so hochgradig labile Moleküle zuschreiben, daß sie zu ihrer Spaltung nicht erst die hohe Temperatur eines Zünders benöthigen, sondern schon durch jene schwachen dynamischen Einwirkungen zerlegt werden, die wir als Reize zu bezeichnen gewöhnt sind. Ist aber einmal der Zerfall dieser Moleküle eingeleitet und haben sich die Kohlenstoff- und Wasserstoffatome an deren Rißstellen mit dem Sauerstoff unter Wärmeentwickelung verbunden, dann werden durch diese heftigen Wärmeschwingungen auch wieder die zunächst gelegenen Protoplasma-Moleküle zerlegt, auch deren Bruchstücke verbrennen dann unter Wärmeentwickelung, — und auf diese Weise kann sich der oxydative Zerfall, der durch einen Reiz an dem peripheren Ende eines Protoplasmafadens eingeleitet wurde, wie das Glimmen einer Lunte durch die ganze Länge des Fadens fortpflanzen, und zwar mit jener nicht besonders großen Geschwindigkeit, die durch die berühmten Versuche von Helmholtz für die Nervenleitung eruirt worden ist.

Ich denke mir also die Nervenbahn als einen Protoplasmastrang von außerordentlich geringer Querdimension, eingebettet in eine von nicht labilen Theilen durchsetzte und daher reizfeste Substanz, die es verhindert, daß sich der

Zerfall nach allen Seiten hin verbreitet. Die Nervenbahnen münden aber in die sogenannten Centralorgane (Gehirn, Rückenmark, Ganglien) ein, wo sie sich vielfach gabeln und verzweigen, und damit ist die Möglichkeit gegeben, daß ein an der allgemeinen Decke oder in einem Sinnesorgan hervorgerufener Zerfall auf zahlreichen Bahnen zu anderen reizbaren, d. h. mit labilem Protoplasma ausgestatteten Organen gelangt und in diesen je nach ihrer besonderen Beschaffenheit die mannichfachsten Reizerfolge erzielt.

Von diesen Reizerfolgen ist jedenfalls die Muskelbewegung einer der auffälligsten und zugleich auch derjenige, der dem Nicht-Physiologen am Besten bekannt ist. Wenn also ein Thier in Folge einer Berührung oder eines Schall- oder Lichteindruckes die Flucht ergreift, so stelle ich mir Das so vor, daß sich der Zerfall des Protoplasmas von den Reizaufnahmestellen auf den Nervenbahnen durch das Gehirn und Rückenmark bis zu den Muskeln fortpflanzt. die sich in Folge des Reizzerfalles verkürzen und die Körpertheile, an denen sie angeheftet sind, in Bewegung setzen. Die Wirkung des Reizzerfalles im Muskel stelle ich mir aber so vor, daß sich in jeder Muskelfaser während der Reizpause neue Protoplasma-Theile aufbauen, die die vorhandenen Theile der Faser der Länge nach in Zugspannung versetzen, und daß diese passive Spannung in dem Augenblick in aktive Verkürzung übergeht, wo die spannenden Protoplasma-Theile durch den Reizzerfall beseitigt werden.

Ganz anders erscheint der Reizerfolg auf den ersten Anblick in den Absonderungorganen; und dennoch läßt er sich ohne Schwierigkeit auf das selbe Grundprinzip reduziren. Wird z. B. der Nerv einer Speicheldrüse gereizt, so setzt sich der dadurch eingeleitete Zerfall bis in das Protoplasma der absondernden Epithelzellen fort, diese werden dadurch für die wässerigen Theile der sie umspülenden Blut- oder Lymphflüssigkeit durchgängiger und zugleich werden der durchtretenden Flüssigkeit jene spezifischen Zerfallprodukte der durch den Reiz gespaltenen Protoplasma-Moleküle mit auf den Weg gegeben, die die verdauende Wirkung des Speichels bedingen. Ueberdies erfahren aber die absondernden Zellen durch den Reizzerfall, gerade so wie die Muskelzellen, auch noch gewisse Gestaltveränderungen, in deren Folge das Sekret mit einer nicht geringen Gewalt in die Ausführungsgänge befördert wird. Aber wie jede Muskelkontraktion mit einer bedeutenden Wärmebildung einhergeht, weil sich die Zerfallprodukte der gespaltenen Protoplasma-Moleküle mit dem Sauerstoff zu den bekannten Verbrennungprodukten vereinigen, eben so entwickelt auch die gereizte und sezernirende Drüse in bedeutendem Maß Wärme, weil auch hier der Reiz einen ausgedehnten Protoplasmazerfall mit allen daran sich knüpfenden Konsequenzen herbeiführt. Das Selbe ist aber auch bei allen anderen reizbaren Organen der Fall, wie immer auch der Reizerfolg bei ihnen ausfallen mag, weil jeder Reiz und

jede durch einen solchen hervorgerufene vitale Leistung mit einem Zerfall des Protoplasmas und einer Verbrennung seiner Zerfallprodukte einhergeht.

Jetzt begreifen wir aber auch, warum in den lebenden Organismen im Gegensatz zu den kalorischen Maschinen weder die vermehrte Sauerstoffzufuhr noch die reichlichere Einführung der angeblichen Brennstoffe von einer Steigerung des Verbrennungprozesses begleitet wird. Denn der Sauerstoff kann, wenn er auch noch so reichlich vorhanden ist, doch nicht früher in Aktion treten, als bis die labilen Protoplasma-Moleküle durch einen Reiz gespalten sind, und auch die im Ueberschuß zugeführte Nahrung kann durch den Sauerstoff nicht angegriffen werden, weil Fett, Zucker und Eiweiß innerhalb des lebenden Körpers eben so wenig durch die bloße Gegenwart des Sauerstoffes verbrannt werden können wie außerhalb des Körpers. Nur dadurch, daß sich diese Substanzen an dem Aufbau viel komplizirterer und daher auch viel zersetzlicherer Verbindungen betheiligen, können die sie zusammensetzenden Elemente der Einwirkung des Sauerstoffes zugänglich werden; und auch Das nur in dem Falle, wo ein Reiz die Zersetzung dieser labilen Verbindungen herbeiführt.

Rekapitulire ich also in Kürze, so hat sich gezeigt, daß alle Versuche, die Reizvorgänge vom katabolischen Standpunkt aus zu erklären, fehlgeschlagen sind, während es mit Leichtigkeit gelingt, den Begriff der Reizung mit einem mechanisch verständlichen Inhalt zu erfüllen, sobald man die ohnehin problematische Vorstellung, daß die Nahrungstoffe als solche in den Säften verbrennen, über Bord wirft und alle Lebensprozesse auf den Zerfall und Wiederaufbau der chemischen Einheiten des Protoplasmas zurückführt. Jedenfalls ist aber dadurch erreicht, was Ludwig noch als unerreichbar hingestellt hatte: nämlich, daß wir in Bezug auf das Wesen der Reizung zu einer ganz bestimmten Fragestellung gelangt sind. Diese Frage lautet nämlich: Finden die durch den Reiz hervorgerufenen Stoffzersetzungen in den Säften statt oder bewirken die Reize einen Zerfall der organisirten Theile der reizbaren Substanz?

Ich denke aber, auch die Antwort auf diese Frage kann nach dem Gesagten nicht mehr zweifelhaft sein.

Wien. Professor Max Kassowitz.



The missing link.

Schon vor dreiunddreißig Jahren proklamirte Haeckel den Affenmenschen oder sprachlosen Urmenschen als hypothetisches Verbindungsglied zwischen den Menschenaffen, (Anthropoiden) und den echten (sprechenden) Menschen. Er nannte ihn Pithecanthropus. Solche Affenmenschen lebten — Das glaubte er, in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ behaupten zu können — wahr-

scheinlich gegen das Ende der Tertiärzeit und im Beginn der Quartärzeit. Sie entstanden — nach Haeckel — aus den Menschenaffen durch die vollständige Gewöhnung an den aufrechten Gang und die entsprechend stärkere Differenzirung der vorderen Extremität zur Greifhand, der hinteren zum Gangfuß. „Doch fehlte ihnen das eigentlich charakteristische Merkmal des echten Menschen, die artikulirte menschliche Wortsprache und die damit verbundene bewußte Begriffsbildung, beruhend auf gesteigerter Abstraktion der Anschauungen."

Der Pithecanthropus blieb eine bestrittene Größe. Und da er doch nur eine hypothetische Existenz führte, so galt er als das sogenannte missing link, das nicht aufzufindende „fehlende Bindeglied zwischen Affe und Mensch". Die Pithekoiden=Theorie wurde vielfach verspottet. Unter diesen Umständen war es für den Forscher ein Ereigniß von fundamentaler, nicht allein wissenschaftlicher, sondern auch persönlicher Bedeutung, als Eugen Dubois (1894) den Pithecanthropus erectus entdeckte, denn in den versteinerten Knochen schien nun jener „Affenmensch", den Haeckel hypothetisch konstruirt hatte, greifbar vorzuliegen. „Schien", sage ich; für Haeckel ist diese Deutung natürlich viel mehr als Schein, sie ist ihm eine unbestreitbare Thatsache und in diesem Sinn hat er sich in seinem auf dem vierten internationalen Zoologen=Kongreß in Cambridge (1898) gehaltenen, später im Druck erschienenen Vortrag: „Ueber unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen" in sehr scharfer Weise ausgesprochen.

Die Meinungen Derer, die dabei mitzusprechen haben, schwanken indessen. Auf dem Zoologen=Kongreß in Leyden (1895) war auch Virchow anwesend, der von je her der Affenabstammung des Menschen einen hartnäckigen Widerspruch entgegengesetzt und die Konstanz der Spezies vertheidigt hat. Nach einem Ausspruch des berühmten Pathologen ist der Affenmensch „nur im Traum vorstellbar", nach seiner Ansicht ist es „ganz gewiß, daß der Mensch nicht vom Affen abstammt", oder, wie er sich in seiner Eröffnungsrede des vor vier Jahren gehaltenen Anthropologen=Kongresses in Wien ausdrückte: der Mensch könne eben so gut vom Schaf oder vom Elephanten wie vom Affen abstammen. Auch in Leyden focht er mit mehr oder weniger Glück die Bedeutung des Pithecanthropus als einer wahren Uebergangsform vom Menschenaffen zum Menschen an, indem er die Zusammengehörigkeit des Schädels und des Oberschenkels als von einem Individuum herrührend überhaupt in Zweifel zog. Hierbei stieß er allerdings auf den Widerspruch der anwesenden Paläontologen*). Auch der Paläontologe W. Dames hat später den Pithecanthropus für „ein Bindeglied zwischen Affe und Mensch" erklärt.

*) Auf dem leydener Kongreß erklärten nach langen Debatten drei zoologische und anatomische Autoritäten, daß die vorliegenden fossilen Reste auf einen Affen, drei andere, daß sie auf einen Menschen, und sechs, daß sie auf eine ausgestorbene Uebergangsform zwischen Mensch und Affe zu beziehen seien.

Wie weit ist nun der Laie bei diesem Streit der Gelehrten mit einem eigenen Interesse betheiligt? So weit es sich um bloße Strukturverhältnisse handelt, im Grunde gar nicht. Wenn ein bedeutender Pathologe einem bedeutenden Zoologen und Dieser wiederum einem bedeutenden Anthropologen (J. Ranke) widerspricht, so muß der Laie den Streit auf sich beruhen lassen, bis die Betreffenden oder, was wahrscheinlicher ist, ihre Nachfolger sich einmal geeinigt haben werden. Etwas Anderes ist es aber, wenn von den Strukturverhältnissen auf die intellektuelle und ethische Gesammtpersönlichkeit des Menschen übergegriffen wird. Und Das ist hier in hohem Grade der Fall.

Die in dieser Beziehung in neuerer Zeit beliebt gewordenen Schlußfolgerungen und Behauptungen stützen sich regelmäßig auf den Satz, daß zwischen Thier und Mensch nur ein quantitativer Unterschied herrsche, woraus wiederum folgt, daß Das, was sich im Menschen vorfindet, auch dem Thier — nur in beliebig verringertem Maß und Gehalt — innewohnen müsse. Der Satz an sich ist weniger bedenklich als seine Handhabung. Wenn Haeckel zugiebt, daß „das persönliche Bewußtsein und das klare Denken, das ästhetische Empfinden und das vernünftige Wollen beim Menschen zu einer erstaunlichen Höhe der Vollkommenheit emporgestiegen" seien, sofort aber hinzufügt, daß „nichtsdestoweniger die psychischen Differenzen von unseren Mammalien-Ahnen nur quantitativer, nicht qualitativer Natur und ihre elementaren Faktoren hier wie dort die Ganglienzellen" seien*), so kann man in diesem allerallgemeinsten Sinn von „elementaren Faktoren" ein Gleichartiges allerdings in der ganzen Thier- und Menschenwelt ausfindig machen. In diesem Sinn kann man von embryonalen Formen der Begriffsbildung selbst da sprechen, wo keine Begriffe vorhanden sind. Der Satz — die Ahnenreihe einmal zugegeben — ist, so weit er diese Behauptung aufstellt, nicht wohl anzugreifen und man könnte ihn also gelten lassen, wenn er nur von quantitativen Differenzen spräche, ohne damit ausdrücken zu wollen, daß eine qualitative Differenz nicht vorhanden sei. Das will er aber ausdrücken, — und darin liegt die Quelle des Irrthums. Sehr richtig weist schon Vischer in seinen Untersuchungen über Goethes „Faust" darauf hin, daß der Quantitätunterschied trotz der Gleichheit der Qualität doch auch zu einem Qualitätabstand werde. „Das Wesen, das ich nach seinem Umfang nie zu erreichen vermag, kann ich doch auch in seiner Qualität, in seiner Tiefe nicht ganz erkennen."

Ich will ein ganz einfaches Beispiel wählen. Ein Stümper, der einen genialen Künstler nicht erreicht, nie erreichen kann, ist eben durch diesen Abstand, der, als solcher betrachtet, allerdings nur ein quantitatives Verhältniß ausdrückt,

*) E. Haeckel. Ueber unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen. Bonn, 1899. S. 44.

auch qualitativ von ihm unterschieden. Darin, daß der Stümper das dem Anderen erreichbare Maß nicht erreichen kann, liegt eben der Qualitätunterschied.

Dadurch, daß man das angebliche Abstammungverhältniß des Menschen zum Affen völlig anders behandelt, verschiebt sich das ganze Bild der intellektuellen und ethischen Gesammtpersönlichkeit des Menschen. Jede seiner Eigenarten wird daraufhin angesehen und geprüft, ob sie sich nicht auch in den Grundlinien wenigstens bei den uns nächststehenden Thieren wiederfindet; und wenn die Grundlinien dieser Aehnlichkeit nicht möglichst erkennbar hervortreten, wird sie in Zweifel gezogen, umgedeutet und am Liebsten ganz bestritten. Der Mensch hat zum Beispiel ein Gewissen für sich. Das heißt, was sich in ihm als Gewissensvorgang zuträgt, ist ein eigenartiger, in keinem anderen Geschöpf in der selben Weise verlaufender Vorgang; eben so entfaltet sich das menschliche Liebesvermögen, das die Vergewaltigung ausschließt, in einer Weise, die der Thierwelt unbekannt ist — Belege dafür habe ich in meiner „Psychologie der Liebe" und in meiner „Trieblehre" gegeben —: alles Das soll nicht gelten oder wird der vorausgesetzten qualitativen Uebereinstimmung mit der Thierwelt zu Liebe umgedeutet. Schon bei Darwin wird das Gewissen (oder wie Agassiz, dem Darwin zustimmt, sich ausdrückt: „Etwas, das dem Gewissen äußerst ähnlich ist") zu etwas ganz Anderem, als Das ist, was der Mensch darunter versteht, weil Darwin es gerade da aufsucht, wo es nicht zu finden ist. In Bezug auf Sprache und Vernunft ist eine Umdeutung schwieriger zu bewerkstelligen: man muß ihre auszeichnende höhere Ausbildung dem Menschen schon belassen. Trotzdem wird auch hier der Nachweis einer wesentlichen Gleichartigkeit nach Möglichkeit angestrebt. „Das alte Dogma," sagt Haeckel*), „daß nur der Mensch mit Sprache und Vernunft begabt sei, wird auch heute noch bisweilen von angesehenen Sprachforschern vertheidigt, so zum Beispiel von Max Müller in Oxford. Es wäre hohe Zeit, daß diese irrthümliche, auf Mangel an zoologischen Kenntnissen beruhende Behauptung endlich aufgegeben würde."

Ist nun diese möglichste Gleichstellung von Mensch und Thier, diese Reduktion wesentlicher Unterschiede auf verhältnißmäßig unwesentliche Größenunterschiede etwa als eine logische zwingende Nothwendigkeit des Transformismus an sich anzusehen? Im Gegentheil: man wird durch ihn und seine stufenweise sich aufbauende Höhenrichtung weit eher an den Ausspruch Herders erinnert, daß alle Geschöpfe der Erde zur Menschenbildung emporstrebten, gleichsam, als ob die Natur „nur Einen Typus, Ein Protoplasma vor sich gehabt hätte, nach dem und zu dem sich Alles bildete." In der That deuten die Deszendenztheorie und der Transformismus geradezu auf ein kosmisches oder biologisches Gestaltungprinzip hin, für das das Emporstreben bis zum Menschen, über den es vorläufig doch nicht weiter hinausgeht, charakteristisch

*) a. a. O. S. 12.

ist. Wenn man die ganze von Haeckel und anderen Zoologen konstruirte Stufenleiter der Entwickelung als thatsächlich gegeben annimmt, so hat man das emporstrebende Gestaltungprinzip gewissermaßen plastisch ausgebreitet vor sich liegen.

Jede Thierstufe erscheint dann als ein für sich abgeschlossener, aber auf einen neuen Akt vorbereitender, mit der menschlichen Thierstufe abschließender Akt dieses Gestaltungprinzips. Warum hierbei nun wesentliche, durchgreifende Unterscheidungen und Abweichungen einer Stufe von der anderen ausgeschlossen sein sollen, ist gar nicht abzusehen; und die Tendenz, sie gleichwohl auszuschließen oder möglichst herabzumindern, ist nur aus der bereits gerügten irrigen Annahme zu erklären, daß eine quantitave Differenz niemals gleichzeitig eben als solche auch eine qualitative sein könne.

Denn auch das aus der Analogie der Strukturverhältnisse hergeleitete Argument ruht auf sehr schwachen Füßen. Angenommen, die Seelenthätigkeit sei in der That nur als eine physiologische Funktion des Organismus zu betrachten und also durch dessen Struktur bis ins Einzelnste bedingt, so wird doch daraus immer nur gefolgert werden dürfen, daß, wenn die bei dem Menschen sich bekundende Seelenthätigkeit in ihrem ganzen Umfang nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen ist mit der seelischen Thätigkeit eines anscheinend wesentlich übereinstimmende Strukturverhältnisse aufweisenden Thieres, die anscheinende Uebereinstimmung vermuthlich auf einer noch unvollständigen, mindestens der Ergänzung bedürftigen Wahrnehmung beruht. Die Möglichkeit ist ja jedenfalls nicht abzustreiten, daß gewisse, anscheinend geringfügige, aber doch wahrscheinlich wesentlich eingreifende Struktur-Abweichungen noch übersehen worden sind oder daß Verhältnisse vorliegen, die immer noch als Strukturverhältnisse aufgefaßt werden können und sich doch den bisherigen Mitteln der Wahrnehmung entziehen. Das könnte namentlich in Bezug auf die Denkorgane, in Bezug auf die Architektur des Gehirnes und das „große occipito-temporale Assoziationcentrum“ der Fall sein, — trotz den gewaltigen Fortschritten, die gerade auf diesem Gebiet durch neuere Forschungen (durch die Arbeiten besonders Flechsigs und Anderer) gemacht worden sind. Jedenfalls wird man im Zweifelsfall eher die Genauigkeit so diffiziler Wahrnehmungen in Frage stellen, als die thatsächlich vorliegenden und offenbar werdenden Seelenthätigkeiten und die ethische Charakter-Beschaffenheit des Menschen umdeuten dürfen. Die zoologische Konstruktion verfährt aber gerade umgekehrt. Sie legt die Strukturverhältnisse zu Grunde, bestimmt danach die verwandtschaftliche Beziehung Derer, die sie auf einer analogen Grundlage gestellt findet, und akkomodirt Dem die Aeußerungen seelischen Lebens, auch da, wo diese Aeußerungen sich abweichend verhalten. Auf diese Weise können dann freilich Anthropologie, Zoologie und Pathologie niemals zusammenkommen, was doch im Interesse der Wissenschaft und Wahrheit sehr zu wünschen wäre.

Dresden-Plauen. Dr. Julius Duboc.

Kautsky als Wirthschafthistoriker.

Die Sozialdemokratie hat unter den Industriearbeitern alle anderen Parteien verdrängt; sie gewinnt mit jeder Wahl Hunderttausende von Stimmen, aber nicht entfernt im selben Maße auch Parlamentssitze. So weicht ihr Ziel, die Eroberung der politischen Macht, wie eine Fata Morgana vor ihr zurück, je länger sie in der kapitalistischen Wüste wandert, und so ist die Aufstellung eines zugkräftigen, für Bauern und Landtagelöhner gleich lockenden Agrarprogrammes zur wichtigsten Frage ihrer Existenz geworden. Auf dem frankfurter Parteitage angeregt, wurde ein solches in Breslau vorgelegt und entfesselte einen Debattensturm, der fast zur Spaltung geführt hätte. Es gelang damals, den Riß zu überkleistern; aber die folgenden Parteitage haben doch nicht gewagt, an das heiße Eisen zu rühren.

Ein Hauptgrund für diese kluge Enthaltsamkeit war freilich, daß es damals der Sozialdemokratie zum ersten Male zum Bewußtsein kam, wie wenig ihre Theoretiker von der Landwirthschaft verstanden oder wenigstens gesprochen hatten. „Wohl haben Marx und Engels auch Bedeutendes über agrarische Verhältnisse gesagt, aber in der Regel nur in gelegentlichen Bemerkungen oder kurzen Artikeln ... Einstimmig wurde daher in Breslau erklärt, eine eingehendere theoretische Erforschung der agrarischen Verhältnisse sei nothwendig."

Dieser Aufgabe hat sich kein Geringerer unterzogen als Karl Kautsky, der, seit Friedrich Engels gestorben und gegen Eduard Bernstein die „Disziplinaruntersuchung" eröffnet ist, unbestritten als Oberpriester der marxischen Offenbarung gilt.*) Man mag daher über den wissenschaftlichen Werth der übrigens außerordentlich fleißigen und scharfsinnigen Arbeit denken, wie man will: unter allen Umständen rechtfertigt die Bedeutung der Frage und des Autors eine genauere Betrachtung des Werkes. Die marxistische Doktrin ist, wie lange bekannt, von der agrarischen Seite her leichter angreifbar als von der industriellen; und darum liegt es im Interresse der wissenschaftlichen und der politischen Aufklärung, wenn man diese erste zusammenhängende, von einer Parteiautorität herrührende Darstellung des Agrarwesens und der Agrarpolitik scharf unter die Lupe nimmt.

Kautsky ist „unentwegter" Marxist. „Die Ursache dieser Zweifel (an dem Marxismus) scheint mir mehr in den Personen der Zweifler als in der angezweifelten Lehre begründet zu sein", sagt er auf Seite 8. Zwar giebt er zu, daß die Sozialdemokratie enttäuscht worden ist, wenn „sie erwartete, die ökonomische Entwickelung werde ihr auf dem Land eben so vorarbeiten wie in der Stadt und der Kampf zwischen Klein- und Großbetrieb zur Verdrängung des Kleinbetriebes führen." Sie hat vielmehr erkennen müssen, „daß der Kleinbetrieb in der Landwirthschaft keineswegs in raschem Verschwinden ist, daß die großen landwirthschaftlichen Betriebe nur langsam an Boden gewinnen, stellenweise sogar an Boden verlieren. Die ganze ökonomische Theorie, auf die sie sich stützt, erscheint falsch, sobald sie versucht, ihre Ergebnisse auf den Landbau anzuwenden. Sollte aber diese Theorie für die Landwirthschaft wirklich nicht gelten, so würde Das nicht nur die bisherige Taktik, sondern die ganzen Grundsätze der Sozialdemokratie völlig umwandeln müssen." (S. 4)

Nun besteht allerdings „kein Zweifel — und Das wollen wir von vorn

*) Karl Kautsky. Die Agrarfrage. Stuttgart 1899. (J. H. W. Dietz Nf.)

herein als erwiesen annehmen —: die Landwirthschaft entwickelt sich nicht nach der selben Schablone wie die Industrie; sie folgt eigenen Gesetzen. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß die Entwickelung der Landwirthschaft einen Gegensatz bilde zu der der Industrie und mit ihr unvereinbar sei. Wir glauben vielmehr, zeigen zu können, daß sie Beide dem selben Ziele zueilen ... Will man im Sinne der marxischen Methode die Agrarfrage studiren, dann darf man sich nicht nur die Frage vorlegen, ob der Kleinbetrieb in der Landwirthschaft eine Zukunft hat; wir müssen vielmehr alle die Veränderungen untersuchen, denen die Landwirthschaft im Verlauf der kapitalistischen Produktionweise unterliegt. Wir müssen untersuchen, ob und wie das Kapital sich der Landwirthschaft bemächtigt, sie umwälzt, alte Produktion- und Eigenthumsformen unhaltbar macht und die Nothwendigkeit neuer hervorbringt." Kautsky zweifelt nicht daran, daß er die Richtigkeit der marxischen Doktrin auch für die Urproduktion erhärtet habe. Die Vorrede schließt mit den Worten: „Die Thatsachen der landwirthschaftlichen Entwickelung haben die stärksten Zweifel an dem ‚Marx-Dogma' hervorgerufen. Wie weit diese berechtigt sind, soll die vorliegende Schrift zeigen."

Das Buch zerfällt in zwei Theile, eine Agrartheorie: „Die Entwickelung der Landwirthschaft in der kapitalistischen Gesellschaft" (S. 1—300) und eine Agrarpolitik: „Sozialdemokratische Agrarpolitik" (S. 301—451). Ich werde mich hier ausschließlich mit dem ersten Theile beschäftigen.

Marx sieht bekanntlich in der Geschichte eines Volkes einen Naturprozeß, der nach inneren, nothwendigen Gesetzen verläuft. Der bestimmende Faktor dieses Prozesses ist die Wirthschaftentwickelung und hier wieder die jeweilig erlangte Stufe der „Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens." Sie bildet den Unterbau, der sich nach nothwendigen Gesetzen entwickelt, und darauf steht mit eben so zwingender kausaler Nothwendigkeit der jeweils ergänzende Oberbau des staatlichen, religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen und sozialen Lebens. Aufgabe der Geschichtwissenschaft und namentlich der Nationalökonomie ist es, das Gesetz oder die Gesetze jener Entwickelung zu entdecken. Die zwiespältige Bedeutung des Wortes „Gesetz" hat ein gut Theil Verwirrung gestiftet. Man hat vielfach geglaubt, Marx wollte der Wirthschaft Gesetze geben (Normativgesetze), während er nichts Anderes wollte, als ihre Gesetze (Naturgesetze) entdecken. Er hatte den Ehrgeiz, der Newton der Oekonomie zu sein, nicht der Lykurg! Im Gegentheil: ein Versuch wirthschaftlicher Gesetzgebung erschien ihm und seinen Jüngern stets als bloße „Utopie". Owen, Cabet und Fourier sind „Utopisten". Das muß man festhalten, denn es ist der Schlüssel zum Verständniß der marxischen Gesammtauffassung.

Diese allgemeine Geschichtauffassung (die materialistische) kann ganz richtig sein — und jedenfalls giebt es wenige Historiker und Oekonomen, die nicht zugeben, daß sie zum großen Theil richtig sei —, aber selbst das uneingeschränkte Bekenntniß zur materialistischen Geschichtauffassung bedeutet zunächst nur, daß Marx seine wirthschaftgeschichtlichen und wirthschafttheoretischen Untersuchungen auf der Grundlage einer richtigen Methodologie angestellt hat. Ueber seine spezielle geschichtliche und wirthschafttheoretische Darstellung ist damit nichts entschieden. Die Geschichtdarstellung Marxens, der sich Kautsky anschließt, ist in aller Kürze: Die westeuropäische Wirthschaft läßt drei auf einander folgende

Stadien der Produktion erkennen. Zuerst Naturalproduktion ganz wesentlich für den eigenen Bedarf, dann die einfache Waarenproduktion: „sie wird dadurch gekennzeichnet, daß die Produzenten einander nicht nur als Freie und Gleiche gegenüberstehen, sondern auch im Besitz ihrer Produktionmittel sind" (S. 60). „Auf einem gewissen Höhepunkt der Entwickelung tritt an die Stelle der einfachen die kapitalistische Waarenproduktion, d. h. der Arbeiter hört auf, der Besitzer seiner Produktionmittel zu sein. Der Kapitalist tritt jetzt dem besitzlos gewordenen Arbeiter als Besitzer der Produktionmittel entgegen, der Arbeiter kann nicht mehr direkt für den Konsumenten arbeiten, er muß für den kapitalistischen Unternehmer arbeiten, dem er seine Arbeitkraft verkauft, er wird ein Lohnarbeiter." (S. 61) Diese „kapitalistische Produktionweise entwickelt sich in der Regel (außer in manchen Kolonien) zuerst in den Städten, zuerst in der Industrie". (S.7) „Erst unter dieser Produktionweise wird die Waarenproduktion die allgemeine oder wenigstens die herrschende Form der Produktion, verschwindet rasch die Naturalwirthschaft, werden feudale Ausbeutung und zünftige Monopolisirung unmöglich, Freiheit und Gleichheit der Produzenten allgemeine Regel." (S. 61) Indem die kapitalistische Produktion auf diese Weise Staat und Gesellschaft umwälzt, wälzt sie auch die Vertheilung des Nationaleinkommens grundstürzend um. Der Kapitalist, der den ihm von seinen Arbeitern gesteuerten „Mehrwerth" zum Theil akkumuliren kann, verwendet diese Mittel zur immer vollkommeneren Ausgestaltung der technischen Produktionmittel, kann daher billiger produziren als der „einfache Waarenproduzent", unterbietet, ruinirt ihn, d. h. expropriirt ihn und drückt ihn zum Lohnarbeiter herab, der ihm wieder neuen Mehrwerth steuern muß: und so akkumulirt sich das Kapital nicht nur, sondern es centralisirt sich auch.

Diese Tendenz theilt sich nun auch der Landwirthschaft mit: „Die Industrie bildet die Triebkraft nicht nur ihrer eigenen, sondern auch der landwirthschaftlichen Entwickelung. Wir haben gesehen, daß es die städtische Industrie war, die die Einheit von Industrie und Landwirthschaft auf dem Lande zerstörte, die den Landmann zum einseitigen Landwirth machte, zum Waarenproduzenten, der von den Launen des Marktes abhängt, die die Möglichkeit seiner Proletarisirung schuf." (S. 292).

Mit dieser Darstellung glaube ich die Quintessenz der speziellen marxistischen Geschichtdarstellung getreulich wiedergegeben zu haben. Was diese Darstellung aber erst zum integrirenden Bestandtheil seiner Theorie macht, ist die Annahme, daß die ganze zeitliche Abfolge von der Naturalproduktion bis zur kapitalistischen Umformung der Landwirthschaft die Wirkung jenes ökonomischen Naturgesetzes sei, das er sucht. Die drei Stadien folgen einander nicht zufällig, sondern naturnothwendig; eins hat sich aus dem anderen durch innere, rein ökonomische Gesetze entwickelt.

Der Schluß ist eine conclusio: post hoc, ergo propter hoc und darum verdächtig. Er könnte aber richtig sein! Und dann freilich wäre der neue Syllogismus, den Marx auf den ersten baut, kaum anfechtbar. Wenn nämlich die inneren, rein ökonomischen Entwickelungskräfte bisher unerschütterlich die Richtung zur Akkumulation und Centralisation des Kapitals in immer wenigeren Händen und zur Expropriirung und Proletarisirung der Volksmasse eingehalten haben; wenn ferner alle anderen Kräfte des Gesellschaftlebens bisher keine

wesentliche Störung der Wirkung der ökonomischen Kräfte herbeizuführen vermochten: dann freilich ist gegen jene Zukunftprophezeiung kaum viel einzuwenden, die das Evangelium des Marxismus bildet. Dann freilich ist es äußerst wahrscheinlich, daß Akkumulation und Centralisation auch in Zukunft weiter fortschreiten werden, bis ganz wenige Milliardäre im Besitz sämmtlicher Produktionmittel einer ungeheuren, proletarisirten Volksmenge gegenüberstehen werden, — und daß dann ein Zeitpunkt kommt, in dem das Volk die Kraft haben wird, „die Expropriateure ihrerseits zu expropriiren" und die ungeheuren, bereits völlig centralisirten Betriebe ohne Weiteres in gesellschaftlichen Besitz und Betrieb zu nehmen.

So stellt sich der berüchtigte Kommunismus Marxens als die streng logische Konsequenz aus dem von ihm vermeintlich entdeckten Entwickelungsgesetz der Wirthschaft heraus, eben so sein Quietismus, der jedes revolutionäre oder wirthschaftlich-organisatorische Eingreifen in die Staats- und Wirthschaftordnung als unreif und schädlich verdammt, weil die Frucht erst reifen muß, ehe sie gepflückt werden kann. Und so ist von diesem Standpunkt aus die Weigerung seiner Schüler, ein Bild des „Zukunftstaates" zu entwerfen, durchaus berechtigt. Was ihnen den Glauben giebt, ist die „Tendenz" der modernen Gesellschaft, die sie als geschichtlich über jeden Zweifel festgestellt betrachten.

Die Gegner des Marxismus haben sich bisher meist darauf beschränkt, ex consequentibus zu zeigen, daß sein „Entwickelungsgesetz" falsch sei. Namentlich Julius Wolf und jetzt Bernstein haben sich bemüht, aus Sparkassen-, Einkommensteuer- und Konsumstatistik zu zeigen, daß die Centralisation des Kapitals und die fortschreitende Proletarisirung Fabeln sind. Der Beweis scheint mir überzeugend; aber statistische Daten sind vieldeutig. Kautsky plaidirt mehrfach mit Geschick gegen die Schlüssigkeit solcher statistischen Nachweise (z. B. S. 251) und hier wird eine Verständigung nicht leicht zu erzielen sein. Dagegen scheint es aussichtvoller, das „Entwickelungsgesetz" selbst historisch anzugreifen. Wenn Das bisher nicht geschehen ist, so liegt es wohl daran, daß die historische Schule, die einzige genauere Kennerin des Gebietes, der marxistischen Auffassung äußerst nah steht. Ich glaube aber, daß sich der klare Nachweis erbringen läßt, daß Marx die Geschichte falsch interpretirt hat und daß sein „Entwickelungsgesetz" nicht existirt.

Also ergeben sich drei Fragen: Existirt das von Marx eingeführte, von Kautsky angenommene allgemeine Entwickelungsgesetz der Wirthschaft überhaupt? Kann eine „Tendenz", die in der Industrie sichtbar ist, nach dem Charakter und den Existenzbedingungen der Urproduktion überhaupt in ihr Platz greifen? Wenn die theoretische Möglichkeit gegeben ist: ist die fragliche Tendenz in Wirklichkeit vorhanden?

* * *

Ich leugne, daß die mehrfach erwähnte zeitliche Kette der drei Stadien: Naturalproduktion, einfache Waarenproduktion und kapitalistische Waarenproduktion auch eine kausale Kette ist, behaupte vielmehr, daß der Uebergang zur kapitalistischen Produktion nicht auf innere, rein ökonomische Gesetze zurückzuführen ist, sondern auf äußere, nicht-ökonomische Störungen des Wirthschaftprozesses.

Als Marx sein „Kapital" schrieb, lag jene verhängnißvolle wirthschaftgeschichtliche Weltenwende, die um das Jahr 1500 in Deutschland die kapitalistische an die Stelle der einfachen Waarenproduktion setzte, noch in tiefer Dunkelheit. Seine Auffassung war damals die einzig mögliche und stand wissenschaftlich durchaus

auf der Höhe der Zeit. Seitdem hat aber eine Phalanx wirthschaftwissenschaftlich geschulter Historiker jene Zeit durchforscht und ganz neue, ungeahnte Aufschlüsse geliefert.*)

Schon für die städtisch-gewerbliche Entwickelung wollen die vorliegenden Daten durchaus nicht mit der von Marx gegebenen Darstellung stimmen.

Die Kultur und die Wirthschaft der Menschen nehmen zusammen ihren Anfang mit der Erfindung des ersten Werkzeuges, des „produzirten Produktionmittels", des Kapitals. An sich ist schwer begreiflich, warum das Werkzeug der Gütererzeugung, dessen wachsende Vervollkommnung von der Stufe des Affenmenschen an bis zu dem Wendepunkt um 1500 unzweifelhaft die Güterversorgung der Menschen immer gesteigert hat und dabei nur Nützliches leistete, plötzlich damals zum Mittel der sozialen Differenzirung mit so ausgesprochen schädlichen Nebenwirkungen geworden sein soll.

Aber ich will auf diesen ökonomisch-theoretischen Punkt kein Gewicht legen. Wenn die Thatsachen keine andere Deutung zulassen als die von Karl Marx gegebene, so muß man sich mit der Feststellung begnügen, daß hier, wie so oft in der Entwickelungsgeschichte, „eine Quantität so lange vermehrt wurde, bis sie in eine neue Qualität umschlug."

Nur wollen auch damit die Thatsachen nicht stimmen. Die marxistische Schule stellt sich den Zusammenhang augenscheinlich so vor, als sei die „kapitalistische Produktion" dadurch vorbereitet worden, daß der Waarentausch: Waare gegen Waare, mit der Entwickelung der Geldwirthschaft in die komplexere Cirkulationform: Waare — Geld — Waare überging. Von diesem Augenblick an gewann das Geldkapital in immer steigendem Maß einen verhängnißvollen Einfluß auf den Markt, bis die kapitalistische Cirkulationform: Geld — Waare — Geld die Oberhand gewann.

Was ergeben nun die Daten? Die Geldwirthschaft beginnt ihren Weg in Deutschland um das Jahr 1000, nachdem die Versuche der Karolinger, sie einzubürgern, am Mangel des nöthigen Substrates, der Tauschwirthschaft nämlich, gescheitert waren. Etwa 1200 ist die Geldwirthschaft überall durchgedrungen, um 1250 hat sie auf der ganzen Linie gesiegt. Seit dieser Zeit wird die Steuer (Bede) ziemlich allgemein in Geld erhoben, allmählich geht erst bei Pachten, dann auch bei grundhörigen Hufen der Naturalzins in Geldzins über.**)

Also um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hat die Geldwirthschaft bereits das flache Land erobert. Fast ein Jahrhundert früher hat der städtische Markt die Cirkulationform: Waare—Geld—Waare zur Alleinherrschaft geführt. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts hat sich die Geldwirthschaft bereits so weit entwickelt, daß sie eine westeuropäisch-einheitliche Goldwährung erfordert. Ja, wir haben um die selbe Zeit auf dem großen Centralmarkt des damaligen West-

*) Ich verweise hierfür auf die Zusammenstellung der einschlägigen Literatur in meinem Buch: Großgrundeigenthum und soziale Frage, Berlin 1898, und auf den dritten Band von Inama-Sterneggs Deutscher Wirthschaftgeschichte, der vor kurzer Zeit erschienen ist.

**) Großgrundeigenthum und soziale Frage. S. 385. Ich citire im Folgenden mein Buch nur nach den Seitenzahlen.

europa, den Messen der Champagne, die höchste, feinste Ausgestaltung der Geldwirthschaft in voller Blüthe, das Börsenwesen: dort gleicht ganz Europa seine Geschäfte durch Wechsel aus. Wechselkurs, Arbitrage und Termingeschäfte sind alltägliche Dinge.*)

Es entsteht also die Frage, warum die Geldwirthschaft sich dreihundertundfünfzig bis zweihundertundfünfzig Jahre Zeit gelassen hat, um jenes besondere „Kapital" der marxischen historischen Kategorie zu entwickeln, und warum es von 1150 oder 1250 bis zum Jahr 1500 nur befruchtend und bereichernd auf die „einfache Waarenproduktion" gewirkt hat, um sie dann plötzlich vernichtend anzugreifen.

Man könnte geneigt sein, zu vermuthen, daß das Kapital so lange Zeit gebraucht habe, um sich genügend zu „akkumuliren", ehe die Quantität in die Qualität umschlagen konnte. Leider stimmen auch hiermit wieder die Thatsachen nicht überein. Der öffentliche Reichthum jener Zeit ist ein Wunder der Weltgeschichte. Die Dome, Rathhäuser, Brunnen und Festungbauten des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts sind Dessen heute noch Zeugen. Und der Einwand, daß ja gerade das Privateigenthum, nicht aber das öffentliche Eigenthum an Geldkapital, das Verderbliche sei, ist zwar ganz richtig, wird aber für unseren Fall dadurch werthlos, daß der selbe Reichthum auch für Privatpersonen ebenfalls feststeht. Schon im zehnten Jahrhundert haben geistliche Stifte ungeheure Baarsummen aufgehäuft; ihnen folgen dann in den nächsten Jahrhunderten weltliche Große: so hat z. B. ein Graf von Berg in sechs Posten 1426 Mark ausleihen können.**) 1278 kann Rudolf von Habsburg, dank seiner Stellung als Stadthauptmann von Straßburg, die Kaiserkrone baar kaufen; 1410 eben so der Burggraf von Nürnberg die Mark Brandenburg. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert treten die geistlichen Stifte mehr und mehr vom „Bankgeschäft" zurück, mit Ausnahme der Cisterzienser und des Deutschen Ordens, der einen riesenhaften Großbank- und Großhandelsbetrieb hat und z. B. den ganzen polnischen Adel auswuchert. Dafür treten die städtischen Patrizier in die Bresche, die „Herren von den Gademen" in Köln, die Großrheder der Hansestädte; und während der ganzen Zeit haben die Juden ein ungeheures bewegliches Kapital in Händen, das in völlig bankmäßigem Verkehr durch Wechsel und Giroanweisungen im Umlauf gehalten wird. Bis 1353 verwalten jüdische Finanzminister die Kassen des Erzbisthums Trier.***) Kolossale mobile Fonds befinden sich auch in den Händen der Kaufleute aus der Lombardei und Südfrankreich (Kawerziner) und „arbeiten" in Deutschland, wie überall.

Es ist also festgestellt, daß die Geldwirthschaft mindestens zweihundertundfünfzig Jahre vor dem Eintritt der „kapitalistischen Produktion" in voller Ausbildung bestanden hat und daß schon bei ihrem Entstehen und immer während der folgenden Jahrhunderte genügend große Baarkapitalien in Privatbesitz vorhanden waren, um als Ausgangspunkt der kapitalistischen Produktionweise zu fungiren. Trotzdem ist weder von Akkumulation noch von Centralisation auf der einen oder von Expropriation und Proletarisirung auf der anderen

*) S. 386 (Anm.).
**) S. 387.
***) S. 387.

Seite das Geringste zu bemerken. Im Gegentheil: Bauer und Handwerker werden immer wohlhabender.

Liegt Entstehung und Sieg der Geldwirthschaft viel zu früh, um sie für die Entwickelung der kapitalistischen Produktionweise als Erklärung heranzuziehen, so liegt die „Revolution der Technik" viel zu spät dafür. Das ganze Mittelalter kennt keine Ausnutzung der toten Naturkräfte, mit Ausnahme von Segelschiffen, Wassermühlen und ein paar dürftigen Drahtstreckereien und Hammerwerken. Keinerlei arbeitsparende Maschine ist bekannt; erst 1530 erfindet Jürgen von Watenmül das Tretspinnrad und 1589 William Lee den Strumpfwirkerstuhl. Die erste Dampfmaschine arbeitet in der Technik erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Die kapitalistische Weltenwende liegt also genau in der Mitte zwischen den beiden Zeitpunkten, dem Sieg der Geldwirthschaft und der Revolution der Technik, je ungefähr zweihundertundfünfzig Jahre von jedem entfernt. Was war also die Ursache, daß sich plötzlich um das Jahr 1500 der Großbetrieb in Manufaktur und Bergwerk mittels „freier", ihrer Produktionmittel beraubter Arbeiter ausbildete und daß das Geldkapital sich so plötzlich akkumulirte und centralisirte? Lassen die angeführten, freilich von der „Universitätökonomie" erhobenen, aber durchaus einwandfreien Daten der Wirthschaftgeschichte auch nur die Möglichkeit der Deutung zu, die Marx der zeitlichen Abfolge der Stadien gegeben hat? Handelt es sich wirklich um eine innere rein ökonomische Entwickelung, um das „innere Bewegungsgesetz" der Wirthschaft? Augenscheinlich sprechen die Thatsachen dagegen.

Das hat die von Kautsky so bitter verspottete „Universitätökonomie" der historischen Schule sehr wohl begriffen und nach einer weiteren Erklärung gesucht. Sie findet sie in der „Uebervölkerung" nach dem malthusischen Gesetz. Sie unterstellt, daß das Kapital seine theils verderbliche, theils segensreiche Wirksamkeit erst beginnen konnte, nachdem die natürliche Vermehrung der Bevölkerung ihr das nöthige Menschenmaterial zur „Ausbeutung" vorgeworfen hatte. Die Sozialdemokratie lehnt bis auf wenige Neo-Malthusianer, zu denen Kautsky nicht gehören dürfte, das malthusische Gesetz grundsätzlich ab.

Auf dem selben Standpunkte stehe auch ich. Außerdem hat eine „Uebervölkerung" zu jener kritischen Zeit gar nicht bestanden. Der Umschwung fällt zwar mit den furchtbaren Menschenverlusten durch den „Schwarzen Tod" zusammen. Also muß man eine andere Erklärung suchen. In der städtischen Entwickelung findet man kein Veränderung, die jener Wirthschaftwende um das Jahr 1500 nah genug läge, um als ihre Ursache gelten zu können. Wie ist es aber mit der Entwickelung der Landwirthschaft?

Seit Adam Smith ist die gesammte nationalökonomische Wissenschaft „industriecentrisch", wie die gesammte vorkopernikanische Astronomie geocentrisch war. Ihre schärfste Prägung erhielt diese Auffassung, wie überhaupt die klassische Nationalökonomie, durch Marx. Er interessirt sich nicht für die Oekonomie des Ackerbaues und versteht in Folge Dessen auch sehr wenig davon. Er hat niemals einen Zweifel daran gehabt, daß die Landwirthschaft in Produktion und Technik eine iners moles sei, der erst die Industrie Leben einhaucht oder vielmehr ihre Bewegung mittheilt. Ganz eben so denkt Kautsky. (S. 292.)

Auf diesem Standpunkt steht ungefähr auch die geltende „Universitätökonomie". Was die „Agrarpolitik" an Wissen gesammelt und geordnet hat, ist „Sonderfach" geblieben und für die eigentliche theoretische Volkswirthschaftlehre kaum verwerthet worden. Ich glaube, daß das Verhältniß der Landwirthschaft zur Industrie genau das umgekehrte ist und habe, man gestatte mir den kühnen Vergleich, die nothwendige „kopernikanische Umkehrung" des Verhältnisses bereits in meinem mehrfach citirten Buch zum Ausgangspunkt einer Gesammtuntersuchung der Oekonomie gemacht. Damit glaube ich, auch die Erklärung jener schlimmen Wirthschaftwende des Jahres 1500 geben zu können.

Kautskys „Landwirthschaft der Feudalzeit" ist wohl eins seiner schwächsten Kapitel. Viele Thatsachen sind geradezu falsch. So macht er keinen Unterschied zwischen der alten freien Markgenossenschaft und der feudalen Frohnhofsgenossenschaft, die doch nicht nur juristisch, sondern auch technisch ökonomisch sehr große Verschiedenheiten aufwiesen, er läßt das „Mittelalter" nicht über Dreifeldersystem und Flurgemeinschaft hinausgelangen u. s. w. Darauf lege ich aber weniger Gewicht. Die Hauptsache ist, daß die Mehrzahl der einschlägigen Daten und Verhältnisse überhaupt nicht berücksichtigt ist. Der Verfasser springt von der Niederlassungordnung in der Zeit der Völkerwanderung sofort auf die Bauernkriege über, als enthielte das dazwischen liegende Jahrtausend nicht eine ungemein reiche Entwickelung ökonomisch-technischer und juristisch-politischer Verhältnisse und als ob die Feudalverhältnisse im sechzehnten Jahrhundert etwa eine einfache Fortsetzung karolingischer Verhältnisse gewesen wären. In der That haben sie kaum etwas Anderes mit einander gemein als einige äußerliche Formen. Kautsky scheint da weit hinter Marx zurückzubleiben, der doch — so wenig und so viel es ihm der damalige Stand der Wissenschaft erlaubte — wenigstens die agrarischen Verhältnisse Englands in ihrer geschichtlichen Entwickelung kannte Kautsky weiß nichts von den neueren Forschungresultaten der Inama-Sternegg, Lamprecht, Knapp und Anderer, seine Hauptquelle scheint immer noch der alte Maurer zu sein, dessen hervorragende Bedeutung als eines ersten Bahnbrechers dadurch nicht verkleinert wird, daß ihn die Nachfolger heute in den entscheidendsten Punkten widerlegt und überholt haben.

Ich müßte mein ganzes Buch ausschreiben, wollte ich alle Lücken und Fehler der kautskyschen Darstellung ergänzen und berichtigen. Dafür fehlt hier der Raum. Nur so viel sei gesagt, daß drei Perioden der Agrargeschichte des Mittelalters streng unterschieden werden müssen. Erstens eine Periode des Niederganges der Bauernschaften bei gleichzeitigem Emporkommen der „Großgrundherrschaft" als einer halb politisch-staatsrechtlichen, halb privatwirthschaftlichen Bildung. Ungefähr vom Jahr 1000 an die zweite Periode: Verfall der wirthschaftlichen Seite der Großgrundherrschaft und Ausbildung ihrer staatlichen Seite zum Territorialfürstenthum, — und rapider Aufschwung der Bauernschaften und der Landwirthschaft bis zu beinahe völligem Verschwinden aller feudalen Abhängigkeit. Ende des dreizehnten Jahrhunderts beginnt im alten Slavenland östlich der Elbe die dritte Periode, die in Westeuropa etwas später eintritt, eine Periode des erneuten Niederganges der Bauernschaften, die in England zur Ausbildung eines echten „kapitalistischen Großbetriebes" führt, nämlich zur Entwickelung der Wollfabrikation (Großherdenhaltung) und Kornproduktion mit Hilfe wirklicher „freier Arbeiter",

d. h. gewaltsam expropriirter Bauern. In Ostelbien zeigt sich der Umschwung in der Entstehung halb feudaler, halb kapitalistischer Großbetriebe, wie Kautsky selbst S. 18 sagt, nämlich der Kornfabrikation auf Rittergütern mit Hilfe unterworfener, an die Scholle gebundener Höriger, in Westdeutschland in einer unerhörten Steuerabwälzung auf die Bauern und im Raub an ihren Weiden und Wäldern.

Diese letzte Entwickelung ist Kautsky wohlbekannt. Er citirt die Artikel der Bauernkriege mit besonderer Vorliebe. Aber er hält, streng marxistisch, diese Umwälzung der bäuerlichen Verhältnisse für eine Folge der inzwischen stattgehabten Umwälzung der städtischen Gewerbe. Das ist ihm aber nur möglich durch eine saloppe Datirung. Denn wenn man die einschlägigen Thatsachen chronologisch ordnet, so ergiebt sich mit unumstößlicher Sicherheit, daß die Revolution der Besitzverhältnisse und der Produktionrichtung auf dem Lande der kapitalistischen Revolution in den Städten vorangegangen ist.

Vorausgeschickt muß werden, daß Großbetriebe in der Art unserer heutigen Rittergüter als technische Einheiten im frühen Mittelalter überhaupt so gut wie gar nicht existirt haben. Die wenigen etwas größeren Betriebe der ersten Zeit (Beunden und Klostergüter) waren in der Zeit zwischen den Jahren 1000 und etwa 1150 fast ganz verschwunden oder in den Besitz und Betrieb bäuerlicher Genossenschaften (Gehöfergenossenschaften) übergegangen.

Die „Ritter“, die im Osten der Elbe angesiedelt wurden, erhielten zwei bis vier Hufen mit den nöthigen slavischen Hörigen als Lehen statt eines Soldes für den Reiterdienst. Das war der winzige Keim der späteren Rittergüter. Aber schon im Jahr 1250 sind in Ostelbien Rittergüter von sechshundert Morgen keine Seltenheit mehr. Die älteste mir bekannte Urkunde, die einen deutlichen Hinweis auf das „Legungrecht“ enthält, ist eine pommersche vom Jahr 1285; schon 1348 sind in dieser Gegend sogar deutsche Bauern zu ungemessenen Diensten verpflichtet. Eben so ist es im slavischen Kernland Polen. Die noch im dreizehnten Jahrhundert persönlich freien Bauern sind im vierzehnten fast völlig versklavt und das Recht der Herren auf ungemessene Dienste und „Legung“, d. h. Expropriation, ist bereits vollkommen durchgeführt.

In Westdeutschland beginnt die Vergewaltigung der Bauern im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. In dieser Zeit werden die Weiderechte der Gemeinden eingeschränkt, um den immer wachsenden Wollschafherden der Grundherren Platz zu schaffen; in dieser Zeit werden die Wälder und Allmenden zum Eigenthum der Herren erklärt und allmählich der Nutzung der Bauernschaften ganz entrissen. Ebenfalls seit etwa 1300 beginnt die Belastung der Bauern mit Steuern zu Gunsten der Territorialherren und der Stände; um 1350 haben die landwirthschaftlichen Produkte ihren höchsten Preisstand erreicht und sinken von da ab; und seitdem beginnt die ungeheure hypothekarische Verschuldung des Bauernstandes, der um das Jahr 1400 so tief gesunken ist, daß er die frühere soziale Gleichberechtigung mit den Städtern gänzlich verloren hat. Er verfällt in eine neue Hörigkeit, die „Leibeigenschaft“ des späten Mittelalters. Das ganze fünfzehnte Jahrhundert und der Anfang des folgenden werden von den fruchtlosen Versuchen der Bauernschaften, dieses Sklavenjoch abzuschütteln, ausgefüllt. Die Umwälzung der agrarischen Besitz- und Einkommenverhältnisse ist also bereits im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert völlig entschieden.

Dagegen beginnen in den Städten die allerersten schwachen Symptome der „kapitalistischen Entartung" erst am Ende des vierzehnten Jahrhundertes, frühestens und vereinzelt um 1370 mit einer schüchternen Erschwerung des Weges zum zünftigen Meisterrecht. Und nun beginnt während des fünfzehnten Jahrhunderts die kapitalistische Umwälzung langsam; im sechzehnten ist sie vollendet.

Diese zahlenmäßigen Ergebnisse machen es unmöglich, die Revolution der Wirthschaft auf dem Land als Folge der Revolution der Gewerbe anzusehen. Selbst die Hypothekarverschuldung der Bauernschaft liegt lange vor der kapitalistischen Aera in den Städten.

Darum stelle ich den Satz auf: Die „kapitalistische Revolution der Gewerbe" war die direkte Folge der agrarischen Revolution.

Ich denke mir Das so: Die Unterdrückung und Ausraubung der Bauernschaft wirkten ungünstig auf den Stand der Ackerkultur; die Nahrungüberschüsse, d. h. die Kaufkraft, wurden geringer und damit schrumpfte der Spielraum der Gewerbe zusammen. Die Verfügung über die Nahrungüberschüsse ging aus den Händen der Masse in diejenigen weniger Magnaten über; und damit richtete sich die kaufkräftige Nachfrage nach Gewerbeprodukten nicht mehr auf Gegenstände des Massenkonsums, sondern auf solche des Luxuskonsums: die Gewerbe für den Massenkonsum verfallen, die Luxusgewerbe blühen auf. Luxuswaaren können nur in großen Gewerbscentren erzeugt werden, darum verlieren die kleinen Städte, was die großen gewinnen. Und damit nicht genug. So lange die Freizügigkeit des Landvolkes noch nicht aufgehoben war, wichen Unzählige dem auf ihnen lastenden einseitigen Druck aus und wanderten in die Städte. Während die Kaufkraft des ländlichen Marktes fortwährend sank, vermehrte sie auf diese Weise die Produktionkraft der Gewerbe, die zum Exportindustrialismus übergehen. So wurden durch die agrarische Revolution städtische Meister proletarisirt, denen ihr Absatzmarkt unter den Händen verschwand, und „freie, von ihren Produktionmitteln getrennte Arbeiter" massenhaft in die Städte geworfen. Zum ersten Male in der Geschichte des Mittelalters existiren jetzt solche freie Arbeiter, — und sofort entfaltet das längst existirende, längst akkumulirte Geldkapital seine ausbeuterische Fähigkeit und zieht aus Manufakturen, Heimindustrie und Bergwerken „Mehrwerth", den es wieder akkumulirt, während es durch Expropriation der „einfachen Waarenproduzenten" sich gleichzeitig centralisirt.

Dieser Zusammenhang erscheint mir logisch wie geschichtlich unanfechtbar. Es fragt sich nur noch, welche Ursachen die primäre Umwälzung der Landwirthschaft hatte. Waren es nämlich innere, rein ökonomische Ursachen, so würde meine Feststellung den innersten Kern der marxischen Darstellung nicht berühren. Es wäre in letzter Instanz ziemlich gleichgiltig, ob die Entwickelungsgesetze der Wirthschaft sich zuerst auf dem Gebiete der Urproduktion und dann erst auf dem der Stoffveredelung gezeigt hätten oder umgekehrt, wenn nur die „Tendenz" die selbe ist. Es ist also nöthig, die treibende Kraft der agrarischen Revolution zu suchen.

Die — nicht ganz vereinzelten — Anhänger der marxistischen Doktrin, die sich lieber mit Zweideutigkeiten abfinden, als daß sie einen Irrthum eingestünden, werden sich damit trösten, daß wenigstens das Motiv der Umwälzung ein mit der Ausbildung der Geldwirthschaft lose zusammenhängendes ökonomisches war. Der Centralmarkt des damaligen Welthandels, Flandern, Brabant und Belgien,

wuchs vom Ende des zwölften Jahrhunderts so stark an Menschenzahl, daß er stetig steigender Importe von Rohstoffen, namentlich Wolle, und von Nahrungmitteln bedurfte. Er zahlte mit Gold und prächtigen Luxuswaaren, die der Handel der ganzen Welt dort häufte, und diese sehr kaufkräftige Nachfrage war es, die zunächst den „Ritter“ Ostelbiens dazu veranlaßte, seine Bauern zu „legen“ und sich auf diese Weise gleichzeitig Land und „von ihrem Produktionmittel getrennte“ — wenn auch nicht freie — „Arbeiter“ zu verschaffen, kurz: sich als „Rittergutsbesitzer“ zu entpuppen.

Für Leute, die sich mit Phrasen begnügen, ist damit der Anschluß an die „Geld- und Kapitalwirthschaft“ gegeben.

Für die Begründung der marxischen Geschichtdarstellung kommt es aber nicht darauf an, ob die ostelbischen Ritter ein ökonomisches Motiv gehabt haben, jene agrarische Revolution einzuleiten, sondern, ob sie die Befriedigung ihres Bedürfnisses auf ökonomischem Wege, d. h. durch die freie wirthschaftliche Konkurrenz, erreicht haben.

Und davon kann nun durchaus keine Rede sein. Der Embryo des Rittergutes, das kleine Ritterlehen, wuchs zuerst durch Rodung im Gemeinwalde mit Hilfe der Arbeitkräfte slavischer Hörigen, die ihrem Herrn nach dem Recht des Eroberers zu ungemessenen Diensten verpflichtet waren, — einem Recht, das mit der „einfachen Waarenproduktion“ nicht im Mindesten verwandt, sondern dem die Tauschwirthschaft beherrschenden freien Vertragsrecht schnurstracks entgegengesetzt ist; und die weitere Vergrößerung geschah dann durch Rechtsbeugung, Gesetzesverletzung und rohe Gewalt auf Kosten der deutschen Bauern. Aber nirgends ist von einem „inneren Entwickelungsgesetz“ der Wirthschaft auch nur eine Spur zu entdecken. Der ganze Vorgang gehörte durchaus der Barbarei an. Es war genau das selbe Motiv und die selbe Handlungweise, wie wenn mittelafrikanische Dorfhäuptlinge oder Erobererkönige die Ernte ihrer Unterthanen und diese Unterthanen selbst an hausirende Araber für Schmuck, Kleidung, Waffen und berauschende Getränke verkaufen: auch hier ist das Bedürfniß, das „Motiv“, ein durchaus „ökonomisches“, aber Niemand wird die Gewaltthat deshalb auf „ökonomische“ Entwickelungsgesetze zurückführen. Auch der Dieb, der in ein Bankgeschäft bricht, hat ausschließlich ökonomische Motive. Ist darum etwa der Einbruch die Konsequenz wirthschaftlicher Entwickelungsgesetze?

Der Hebel der agrarischen Revolution im Kolonisationgebiet war also unzweifelhaft das Gegenspiel der wirthschaftlichen Konkurrenz, war legitime und illegitime Gewalt. Auf seine gesetzlichen Erobererrechte und auf die ungesetzliche Expropriation der deutschen Bauern gestützt, sperrte der grundbesitzende Adel das gesammte Getreidegebiet östlich der Elbe und machte sein Eigenthumsrecht an allem bebauten und unbebauten Ackerland geltend. Es war thatsächlich der „Mann mit dem Degen“ — mit dem Friedrich Engels seinen Gegner Dühring persiflirt —, der hier gewaltsam in die Wirthschaft eingriff und ihren Lauf ablenkte.

Damit wird die Auffassung der Agrarhistoriker, das Kolonisationgebiet sei gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts von Ansiedlern gesättigt gewesen und deshalb sei die Auswanderung aus dem Westen zum Stillstande gekommen, hinfällig und ich glaube, nachgewiesen zu haben, daß diese Auffassung irrig ist. Wir wissen aus guten Quellen, daß selbst das deutsche Reichsgebiet in diesen Gegenden noch sehr dünn bevölkert war; außerdem fällt der Stillstand der Auswanderung auch hier gerade mit den grauenhaften Menschenverlusten durch den Schwarzen Tod

zusammen; und schließlich bliebe immer noch zu erklären, wodurch die deutsche Auswanderung, die schon bis nach Siebenbürgen und Westrußland vorgedrungen war, von jenem Zeitpunkt an die Kraft verlor, sich noch weiter ostwärts auszubreiten, dahin, wo das Land noch fast gänzlich menschenleer war. Nein: die Auswanderung stockte, nicht, weil das Land voll war, sondern, weil der grundrentenhungrige Adel es gegen die Einwanderer sperrte.

Damit war den Bauern des Westens die Möglichkeit geraubt, vor einem etwa ausgeübten Druck nach Osten auszuweichen, — eine Möglichkeit, die sie vier Jahrhunderte vor dem Druck des über den Gesetzen stehenden Feudaladels geschützt hatte. Jetzt, nach Sperrung der Kolonisationgebiete, „stellte sich der Kurs gegen sie" und sie wurden zwischen Ritterschaft und Klerus auf der einen und dem neu emporgekommenen Fürstenthum auf der anderen Seite zermalmt. Fürsten, Ritter und Geistlichkeit bewilligten einander gern Steuern über Steuern, die die Bauern zu zahlen hatten, und entzogen überdies in unedlem Wetteifer den Dorfschaften ihre Allmenden und Wälder. Diese Bedrückung und Beraubung und nicht, wie Kautsky (S. 18) mit den „Universitätökonomen" annimmt, eine Sättigung des Landes mit Bauern hat dann die Erscheinungen einer „Uebervölkerung" vorgetäuscht. Daher die Verminderung der ländlichen Kaufkraft für Gewerbewaaren und daher die starke Abwanderung in die Städte, daher die „kapitalistische Entartung" der Industrie und des Handels.

Das ist in kurzer Rekapitulation der geschichtliche und kausale Zusammenhang, wie er sich meines Erachtens aus einer korrekten Ordnung der einschlägigen Daten zwingend ergiebt. Die „kapitalistische Produktionweise" hat sich also nicht aus der „einfachen Waarenproduktion" durch innere Entwickelungsgesetze der Wirthschaft entwickelt, sondern folgt ihr nur zeitlich. Sie ist verursacht durch nicht-ökonomische Potenzen der politischen Vergewaltigung. die zuerst die Besitzverhältnisse des platten Landes umwälzten. Das von Marx aus der zeitlichen Abfolge der drei Stadien: Naturalwirthschaft — einfache Waarenproduktion — kapitalistische Waarenproduktion abgeleitete „ökonomische Entwickelungsgesetz" existirt also nicht. Damit fallen alle Folgerungen aus dieser Prämisse zusammen und die Gesellschaft hat nicht die Tendenz, sich zum kollektivistischen „Zukunftstaat" weiter zu entwickeln, oder — um ganz vorsichtig zu sprechen — diese Tendenz kann nicht historisch erhärtet werden. Ja, man kann noch weiter gehen. Wenn das Kapital zweihundertundfünfzig bis dreihundertundfünfzig Jahre unschädlich blieb und erst schädlich wurde, als ihm äußere Eingriffe in die wirthschaftliche Kausalität durch den „Mann mit dem Degen" das nöthige Menschenmaterial zur Exploitirung lieferten, dann wird ihm wohl die verhängnißvolle differenzirende Kraft, die Marx ihm beilegt, überhaupt nicht zukommen, vielmehr wird zu untersuchen sein, ob jene Störungen noch fortwirken. Und dann dürfte sich vielleicht ein ganz anderes theoretisches Gesammtbild ergeben als jenes, das Marx-Kautsky uns zeichnen. Ich muß mir versagen, auf diese interessante Perspektive hier näher einzugehen. Dr. Franz Oppenheimer.



Das Ende des Julianus.

Es war eine lichte Frühlingsnacht.
Von Waffen starrte das persische Feld
Und drinnen im Imperatorenzelt
Hat Julianus allein gewacht.

Des Judengottes gewaltiger Feind
Rieb sich die schlanken Finger stolz:
„Der Du geblutet am Marterholz,
Von Tausenden geglaubt und beweint,

Du bist besiegt. Und Sonne und Glanz
Wird wieder leuchten dem Erdenrund.
Vergebens quältest die Seelen Du wund:
Der Griechen Götter beherrschen Byzanz.

Ein frohes Volk, stark, schön und frei
Wird sich mit Geist und Leib erfreun
An Opferdampf, an Lieb' und Wein
Und dauern wird ein ew'ger Mai.

Rings Marmortempel. Olymp und Homer
Wird wieder herrschen im Griechenland —"
Ein Pfeil erklirrt. Julianus wird bleich,
Kalt wird sein Leib, sein Haupt wird schwer.

Ein Schatten verschwindet im weiten Feld ...
Und auf den sterbenden Kaiser trat stolz
Der Galiläer am Marterholz.
— Und dunkel ward es in der Welt ...

Wien. Ludwig Bauer.



Eine Faust-Ausstellung.

Eine volksthümliche Kunstausstellung! Ist Solches überhaupt möglich, ist nicht das Kunsterzeugniß immer für die Wenigen und nur das Industrieprodukt für die Masse da? Aber warum sollte eine Zeit, die von volksthümlichen Hochschulkursen, ja von Volkshochschulen träumt und selbst die abstrakte Wissenschaft ungelehrten Kreisen zugänglich zu machen unternimmt, das Selbe nicht auch mit der Kunst versuchen? Zweifellos giebt es ganz unpopuläre Kunstausstellungen; und wenn man Gradabstufungen in der Popularität solcher Veranstaltungen zugiebt, dann werden die höchsten und die niedrigsten Stufen erreicht werden, je nachdem die Sache angefaßt wird. Wäre es möglich, die tausend renommirtesten Gemälde aller Länder in einem Lokal zu vereinigen, dann würde diese Schaustellung sicher eine starke Anziehungskraft ausüben; denn auf das Interesse, das die Allgemeinheit von vorn herein an der Sache nimmt, kommt es bei unseren Durchschnittsausstellungen von Werken der bildenden Künste an, — nicht so sehr darauf, ob die ausgestellten Werke den Besuchern gefallen. Unermüdlich wird die Reklametrommel gerührt, um die Massen herbeizuziehen. Die gefeierten Namen der Künstler, die Weltbekanntheit der ausgestellten Gegenstände, die Thatsache, daß Jedermann davon spreche: Das sind schon andere Motive für die Massen als bloße Kunst, Kunst um der Kunst willen. Drängt und stößt sich der Haufe erst einmal in den Sälen, dann wirkt die Suggestion von selbst weiter, — der Zweck ist erreicht: die Menge ist in Berührung mit der Kunst gebracht.

In Berlin sind „Mors Imperator" und die Christusausstellung noch unvergessen. An dem Sensationbild witterte man eine Anspielung auf den greisen Kaiser, der damals mit einem Fuß schon im Grabe stand; bei der Zusammenstellung der Christusbilder war es der Gegenstand in seinen verschiedenartigen Auffassungen, der die große Zahl lockte. Das waren Motive, die als außerhalb der Kunst liegend angesehen zu werden pflegen und doch unbestritten allüberall ihre Zugkraft siegreich bewähren. Ist das sachliche Interesse am Gegenstand aber wirklich etwas so ganz Untergeordnetes? Heute, wo eine neue Maltechnik, eine neue Art der Stilisirung den Geist der jüngeren Künstlerschaft ausschließlich in Anspruch genommen haben und wo die Phantasiereicheren unter unseren Malern häufig ihren Stoff in den entlegensten Fernen suchen, so daß man ohne Kommentar kaum weiß, um was es sich handelt: heute ist die Betonung des Gegenständlichen vielleicht von besonderer Wichtigkeit. Nur durch das Gegenständliche einer Kunstdarstellung wird die Menge angezogen. Die Tiefe des Eindruckes, den sie dann empfängt, ist dagegen selbstverständlich von dem Kunstwerth des Geschauten abhängig.

In der Königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf sind seit dem fünften

Juli drei Ausstellungen zu sehen,, die neben ihren allgemeinen künstlerischen Zwecken dazu bestimmt sind, auf das große Publikum zu wirken. Sie dienen der Feier von Goethes hundertundfünfzigstem Geburtstag; zwei von ihnen beschränken sich sogar auf Goethes Beziehungen zu den Rheinlanden. In der Aula der Akademie sind Bilder, Bücher, Briefe, Dokumente, Erinnerungzeichen aller Art ausgestellt, die mit Goethes fünf Rheinreisen zusammenhängen, und darunter ist vieles bisher Unbekannte. Wer Goethes Beziehungen zu den Rheinlanden studiren will, findet hier ein Material zusammengetragen, wie es noch niemals vereinigt war. Aber die Menge? Die durchreisenden Sommergäste bezahlen wohl ihr Eintrittsgeld und werfen einen flüchtigen Blick auf die Schattenrisse von Personen, deren Existenz ihnen unbekannt war und bleiben wird. Hie und da lächelt ein Paar über einen seltsamen alten Buchtitel oder preist sich glücklich, daß es diese schlecht geschriebenen Briefe nicht zu entziffern braucht; aber im nächsten Augenblick hat es vergessen, was es im Augenblick vorher gesehen hat. Höchstens die Oelbilder und besondere Merkwürdigkeiten können den Blick einen Moment länger fesseln.

Im Bildermuseum steht auf einem halben Dutzend großen Staffeleien eine Auswahl aus der alten großen Galerie, von der Düsseldorf heute nur noch einen berühmten Rubens und ein paar unberühmte Bilder besitzt. Es sind Photographien der alten Gemälde von Hanfstängl, zwar willkürlich zusammengestellt, aber doch kunstgeschichtlich höchst interessant. Goethe kannte diese Sammlung gut; und wer da weiß, wie häufig sich Goethe durch Bilder zu seinen Dichtungen anregen ließ, wird an einer Galerie, für die Goethe sich nachweislich interessirte, nicht leicht unaufmerksam vorübergehen. Abgesehen davon, ist es aber doch eine reine Kunstausstellung, kein bloßes Goethe-Raritätenkabinet wie in der Aula. Aber fesselt sie die Menge der Besucher? Immer und immer wieder wendet sich der Blick der Schaulustigen dem großen Rubens zu, der farbenprächtig in seinem Goldprunkrahmen die Eintretenden grüßt. Sie wissen nicht, was sie da vor sich haben, und fühlen sich doch von dem Bilde wunderseltsam bewegt.

An das Bildermuseum schließen sich die beiden Säle des Gipsmuseums. An den Wänden hängen die weißen Köpfe und Figuren wie sonst, aber die schweren Gestelle, die die vielen Hunderte kleiner Gipsmodelle tragen, sind verschwunden. Dafür füllen Staffeleien und Bilder den Raum, — und was noch mehr ist, auch Menschen. Hier herrscht Leben und Bewegung. Das ist ein Hinweisen, Gucken und Vergleichen, ein Vorwärts- und Rückwärtswogen. Den Katalog in der Hand stehen der Graubärtige, das schlanke Fräulein und der Gymnasiast neben einander. Aus dem einen Saal gehts in den anderen und von da wieder zurück. Rembrandt und Jan Joris van Vliet, Christoph van Sichem und Thelott, Lips und Carstens, Nauwerck und Nehrlich, Cornelius und Retzsch, Seibertz und Kaulbach,

Kreling und Liezen-Mayer, Gregory und Max, Konewka und Ramberg, Näke und Zimmermann, Schulz und Hensel, Hosemann und Biermann, Schnorr von Carolsfeld und Makart, Schwerdgeburth und Rothbart, Ary Scheffer und Junker, Hofmann und Müller, Simonson und Grützner: Das sind die Hauptnamen, die der Katalog aufweist. Fast jeder Künstler ist mit einer ganzen zusammengehörigen Bilderserie vertreten. Es ist ein buntes Gemisch von Radirung und Holzschnitt, Kupferstich und Stahlstich, Lithographie und Photographie, Phototypie und Buntdruck. Man könnte alle Vervielfältigungmethoden von Bildern studiren. Nur das Oelbild fehlt, der eigentliche Träger der modernen Kunstausstellung. Mögen immerhin einzelne düsseldorfer Akademiker technische und theoretische Studien an diesem Halbtausend von Bildern machen. Das, was die Menge der Beschauer interessirt, ist der Stoff. Es ist eine Faustausstellung. Nahezu Alles, was sich in Bildern zur Faustsage seit dem sechzehnten Jahrhundert und zu Goethes „Faust“ seit den Tagen des Fragmentes hat auftreiben lassen, ist hier vereinigt, um die Beziehungen dieses Sagen- und Dichtungstoffes zur bildenden Kunst zu illustriren und dadurch zugleich das Werden und Wachsen der Faustgestalt und der Faustideen im Bewußtsein der Jahrhunderte in einer Weise dazustellen, wie sie sich auf anderem Wege schwerlich erreichen läßt. Allerdings bietet gerade der Faststoff einer solchen Ausstellung ganz einziges Material. Wohl hat der Meißel altgriechischer Künstler die großen Gegenstände hellenischer Mythologie immer wieder aufs Neue behandelt, aber selbst aus diesem Vorstellungskreise kennen wir keine einzelne Sage, die so oft wie die Faustsage dem künstlerischen Schaffen gedient hätte. Wohl ist der Pinsel christlicher Maler nie müde geworden, die Hauptgrundlagen der christlichen Religion dem Auge zu verbildlichen, und wohl ließe sich an Kreuzesabnahmen und Himmelfahrten Mariä eine Bilderreihe zusammenbringen, die ohne Gleichen wäre; aber solche Bildwerke religiöser und sakraler Natur, die zur Verehrung bestimmt sind und noch heute für weite Kreise unseres Volkes Weltanschauungsgeltung haben, nehmen eine Ausnahmestellung ein. Bei dem Faststoff handelt es sich um einen Gegenstand rein künstlerischen Genusses und als solcher steht er in seinen Beziehungen zur bildenden Kunst einzig da. Seine Anziehungskraft entspringt heute wesentlich der Popularität des goethischen „Faust“. Jedem Besucher, der diese Säle betritt, ist das Thema der Bilder bekannt. Ein Jeder kennt Faust, Mephisto, Wagner, Gretchen, Martha und Helena. Jeder kennt die Szenen, in denen Faust in Verzweiflung mit dem Ewigen hadert, die unsterbliche Liebesepisode des Ersten Theiles mit ihrem unerschöpflichen Reichthum an Auftritten, die die künstlerische Einbildungskraft fesseln. Auf Schritt und Tritt begegnet man Bekanntem, aber in immer anderer, eigenartiger künstlerischer Auffassung. Bald ist sie ernst, bald heiter, bald groß, bald klein,

bald gigantisch, bald spießbürgerlich; bald bewegen wir uns in einer Welt des Wunderbaren, bald ist es uns, als säßen wir daheim in unserer Alltagsstube.

Jeder Gebildete hat einmal Goethes „Faust" auf der Bühne gesehen und trägt eine bestimmte Vorstellung der einzelnen Gestalten der Dichtung und einzelner Theile des Dramas mit sich herum. Ganz unwillkürlich wird er, was er hier auf den Bildern vor sich sieht, an Dem messen, was sein Bewußtsein enthält, so verschieden auch die Bedingungen sind, unter denen Bühnenaufführung und malerische Schöpfung stehen. Und darin, daß er messen kann, daß er auf Schritt und Tritt genöthigt ist, zu vergleichen und in seinem Innern ein Urtheil abzugeben, daß er nicht nur unvermittelt neben einander stehende Bilder in Massen aufzunehmen hat, sondern, daß sich diese Bilder in einen festen Vorstellungrahmen einfügen, darin liegt der Hauptreiz einer solchen Sammlung und dadurch wirkt sie unvergleichlich stärker als jene Ausstellungen, denen das geistige Band fehlt. Und welchen Reiz bietet es auch für den tiefer Eindringenden, zu verfolgen, wie der alte Abenteurer und Professor Faust der Grenzscheide des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundertes sich um- und fortbildet; wie im achtzehnten Jahrhundert ein junger und ein alter Fausttypus neben einander stehen; wie Goethe Beide vereinigt, indem er in der Hexenküche kühn die Brücke vom Alten zum Jungen schlägt, und wie die bildende Kunst sich des goethischen Faust als eines ihrer dankbarsten Stoffe bemächtigt. Erst das Tappen und Tasten, dann einige glückliche Würfe und schließlich ein dunkellockiger Faust mit einem Christusantlitz. Wilhelm von Kaulbach bildet ihn zum blonden Germanen um, Engelbert Seibertz zum Uebermenschen der That, August von Kreling zum höchsten Ideal der Männlichkeit. Und Mephisto, der Teufel, der einst im Mönchsgewand einherging, dann mit Krallen und Klauen erschien und den Pferdefuß bis in unser Jahrhundert hinüberrettete. Der viehisch grinsende Faun, der satanische Verführer, der alte Hebräer, der lüsterne Bock, der galante Libertiner, der stolzirende Soldat, der vornehme Weltmann: sie Alle lösen sich in den malerischen Verkörperungen des neunzehnten Jahrhunderts nach einander ab und in diesen Wandlungen spiegelt sich ein ganzes Stück der Entwickelung wieder, die Teufel und Teufelsglaube in den letzten Menschenaltern durchgemacht haben. Gretchen ist diejenige Gestalt des Faustkreises, die Goethes Ureigenstes ist. Ihre kurzangebundene Art, ihre frische Gesundheit, ihr heller Frohsinn, ihre Freude an Schmuck, Spitzen und Tand, ihr ganz und gar nicht sentimentales Wesen, ihre lachenden Augen, ihre kleine Gestalt: Das sind ungefähr die Züge, die man bei Goethe findet. Das blonde Mädchen mit den beiden langen Flechten, die blauen schwärmerischen Augen, das Gretchenmieder und die Gretchentasche: sie stehen nirgends in Goethes Gedicht. Die Tochter der Pfandleiherin ist ein einfaches Naturkind

mit gesundem Mutterwitz und starkem Liebesempfinden. Aber Peter von Cornelius hat ihr zuerst diese blonden Zöpfe gegeben, das Mieder und das halblange Röckchen und das liebe, kleine Gesicht, in dem es wie Weinen zuckt, weil der böse Mann, dem sie doch so gut sein muß, sich unterfängt, sie auf der Straße anzureden. Retzsch und Kaulbach, Seibertz und Konewka haben dann das Ihre dazu gethan. Und als das deutsche Gretchen fertig war, das Ramberg so hübsch sentimental für ein Taschenbuch gezeichnet hatte, da ist die moderne Prunkbühne gekommen und hat mit ihrem Schwamm die alten Bilder von der trauten Schiefertafel der Kunst wieder weggewischt. August von Kreling und Alexander Liezen-Mayer, Hans Makart und James Bertrand zeigen uns ein Gretchen in Sammt und Seide, ein verführerisches, reifes Weib, das die Blicke der Männer magnetisch auf sich zieht. Adelina Patti und andere Primadonnen als Gretchen in Gounods Oper sind im Grunde schuld an dieser Sünde. So hat uns auch die Prunkbühne ein Stück von unserem Gretchen verdorben. Aber die Einkehr ist nicht uns geblieben; heute sind die Theater auf dem Wege, zu der alten Cornelius-Gestalt zurückzukehren.

Dem schaulustigen Publikum erscheint eine solche Ausstellung wie ein großes Panorama, in dem die selben Gestalten in ununterbrochener Folge in immer neuen Phasen ihres möglichen Daseins, in immer neuen Auffassungen und in immer neuen Verhältnissen vor dem Auge vorüberziehen. Darin, daß es die Lieblingsgestalten des Publikums sind, liegt der Zauber der Ausstellung. Ohne dieses Interesse am Gegenstande scheint eine wahrhaft volksthümliche Kunstausstellung unmöglich zu sein.

Am fünfzehnten August wird die Ausstellung geschlossen. Aber schon sind Maßnahmen getroffen, sie — noch um zweihundert Bilder vermehrt — im November im kölnischen Wallraf-Richartz-Museum zu wiederholen. Man darf wünschen, daß auch andere Städte damit nachfolgen, der Goethe-Feier diesen schmückenden Hintergrund und dieses edle Anziehungmittel zu geben, und daß andere Stoffe gelegentlich die selbe Behandlung finden.

Bonn. Dr. Alexander Tille.



Das wiener Gemeindestatut.

Früher hallten die Straßen Wiens von „Hoch Lueger!" wider, jetzt von „Pfui Lueger!" Und der Widerhall wäre noch stärker, wenn sich die Polizei des wiener Bürgermeisters nicht fürsorglich annähme.

Dr. Lueger ist ein kühner und geschmeidiger Agitator, gewandter Redner und genauer Kenner des Wienerthumes, dessen Schwächen er auszunützen verstand wie kein Anderer. Sein Motiv ist glühender persönlicher Ehrgeiz; Grundsätze haben ihn nie beengt. Er war Liberaler, dann Demokrat, ist Antisemit und

wäre gern Arbeiterführer. Er hat sich aber im eigenen Netz gefangen. Die Partei, der er durch seine agitatorische Kraft zur Herrschaft verholfen hat, besteht aus zwei Gruppen: den Klerikalen, die den Hof zu seinen Gunsten gestimmt, Geld gegeben und mit ihrer Organisation eingegriffen haben, und der alten Gewerbepartei (den Hausherren vom Grund), die durch ihr Autochthonenthum, durch Judenhetze und maßlose Versprechungen das Kleinbürgerthum gewann.

So lange der Sieg nicht erfochten war, erschien Lueger als der Allmächtige; beide Parteien ließen ihm freien Spielraum. Anders, als man im Sattel saß. Die Klerikalen verlangten ihren Lohn und erhalten ihn täglich und stündlich. Wien ist eine klerikale Stadt geworden. Noch vor zwei Jahren getraute man sich nicht, seine Verbindung mit den Klerikalen zu gestehen; selbst die Gregorigs protestirten dagegen. Heute stolzirt man bereits damit, Lueger schwärmt für die Konkordatsschule und die Jesuiten ziehen in Wien ein. Die Hausherren vom Grund aber wollen nun endlich aus dem Vollen schöpfen. Ohne alle Scham wird das Protektionwesen betrieben. Bei der Ernennung der Lehrer und Beamten wird Parteilichkeit offen geübt und hat schon zu Selbstmord aus Verzweiflung geführt. Einige Skandaleschichten wurden nach Möglichkeit verkleistert. Bei der Lösung der Gasfrage hat sich die Verwaltung als technisch untüchtig erwiesen und soziales Verständniß fehlt ihr vollständig. Dabei ist das Verhalten gegen die Minorität und gegen die opponirenden Volkskreise von einer beispiellosen Roheit; die gemeinsten Schimpfworte von der Straße füllen den Gemeinderaths- und Landtagssaal. War eine solche maßlose und rohe Parteiherrschaft an sich Grund genug, um eine leidenschaftliche Opposition zu wecken, so haben in der letzten Zeit besonders zwei Momente die Erbitterung gesteigert. Nach langem Zögern hatte sich Lueger entschlossen, eine Reform des Gemeindestatutes und der Gemeindewahlordnung einzuleiten, weil im nächsten Jahr der zweite Wahlkörper, in dem die intelligenten Klassen das Uebergewicht haben, zur Wahl kommt. Lueger bangt es um die Majorität. Vielleicht noch ohne Grund. Noch ist die Erbitterung nicht allgemein genug, die Beamten sind an das Kommando gewöhnt, durch Verleihung des Bürgerrechtes werden Wähler truppweise geworben und einige hundert Stimmen lassen sich, wenn man die Wahl geschickt dirigirt, leicht her- oder wegschaffen. Aber eine moralische Niederlage steht zweifellos bevor und man will auch dieser entgehen. Das ist der Ausgangspunkt der Gemeindewahlreform.

Aber Dr. Lueger war in schlimmer Lage. Seine Majorität besteht aus Hausherren und Solchen, die es werden wollen. Er selbst hat sich aber stets auf den Volksmann ausgespielt, hat stets Wahlkörper und Census bekämpft und wollte den Schein nicht aufgeben. So kam es durch Kompromiß zu einer Komoedie. Lueger legte dem Gemeinderath sein „Kolumbusei“, d. h. eine Wahlordnung, vor, die thatsächlich weder Wahlkörper noch Census enthielt. Das Mittel, durch das ein großer Theil der industriellen Arbeiter entrechtet, dem Kleingewerbe und den von ihm abhängiger Arbeitern das Uebergewicht gewahrt werden sollte, bestand in der Bedingung fünfjähriger Ansässigkeit in Wien. Es ist statistisch nachgewiesen, aber auch ohne Statistik Jedem klar, daß das Fabrikpersonal viel zu oft wechselt, als daß es einen fünfjährigen ununterbrochenen Aufenthalt nachweisen könnte.

Dennoch war in diesem Entwurf ein ausgesprochen demokratischer Zug, der auffallen mußte. Sollten sich die Hausherrenprotzen, die Strobach, Gre-

gorig und Purscht, auch selbst mit christlich-sozialen Plebejern vereinigen und von ihnen überstimmen lassen?

Die Erklärung folgte bald nach. Der Entwurf stellte sich als bloßes Scheinmanöver dar. Der Gemeinderath Wien hat nämlich nur einen unverbindlichen Vorschlag zu machen. Das Gemeindestatut ist Landesgesetz und wird im Landtag beschlossen. Sobald der Entwurf Luegers im Gemeinderath angenommen war, wechselte die Szene. Lueger ging nach dem Gnadenorte Mariazell und dann nach Rom, wo ihm Kardinal Rampolla Muth zu offenem Eintreten für das klerikale Regiment zusprach. Die christlich-sozialen Hausherren aber legten seinen Entwurf bei Seite und ließen einen andern anfertigen, der ihren Wünschen besser entsprach. Daß ihr Vorgehen mit Lueger vorher abgekartet war, geht besonders daraus hervor, daß zum Referenten Dr. Weiskirchner, der ergebenste Anhänger Luegers, gewählt wurde. In dem neuen Statut blieben die Wahlkörper und mit Ausnahme des vierten Wahlkörpers ein Census bestehen. Die Interessenvertretung, die im ersten Wahlkörper dem Großbesitz, im zweiten der Intelligenz, im dritten dem Kleingewerbe das Uebergewicht gab, wurde aber zerstört und der Census so verändert, daß die Gewerbepartei in allen drei Wahlkörpern die Majorität erhalten muß. Der Census wurde nämlich auf fünfzig, zwanzig und vier Gulden Erwerbsteuer herabgesetzt. Ferner wurde die Zahlung einer Personaleinkommensteuer für nicht genügend erklärt und dadurch allen Privatbeamten und Arbeitern, die ein Einkommen über sechshundert Gulden haben, das Wahlrecht geraubt. Die Volksschullehrer wurden aus dem zweiten in den dritten Wahlkörper versetzt, den Unterlehrern das Wahlrecht gänzlich entzogen. Neue Wähler wurden in den öffentlichen Bediensteten geschaffen, auf deren Subordination man bauen kam. Dadurch war insbesondere der Zweck erreicht, daß der zweite Wahlkörper, der Gegenstand der Furcht, völlig desorganisirt wurde. Denn ein großer Theil der Intelligenz — so fast alle Advokaten und Aerzte — gelangt nun, da er fünfzig Gulden Erwerbsteuer zahlt, in den ersten Wahlkörper; ein eben so großer — die Volksschullehrer — in den dritten; durch die Herabsetzung des Census auf zwanzig Gulden wurden viele Kleingewerbetreibende aufgenommen. Damit war das Uebergewicht der Intelligenz zerstört. Den Arbeitern aber warf man im vierten Wahlkörper ein Almosen hin. Die fünfjährige dauernde Ansässigkeit wurde nach wie vor gefordert; der ganze Wahlkörper sollte zwanzig Vertreter in den Gemeinderath senden (die anderen Wahlkörper je sechsundvierzig) und in die Bezirksvertretung gar keinen. Diese Bestimmung mußte den Arbeitern als purer Hohn erscheinen; und ihre Erbitterung richtet sich hauptsächlich gegen Dr. Lueger, der ganz offen des Gaukelspieles, des Betruges und des Raubes am Wahlrecht der Arbeiter beschuldigt wird.

Das ist das erste Moment, das die Aufregung steigert. Das zweite liegt in der allgemeinen politischen Lage. Das Ministerium Kaizl-Thun hat anfangs vorsichtig, dann immer offener den Staatsstreich versucht und scheint jetzt schon alle Scheu zu verlieren. Man mag den Paragraphen 14 des Staatsgrundgesetzes drehen und deuten, wie man will: das Recht, eine Steuer ohne Einwilligung des Parlamentes zu erhöhen, wird aus dem Nothparagraphen nicht entnommen werden können. Für derartige Regirungskünste ist nun überall die Haltung der Hauptstadt von maßgebender Bedeutung. Dem Mittelstand in Wien hat wohl von je her ein

freieres politisches Verständniß gefehlt, weil die Wiener in ihrem Erwerb stets zu sehr auf die „gnädigen Herrschaften“ angewiesen waren. Das heutige Verhalten der in Wien herrschenden Partei aber ist nicht schwach, sondern hinterhaltig. Sie stellt sich an die Seite der Opposition und kokettirt mit der Regirung. Ohne die Liebedienerei Luegers wäre das Regiment des Paragraphen 14 längst abgethan. Der klerikalen Partei ist die Verfassung überhaupt ein Dorn im Auge. Ihr Ideal ist der Absolutismus mit dem Konkordat; und Lueger ist, um seine Herrschaft zu erhalten, ihr und des Ministeriums Thun gefügiger Zuhälter. So hat sich der Kampf gegen Klerikalismus und Staatsstreich mit dem Kampf gegen seine Person verknüpft; der Name Lueger ist gleichbedeutend geworden mit Jesuitismus und Reaktion.

Wien, im Juli 1899. Dr. Julius Ofner.



Ein Kampf ums Recht.

Einstimmig hat der französische Kassationhof das Urtheil des Kriegsgerichtes gegen den Hauptmann Dreyfus aufgehoben und in wenigen Tagen wird der Prozeß gegen den vielbesprochenen Gefangenen von der Teufelsinsel von Neuem verhandelt werden. Wird Dreyfus — wie es wahrscheinlich ist — freigesprochen, so wird darob nicht blos in Israel, sondern auch in Deutschland große Freude herrschen; und wenn mir auch der deutsche Enthusiasmus für das Schicksal des erbitterten Feindes Deutschlands vielfach übertrieben erscheint, so mögen doch auch wir im Interesse der Humanität den Sieg der Revision freudig begrüßen. Wie aber, wenn Dreyfus wieder verurtheilt würde? Dann würde die Entrüstung über die französische Korruption groß sein und des Muthes, den der französische Kassationhof gezeigt hat, als er das Urtheil aufhob, obwohl ein Theil seiner Urheber nicht nur den pariser Pöbel, sondern, wie es scheint, auch die Mehrheit des französischen Heeres hinter sich hatte, obwohl also die Richter durch ihren Spruch zu Gunsten der Gerechtigkeit sich höchster persönlicher Gefahr aussetzten, — dieses Muthes würde dann voraussichtlich Niemand mehr gedenken. Und doch dürfen wir fragen, ob wir von unserem höchsten Gerichtshof in ähnlicher Lage die Bethätigung eines gleichen Muthes erwarten können? Nach den Erfahrungen, die ich mit der deutschen Rechtspflege gemacht habe, muß ich es bezweifeln.

Der Herausgeber der „Zukunft“ hat vor einigen Monaten in einer Besprechung des Falles Guthmann auf die unschönen Blüthen hingewiesen, die die aus Frankreich in den deutschen Boden versetzte Pflanze der Staatsanwaltschaft hier treibt. Ich habe mich schon in der vor elf Jahren erschienenen Schrift „Recht und Willkür im deutschen Strafprozeß“ eben so ausgesprochen und vor fünf Jahren in der Schrift „Willibald Ilg. Ein Nachtstück aus der modernen deutschen Strafrechtspflege“ an einem einzelnen Falle gezeigt, wohin die Vorliebe unserer Machthaber für die französische Einrichtung geführt hat. Welche Verfolgungen mir aus dieser Schrift erwachsen sind, wissen die Leser der „Zukunft“ aus meinem Aufsatz „Richterehre“ vom zweiten Februar 1895. Hätten das deutsche Publikum und die deutsche Presse

an dem Schicksal eines deutschen Richters, der für die Gerechtigkeit kämpfte, auch nur halb so viel Antheil genommen wie am Schicksal des französischen Hauptmannes, so wäre meine Sache im Jahr 1892 wohl anders ausgegangen. Die Erwartung, die ich in dem erwähnten Aufsatz ausgesprochen hatte, die württembergische Volksvertretung werde für die Richterehre eintreten, ist schmählich getäuscht worden; und so mußte ich — entgegen meiner ersten Absicht — wiederholte Versuche machen, den Spruch eines unparteiischen Gerichtes außerhalb Württembergs herbeizuführen. Die Geschichte dieser mißlungenen Versuche findet der Leser in meiner letzten Schrift: „Die Rechtskraft des Verbrechens und der Niedergang der deutschen Strafrechtspflege", Zürich, Verlag von E. Speidel, 1897. Hier wiederholte ich die Anklage, gegen mich sei in den Jahren 1884 und 1894 das Recht gebeugt worden, und dehnte sie auf eine erkleckliche Anzahl weiterer Richter und Staatsanwälte aus, die seitdem mit meiner Sache befaßt waren. Ich übersandte die Schrift dem württembergischen Justizminister und sprach dabei die Erwartung aus, er werde durch Stellung des gerichtlichen Strafantrages dafür Sorge tragen, daß entweder meiner Ehre oder der Ehre der von mir angegriffenen Beamten Genugthuung zu Theil werde. Der Minister erwiderte mir aber, daß er sich „zu einem Einschreiten nicht veranlaßt gesehen" habe. Erst als in einem — nicht ohne mein Zuthun — erschienenen Artikel der „Schwäbischen Tagwacht", des Blattes der württembergischen Sozialdemokratie — die übrigen Blätter Württembergs hatten die Schrift totgeschwiegen — das Ministerium auf seine Pflicht hingewiesen wurde, die Ehre des richterlichen Amtes zu vertheidigen, erfolgte die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens gegen mich in meiner Eigenschaft als Rechtsanwalt.

Damit war mir zum ersten Male die Aussicht eröffnet, meine Sache außerhalb der schwarzrothen Grenzpfähle verhandelt zu sehen. Denn zu dem Ehrengericht der württembergischen Anwaltskammer hatte ich angesichts der in ganz Deutschland bekannten württembergischen Vetternwirthschaft und der württembergischen Parteiverhältnisse von vorn herein wenig Vertrauen. Ein Organ der schwäbischen Volkspartei nahm freilich, als die Nachricht von dem gegen mich eingeleiteten Verfahren bekannt wurde, den Mund sehr voll und forderte den Justizminister auf, die Einstellung eines Verfahrens zu veranlassen, das mit einer Blamage der Regirung endigen müsse. Aber das Blatt kannte seine eigenen Leute nicht. Als einige Monate später das Urtheil des Ehrengerichtes verkündet wurde, das mir wegen angeblicher Verletzung der Berufspflicht eine Geldstrafe von zweitausendfünfhundert Mark auferlegte und dessen Verfasser der von mir (vergeblich) abgelehnte Führer der schwäbischen Volkspartei, der württembergische Eugen Richter, Rechtsanwalt und Kammerpräsident Payer, war, da erlaubte sich das selbe freisinnige Blatt nicht nur kein Wörtchen der Kritik oder des Tadels mehr, sondern lehnte eine Einsendung, in der ich auf den hervorragenden Antheil des genannten Volksmannes an dem gegen mich ergangenen Urtheil hinwies, mit der Begründung ab, bei dem ihm bekannten vortrefflichen Charakter des Herrn Payer könne es einen Artikel nicht aufnehmen, der dessen Unparteilichkeit in Zweifel ziehe. Von dem württembergischen Ehrengericht also erwartete ich nicht viel; immerhin vertheidigte ich mich so, wie wenn ich einem unparteiischen Gericht gegenüber stände. Die staatlichen Gerichte, mit denen ich bis dahin zu thun gehabt hatte, befolgten meiner Vertheidigung oder vielmehr meinen Anklagen gegenüber eine überaus einfache Praxis: sie schwiegen sie

tot und sparten sich die Widerlegung dadurch, daß sie Zweifel an meiner Zurechnungsfähigkeit anregten. Um diesmal dem Totschweigen vorzubeugen, hatte ich das Gerippe meiner Vertheidigung zu Papier gebracht und wollte das Schriftstück, nachdem ich den Inhalt mit den erforderlichen Erläuterungen vorgetragen hatte, auf den Tisch des Ehrengerichtes niederlegen. Der Vorsitzende verweigerte aber die Entgegennahme, weil das Verfahren ausschließlich mündlich sei: ein klassisches Beispiel dafür, wie man ein im Interesse der Gerechtigkeit aufgestelltes Prinzip durch Ueberspannung recht wirksam auch im Dienst der Ungerechtigkeit verwerthen kann! In den Gründen des Urtheiles wurde denn auch wieder die Methode des Totschweigens angebracht und Alles, was ich in thatsächlicher und rechtlicher Beziehung zum Nachweis dafür angeführt hatte, daß das Recht zu meinem Nachtheil gebeugt worden sei, als „mehr oder weniger verkünstelte Ausführung" ohne den geringsten Versuch der Widerlegung bei Seite geschoben, — übrigens wiederum unter Aeußerung sanfter Zweifel an meiner geistigen Gesundheit.

Gegen dieses Urtheil erhob ich unverzüglich Berufung an den Ehrengerichtshof, der aus drei Mitgliedern des Reichsgerichtes und drei beim Reichsgericht zugelassenen Rechtsanwälten unter dem Vorsitz des Reichsgerichtspräsidenten gebildet wird. Von der Unparteilichkeit, die ich von den richterlichen Mitgliedern des Hofes erwarten durfte, hatte ich zwar schon einen bedenklichen Vorgeschmack erhalten. In der Schrift „Die Rechtskraft des Verbrechens" habe ich einen Beschluß des Ersten Strafsenates des Reichsgerichtes mitgetheilt. Ich hatte in einem der gegen mich anhängig gemachten Prozesse die Mitglieder des württembergischen Oberlandesgerichtes als befangen abgelehnt, weil sie, um zu meinen Gunsten zu entscheiden, anerkennen müßten, daß sie oder ihre Kollegen sich früher gegen mich eines Verbrechens schuldig gemacht hätten. Dieses Ablehnungsgesuch war vom Ersten Strafsenat in dem genannten Beschluß verworfen worden. Die Begründung führte aus, daß die abgelehnten Richter als „Männer von intaktem Charakter" das in Rede stehende Verbrechen überhaupt nicht begangen haben könnten. Einer solchen Logik gegenüber war freilich jede Vertheidigung aussichtlos. Doch der Ehrengerichtshof bestand ja nicht (oder nicht nur? Ich weiß es nicht) aus Mitgliedern des Ersten Strafsenates, ich hielt daher ein unparteiisches Verfahren immerhin für möglich und unternahm deshalb die Reise nach Leipzig, um meine Vertheidigung persönlich zu führen. Mein Vertrauen sollte abermals bitter getäuscht werden. Der Berichterstatter und der Vorsitzende machten vom ersten Augenblick an nicht im Geringsten Hehl aus ihrer Voreingenommenheit; und wenn diese Beiden gegen den Angeklagten Partei ergreifen, so ist es gewöhnlich schon um ihn geschehen. Ich habe sofort nach der Verhandlung einen Bericht, der sich streng auf das Thatsächliche beschränkt, niedergeschrieben, Der Leser findet ihn in der Erklärung, die ich nach Bekanntgabe des Urtheils in der münchener „Allgemeinen Zeitung" vom achtundzwanzigsten Mai dieses Jahres (Nr. 146, drittes Blatt) veröffentlicht habe. Ich rekapitulire die Thatsachen daher hier nur in aller Kürze. Der Berichterstatter eröffnete seinen Vortrag mit der Bemerkung, daß er zu zeigen haben werde, wie ich mich „in die Vorstellung, daß mir Unrecht geschehen sei, hineingearbeitet habe". Die vom Gesetz geforderte Vernehmung, die dem Angeklagten „Gelegenheit zur Geltendmachung der zu seinen Gunsten sprechenden Thatsachen geben soll", unterblieb ohne Angabe von Gründen. Meine schriftliche Rechtfertigung der Berufung, aus der für jeden Unbefangenen die

Rechtswidrigkeit meiner Verurtheilung klar werden mußte, wurde vom Vorsitzenden zurückgewiesen, meine Beweisantretung, die von einem hohen württembergischen Richter die Ablegung eines für mich sehr wichtigen, für ihn sehr unangenehmen Zeugnisses verlangte, als unerheblich verworfen. Meine auf unwiderlegliche Thatsachen begründete Ausführung, daß der Berichterstatter des stuttgarter Ehrengerichtes von mir mit Recht als befangen abgelehnt worden sei, erklärte der Vorsitzende für Unsinn; und als ich daran ging, dem Gerichtshof den schlagenden Beweis dafür zu erbringen, daß der Staatsanwalt, den ich beleidigt haben sollte und auf dessen Beschwerde zum ersten Mal gegen mich das Recht gebeugt worden war, sich der groben Verfehlung schuldig gemacht habe, die ich ihm (in schonendster Form) zur Last gelegt hatte, da versuchte der Vorsitzende, mich niederzuschreien, und vereitelte durch sein Gebahren die Wirkung, die ich mir bei unparteiischen Richtern von meinen Ausführungen versprochen hatte.

Daß meine Berufung verworfen wurde, und zwar mit einer Begründung, die abermals meine ganze Vertheidigung totschwieg oder, weil man sie nicht widerlegen konnte, auch wieder kurzer Hand für „verkünstelte Ausführungen" erklärte, versteht sich nach Alledem von selbst. Es erging mir hier, wie es mir auch früher erging: wäre mein Recht weniger klar gewesen, so hätte ich eher eine Freisprechung erzielen können; die beisitzenden Richter konnten dann, ohne die Höflichkeit gegen den Präsidenten zu verletzen, ihre abweichende Meinung zur Geltung bringen (und daß wenigstens der Eine oder der Andere abweichender Meinung war, ist, wie meine Veröffentlichung in der „Allgemeinen Zeitung" näher darlegt, mindestens wahrscheinlich). Wenn aber der Vorsitzende Schwarz für Weiß und Weiß für Schwarz erklärt: wie können da die Beisitzer ohne Unhöflichkeit sagen, daß Schwarz schwarz und Weiß weiß sei? Jedes Votum für meine Freisprechung wäre die schärfste Verurtheilung des Verhaltens des Präsidenten gewesen, — und wo wäre da die Kollegialität geblieben?

Die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung", die durch Aufnahme meiner Erklärung ihre Unabhängigkeit und einen nicht hoch genug anzuschlagenden Muth bekundet hatte — kein württembergisches Blatt wagte, die Erklärung abzudrucken —, hat ihr die Bemerkung vorausgeschickt: für die gegen den Präsidenten des Reichsgerichtes erhobenen Vorwürfe müsse selbstverständlich der Verfasser allein die Verantwortung tragen. Diese Verwahrung war subjektiv vollständig gerechtfertigt, objektiv hat sie sich als überflüssig erwiesen: bis heute ist, obwohl ich die Nummer der „Allgemeinen Zeitung" dem Reichsgerichts-Präsidenten selbst zusandte, kein Wort der Erwiderung erfolgt. Ein heimliches ehrengerichtliches Verfahren kann man nicht mehr gegen mich einleiten, da ich sofort nach Empfang des Urtheils dem württembergischen Justizministerium angezeigt habe, daß ich die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft aufgebe und auf die Ehre, Kollege der württembergischen und leipziger Ehrenrichter zu sein, verzichte. Was aus dem Schweigen des Präsidenten und der Richter des Ehrengerichtshofes folgt, unterlasse ich, auszusprechen. Der Leser kann das gegen mich beliebte Verfahren selbst würdigen und mag sich ernsthaft die Frage vorlegen, ob die in meiner letzten Schrift erhobene Klage über den Niedergang der deutschen Strafrechtspflege begründet war oder nicht, — und ob wir Deutschen Ursache haben, auf die französische Rechtspflege hochmüthig und mitleidig herabzusehen.

Ulm. Gustav Pfizer.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 12. August 1899.

In Rennes.

(Von unserem Spezial-Korrespondenten.)

In athemloser Spannung blickt die gesammte Kulturwelt, blicken sogar wilde Völkerschaften seit Wochen auf den Ort, wo ich, als erster von allen ausländischen Berichterstattern, gestern, drei Tage vor dem Beginn des Prozesses, eingetroffen bin. Nur die Stadt selbst, die der Ehre gewürdigt ist, der Schauplatz des im neunzehnten Jahrhundert bedeutsamsten Vorganges zu sein, scheint noch zu schlummern und gar nicht zu ahnen, daß sie einen Triumph der Menschlichkeit, der Wahrheit und Gerechtigkeit schauen soll, wie er im alten Condate der Redoner noch nicht gesehen ward. Und doch: wenn der Bretone Nomenojus, der Condate den Franken entriß, längst vergessen sein, wenn man von Karl dem Kahlen, von Bertrand Duguesclin, dem Sieger auf dem Tournier zu Rennes und Ueberwinder der britischen Belagerer, nicht mehr sprechen wird, dann wird die Erinnerung an Alfred und Lucie Dreyfus die Hauptstadt der Bretagne noch im Gedächtniß der Menschheit fortleben lassen. Diese Erkenntniß dämmert den hier zusammengepferchten siebenzigtausend Bürgern nicht; sonst würden sie das Haupt höher tragen. Sie wohnen zwar neunundfünfzig Meter über dem Meeresspiegel, aber ihre Intelligenz ist unter dem seit Jahrhunderten auf ihnen lastenden Joch des Klerikalismus morsch geworden und vermag sich nicht zu den Gipfeln menschlichen Bewußtseins aufzuschwingen. Weihwedel und Säbel haben hier, wo der das zehnte Armeecorps kommandirende General neben einem Erzbischof haust, einen festen Bund geschlossen. Kirchen, nichts als Kirchen. Saint-Pierre, Saint-Melaine, Saint-Aubin und Saint-Sauveur: die Fülle der bemalten Fenster

sperrt dem Licht der Wahrheit den Weg. Wenig Industrie und der Handelsverkehr einer kleinen Landstadt. Man braut Bier, gerbt Häute, fabrizirt Möbel und Thonwaaren und verkauft Korn, Vieh, Geflügel, Holz, Butter, Honig. Das ist keine Hochschule des Idealismus. Auch die eigentlichen Bildunganstalten, Universität, pharmazeutisches Institut und Lyceum, können sich gegen die im erzbischöflichen Palast und im Priesterseminar konzentrirte geistliche Macht nicht behaupten, deren Einfluß nur eine einzige Kulturstätte, die Filiale der Bank von Frankreich, sich in tapferem Bürgerstolz zu entziehen verstand. Im Ganzen ist der erste Eindruck trostlos und drängt dem Besucher die Frage auf, wie es kommen konnte, daß dieses finstere Nest zum Schauplatz des hellsten Menschheittages gewählt ward. Wollte der elende Schurke Dupuy in den Mauern, die einst von dem Boulanger gespendeten Jubel widerhallten, die Affaire endgiltig ersticken? Oder schien dem ritterlichen Sinn des Herrn Waldeck-Rousseau die von der Vilaine bespülte Stadt zur Beseitigung all der vilaines choses besonders geeignet?

Einerlei: Ihr Berichterstatter hat seine Zeit nicht verloren. Leicht wird uns freilich der Dienst für die siebente Großmacht hier nicht gemacht. Ich will noch ganz davon absehen, daß nur zwanzig telegraphische Apparate zur Verfügung stehen, auf deren jedem in etwa fünfzehn Stunden höchstens 25 000 Wörter weiterbefördert werden können, — eine lächerliche Bagatelle, wenn man bedenkt, daß am Abend jedes Verhandlungtages die Leser in Chicago, Neufahrwasser und Barcelona doch wissen wollen, was Labori gefragt und Mercier gestammelt hat. Aber auch sonst geberdet man sich, als handle sichs um einen einfachen Rechtsfall und nicht um die Affaire der Presse. Die Journalisten sollen, wie gewöhnliche Menschenkinder, den Angeklagten auf seinem Wege über die Straße, die in den Gerichtssaal führt, nicht sehen. Der Einblick in den dossier secret ist ihnen versagt. In den Hotels sind ihnen keine Zimmer, auf dem Telegraphenamt keine Schreibtische reservirt und vor den Schranken hat man ihnen schlechtere Plätze angewiesen als den Zeugen. Die Empörung über solche skandalösen Zustände ist allgemein, seit heute die Berichterstatter in Schaaren eingetroffen sind, und seufzend spricht man überall von der ganz anderen Behandlung, die in wirklichen Kulturstaaten bei weltgeschichtlichen Vorgängen — man denke z. B. an das kieler Kanalfest! — den Vertretern der Presse gesichert ist. Von Gratisdiners und Sectcheckbüchern ist hier nicht die Rede; und man muthet Männern von der Bedeutung der Max Nordau, Bernard Lazare und Theodor Wolff zu, selbst für ihr Unterkommen und ihre Verpflegung zu

sorgen. Die fremden Journalisten werden beinahe wie Eindringlinge angesehen, die der Handel gar nicht kümmere und die man nur widerwillig duldet. Wahrlich: die einst an der Spitze der Kulturmenschheit marschirende Nation mußte tief sinken, um so ganz vergessen zu können, wem sie im Grunde die Affaire und die Möglichkeit, ihre alten Tugenden glänzen zu lassen, verdankt! Wir aber, wir Männer des „verfehlten Berufes", die so oft schon, allen Widerständen zum Trotz, das Rad der Weltgeschichte vorwärts gedreht haben, wir müssen hier wieder einmal lernen, daß sich erst in der Beschränkung der Meister zeigt. Nun: Etwas wenigstens ist mir schon in den ersten vierundzwanzig Stunden gelungen. Ich habe nicht nur Frau Dreyfus, sondern auch den Helden des Prozesses selbst gesehen. Frau Lucie trug ein dunkelgraues Foulardkleid, reich mit schwarzen Spitzen garnirt, Hut und Schirm von der selben Farbe; der Ausdruck ihres Gesichtes war ruhig und vertrauensvoll; und nur daran, daß sie sich auf den Arm ihres Vaters, des allgemein hochgeachteten Herrn Hadamard — schwarzer Gehrock, helle Plastroncravatte, Cylinder, Stock mit silberner Krücke — stützte, konnte man einen Rückstand des schweren Leids erkennen, das diese so schmerzenreiche wie heroische Mutter durchgemacht hat. Sie ist täglich, wenn sie ihren Mann im Gefängniß besucht, zu sehen. Nicht so bequem war es, den Märtyrer von der Teufelsinsel mit Augen zu schauen. Auf Schleichwegen mußte ich mich in das Militärarrestlokal schmuggeln. Dort fand ich offene Hände und konnte im Kleid eines Schließers in einer dunklen Mauernische kauern. Stundenlang mußte ich warten. Schon verzweifelte ich an dem Erfolg. Da...endlich! Der Hauptmann, der eben mit seinen Vertheidigern Berathung gepflogen hatte, fühlte ein menschliches Bedürfniß und kam, den Aufseher mit dem riesigen, rasselnden Schlüsselbund neben sich, über den Korridor. Sein Schritt war fest, die Haltung straff und soldatisch; er ging sehr schnell, wie Einer, der eine drückende Last gern abschütteln möchte und das Ziel, an dem die Befreiung winkt, nah vor sich sieht. Mein Versteck lag hart neben der Thür, die er suchte; so sah ich ihn ganz genau. Unter dem Pincenez zwei leidvoll spähende Augen. Die Gestalt hager. Haar und Schnurrbart kurz und fast völlig ergraut, auf der Mitte des Kopfes eine große kahle Stelle. Der Teint gelblich. Die rechte Hand, wie vor einem wichtigen Entschluß, krampfhaft zur Faust geballt; in der linken ein Zeitungblatt (wenn mein Auge im Dunkel nicht trog, die Aurore). Fast zwölf Minuten — ich sah nach der Uhr — stand ich so in tiefster Gemüthsbewegung und überlegte, ob ein dringendes Telegramm noch rechtzeitig in die Abendausgabe kommen würde. Ein knisterndes Ge-

räusch weckte mich aus dem Brüten. Die Thür fiel krachend ins Schloß: der Gefangene kehrte in seine Zelle zurück. Jetzt war der Gang ruhiger, die Haltung sicherer, das Auge heiterer. Fast schien mirs, als huschte, während er ein kurzes Wort zu dem Wärter sprach, ein müdes Lächeln über die bleichen Züge. Nein, — und wenn der ganze Generalstab, wenn das wimmelnde Heer der Jesuitenzöglinge mit dem Pater Du Lac an der Spitze diesen Mann schuldig sprechen sollte: Das war nicht die Miene eines Verräthers! So stolz schreitet nicht ein Verbrecher mit belastetem Gewissen...

Seines Fleißes darf sich auch der Bescheidene rühmen. Kaum hatte ich die Kleider gewechselt, als ich, von dem mächtigen Eindruck noch ganz erfüllt, auf den Bahnhof stürzte, um die dem pariser Zug Entsteigenden zu sehen. Ein paar Jämmerlinge aus den Reihen der Pfaffenknechte, darunter der sogenannte Dichter Maurice Barrès, dessen Roman Les déracinés die Wonne aller jesuitisch Verseuchten ist, dann aber — das Glück war mir heute günstig! — der Oberst Picquart. Frankreichs letzter Ritter, dessen reinen Händen das Spionagebureau des Generalstabes anvertraut war, sieht noch eben so bildschön aus, wie ihn die Meisterfeder unseres Theodor Wolff während des Zola-Prozesses geschildert hat. Trotzig und kühn blickt er um sich. Die Schaar der Vertheidiger des Rechtes umringt ihn und schüttelt seine tapfere Hand. Sogar bekannte Revolutionäre drängen sich in die Nähe des unerschrockenen Offiziers und lüften vor dem einstigen Hüter des Militärreptilienfonds ehrerbietig den Hut (das greisenhaft thörichte Pronunciamento des Herrn Liebknecht gegen Jaurès und Millerand hat hier nur gezeigt, daß in Deutschland der sozialistische Hase noch im antisemitischen Pfeffer liegt). Und während Georges Picquart die Droschke besteigt, stimmen, in dankbarer Erinnerung an die mit dem Rohrpostbrief, dem berühmten petit bleu, verübte Heldenthat, die versammelten Revisionisten das schöne, aus der Tiefe des gallischen Volksempfindens geschöpfte Lied an:

O petit bleu, petit bleu, petit bleu,
Ça vous met la tête en feu!

Eine sinnige Ovation, für die der Gefeierte mit verständnißvollem, gewinnendem Lächeln dankt. Die spärlich erschienenen Nationalisten beugen erschauernd das Haupt. Sie fühlen, nicht zum ersten Mal in diesen Tagen, daß die Stunde der großen Heimzahlung naht.

Ja: sie naht! Und wer begnadet ward, sie in der Nähe mitzuerleben, Der mag die Gunst seines Schicksals preisen. Keine höhere Aufgabe ward der Presse jemals gestellt. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Ein Un-

geheures, in den Annalen der Kulturwelt Unerhörtes ist geschehen: ein Unschuldiger wurde verurtheilt und eine privilegirte Kaste weigerte sich, den eigenen Bankerott öffentlich anzuzeigen. Würden wir, wenn Solches bei uns geschähe — zum Glück ist es im Deutschen Reich unmöglich! — den Fremden nicht dankbar sein, die das Reinigungwerk übernähmen und uns zeigten, wie wir, um glücklich zu leben, regirt und prozessirt werden müßten? Auf Dank von der launischen Dame Gallia rechnen wir nicht. Wir erfüllen, ohne Menschenfurcht und Eigennutz, unsere Pflicht. Wir werden das bejammernswerthe Land Voltaires und Zolas von den erbärmlichen Stümpern vom Schlage der Bourget, Brunetière, Lemaître, Coppée und Barrès säubern und die schurkischen Sündergesichter der Boisdeffre, Billot, Méline, Cavaignac, Mercier, Zurlinden, Négrier und Konsorten ins Dunkel scheuchen. Dem Dienst der Wahrheit weiht uns unser edler Beruf. Die Wahrheit suchen wir auch hier und die nächsten Wochen werden beweisen, daß wir sie schon seit Jahren gefunden haben... Ich muß schließen, denn die Gesellschaft der Reinen Hände hat für den Abend eine Versammlung einberufen, der Clémenceau, der vertraute Freund des hochseligen Barons Reinach, präsidiren wird. Morgen mehr darüber. Für heute nur noch das Geständniß: Wie winzig scheinen Einem hier, wo um der Menschheit große Gegenstände gerungen wird, die heimischen Angelegenheiten! Man schelte mich deshalb nicht einen schlechten Patrioten. Europa will eins werden, sagt Nietzsche. Und auch den Deutschen, der ein guter Europäer geworden ist, muß mehr als alle Kämpfe um den Kanal und die Konstitution, mehr als der Plan, Millionen deutscher Arbeiter ihr wirthschaftlich werthvollstes Recht zu nehmen, jetzt die Frage interessiren, ob Dreyfus oder Esterhazy das Bordereau geschrieben hat. Daß die deutsche Presse die für die Menschheit unermeßliche Bedeutung dieser Frage früh erkannte, wird zu allen Zeiten einer ihrer schönsten Ruhmestitel bleiben.



Martin Greif und Karl du Prel.

Es ist kein Zweifel: in den oberen Regionen wenigstens des deutschen Parnasses ist am Ende des Jahrhunderts das Gedränge nicht gerade beängstigend. Die hohen Herren sitzen bequem weit auseinander, so weit, daß sie einander kaum sehen, gar selten aber verstehen. Gerade der so besonders aussichtvolle Punkt, wo Martin Greif sich niedergelassen, ist ein Wenig gemieden und nicht leicht naht ein Anderer; Alle zögern, wie in leiser Furcht um die eigene Höhe. Jeder kann zufrieden sein mit solcher Huldigung der Kunstgenossen; sie ist aufrichtig. Heute noch ist ihm, dem Sechzigjährigen, als untrügliche Bestätigung das Wort Emersons geschrieben: „Das sind nur geringe Verdienste, die sich an den Fingern der Hand aufzählen lassen. Fürchte Dich, wenn Deine Freunde Dir sagen, was Du gut gemacht hast, und es Dir auf zählen können! Aber wenn sie Dir mit einem gewissen unsicheren Blick aus dem Wege gehen, der halb Respekt und halb Mißfallen bedeutet, wenn sie ihr endgiltiges Urtheil auf Jahre hinausschieben müssen, dann magst Du Hoffnung schöpfen."

Wir wollen uns nicht mit dem Fehler der Zeit, dem Hang zu Aeußerlichkeiten, aufhalten. Dazu giebts heute schon Biographien des Dichters. Sein Leben war einfach und einfach Mühe und Arbeit, gesegnete Mühe und Arbeit, Leistung. Nicht, was sie für ihn bedeutete, ist zu untersuchen, sondern, was sie uns war und sein wird.

Martin Greifs Kunst und Wesen knüpfen an Goethe und Schiller an, mehr an Goethe als an Schiller. Bedingung und Ziel des Schaffens ist ihm, wie dem Großen, jenes unfaßbare Etwas, dessen Begriff schwankt wie keiner, dessen Entbehrlichkeit man uns heute mit immer heftigeren Worten einzureden versucht: die Bildung, — das Wort in dem hohen Sinn der Klassikerzeit genommen. Jede Kunst- und Lebensthat erhält für ihn nur Sinn und Gewicht durch jenes Ziel, entspringt jenem Boden mit der wunderbaren Eigenschaft, daß ihn die Frucht nicht ärmer macht, sondern bereichert. Doch man denke nicht an einen großen Schulsack. Er verschließt sich eher dem mehr äußerlichen, auf dem Wissen um die Zeitideen beruhenden Zusammenhang mit den Vorgängern. Es ist mehr ein Zusammenklang als ein Berühren. Sehr rasch findet er schon in den ersten Anfängen seiner Kunst jenen Ton in der Symphonie der Vergangenheit heraus, der ihn vor Allen anspricht und den fortzuführen, er sich sogleich stark genug und berufen fühlt. Die Seele dieses Tons ist — Jugend. Er hat im Laufe der Jahre an Macht und Metall gewonnen, sein Wesen aber bewahrt. Es ist der Ton der Lyrik, der unverkennbare, den nur Naturen von blühendster Lebenskraft über den Mai des Lebens hinaus festhalten können. Aber auch nur solche

können eine Kunstgattung wirklich weiterbringen. Nur in ihnen findet das spätere, gereifte Urtheil noch so viel Wurzeltrieb, daß wirklich neue Blüthen entstehen. Verlängerte Jugend ist die Bedingung — wenn nicht aller geistigen Führerschaft, so doch — in der Lyrik. Das plastische Vermögen entscheidet Alles.

Das Wesen dieser plastischen Kunst besteht in der Kraft, den Raum mit Form zu erfüllen. Sie ist bei dem Lyriker am Größten, der im kleinsten Gedicht die größte Menge gestalteter Vorstellungen und Empfindungen zu einer Einheit der Form zusammenzufassen vermag. Wie es verschiedene Werke der Goldschmiedekunst giebt, vom Armband bis zur Krone und in allen Legirungen, so giebt es verschiedene Arten lyrischer Gedichte, vom Stimmungvierzeiler, der einen Sonnenstrahl auf einen Augenblick festhält, bis zur Elegie, in der ein Menschenschicksal mit einem unendlichen Naturgeschehen zusammenathmet.

Es ist schon lange keine Frage mehr, welche dieser Arten Greif am Meisten verdankt. Der unwiderstehliche Drang, alle Freude, jeden Schmerz in die Natur zu tragen, in Berührung mit ihr zu lösen und zu lindern, seelisch aufzunehmen und zu verarbeiten, und die Möglichkeit hierzu, wie sie dem modernen Menschen unendlich gesteigert bereit liegt, führten ihn zu dem beseelten Naturbild, jener Art Lyrik, in der er den Schätzern jenes Dranges noch heute ein unübertroffener Meister ist, vielen Theilnehmern jener Möglichkeit ein zugängliches Vorbild schien und war. Doch allzu weit konnte sich Niemand nähern. Dazu müssen wirkliche Leistungen auch in dieser Gattung zu fest und wohlbegründet auf dem Boden aller Kunst, auf der Persönlichkeit, ruhen, deren Gewicht und Bedeutung auch hier die Abstände mißt und unüberbrückbar macht. Unnahbarkeit ist das erste Merkmal der Sterne.

Daran wurde Greifs Kunst schon in ihren ersten Anfängen erkannt. Kenner wie Julius Klaiber und Adolf Bayersdorfer begrüßten ihre ersten Gaben; und was sie von dem Jüngling versprochen, Das fühlt heute ein weiter Kreis von Verehrern und Bewunderern bestätigt. Die Gunst der Zeit freilich hat nicht viel beigetragen. Der Wirbel modernen Lebens, wie er in den sechziger Jahren anhub und in rasendem Fluge die Geister bis zu Nietzsches Zweifel an allen Werthen forttrug, mußte seine Gestalt dem Blick Vieler verhüllen. Und doch kämpfte auch er mit in dem großen Ringen, ungesehen vielleicht um so wirksamer, wie die Athene in der Wolke und auf der Seite der Griechen. In der That: wie Vielen hat er den guten alten Glauben gerettet, daß die Kunst eine freie, stille Sache sei, ein süßes Labsal, eine Götterhilfe. Mitten in dem Lärm schuf er eine Insel der Stille, deren Dasein allein eine Menge schon als Beruhigung empfand. Der, den die leisen Wellen seiner Gesänge wirklich erreichten, fand sich rasch aufgenommen in jene Stille und vertauschte sie nicht leicht wieder gegen lautere Freuden. Wie Vielen wurde sein Werk und Wirken zu dem Geister scheidenden

Prüfstein, dessen untrügliche Sicherheit um so mehr erfreute und stärkte, je verwirrender sich die Bilder einer schäumenden und gährenden Kunstübung vor dem rathlosen Blicke durcheinander schlangen. Daß diese Wirkung ihre Quelle und Kraft nicht in dem Neuen, sondern in dem Alten, in dem Erbe und nicht in dem Erworbenen, hatte, machte sie nicht fraglicher, sondern eindruckvoller. Sie gab Unzähligen das Gefühl, nun das richtige Maß, das Maß überhaupt, in die Hand bekommen zu haben. Der Verkehr mit der Natur war unter den ungeschlachten Vorstellungen vom Kampf ums Dasein, von der Wuth und Grausamkeit der Elemente, von der Scheußlichkeit der mikroskopischen Ungeheuerwelt allgemach zu einer Pein, statt zu einer Befreiung, geworden. Alle Köpfe fieberten von der Großstadthitze, deren quälende Bilder draußen im Freien nicht vor dem zitternden Blick verschwanden, sondern eher bestätigt und verstärkt aus dem Spiegel der Natur zurückkamen. Das Alpenglühen wurde zum Wiederschein eines Kaminbrandes und in dem Rauschen des Meeres hörte man nicht viel mehr als das Getöse des Straßenlärms. Alle Bilder der Natur waren beseelt, — aber nicht mit Seelen, sondern mit Gespenstern.

Da that ein starkes Beispiel noth. Und wirklich: in der Fähigkeit, die eigene menschliche Winzigkeit im Anblick der Natur zurückzulassen, hat Greif wenige Rivalen gefunden. Alle Dinge sprechen ihn groß an, wie sie sind, und keinem fällt er ins Wort. Was er wiedererzählt, ist aber auch dann aus erster Hand, süß und nahrhaft wie Muttermilch. Das Leben, alle zusammengefaßten zeugenden, nährenden, gebärenden Kräfte der Natur reden ihn an und reden in ihm. Kein störender Winkel in seinem Wesen bricht das große Ja der Natur in ein krankes, kleines, menschliches Verneinen und Verleugnen. Das ganze, reiche, unendliche Leben, das uns umfließt, ist ihm eine segensvolle Wirklichkeit, eine Offenbarung und kein Schattenspiel. Und Alles, was der kleinen, armen Kreatur in dem Strome dieses Daseins begegnen kann, muß ihr im letzten Grunde zum Heil gereichen. Dabei zittert sein Herz nicht weniger als ein anderes in Schmerz und Mitleid. Nichts aber kann seine Zuversicht erschüttern. Sie strömt aus seinen Gedichten in den Leser als das Letzte und Feinste, als der Lebenssaft seiner Betrachtung der Welt und des Daseins, den Geber nicht weniger stärkend als den Beschenkten.

„Wenn sich der Bruder,
„Den Du getröstet,
„Lang' schon erhoben,
„Folgt Dir, schimmernd nachgetragen
„Auf unsichtbaren Händen,
„Gold'ner Lohn in unendlicher Fülle.“

Das Alles will nichts Anderes sagen als: Wesen und Inhalt seiner

Kunst wie jeder echten, ist der Glaube an die Vernünftigkeit der Welt. Daß er diesen Glauben in sich hat und nährt: Das ist sein Wesen; daß er ihn erwecken kann: seine Kunst. Wenn sie uns heute noch in dem beseelten Naturbild am Größten erscheint, so mag Das daher rühren, daß heutzutage Jeder mehr als je mit sich selbst beschäftigt, der Nachempfindung einer einfachen Beziehung eines Ichs zur unpersönlichen Natur noch am Leichtesten zugänglich ist. Doch wird dieser moderne Zug nicht entscheiden, in welchem Licht, mit welcher Wirkung die Gestalt des Dichters in vielleicht nicht entfernter Zukunft dastehen wird. Immer aussichtvoller und allgemeiner kommt man einem Geheimniß auf die Spur, dem Geheimniß der Persönlichkeit. Wir fragen öfter und dringender, was ein Mann ist, als, was er leistet. In seinem Sein sehen wir deutlicher als sonst die für uns werthvollste Leistung. Wir verlangen sehnsuchtvoller von dem Dichter ein Vorbild für unser Leben als ein Abbild des Lebens. Wir wollen wieder einmal deutlich sehen, was er vor uns voraus hat, das Wenige und Große, statt Dessen, was er mit uns gemein hat, das Viele, Kleine. Und sein Werk schätzen wir mehr, weil es uns ein stärkeres, reicheres, besseres Leben verräth als eine höhere Kunst; oder vielmehr: wir sehen die höhere Kunst eher als die Blüthe eines höheren Lebens. Da werden dann aus seinem Lebenswerke jene Schöpfungen plastischer hervortreten, in denen sich seine Art, den Mitmenschen zu nehmen und sich ihm zu geben, wie er liebt und haßt, verkörpert hat, die Lieder, die Stimmen und Gestalten, die Balladen und Romanzen, die Dramen. Wir werden von dem Urgrund seiner Werke, von seinem höchsten Werke, von seinem Leben ergriffen sein, von jenem Kunstwerke, an dem Jeder auf Erden unablässig feilt und arbeitet, von seiner Persönlichkeit. Sein Kämpfer- und Dulderleben, das heute nur den Nächststehenden eine Stärkung und Mahnung, wird es Vielen sein.

Wie verschwinden dagegen fast bedeutunglos alle Glückwünsche in dem Gefühle, die sie in der Brust des Beschenkten erregen! Der Mann, dem der Rückblick den eigenen Werth so fest und untrüglich versichert, braucht keine Herzstärkung, der Zukunft entgegenzusehen. Ohne alle äußere Bestätigung lebt er in der beseligenden Gewißheit, jede Kraft genutzt und jede Gabe erhöht und verstärkt weitergegeben zu haben, und in der Erwartung, die nicht getäuscht werden kann, daß die Zeit den scheuen Blick der Verkennung, der „halb Respekt, halb Mißfallen“ bedeutet, in den geraden der Liebe und Bewunderung verwandeln müsse.

Das deutsche Volk ist heute nicht sehr reich an Kerngestalten des Wesens und Lebens. Man möchte beinahe fürchten für seine Zukunft bei dem Anblick all des Unerfreulichen, des Schwachen, Kränklichen, ja, Verwesenden, das sich bald auf der Oberfläche, bald mehr in der Tiefe zeigt. Es verkündet nichts Gutes, wenn der äußere Erfolg zu Vielen ausschließlich Maß und Richtschnur

des Urtheils und des Handelns wird. Immer allgemeiner übertrumpft die äußere Leistung die innere, der Intellekt den Charakter, das Vergängliche das Dauernde.

In der Kunst vor Allem, wo nur das Sein auch scheint, schön ist, bedeutet Das Niedergang und Verarmung. Wenn der höchste Maecen, das starke, klare, reiche und tiefe Empfinden des Volkes leidet, muß der Schützling mitleiden. In solchen Zeiten hat der Dichter ein anderes Gewicht als sonst. Da ist er mehr Behüter und Ueberlieferer als Schöpfer und Eroberer, er steht mehr neben dem Priester als neben dem König, er wirkt mehr durch sein Wesen als durch seine That, ein Herkules im Dienste eines Eurystheus, ein arbeitender Held, von dem Jole sagt: „Als ich Theseus erblickte, da wünschte ich, ihn zum Kampfe vortreten oder wenigstens seine Rosse beim Wagenrennen lenken zu sehen; aber Herakles wartete nicht auf den Kampf, er siegte, ob er stand oder ging oder saß, oder was er sonst thun mochte.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Die ganze Philosophie ist keine Stunde Studiums werth“, sagt Pascal. Er hat Recht für Den, der ein Wissen über das Unwißbare erwartet, und Unrecht für Alle, die wissen, daß alle Dinge der Welt belehren, also auch die Spiele der Kinder und die Systeme der Philosophen, und daß der Umfang der möglichen Belehrung nicht von dem Gegenstande der Betrachtung, sondern von dem Betrachter abhängt.

Die deutsche Philosophie fängt an, sich langsam aus der eisernen Umklammerung der Encyklopädisten und der Naturwissenschaften loszuringen. Man kehrt um, — vorläufig zu Kant. Einer der ersten Verkünder und Bekenner dieser Umkehr ist Karl du Prel. Auch sein Schaffen ging von der Aufklärung und den Naturwissenschaften aus. Und doch war er schon seiner Zeit voraus, als er im Beginn seiner Laufbahn den Kampf ums Dasein am Himmel unter den Sternen, den größten für das Menschenauge sichtbaren Individualitäten, die Fechner mit heute erst deutlicher vernehmbarem Beifall als beseelte Organismen anzusprechen wagte, wiederzufinden glaubte. Schon in jener Erstlingsarbeit lag eigentlich die Absage an das Dogma von Kraft und Stoff, die er dann, immer bestimmter und schärfer formulirend, bis zur Wiederbelebung — wenn nicht Wiedererweckung — des Begriffes der Seele, bis zu Bekenntniß und Verkündigung eines individuellen Lebens des Menschen nach dem Tode fortführte. Lange vor den Anderen war er auf Kant zurückgegangen, um mit Zöllner und Hellenbach in der Lehre von der Idealität von Raum und Zeit die einzige Brücke zu einem neuen Lande der Erkenntniß zu finden. Sie allein schien all die räthselhaften Erscheinungen der Nachtseite des menschlichen Seelenlebens, wie sie in Traum und Schlaf, im Hypnotismus, Somnambulismus, im Animismus und Mediumismus in verwirrender Mannichfaltigkeit und mit scheinbar handgreiflicher Deutlich-

keit sich dem Blicke aufdrängen, nicht nur zu bestätigen und zu erklären, sondern gradezu zu Beweisen für eine andere thatsächliche Form des Daseins zu machen. Ob jene Formel Das leisten kann, ob sie überhaupt richtig ist, ist hier nicht zu untersuchen. Daß Kant selbst ihr so Etwas wie eine Leistung zutraute, ist bekannt. Und dem modernen Forscher floß das Material in ganz anderen Massen zu. Die heutige Zugänglichkeit aller Quellen der Belehrung allein ermöglicht eine gegen früher unschätzbar gesteigerte persönliche Erfahrung, während die jetzige Form des Kulturlebens die Häufigkeit bestimmter Erscheinungen des Seelenlebens zu begünstigen schien. Man braucht nur an das Auftreten Hansens zu erinnern und an die literarische Fluth über Hypnotismus und Suggestion, die es entfesselte. Welche Befürchtungen bei den Einen und welche Hoffnungen bei den Anderen knüpften sich daran! Und doch war Das nur ein kleiner Ausschnitt des schier unübersehbaren Gebietes. Da mußten sich denn die Vorstellungen über die Aufschlüsse, die jene Erscheinungen gewähren konnten, lebhafter färben, — um so mehr, je unbefangener und unberührter ein Forscher aus dem Gedankenkreis der Naturwissenschaften herkam.

Freilich: den unerschütterlichen Glauben an Maß und Zahl, an das Experiment, pflegte auch ein solcher nicht zurückzulassen. So trennte sich bald die Schaar. Der eine Theil beschränkte sich, die einfacheren, häufigen, normalen Erscheinungen des Seelenlebens, meist sich in Fechners Fußstapfen haltend, experimentell zu verfolgen und auf weitere Ausblicke zu verzichten, der andere sah in den seltenen, verwickelten, anormalen Aeußerungen der Psyche den Schlüssel zu dem Räthsel alles Menschendaseins. Die letzten Fragen, das Woher und Wohin, der Anfang und das Ende, Sinn und Inhalt des Menschenlebens, schienen dieser Forschung mit dem physikalischen Versuche nahbar. Sie glaubte sich — wenn nicht am Ziel, so doch — auf dem Wege einer wirklich wissenschaftlichen, einer naturwissenschaftlichen Begründung der Welt des Geistes. Wie weit dieser Glaube berechtigt ist, soll hier nicht untersucht werden. An der Spitze seiner Bekenner steht heute Karl du Prel und blickt auf eine stattliche Gefolgschaft. Zwei Eigenschaften haben ihn an diesen Platz gestellt: die Universalität, womit er das ganze, ungeheure Gebiet der Erscheinungen und Berichte in Studium und Verwerthung umfaßte, und seine vollendete wissenschaftliche Unerschrockenheit. Die Vereinigung dieser beiden Vorzüge machen seine Leistung zu einer einzigen, unnahbaren. Wenn Hellenbach, Zöllner, Wittig, Sellin, Sir William Crookes, Lord Raleigh, Oliver Lodge, Sidgwick, Podmore, Myers, W. Th. Stead, de Rochas, Lombroso, Schiaparelli, Ermacora, Finzi und Andere, die Einen, sich auf diese oder jene Gruppe von Erscheinungen beschränkend, reicheres spezifisches Material herbeibrachten, die Anderen auch vor den auffallendsten Phänomenen den endgiltigen

Schluß noch vertagen wollten, Andere in der Propaganda mehr und theils Unübertreffliches leisteten, — Keiner verfügte wie du Prel über eine so lückenlose Kenntniß des Gebietes, über so gleichmäßige geistige Durchdringung des ungeheuren Stoffes, über eine so vollkommene innere Freiheit gegenüber jeder Einzelheit, jene Freiheit, die überall und gar auf so bestrittenem Boden erst ermöglicht, jedes Ding an seinen Platz zu stellen. Wer immer sich in Zukunft über das Material selbst orientiren will und darüber, welches Gewicht es für die Bildung einer Weltanschauung haben kann, wird sich an das Werk des münchener Denkers halten müssen. Freilich: der Schlußstein dieses Werkes fehlt noch. Wie ein Baumeister, der auf unsicherem Grunde mit begreiflicher Sorge sich um die Güte des Fundamentes bemüht, so scheint er noch immer Material herbeizuschaffen, das, bestimmt, in der Tiefe zu verschwinden, nur den Boden festigen soll. Die hohe Tempelwölbung einer Ethik, in der sich alle Festigkeit des Bodens und alle Freiheit des Himmeltraumes zusammenschließen, läßt er noch kaum ahnen. So werden wir immer begieriger auf sein letztes Wort, das zündende, womit er unseren Willen berühren wird. Mag sein, daß er gern auf ein lauteres Echo seiner Stimme verzichtet und daß er jenes Wort nie aussprechen wird. Im kleineren Kreise wird die Wirkung seines reinen Geistes vielleicht die größere bleiben. Hier wenigstens wird der Eindruck seines Wesens jeden möglichen seines Wortes übertreffen.

Es ist nicht schwer, zu erkennen, inwiefern diese Vermuthung wahrscheinlich ist. Der Begriff Wissenschaft hat in unseren Zeiten einen noch nie gesehenen Umfang angenommen. Immer deutlicher stellt sich heraus, daß er dabei Elemente sich einverleibt, die er auf die Dauer nicht festhalten kann. Der Gedanke, als ob Kunst und Wissenschaft in Folge unserer vorgeschrittenen modernen Bildung drauf und dran wären, die Religion abzulösen, klingt heute noch in allen Geistern, die früh sich dem Einfluß Feuerbachs und David Friedrichs Strauß lebhaft hingaben, nach, so weit sie auch der eigene Weg von diesen Denkern abgeführt haben mag. Das Bischen „zu viel“ an Geist, das der Wissenschaft auch in du Prels Denken zugebilligt wird, die kleine Ueberlast, die sie nicht mehr tragen kann, scheinen den treuen Forscher von jenem letzten Worte abzuhalten. Das macht sein Wirken und Wesen nicht kleiner. Denn das Ideal macht den Märtyrer, den wirklichen und einzigen Sieger. Die nur, die ihre Sache zu groß nehmen, sind die wirklichen Förderer der Menschheit. Sie allein erleben die Tragik der Irrthümer nicht allein für sich, sondern für Alle. Neben solcher Frucht erscheint Alles, was die Welt an Erfolg und Anerkennung zu geben hat, klein an Gewicht und Bedeutung. So stehen wir wieder vor der Persönlichkeit, als der einzigen und köstlichsten Gabe, die der Einzelne der Mitwelt darzubringen hat, nach der allein sein Werth und Wirken gemessen wird.

Wie groß mag die Zahl Derer sein, die du Prels Einfluß an sich erfuhren! Wie Vielen hat er das erste Licht gebracht, wie Vielen ist er heute noch Führer und Erklärer, wie Viele bleiben ihm dankbar ergeben, wenn sie längst seine Pfade verlassen haben! An Allen hat er Samariterdienste gethan. Dem gegenüber kommt es wenig in Betracht, was von seiner Leistung die Wissenschaft der Zukunft behalten, was sie erst anerkennen, was sie verwerfen wird. Ein Mensch ist groß nur in seinem Wesen, von dem die Gedanken nur einen kleinen und minder wichtigen Theil ausmachen. Die Geistesheroen sind eine moderne Erfindung und kein gutes Zeugniß für die Erfinder Die wahren Helden sind Helden des Willens, seit der Bergpredigt des hilfreichen, des selbstlosen, des guten Willens.

Martin Greif und Karl du Prel sind Jugendfreunde. Nur ein paar Wochen im Alter verschieden, feierten sie zusammen den sechzigsten Geburtstag, nachdem sie ein Menschenalter zusammen auf dem selben Boden gestritten und gelitten hatten, der Eine für die himmlischere, der Andere für die irdischere Göttin, der Eine für die Kunst, der Andere für die Wissenschaft. Jeder von ihnen hat seiner Erkorenen mit unerschütterlicher Treue, mit vollkommener Hingabe, mit dem Aufgebot aller Kräfte gedient. Beide waren Offiziere, bevor sie den leichteren Herrendienst mit den schwereren Frauendienst vertauschten. Seitdem haben sie ihre Pflicht mit ruhiger Entschlossenheit gethan. Keiner hat paktirt, Keiner ist zurückgewichen. Jeder hat sich behauptet, ohne sich zu versagen, bereit, jeden Eindruck aufzunehmen, und im Stande, ihn individualisirt wieder zurückzugeben. Sie haben mitgeformt an dem Bilde der Welt, ein Jeder nach dem Maß seiner Kraft, und haben sich formen lassen, Jeder nach dem Maß seines Wesens. Mehr wird von den Größten nicht verlangt.

Das, was die Welt Erfolg nennt, Goldene Berge und den lauten Beifall der Menge, hat weder Greif noch du Prel errungen. Dagegen sind sie seit dem Beginn ihrer Laufbahn im Geistesleben der Zeit da, immer gegenwärtig, wenn auch ungesehen und ungehört, immer mit einem bestimmten, starken Gewicht fühlbar, selbst von den Unempfindlichen bemerkt und von den Unwilligen mit jenem verheißungvollen Blick, „der halb Respekt und halb Mißfallen bedeutet“, ausgezeichnet. Daneben fehlt eine zahlreiche Gemeinde nicht von Solchen, die, im Innersten ergriffen von dem Wesen des Freundespaares, ihre dahinschreitenden Gestalten als Lehre und Vorbild des rechten Weges sicher im Auge behalten. Ich möchte diese Gemeinde nicht tadeln, weil ich selbst zu ihr gehöre.

Regensburg. Paul Garin.



Nachschrift: Am fünften August in Heilig Kreuz bei Hall in Tirol ist Karl du Prel gestorben. Der Glückwunsch verwandelt sich in einen Nachruf.

Dieser erfordert noch ein innigeres Wort. Ihm fehlte keine einzige der Eigenschaften, die den echten Charakter darstellen, und sie standen alle in jenem Einklang, der erst den echten Edelmann ausmacht. Wer ihm im Leben begegnet ist, ist gestärkt von ihm gegangen. Einem Jeden schienen von da an Herzensgüte und bereitwillige Liebenswürdigkeit wie eine selbstverständliche Folge aufrichtiger und ehrlicher Arbeit, wie ein Ziel, von dem Keiner ausgeschlossen ist. Er war einem Jeden ein lebendiges Zeugniß Dessen, daß die Wenigen, Auserlesenen, die Geister seines Schlages, das Salz der Erde sind, von deren Gnaden allein alles mittlere und kleinere Dasein sich fristet. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel hat er nun das dunkle Thor durchschritten, um dessen Geheimniß er sich ein Menschenalter bemüht hat.

Paul Garin.



Kautsky als Theoretiker.

Die wirthschaftgeschichtliche Auffassung Kautskys*) ist die Grundlage seiner Wirthschaftstheorie. Die entscheidende Frage ist:

Kann die der Industrie eigenthümliche „Tendenz“ zum großkapitalistischen Betrieb nach Wesen und Bedingungen der landwirthschaftlichen Urproduktion auch in der Landwirthschaft Platz greifen?

Ich will auf jeden historischen und jeden statistischen Einwand gegen das behauptete „Entwickelungsgesetz“ in der Industrie verzichten und unterstellen, daß in der Industrie thatsächlich Akkumulation und Centralisation des Kapitals auf der einen und Expropriation und Proletarisirung auf der anderen Seite unaufhaltsam fortschreiten. Weiter kann man dem Gegner kaum entgegenkommen. Vermögen nun die selben ökonomischen Vorgänge in der Landwirthschaft die selben Ergebnisse herbeizuführen?

In der Industrie wird das aus der „ursprünglichen Akkumulation“ herrührende Stammkapital zur Heranziehung „freier Arbeiter“ verwendet; diese Arbeiter schaffen „Mehrwerth“, der zum Theil konsumirt, zum Theil akkumulirt und zum Kapital geschlagen wird, das als konstantes Kapital der technischen Verbesserung der Arbeitmittel oder als variables Kapital der Heranziehung neuer freier Arbeiter dient. Auf beiderlei Art wächst der Unternehmergewinn, wird weiter akkumulirt, — und so fort in infinitum. Hand in Hand damit geht die Centralisation des Kapitals; denn mit der steigenden Arbeitstheilung und der Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel sinken die Produktionkosten der Waareneinheit bedeutend. Folglich kann der kapitalistische Unternehmer den kleinen konkurrirenden „einfachen Waarenproduzenten“ unterbieten und schließlich vom Markt verdrängen: der Expropriirte wird freier Arbeiter und ist verurtheilt, seinem Besieger von nun an gleichfalls Mehrwerth zu steuern. Als Hebel der Expropriation der Kleinen durch die Großen wirkt also in der Industrie die preiserniedrigende Wirkung der freien Konkurrenz. Ist der Preis so tief herabgedrückt, daß der einfache Waarenproduzent außer seinen Selbstkosten trotz Ueberarbeit und

*) S. „Zukunft“ vom 5. August 1899.

Unterkonsum seinen Lebensunterhalt nicht mehr findet, so muß er endgiltig den Kampf aufgeben, ist expropriirt und als selbständige wirthschaftliche Existenz ausgelöscht.

In der Landwirthschaft hat die „ursprüngliche Akkumulation" einer Anzahl von Privatpersonen das Eigenthum an größeren Bodenflächen verschafft und der größere Landbesitz wirft zweifellos auch „Mehrwerth" ab, sei es als Steuer höriger oder als Zins freier Pächter oder als Ueberschuß über den Lohn freier Arbeiter. Ein Theil dieses Mehrwerthes kann zweifellos ebenfalls akkumulirt und als konstantes oder variables Kapital produktiv angelegt, kapitalisirt werden: ebenfalls mit dem Erfolg, durch Verbesserung der Produktionmittel und Vermehrung der Arbeitkräfte die Produktivität der Acker- und Arbeiteinheit und so den Mehrwerth zu steigern. Aber resultirt daraus stets ein Preissturz? Werden die Preise für Korn und Fleisch etwa durch den Konkurrenzkampf zwischen Großgrundbesitzern und Bauern heruntergedrückt, bis der Bauer schließlich trotz Ueberarbeit und Unterkonsum seinen Lebensunterhalt nicht mehr finden kann?

Kautsky entwickelt, zwar scholastisch verschnörkelt, aber richtig, wie verschieden die Preisbildung für Industriewaaren und für Landwirthschaftprodukte vor sich geht. Er weiß auch sehr wohl, daß der Preis der Industriewaaren auf die Dauer durch die geringsten Reproduktionkosten bedingt ist, d. h. durch die Preisstellung der technisch am Höchsten ausgestatteten Betriebe; der Preis der Landwirthschaftprodukte dagegen durch die höchsten Produktionkosten, d. h. durch die Kosten, die Ankauf und Zufuhr desjenigen für die Versorgung des Marktes noch nöthigen, Getreides erfordern, das unter den ungünstigsten Verhältnissen gewachsen ist. Wer besseren Boden hat oder dem Markt näher ist oder mit mehr Kapital wirthschaftet, verkauft nicht billiger, sondern steckt einen höheren Gewinn ein: die Differentialgrundrente. Von einem Unterbieten kann also keine Rede sein, wenigstens nicht im Sinne der industriellen Konkurrenz. Das Bedürfniß, für das die Landwirthschaft zu sorgen hat, ist das stärkste Existenzbedürfniß der Menschheit, der Markt für ihre Erzeugnisse daher von einer ungeheuren, keinem Gewerbserzeugniß auch nur entfernt zukommenden Größe und von einer Elastizität, die kaum Grenzen hat. Keine noch so große Ernte ist denkbar, die nicht schließlich Abnehmer fände, und zwar aus dem einleuchtenden Grund, weil die Majorität der Menschheit nie ganz satt wird. Bei dieser Marktlage ist es ausgeschlossen, daß ein einzelner Betrieb, selbst wenn er das Undenkbare ausführte, nämlich, unter dem Marktpreise zu verkaufen, einen irgendwie bemerkenswerthen oder gar nachhaltigen Preisdruck ausüben könnte.

Bedingt schon Das einen großen Unterschied, so wird die Unähnlichkeit dadurch noch größer, daß fast jeder industrielle Betrieb die Möglichkeit und die Tendenz hat, seine Produktion so zu vergrößern, daß er den ganzen Absatz allein monopolisirt. Diese Absicht kann selbst dem Eigenthümer der größten Latifundien der Welt nicht im Traume einfallen; denn die gewaltigste und geschickteste Kapitalinvestirung kann seine Ernteerträge niemals in dem Maße steigern, daß er den Markt auch nur wesentlich stärker als zuvor beeinflussen könnte. Seine Produktionkraft bleibt im Verhältniß zur Weltproduktion unendlich klein, ob er auch seine Erträge verzehnfacht.

Bestimmt also in der Industrie die Preisfestsetzung des am Besten ausgestatteten Wettbewerbers den Preis, so entscheidet in der Landwirthschaft nur das Ver-

hältniß von Gesammtangebot zu Gesammtnachfrage über den jeweiligen Marktpreis, während der durchschnittliche Preis sich, jeder Einzelwillkür entzogen, nach Thünens Theorie automatisch bildet. Daher ist auch die psychologische Stellung der „Konkurrenten" in beiden Zweigen der Produktion toto coelo verschieden: dem Industriellen ist jeder Wettbewerber ein Gegner, den er vernichten muß, um nicht von ihm vernichtet zu werden; der Landmann sieht in seinem Nachbarn den Genossen in Freud und Leid, der mit ihm in Geduld hinzunehmen hat, was das Wetter und der Markt Gutes oder Böses bringen. Eine „Konkurrenz" nach Art der Industriellen besteht für die Landwirthschaft allenfalls zwischen Ländern, die unter verschiedenen Natur- und Arbeitverhältnissen produziren, aber niemals zwischen Einzelpersonen im selben Lande, also auch nicht zwischen dem Bauern und dem Großgrundbesitzer.

Mag man die gemeinsame Beschickung des selben Marktes also Konkurrenz nennen oder nicht: so viel ist jedenfalls sicher, daß derjenige Mechanismus der freien Konkurrenz in der Landwirthschaft nicht existirt, der durch billigere Reproduktionkosten den kleinen Unternehmer unterbietet und aus dem Markt wirft.

Das Alles scheint Kautsky nun gar nicht zu sehen. Er konstatirt erstaunt, daß die „Konkurrenz" auf dem Lande nicht gefürchtet wird. „Aber nicht überall sind größere Güter in der Nähe, die Gelegenheit zu Nebenverdienst geben. Oft werden solche Güter, weit entfernt, als Konkurrenten betrachtet zu werden, geradezu ersehnt." Doch muß ihm Das als Ausnahmefall erscheinen, denn an anderer Stelle sagt er, „daß die große Mehrheit der landwirthschaftlichen Bevölkerung auf dem Waarenmarkte nicht mehr als Verkäufer von Lebensmitteln, sondern als Verkäufer von Arbeitkraft und als Käufer von Lebensmitteln in Betracht kommt. Die Kleinbetriebe hören auf, als Konkurrenten des Großbetriebes aufzutreten" und: „Je schärfer die Konkurrenz des bäuerlichen Betriebes mit dem Großbetrieb (und mit überseeischem Betrieb), je mehr er den Konkurrenzkampf nur durch Ueberarbeit und Verzicht auf alle Bedürfnisse der Kultur, mitunter selbst auf nothwendige Lebensbedürfnisse, durch freiwillige Degradirung zur tiefsten Barbarei führen kann, desto mehr verliert auch die bäuerliche Scholle die Kraft, ihren Besitzer an den Boden zu fesseln." Ich glaube nicht, daß es möglich ist, diese Stellen anders zu verstehen als so, daß Kautsky thatsächlich das Bestehen einer Konkurrenz zwischen Groß- und Kleinbetrieb, wenigstens annähernd, im Sinne der Industrie für vorhanden hält. Aus der selben Wurzel heraus gewinnt für ihn die alte Streitfrage, ob Groß- oder Kleinbetrieb in der Landwirthschaft die überlegene Form sei, eine ganz neue Bedeutung. Die Agrarökonomie hat sich bisher mit dieser Frage weniger von dem Gesichtspunkt aus befaßt, welche der beiden Betriebsformen der anderen im wirthschaftlichen Wettkampf den Garaus machen werde, als von dem Gesichtspunkt des höchsten nationalwirthschaftlichen Reinertrages und allenfalls der politischen Stabilität. Der praktische Agrarpolitiker wollte wissen, ob die Versorgung des Gesammtvolkes besser durch Großbetriebe oder durch Kleinbetriebe oder durch eine Mischung Beider — und in welchem Verhältniß — gesichert sei; auch, ob vielleicht politische Nothwendigkeiten erforderten, selbst eine wirthschaftlich minderwerthige Klasse der Landbevölkerung zu erhalten oder zu vermehren. Kautsky aber glaubt, daß es sich um eine Frage der Konkurrenzfähigkeit handle. Und doch kann davon keine

Rede sein. Ein unverschuldeter Bauer auf ausreichendem Boden könnte inmitten der intensivsten Hackfruchtkultur ruhig Brandwirthschaft treiben, ohne die „Konkurrenz“ zu spüren. Er würde nur weniger Korn verkaufen können und wäre ärmer, als er bei vernünftiger Wirthschaft sein könnte: aber seine Existenz wäre nicht bedroht.

Was die Frage der technischen Ueberlegenheit des Großbetriebes anlangt, die Kautsky natürlich bejaht, so hat er sich die überflüssige Mühe gegeben, zu beweisen, daß der Großbetrieb ceteris paribus dem Kleinbetrieb überlegen sei. Das hat seit Adam Smith und Arthur Young kaum Jemand mehr bezweifelt. Aber über die entscheidende Thatsache, daß jene „Gleichheit der übrigen Verhältnisse“ nicht herstellbar ist, gleitet er leicht hinweg. Daß alle Nachtheile des Bauernbetriebes, der Mangel an Kapital, die Belastung mit Gebäudeunkosten, der Mangel an Fachbildung, durch die unendliche Ueberlegenheit der Arbeitleistung vielleicht aufgewogen, ja wahrscheinlich heute schon überwogen werden, daß der Bauer arbeitsam, sorgsam und sparsam, der Tagelöhner unfleißig, sorglos und unwirthschaftlich arbeitet, kann nicht durch die Behauptung aus der Welt geschafft werden, daß der Bauer durch „Ueberarbeit und Unterkonsum“ zur „Barbarei“ zurückgelangt ist. Mindestens hätte der Schüler Marxens, in dessen System die „Reservearmee“ eine so entscheidende Rolle spielt, doch der Thatsache Gewicht beilegen müssen, daß auf dem Lande eine Reservearmee nicht existirt. Und daher kommt es ja gerade, daß der Tagelöhner so minderwerthige Arbeit leistet. Treibt ihn doch weder das Zuckerbrot des Vortheiles noch die Peitsche der Arbeitlosigkeit.

Die richtige Theorie kennt also weder in der Landwirthschaft „Konkurrenz“ zwischen Klein- und Großbetrieb, noch besteht jener Mechanismus, der in dem Gewerbe die kleinen Betriebe durch Unterbietung, durch Verlust ihres Absatzmarktes an die großen Betriebe vernichtet. Aber Das stammt nicht von Marx und gilt daher für unseren Autor nicht. Ich will mich deshalb auf den Standpunkt stellen, daß die Theorie falsch ist, und nur direkt an die Thatsachen appelliren. Sollte sich da irgend Etwas von Akkumulation und Centralisation im landwirthschaftlichen Betrieb herausstellen, so will ich Theorie Theorie sein lassen und die Waffen strecken.

Kautsky kennt natürlich die Statistik. Er muß zugeben, daß sich die Klein- und Mittelbetriebe in Deutschland und England, den Ländern der kapitalistischen Wirthschaft κατ' ἐξοχήν, vermehren, während die Großbetriebe von 1882 bis 1895 in Deutschland nur sehr unbedeutend (um 70 Betriebe über 100 ha und um 45 538 ha Areal) zugenommen, in England von 1885 bis 1895 sogar bedeutend abgenommen haben. Die Parzellenbetriebe (unter 2 ha) zeigen in Deutschland von 1882 bis 1895 eine Zunahme von 174 536 Betrieben, allerdings bei einer Abnahme ihres Gesammtareals von ungefähr einem Zehntel Prozent; die Kleinbetriebe (2 bis 5 ha) wuchsen um 34 911 Betriebe und ungefähr 96 000 ha Areal, die Mittelbetriebe (5 bis 20 ha) um 72 199 Betriebe und 563 477 ha Areal; die Großbauernbetriebe (20 bis 100 ha) wuchsen an Zahl um 257, verloren aber 38 333 ha an Areal. Diese Zahlen sprechen nicht gerade für „Akkumulation und Centralisation“. Kautsky versucht deshalb, sie in seinem Sinne zu interpretiren. Er erklärt zunächst den Hypothekengläubiger für den eigentlichen Besitzer des Gutes und den Wirth für Dessen bloßen Verwalter. „Dem Hypothekengläubiger fällt thatsächlich die selbe Rolle zu, die im Pachtsystem der

Grundbesitzer spielt." Das ist eine verblüffende Behauptung! Kautsky hat jedenfalls einige bis über den — augenblicklich etwas zurückgegangenen — Gutswerth verschuldete Landwirthe im Auge, die thatsächlich ja nur die Verwalter ihrer Gläubiger sind. Aber diese Ausnahme darf doch nicht zur Regel gemacht werden. Es ist kein Unterschied zwischen der Hypothek auf einem Fabrikgrundstück und der Hypothek auf einem Rittergut. Kautsky selbst führt an, daß „der Zuwachs der Grundrente beim Pachtsystem dem Gutsbesitzer, beim Hypothekarsystem aber dem ‚thatsächlichen Unternehmer und nominellen Grundbesitzer' und nicht dem ‚eigentlichen Besitzer' (dem Hypothekarier) zufällt", — und Das ist schon keine quantité négligeable. Wenn Kautsky nicht durch Voreingenommenheit verhindert wäre, die Rolle des „unearned increment", des Rentenzuwachses, in der modernen Grundbesitzgeschichte als des Prius und der Hypothekarverschuldung als des Posterius richtig zu würdigen: er würde sich wohl besonnen haben, Hypothekengläubiger und Eigenthümer, Gutsbesitzer und Pächter für identisch zu erklären.

Aber er braucht eben seine Definition für die weitere Beweisführung. „Beim Hypothekarsystem ist der Prozeß der Konzentration des Grundbesitzes oder, wenn man genau sein will, der Grundrente deutlich sichtbar." Nun folgt eine summarische Aufzählung der Summen, die die genossenschaftlich organisirten, die staatlichen und provinziellen Bodenkreditinstitute, die Hypothekenaktienbanken (in Pfandbriefen) und die Sparkassen, Versicherungsgesellschaften, Stiftungen und Korporationen in Hypotheken angelegt haben. „Diese Zahlen zeigen schon eine enorme Konzentration der Grundrente in wenigen centralen Instituten an; die Konzentration nimmt aber noch rasch zu." Darauf folgen Zahlen auf Zahlen und endlich kommt der triumphirende Schluß: „Das sind Zahlen, die wohl deutlich darauf hinweisen, daß das marxistische Dogma für das Grundeigenthum nicht minder gilt als für das Kapital!" Hinc illae lacrimae! Also, um die „Konzentration des Grundeigenthumes" zu beweisen, mußte die Hypothek zum „eigentlichen Grundeigenthum" avanciren und der „Gutsbesitzer" zum „kapitalistischen Pächter" herabsinken! Man mag Kautsky noch so weit entgegenkommen: seine Zahlen beweisen nach der Seite der Betriebsart durchaus nichts Anderes als die unbestrittene Konzentration der Kapitalien im Bank- und Kreditgeschäft und natürlich auch eine Zunahme der Bodenverschuldung. Aber eine Konzentration des Grundbesitzes beweisen sie nicht einmal nach der Richtung der Betriebskonzentration, geschweige denn nach der der Eigenthumskonzentration. Auch besteht nebenbei ein großer Unterschied zwischen Aktienbanken und Hypothekarinstituten. Jene sind selbständige großkapitalistische Unternehmer, die mit ungeheuren Mitteln in den Konkurrenzkampf eintreten und wohl kleinere Kapitalisten vernichten können. Diese sind vertrauenswürdige Vermittler zwischen den hypothekenbedürftigen Wirthen und dem kapitalbesitzenden Publikum. Sie machen höchstens ein paar Dorfwucherer überflüssig und beziehen für sich die Provisionen, die früher kleinen Geldleuten zufielen. Auch dienen sie mit ihren Anlagewerthen den kleinen Sparern ganz so wie Sparkassen und Versicherungsgesellschaften.

In sozialdemokratischen Schriften wird überhaupt nicht selten ein bedenkliches logisches Spiel mit dem Worte „Konzentration" getrieben. Bald bedeutet es Betriebs- und bald Besitzkonzentration. Damit ist der quaternio terminorum Thür und Thor geöffnet. Wäre Betriebskonzentration auch immer Besitzkonzen

tration, so wäre damit immer die Nebenwirkung der Expropriirung und der Proletarisirung verbunden. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Im Mormonenstaate ist z. B. fast die gesammte Produktion und das gesammte Verkaufsgeschäft in Aktiengesellschaften organisirt: eine fast beispiellose Betriebskonzentration! Aber die Aktien sind sehr gleichmäßig unter fast alle Mitglieder der Gesellschaft vertheilt. Und die britischen Konsumvereine, die britischen Kreditgenossenschaften, die englisch-amerikanischen building societies stellen gewaltige Betriebskonzentrationen dar, ohne daß damit eine Besitzkonzentration verbunden wäre.

Besser begründet ist, wenn Kautsky gelegentlich feststellt, daß eine „Konzentration" in der Landwirthschaft auch ohne Vergrößerung der Bodenfläche stattfinden kann: nämlich durch Verwendung einer größeren Anzahl von Menschen- und Maschinenkräften, d. h. durch intensivere Kultur. Dagegen ist es nicht überzeugend, wenn er in Anlehnung an einzelne Wahrnehmungen Rudolfs Meyer behauptet, daß die Zahl der Güter in der Hand eines Besitzers im Wachsen sei. Das würde eine Konzentration des Eigenthumes nur dann darstellen, wenn nicht etwa Erbtheilung oder Dismembrirung anderswo entgegengesetzt wirkten. Da wir keine Besitzstatistik haben, so läßt sich darüber nicht weiter rechten.

Unbestritten soll freilich bleiben, daß Fideikommisse, Majorate und die dem freien Verkehr entzogenen Herrschaften des hohen Adels und der regirenden Häuser schnell wachsen. Das ist sicherlich eine Eigenthumskonzentration. Aber gerade hier zeigt sich der Unterschied gegenüber den Industrieverhältnissen im hellsten Licht. Der größere Industrielle verdrängt den kleineren, weil er an der Waareneinheit einen größeren Gewinn erzielt; der Großbesitzer kauft den Bauern oder kleineren Gutsbesitzer aus, obgleich er an der Bodeneinheit einen kleineren Gewinn erzielt. Der Landhunger der Magnaten ist nach Sering „lediglich ein Streben nach Erweiterung einer ohnehin schon übermäßigen Machtsphäre, ohne irgend welche volkswirthschaftliche oder technische Rechtfertigung".

Das Kapital in Industrie und Handel konzentrirt sich kraft ökonomischer Ueberlegenheit: das Grundeigenthum konzentrirt sich trotz ökonomischer Minderleistung, weil durch politische Verhältnisse die Grundbesitzer zu einem Reichthum gelangt sind, dessen Erträgnisse sie trotz hoher Lebenshaltung nicht zu verbrauchen im Stande sind, und weil die Großgrundbesitzer politische Gründe haben, ihre Ueberschüsse nicht den besser rentirenden Gewerbszweigen, sondern einer sehr niedrig verzinslichen Anlage zuzuführen. Wenn man sich vorstellt, daß irgendwo mit dem Besitz vieler Windmühlen großer politischer Einfluß verbunden wäre und daß gewisse Familien in Folge politischer Vorgänge sich im Eigenthum vieler solcher Mühlen befänden, so daß ihnen trotz den durch Dampfmühlen gedrückten Preisen jährlich ein Ueberschuß in der Hand bliebe, so würden diese Familien gewiß auch geneigt sein, Dampfmühlen zu erwerben und wieder in Windmühlen zu verwandeln: aber Niemand würde in dieser Entwickelung eine ökonomische Kraft und in dieser Handlungweise ökonomische Absichten vermuthen. Genau so handeln aber die großen Landmagnaten, — gewiß zum Theil in der richtigen Ueberzeugung, daß mit Besitzvergrößerungen auch ihr Einfluß auf die Gesetzgebung und damit ihre materiellen Einkünfte wachsen werden.

Um marxisch zu reden, so ist diese Konzentration des Grundeigenthumes nichts Anderes als eine unmittelbare Folge der „ursprünglichen Akkumulation",

ohne das Dazwischentreten irgend einer noch so kleinen ökonomischen Potenz, während in Industrie und Handel die ursprüngliche Akkumulation nur den winzigen Keim des späteren Vermögens gelegt hat und die weitere Entwickelung durch rein ökonomische Kräfte vor sich ging. Im Uebrigen ist diese Art der Konzentration relativ viel zu gering, als daß sie für die marxistische Doktrin als Beweis herangezogen werden könnte.

Besteht die „Konzentration des Grundbesitzes“ auf der einen Seite, bewiesen durch die Anhäufung der Hypotheken bei einzelnen Großbankinstituten, so verlangt das marxistische Dogma auf der anderen Seite den Nachweis der „Expropriirung und Proletarisirung“ des kleinen Betriebes durch den großen. Kautsky will auch diesen Beweis nicht schuldig bleiben. Zwar weicht der Bauer nicht von seiner Scholle, aber er wird, nach Kautsky, dennoch proletarisirt und mindestens insoweit auch expropriirt, als er Hypothekenzinsen aufgenommen hat. Er ist ja dann, wie wir wissen, nichts als „Pächter“, und zwar ein proletarischer Pächter. Man könnte erwarten, daß Kautsky alle Kraft auf diesen Punkt gerichtet hätte. Dazu gehörte eine eingehende Schilderung des status a quo, d. h. des Zustandes, in dem der Bauer in die kapitalistische Aera eintrat, und der Nachweis, daß dieser Zustand sich vortheilhaft von dem status ad quem unterscheidet, den er jetzt erreicht hat. Ich erwartete genaue statistische Angaben, etwa eine Berechnung, um wie viel sich die bäuerliche Stelle durchschnittlich in dieser Zeit verkleinert hat, wie viel von den Hauptfrüchten auf den Morgen damals geerntet wurde und wie viel jetzt; die durchschnittlichen Preisunterschiede dieser Hauptfrüchte zwischen damals und jetzt; wie sich Steuern und andere öffentlichen Leistungen und Lasten von damals auf heute verändert haben u. s. w. Daraus hätte sich dann eine ungefähre Bilanz, eine Vergleichsmöglichkeit ergeben.

Nichts davon wird uns gezeigt. Wir hören zuerst, daß die Vermehrung der bäuerlichen Stellen wenig oder nichts beweise. Die Akkumulation und Konzentration in Handel und Gewerbe brauche auch nicht mit einer statistisch beweisbaren Verminderung der Betriebe zusammenzugehen. Die aus der eigentlichen Produktion geworfenen Elemente suchten im Kramhandel, in Flickarbeit und in Hilfgewerben ihre Zuflucht oder würden unter dem Anschein der Selbständigkeit Hausindustrielle, d. h. Lohnarbeiter ihrer Besieger. Das trifft für Handel und Gewerber gewiß zu und ich will es sogar für einen Theil der Parzellenbesitzer in der Landwirthschaft gelten lassen. Aber wie sich Kautsky die Zufluchtorte derjenigen ländlichen Klasse vorstellt, deren starke Zunahme gerade den statistischen Stein des Anstoßes bildet, der Klasse der Mittelbetriebe, Das ist mir ein Räthsel. Werden da Kramhandel und landwirthschaftliche Reparaturgewerbe getrieben oder geht man auf Lohnarbeit? Aber die Bauern sind durch die kapitalistische Entwickelung proletarisirt worden! „Diese Blüthe wurzelt im Sumpf, sie erwächst nicht aus dem Wohlstand der Bauerschaft, sondern aus der Bedrängniß der gesammten Landwirthschaft.“

Als status a quo erhalten wir auf Seite 8 ein Stimmungidyll nach Sismondi mit Bezug auf schweizerische und oberitalienische Bauern im Zustande der Naturalwirthschaft. Dagegen entrollt uns Seite 25 das furchtbare Elend der französischen Bauern gegen Ende der Feudalzeit nach der bekannten Schilderung von Labruyère. Das Idyll ist wahrscheinlich als Ausgangspunkt zu nehmen, wenn die kapitalistischen Gräuel an den Schandpfahl gestellt werden sollen, das

Elend, wenn die Feudalzeit an die Reihe kommt. Jedenfalls bleibt der Zustand der Landbevölkerung zu Anfang der kapitalistischen Aera gänzlich unaufgeklärt und die Behauptung, der Kapitalismus habe die Bauern heruntergebracht, unkontrolirbar.

Erfährt man also nicht, ob die bäuerlichen Zustände sich verschlechtert haben, so auch nicht einmal, ob sie thatsächlich schlecht, Das heißt, proletarisch sind. Kautsky macht sich diesen Beweis sehr leicht, — zu leicht nach meiner Meinung. Er entnimmt den Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik einige Beispiele sehr niedriger Lebenshaltung von Bauern, fügt ein paar Beispiele aus England, Frankreich und Amerika hinzu und erklärt sich für befriedigt. Daß man solchen Beispielen hundert Beispiele des Gegentheiles entgegenstellen könnte, ist ihm gleichgiltig. Ich erinnere nur an die friesischen Marschbauern, an die Gartenbauern im Rheinland, die Milchproduzenten um Berlin, die Tabakbauern in der Hardt, die Hecht geschildert hat, an den unerhörten Wohlstand der kleinen Farmer in Riverside u. s. w. Diese Dinge sind ja statistisch schwer zu fassen. Aber, so viel ist doch unbestreitbar, daß gerade der Bauer heute durchschnittlich materiell und sozial auf ganz anderer Höhe steht als sein Vorfahr vor den Freiheitkriegen, — nicht nur im Osten, sondern auch im Westen Deutschlands; und ferner hat man doch den Eindruck, daß von einer eigentlich proletarischen Existenz bei der großen Mehrzahl unserer Bauern nicht wohl die Rede sein kann. Aber selbst wenn sie bestünde, wäre sie doch sicher nicht auf die Weise Kautskys zu erklären. Folgt man ihm, so hat nämlich die Geld- und Waarenwirthschaft in mehrfacher Beziehung höchst verderblich auf den Bauern eingewirkt. Zuerst dadurch, daß sie seine Naturalwirthschaft, seine Hausindustrie „ruinirte" und ihn für den Absatz seiner Produkte und den Einkauf seiner gewerblichen Bedürfnisse auf den Markt anwies. Er brauchte mehr Geld als vorher: und damit war seiner Auswucherung durch Geldgeber und Zwischenhändler, seiner dinglichen Verschuldung und Steuerüberlastung das Thor geöffnet. Nun ist es richtig, daß eine sich auch gewerblich selbst versorgende Bauernwirthschaft auf ausreichendem Boden eines groben Behagens sicher ist, so lange äußere Störungen fern bleiben. Aber solche äußeren Störungen warteten nicht erst auf die Geldwirthschaft, um in den geschlossenen Mikrokosmus der Naturalwirthschaft einzubrechen. Die Naturalabgabe, die der Grundholde der Karolingerzeit seinem Grundherrn zu entrichten hatte, entzog ihm gerade so sehr einen Theil seiner Ernte, als wenn er sie verkauft und das Geld an die Rentei abgeliefert hätte; und eben so stand es mit dem kirchlichen Zehnten, der vom Rohertrage geliefert werden mußte. Als die Geldwirthschaft sich aber durchsetzte und die Zinse und Zehnten in Geld fixirt waren, da sanken sie sogar absolut, weil eine ausgebreitete Falschmünzerei Schrot und Korn der Denare enorm verringert hatte; und auch im Verhältniß zum gesteigerten Ertrag der Hufe sanken sie auf eine lächerliche Abgabe, einen kleinen „Rekognitionzins" herab, der zwei Jahrhunderte lang trotz vordringender Geldwirthschaft und Waarenproduktion dann stabil verblieb. Die Hypotheken (Gülten) sind ebenfalls viel älter als die Geldwirthschaft. Getreidegülten haben sich bis tief in die Neuzeit hinein neben den Geldgülten erhalten. Endlich der Wucher! Daß alle diese Dinge in Deutschland zum Ruin des Bauernstandes ausschlugen, lange bevor die „kapitalistische Produktion" auch nur in ihren ersten Ansätzen vorhanden war, sei noch einmal kurz erwähnt.

Und nun die „Vernichtung der bäuerlichen Industrie"! Ich will nicht

urgiren, daß dieser Vorgang im Allgemeinen als volkswirthschaftliche Arbeittheilung und damit als Ausdruck des Kulturfortschrittes betrachtet wird. Die fortwährende Abspaltung der einzelnen Thätigkeiten, die der Urhufner in seinem Lebenserwerb vereinigte, zu gesonderten Berufen hat ja erst den Zustand der Technik gestattet, den Jedermann für die materielle Grundlage der höheren Kultur ansieht. Aber Das ist kein Einwand gegen Marx-Kautsky, die ja die „kapitalistische Aera" als ökonomisch-nothwendigen Durchgangspunkt der Wirthschaft betrachten und ihre produktiv-technischen Glanzseiten nicht leugnen. Man muß aber fragen, wie denn die kapitalistische Waarenproduktion den bäuerlichen Hausfleiß für den Eigenverbrauch zu „ruiniren" vermochte, da doch diese verschiedenen Erzeugnisse gar nicht auf dem Markte zusammentrafen. Thatsache ist, daß der Bauer seine gewerbliche Eigenproduktion freiwillig aufgab, offenbar, weil er seine Zeit in der Landwirthschaft besser anwenden konnte als in gewerblicher Arbeit. Und daß er sich hierin nicht verrechnet hat, beweist das in allen Kulturländern mit Waarenproduktion unaufhörlich erfolgende und auch Kautsky bekannte Wachsthum der Ernteerträge im Verhältniß zur Ackereinheit, das höhere Schlachtgewicht und die höhere Milchergiebigkeit des Zuchtviehes. Es ist unmöglich, sich ein Bild davon zu machen, wie und warum diese fortschreitende Arbeitstheilung den Bauern materiell geschädigt haben sollte. Die Agrargeschichte des frühen Mittelalters lehrt, daß genau der selbe Vorgang der fortschreitenden Berufstheilung und Waarenproduktion den deutschen Bauern binnen zwei Jahrhunderten aus einem gehetzten, armsäligen Sklaven zum wohlhabenden, sozial hochstehenden Manne gemacht hat.

Die überseeische Konkurrenz ist für Kautsky ein Ergebniß der kapitalistischen Wirthschaft mit ihren Eisenbahnen und Dampfschiffen. Ohne mit ihm darüber zu streiten, ob hierbei Ursache und Wirkung nicht verwechselt sind, begnüge ich mich damit, festzustellen, daß sie den Bauern nicht geschädigt hat. Denn die Preise der wichtigsten Bodenprodukte sind trotz dem Preissturz der siebenziger und achtziger Jahre noch jetzt wesentlich höher als am Anfang der kapitalistischen Aera in Preußen; und dabei sind doch die Ernteerträge im Verhältniß zur Flächeneinheit bedeutend gewachsen. Also auch die überseeische Konkurrenz kann nicht als Ursache der Proletarisirung der Bauern herangezogen werden.

Doch genug des grausamen Spieles! Kein Sachkenner leugnet, daß viele Bauern des westlichen Europas sich thatsächlich in übler, meinetwegen in „proletarischer" Lage befinden. Aber diese Nothlage hat nichts mit der kapitalistischen Entwickelung zu thun. Wo ein Nothstand besteht, der weder auf Selbstverschuldung noch auf Unglücksfälle zurückgeführt werden kann, ist fast immer das Erbrecht verantwortlich. Wo realiter getheilt wird, entstehen Zwergbesitzer, die nicht leben und nicht sterben können und dann entweder als Bauern dem Viehwucher oder als Hausindustrielle der Ausbeutung verfallen oder Wanderarbeiter oder Tagelöhner werden; und Erb- und Aussteuerverschuldung schaffen da, wo die Erbgüter ohne Anerbenprivilegien übernommen werden, Betriebe, die den Boden ausrauben, um nur Steuern und Zinsen zu erschwingen, und die so erst recht zu Grunde gehen. Auch hier giebt dann der Wucher nur den Genickfang. Wenn die überseeische Konkurrenz viele Mittelwirthe eben so ruiniren konnte wie die Großbesitzer, so war Das nur dadurch möglich, daß in den zwei Dezennien der ausnehmend hohen Produkten- und Bodenpreise auch die Bodenverschuldung entsprechend gestiegen

war. Wenn unsere Bauern nicht schon in weitem Umfang ein Zweikindersystem angenommen hätten, wäre die Nothlage gewiß noch viel verbreiteter: so aber zeigt die ländliche Verschuldungstatistik, daß es durchschnittlich dem Kleinbesitz heute noch immer besser ergeht als dem Großbesitz, den eine viel höhere Verschuldung, die Kaufverschuldung, ganz vorwiegend bedrängt. Kautsky weist der unheilvollen Wirkung der Erbverschuldung nicht die entscheidende Rolle für die bäuerliche Nothlage an, die ihr zukommt. Er erklärt sie, wenn auch mit vorsichtiger Verklausulirung, aus der „kapitalistischen Produktion", und zwar mit Hilfe eines Fehlschlusses. Nämlich: erst die kapitalistische Produktion hat, indem sie die feudalen Fesseln sprengte, dem Bauern durch Ablösung aller dinglichen Lasten das „volle Eigenthum" an seiner Hufe gegeben. Das Erbrecht ist aber Ausfluß des vollen Eigenthumes, folglich ist die Erbverschuldung Folge der kapitalistischen Aera, — quod erat demonstrandum!

Aber das Eigenthumsrecht war schon lange vor der kapitalistischen Revolution so weit frei, daß wenigstens der west- und süddeutsche Bauer über sein Eigenthum von Todeswegen verfügen und es mit Grundschulden belasten konnte. Die freie Erbtheilung ist fast durchweg die Regel und wird vielfach von den Grundherren sogar begünstigt, weil sie dann Kurmede und Besthaupt vervielfacht erhalten. Im Nordwesten wird der bäuerlichen Bevölkerung das „Anerbenrecht" erst aufgezwungen. Wir haben schon im Anfang des dreizehnten Jahrhundertes weitgehende Besitzzersplitterung und Verschuldung im Westen. Also auch das „freie Eigenthum" ist älter als der Kapitalismus, eben so wie Geldwirthschaft, Steuerlast, Wucher, Hypothekarkredit und Arbeitstheilung.

Die letzte Wurzel der erdrückenden Erbverschuldung ist aber nicht das Erbrecht an sich, sondern das Erbrecht unter den bestimmten Verhältnissen sehr hohen Bodenpreises. Bauernland steht namentlich im Westen so enorm hoch im Preis und muß daher im Erbgang so unwirthschaftlich hoch belastet werden, weil der deutsche Boden in ungeheurem Umfang durch den Großbesitz in Anspruch genommen ist. Wenn Gutsland, nachdem es parzellirt ist, drei- bis viermal so viel Menschen faßt, die von der Landwirthschaft leben, als vorher, Gutsland aber außerordentlich schwer aufgetheilt werden kann, weil es entweder rechtlich durch Fideikommisse und Aehnliches oder faktisch durch die „goldenen Klammern" unserer Hypothekengesetzgebung fast unangreifbar gemacht ist: dann ist es doch eben nur diese weitgehende Bindung und Aussperrung des Bodens, die den hohen Verkehrswerth von Bauernland und damit seine hohe Verschuldung verursacht. Diese Erscheinung gehört aber nicht der kapitalistischen Produktionart, sondern der vorkapitalistischen „ursprünglichen Akkumulation" an.

* * *

Kautsky hatte sich die Aufgabe gestellt, zu „untersuchen, ob und wie das Kapital sich der Landwirthschaft bemächtigt, sie umwälzt, alte Produktion- und Eigenthumsformen unhaltbar macht und die Nothwendigkeit neuer hervorbringt."

Als er am Schluß seiner Untersuchungen angelangt war, glaubte er die gestellte Frage bejahen zu können: „Wo aber haben wir das bewegende Moment zu suchen, das jene Aenderung in der Produktionweise nothwendig macht? Die Antwort kann nach dem Ausgeführten nicht schwer fallen. Die Industrie bildet die Triebkraft, nicht nur ihrer eigenen, sondern auch der landwirthschaftlichen Entwickelung. Wir haben

gesehen, daß es die städtische Industrie war, die die Einheit von Industrie und Landwirthschaft auf dem Lande zerstörte, die den Landmann zum einseitigen Landwirth machte, zum Waarenproduzenten, der von den Launen des Marktes abhängt, die die Möglichkeit seiner Proletarisirung schuf. Wir haben weiter gefunden, daß die Landwirthschaft der Feudalzeit sich in eine Sackgasse verrannte, aus der sie durch eigene Kraft sich nicht herausarbeiten konnte. Es war die städtische Industrie, die die revolutionären Kräfte schuf, die gezwungen und im Stande waren, das feudale Regime niederzureißen und damit nicht nur der Industrie, sondern auch der Landwirthschaft neue Bahnen zu eröffnen. Es war die Industrie, die dann die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen der neuen rationellen Landwirthschaft erzeugte, sie durch Maschinen und Kunstdünger, durch das Mikroskop und durch das chemische Laboratorium revolutionirte und dadurch die technische Ueberlegenheit des kapitalistischen Großbetriebes über den bürgerlichen Kleinbetrieb herbeiführte."

Kautsky rekapitulirt dann, daß der Parzellen- und zum Theil auch der Kleinbesitzer sich immer mehr dem industriellen Proletarier nähert, weil er auf Lohnarbeit und Hausindustrie angewiesen ist, während der Mittel- und Großwirth als Waarenproduzent sich immer mehr gezwungen sieht, einen industriellen Nebenerwerb zu ergreifen. Auch die überseeische Konkurrenz wälzt die bestehenden Besitz- und Produktionverhältnisse gewaltig um und zwingt die nothleidenden Betriebe zu dem „rationellsten Mittel, der Vereinigung von Industrie und Landwirthschaft."

„So kehrt die moderne Produktionweise ... am Ende des dialektischen Prozesses wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück: zur Aufhebung der Scheidung von Industrie und Landwirthschaft. Aber war im primitiven bäuerlichen Betriebe die Landwirthschaft das ökonomisch entscheidende und führende Moment, so hat sich jetzt das Verhältniß umgekehrt. Die kapitalistische Großindustrie herrscht: und die Landwirthschaft hat ihren Geboten Folge zu leisten, ihren Bedürfnissen sich anzupassen. Die Richtung der industriellen Entwickelung wird maßgebend für die landwirthschaftliche. Ist die erstere dem Sozialismus zugewandt, so muß auch die letztere sich ihm zuwenden... Die reine Landwirthschaft hört in der kapitalistischen Gesellschaft auf, ein Element des Wohlstandes zu sein. Damit hört aber auch die Möglichkeit für die Bauernschaft auf, wieder auf einen grünen Zweig zu kommen. Wie die landwirthschaftliche Bevölkerung der Feudalzeit, gerathen auch diese Elemente in eine Sackgasse, aus der sie sich durch eigene Kraft nicht befreien können... Wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wird es auch diesmal die revolutionäre Bevölkerung der Städte sein müssen, die ihnen die Erlösung bringt und ihnen die Bahn öffnet zur weiteren Entwickelung..."

So wie diese abschließenden und zusammenfassenden Sätze, ist das ganze Buch ein unhistorisches und unorganisches Gewebe von wahren, halbwahren und falschen Behauptungen und Vorstellungen. Unhistorisch, weil die vermeintlich in der „kapitalistischen Wirthschaft" entdeckten Entwickelungtendenzen so alt sind wie die Wirthschaft und namentlich die Tauschwirthschaft überhaupt; weil die vermeintlichen historischen Kategorien in Wahrheit immanente ökonomische Kategorien sind, die nur veränderte Form und, entsprechend der höheren Integration und Differenzirung des sozialen Lebens, höhere Intensität angenommen haben. Es ist natürlich richtig, daß sich „das Kapital in diesem Jahrhundert der Landwirthschaft bemächtigt hat":

aber es ist falsch, die Behauptung so zu wenden, als sei Aehnliches nicht auch schon vorher, in der vorkapitalistischen Aera, erfolgt. Als der Eisenpflug den Holzpflug verdrängt hatte, da war ebenfalls, um mit Kautsky zu reden, ein Theil der „bäuerlichen Hausindustrie ruinirt" und der bisher sich selbst versorgende Landmann wurde vom städtischen Schmied oder wenigstens vom Eisenhändler „abhängig", wie dieser vom Bergmann. Und als Benediktiner und Cisterzienser die germanischen und slavischen Waldwüsten kolonisirten und landwirthschaftliche Musteranstalten schufen, da waren es auch Geldkapital und Wissenschaft der Städte, die die Landwirthschaft umwälzten und neue Produktionformen erzeugten. Aber der Marxismus schneidet alle Fäden, die unsere hochentwickelte Wirthschaft mit ihren Vorstufen verbinden, ab und muthet uns zu, Alles, was sich seit dem Jahre 1500 an neuen Formen entwickelt oder auch nur eigenthümlich entwickelt hat, als spezifische Charakterzüge der kapitalistischen Wirthschaft anzusehen: die Eisenbahn und die Naturwissenschaft, den künstlichen Dünger und die Besiedelung Nordamerikas.

Unorganisch ist es im höchsten Grade, wenn eine verrannte Einseitigkeit immer nur die Impulse betrachtet, die von der Industrie der Landwirthschaft gegeben werden, nicht auch die, die von der Landwirthschaft aus die Industrie bewegen. Kautsky bekennt sich doch zu einer organischen Auffassung der Gesellschaft: jede organische Beziehung beruht aber auf Gegenseitigkeit.

Unorganisch und unhistorisch zu gleicher Zeit aber ist die Vernachlässigung der mächtigen Beziehungen zwischen Staatsform und Wirthschaftform. Die Unterwerfung einer Menschengruppe durch die andere, das Herrenrecht der Ungleichheit, hat alle Kulturstaaten der uns bekannten Geschichte begründet. Kautsky selbst nennt den Staat eine Herrschaftinstitution: aber die Wirthschaft beruht auf dem Recht der Gleichheit. Da diese beiden in der Wurzel verschiedenen Kräfte mit einander im Kampfe stehen, so lange ein Staatsleben existirt, hat sich immer als jeweilige Resultante der Kräfte die geltende Staats- und Wirthschaftordnung ergeben.

Gewiß soll und muß der Wirthschaftforscher von den Einwirkungen der Herrschaftinstitution abstrahiren: „Er muß die kapitalistische Produktionweise in ihrer Eigenart, in ihren klassischen Formen, gänzlich losgelöst von den sie umgebenden Resten und Keimen anderer Produktionformen, erforschen." Aber eine solche Abstraktion, eine solche methodisch-nothwendige Isolirung der Wirthschaft aus ihrem politischen Milieu erreicht man nicht dadurch, daß man einfach dekretirt: Im Jahre 1500 beginnt die kapitalistische Wirthschaft! Mit ein paar ungeheuren Sammelbegriffen, wie „Feudalzeit" und „kapitalistische Aera", die nichts bedeuten, weil sie zu viel bedeuten sollen, ist eine so große Aufgabe nicht zu lösen, sondern nur durch eine sorgfältige und möglichst bis zum Augenblick der Staatenbildung zurückgehende Auseinanderlegung aller der verschlungenen politischen und ökonomischen Fäden, die Kette und Einschlag zu unserer Gegenwart gegeben haben.

Ich fasse mein Urtheil in einen Satz zusammen: Mit einem nicht gewöhnlichen Wissen, Fleiß und Scharfsinn ist hier der Versuch gemacht worden, die Landwirthschaft in Geschichte, Entwickelung, Technik und Statistik in die Schablone der marxistischen Doktrin zu pressen, und dieser Versuch ist mißlungen, ja, er ist gegen den Marxismus ausgeschlagen. Kautsky hat der wissenschaftlichen Nationalökonomie einen Dienst erwiesen, als er jene Doktrin auf die Mensur stellte. Das ist ihr verhängnißvoll geworden; aber es war muthig und ehrlich von ihm.

 Dr. Franz Oppenheimer.

777.

„Der G'schriftenbauer muß heut' schwören vorm Amt in Calwe!!“

Die Nachricht machte das ganze Schwarzwalddörflein rebellisch. Denn fürs Erste wars noch im vorigen Jahrhundert. Betrügen und Betrogenwerden war noch nicht Zeitgeist, — und zudem baut man noch heutzutage dort auf Wort und Handschlag wie auf Felsen.

Der G'schriftenbauer war ein Oesterreichischer gewesen und hatte sich vor ein paar Jahren im Dorf angekauft. Ein kleines Männchen, mit schwarzgrauen, schieligen Augen und grauem, struppigem Bart. Er war aber biderb gegen Jedermann, den er gerade brauchte, aber erbärmlich, ja niederträchtig gemein gegen Den, den er verbraucht hatte. Zahlreiche Rechtshändel liefen ihm von einem Ort zum anderen nach, denn lange hielts ihn nirgends.

Sein Weib, die Drosselagnes, war eines Bauern Tochter vom Unterland und gab sich sehr hoffährtig, obwohl sie im Grunde ausgepicht dumm war. Sie wollte Bescheid wissen in allen Gekräutern, Schmierkuren, konnte sich aber ihr eigen Fett weder vom Leib noch vom Herzen herunterkuriren. Sie war unförmlich und zornig, was man selten zusammen antrifft, und wenn sie mit den Nasenflügeln wedelte, so war ein Gewitter im Anzug. Ihren Mann hatte sie wohl dressirt. Er fraß ihr aus der Hand.

„Beide taugen nicht viel“, flüsterten die Weiber im Backhaus. „Sie haben zu viel mit G'schriften zu thun!“

* * *

An Martini des verflossenen Jahres hatte ein junger Eingesessener des Dorfes, der Michelesbauer am Bach, geheirathet und um zwanzig Morgen Wald und etlich Viertel fetten Boden gehandelt und der G'schriftenbauer war auch mit dabei gewesen, weil er auch Etwas ablassen mußte. Man wurde handelseins und der G'schriftenbauer erhielt noch 777 Gulden (1350 Mark) Aufgeld vom Michelesbauern.

An Lichtmeß verkaufte der Michelsbauer sechs Paar Ochsen aus der Wintermast an den „Amerikaner“, einen „Schmußer“ und Hammelhändler, der auch viel mit dem G'schriftenbauern „fuggerte“. Der verrechnete mit dem G'schriftenbauern die 777 Gulden rheinisch, was vom „Amerikaner“ in einer „Schriften“ mitgetheilt wurde, die beim Michelesbauern geschrieben und vom Großknecht dem G'schriftenbauern überbracht wurde. Damit war der Handel fertig.

Bald darauf rührte aber den „Amerikaner“ der Schlag.

Der G'schriftenbauer aber hatte üble Angewöhnung, daß er nur „G'schriften“, die für ihn selbst „gut und nützlich zu lesen“ waren, fein säuberlich aufhob, diejenigen aber schleunig verlor, verräumte oder verbrannte, in denen etwas für seinen Nebenmenschen Ersprießliches, für ihn selbst aber weniger Vortheilhaftes zu finden gewesen wäre.

So kam es, daß er sich nur an die 777 Gulden erinnerte, die der Michelesbauer ihm schuldig geworden war, den Verrechnungbrief aber, den der Großknecht ihm gebracht hatte, verloren, verräumt oder verbrannt hatte.

Deshalb war er natürlich vollkommen im Recht, wenn er die 777 Gulden vom Michelesbauern wiederum haben wollte.

Die Drosselagnes vom Unterland giftete ihn noch auf; und so verklagte der G'schriftenbauer den Michel, weil er nicht gutwillig zweimal zahlen wollte.

* * *

So war es gekommen, daß der G'schriftenbauer schwören mußte. Es war unerhört; das ganze Dorf wurde rebellisch, weil es für Jedermann feststand, daß der G'schriftenbauer das Geld schon erhalten habe.

Der Gerichtssaal war gedrängt voll. Ernst erklangen die Mahnworte des Geistlichen und des Richters an das Ohr der Versammelten. Dumpfes Murmeln wandelte durch den Saal. Der G'schriftenbauer blieb eisig. Das Genick leicht eingezogen, mit bösem Blick die Schaar der Dörfler messend, erhob er die Rechte zum Schwur.

Wenn er ihn leistete, wurde dem Michelesbauern, der kaum zu „hausen" angefangen hatte, der Hof über dem Kopf verkauft und er selbst auf die Straße gejagt wie ein Hund.

Totenstille herscht im Saal. Da stürzt Annemeile*), Michels junges Weib, eine derbe, stämmige Blondine, vor die Schranken. Ihre Augen sind starr und weit aufgerissen, die linke Hand krallt ins wirre Haar und die geballte Rechte dräut wider den G'schriftenbauern. Sie kreischt laut auf:

„Wenn Dus vor unserm Herrgott Dir in den Rachen lügst, so soll Dir die Zunge still stehn, Du . . . . ."

Lange stand sie noch da: Starr lohten ihre Blicke wider den Gegner. Eisiger Schauer lag auf der Versammlung. Selbst der Richter wagte kein Wort. Endlich sank sie ohnmächtig zurück in Michels Arme, der trutzig dabei stand.

Die Drosselagnes „bebberte" vor Wuth mit den Nasenflügeln und warf stolz wie eine Bäuerin von sechzig Ochsen den Blick nach dem „armen Geschmeiß" hinüber.

Der G'schriftenbauer hatte die Hand sinken lassen. Auf einen Blick seines Weibes erhob er sie wieder. Nochmals verwies der Richter auf die Heiligkeit des Eides und die zeitlichen und ewigen Strafen, die der Meineid nach sich zöge. Das borstige Nackenhaar des Sechzigers sträubte sich und zitterte nervös. Aber er blieb fest und . . schwur . . . . . „so wahr mir Gott helfe!!"

Die Drosselagnes blickte stolz wie eine Königin um sich. Was kümmerten sie diese Leute?! Du mein Gott, man kann ja wegziehen aus dem Nest.

Doch was war Das?!

„Ah — a — a — a — a — aah!" Schrill und herzzerschneidend schwirrte es durch den Saal. Sie schaut auf. Der G'schriftenbauer glotzt ins Leere wie ein gestochener Bock.

Hastig springt sie auf. . . .

Er aber stürzt, den gräßlichen Laut monoton wiederholend, aus dem Saal . . . fort!

Am Fuß des Burgthurmes von Liebenzell fand man ihn mit zerschmettertem Schädel. Die Drosselagnes band dem Toten die rechte Hand in den Sarg und steckte ihm eine dreifach geweihte Kerze mit drei eingeschnittenen Kreuzen zwischen die Finger, damit sie nicht aus dem Grab herauswüchsen. Dann verließ sie das Dorf.

Annemeile aber, als sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war und das Vorgefallene erfahren hatte, sagte mit Inbrunst: „777! Drei heilige Zahlen!" Und noch heute steht an dem Haus: „777" und der Urenkel, der das Haus jetzt bewohnt, zeigt die Zahlen gern.

Fritz Maser.

---

*) Annemeile = Anna Maria.



Die Beschäftigung der Nervenkranken.

Früher meinte man, der Arzt habe für das Wohl des Leibes zu sorgen. Die Seele überwies man den Theologen und den Philosophen. Das war z. B. die Auffassung Kants. In ihrer ganzen Schroffheit konnte sie sich nicht erhalten, aber verschleiert hat sie geherrscht und herrscht zum Theil noch heute. Freilich nöthigt die Macht der Verhältnisse, die sogenannten Geisteskranken den Aerzten zu überlassen. Indessen überall da, wo „die Vernunft" erhalten war, trat die Theilung wieder ein und bei Allen, die nicht ausgesprochen geisteskrank waren, hatte der Arzt sich nur um die Behandlung des Körpers zu kümmern. Für Jeden, der die Absurdität des alten Dualismus einsieht, der weiß, daß der Körper nur die von außen gesehene Seele und die Seele nur der von innen gesehene Körper ist, muß von vorn herein die Beschränkung des Arztes auf den Körper als ein Unsinn gelten. Diese höhere Anschauung war und ist aber das Theil Weniger. Für die Meisten mußte die bessere Einsicht erst a posteriori gewonnen werden; die Erfahrung mußte zeigen, daß man den Menschen nicht in zwei Stücke zerreißen kann und daß Geistiges und Körperliches einander immer bedingen. Aber die Erfahrung ist stets das Aschenbrödel gewesen. Dem alten Dualismus wurde nicht sie entgegengestellt, sondern ein anderes Gespenst, der Materialismus. Dieser beherrschte, auch wo er nicht ausdrücklich bekannt wurde, die Aerzte und bewirkte, daß gerade sie sich dem Fortschritt in den Weg stellten, indem er sie nur das Körperliche des Menschen erblicken ließ. Für die „naturwissenschaftlich Denkenden" wurde der Mensch zu einer Summe von Atomen, deren Mechanik zu erkennen war. Je glänzender die Eroberungen der Naturwissenschaft und der naturwissenschaftlichen Medizin waren, um so mehr neigte man sich zur absoluten Physik. Diese Einseitigkeit, die Begeisterung für das Mechanische, hat, wie es scheint, vor einigen Jahrzehnten ihren Höhepunkt überschritten. Seitdem ist ein neuer Geist erwacht, aber er breitet sich nur langsam aus und noch regirt der Geist des Mechanismus weite Kreise. Die Erkenntniß, daß es nicht genüge, den Menschen wie ein chemisches Präparat mit Reagentien zu behandeln, ihn zu elektrisiren wie einen Froschschenkel, ihn in die Luft zu setzen oder mit Wasser zu begießen, daß vielmehr recht vielen scheinbar körperlichen Störungen nur mit geistigen Einwirkungen beizukommen sei, weil sie durch solche entstanden sind: diese Einsicht wurde zuerst durch die Erscheinungen, die man früher als thierischen Magnetismus bezeichnete, angeregt. Jetzt kennt man sie als die Vorgänge der Suggestion. Bemerkenswerth ist, daß die Reform nicht etwa von der sogenannten Naturheilkunde ausging, die vielmehr tief im Materialismus steckt und nichts ist als eine geistlose Verherrlichung der physikalischen Heilmethoden und gewisser Diätvorschriften. Auf

das Einzelne kann ich an dieser Stelle nicht eingehen; auch ist es schwer, über diese Dinge in Kürze zu reden, weil wir uns noch mitten in der Entwickelung befinden. Das aber darf man wohl sagen, daß heute Niemand mehr den Namen eines wissenschaftlichen Arztes für sich beanspruchen kann, der nur die Krankheit, nicht den kranken Menschen als seinen Gegenstand erfaßt. Der Arzt soll wissen, daß das sogenannte körperliche Leben nicht nur die geistigen Vorgänge auf das Ernstlichste beeinflußt, sondern eben so von ihnen beeinflußt wird; eine ärztliche Behandlung, die keine Rücksicht auf die „Seele“ nimmt, ist Pfuscherarbeit. Nur nebenbei sei daran erinnert, daß hier natürlich unter „Seele“ nicht das Ens der alten rationalen Psychologie verstanden wird, sondern die der inneren Erfahrung zugänglichen Vorgänge, die Gehirnveränderungen, die uns nur als Gefühle und Gedanken faßbar sind. Es ist ja richtig, daß die Seele nicht für alle Gebiete der Medizin die gleiche Bedeutung hat, daß z. B. der Chirurg weniger mit ihr zu thun hat als der Neurolog; trotzdem aber gilt das Gesagte für alle Aerzte. Denn auch der Chirurg hat einen fühlenden und denkenden Menschen vor sich; er ist erst dann Arzt, nicht nur Operateur, wenn er darauf stets die gebührende Rücksicht nimmt. Die Gynäkologen haben früher Allerlei gethan, was sie besser unterlassen hätten, und sie hätten es unterlassen, wenn sie außer mit der Anatomie und Physiologie des Weibes auch mit seiner Psychologie vertraut gewesen wären. Der Hausarzt gar bedarf der Psychologie täglich und stündlich. Von hundert angeblichen Magenkatarrhen (um ein anschauliches Beispiel zu wählen) sind neunzig überhaupt keine Katarrhe, sondern die Reaktion auf Gemüthsbewegungen. Mit Recht hat ein hervorragender Kollege gesagt, wohl die Hälfte aller krankhaften Zustände sei psychogener Natur. Natürlich ist dabei nicht an die „großen“ Krankheiten gedacht, sondern an die Zustände, mit denen der Hausarzt fortwährend zu thun hat. Man sollte nun meinen, daß die Irrenärzte recht eigentlich Seelenärzte wären. Sie sind es insofern, als sie mit Seelenkranken zu thun haben, hingegen nicht insofern, als die Geisteskrankheiten in der Regel nicht psychogen sind und bei ihrer Behandlung die seelische Behandlung im eigentlichen Sinne des Wortes zurücktritt. Es ist ein populärer Aberglaube, daß die Leidenschaften und die seelischen Strapazen überhaupt die Leute verrückt machen. Die Leidenschaften sind vielmehr gewöhnlich ein Zeichen, daß der Geist schon erkrankt ist, und durch Gemüthsbewegungen, Ueberanstrengungen u. s. w. werden eben nur Die verrückt, die die Bedingungen der Geisteskrankheit bereits in sich tragen. In der Irrenbehandlung ist das Negative, Abhaltung aller Schädlichkeiten (des Verkehrs mit Freunden und Verwandten, des Berufes, lasterhafter Gewohnheiten u. s. w.), Pflege und Schonung, die Hauptsache. Erst später, wenn die eigentliche Krankheit nicht mehr besteht, ist ein positives Eingreifen möglich,

— vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich ist. Das eigentliche Objekt der positiven seelischen Behandlung sind die sogenannten Nervenkranken. Wenn wir im gewöhnlichen Leben von Nervenkrankheiten schlechtweg sprechen, so meinen wir nicht Erkrankungen der Nervenstränge, sondern krankhafte Zustände des Gemüthes und von Gemüthszuständen abhängige körperliche Störungen. Wir denken an das weite Gebiet der Nervosität, der Nervenschwäche, der Hysterie und ähnlicher Leiden. Man kann sagen, diese Leiden seien auch Geisteskrankheiten: nur leichte und solche, in denen die „Vernunft“ nicht wesentlich gelitten hat. Das ist ganz richtig: es giebt keine scharfe Grenze zwischen den Nervenkrankheiten und den Geisteskrankheiten; aber trotzdem hat die Trennung ihren guten Sinn. Unrichtig ist, daß die Zustände der Nervosität u. s. w. in Geisteskrankheit „übergehen“ könnten; sie sind zwar, wie diese, in der Hauptsache Veränderungen des Bewußtseinzustandes, aber sie sind von den schwereren Formen vollkommen verschieden. Wer weder durch seine Geburt noch durch gewisse Vergiftungen zur Geisteskrankheit disponirt ist, Der kann so nervenkrank sein, wie er will: er wird nicht geisteskrank werden. Jedoch nicht nur Ursachen und Verlauf machen die Nervenkrankheiten selbständig, sondern vor Allem die Thatsache, daß die meisten ihrer Symptome psychogen sind, d. h. Störungen, die theils den Wirkungen der Gemüthsbewegungen überhaupt analog sind (wie Zittern nach Schreck), theils Hemmungen der Funktion durch unbewußte Gedanken (wie die Unfähigkeit, zu gehen in Folge der Vorstellung, nicht gehen zu können). Weil es sich so verhält, ist bei den Nervenkranken der Seelenarzt am Meisten nöthig. Ihnen ist nur durch Einwirkung auf das Geistige zu helfen. Freilich sind da sehr verschiedene Wege möglich. Hilfe kommt entweder durch den Glauben oder durch die Werke. Der Glaube oder die Suggestion ist von je her das Hauptheilmittel gewesen. Die aber, die die Suggestion vermittelten, waren sich entweder ihres Zieles bewußt oder handelten Dessen unbewußt. Alle Wunderthäter, alle Kurpfuscher und die meisten Aerzte haben zu jeder Zeit durch den Glauben kurirt, ohne es zu wissen, d. h. sie riethen Kranken irgend Etwas an, das sie selbst für heilkräftig hielten, und wenn es half, so schrieben sie Das ihren Mitteln zu, während in Wirklichkeit die Suggestion geholfen hatte. Bei dieser Methode ist der Kurpfuscher gegenüber dem Arzt entschieden im Vortheil, denn der Arzt muß als Rationalist auftreten, während der Kurpfuscher den Zauberstab schwingt, ohne sich zu schämen. Die bewußte Suggestionirung kann auf zweierlei Art verfahren. Entweder sie bedient sich des — bereits vorhandenen oder zu erweckenden — Glaubens des Kranken an ein Mittel oder eine Heilmethode (larvirte Suggestion) oder sie verläßt sich auf das Wort allein. In diesem Falle giebt der Arzt die bestimmte Erklärung ab, das Leiden sei vorübergehender Natur

und werde bald verschwinden. Ist das Geschick oder die Autorität des Arztes hinreichend, ist die Empfänglichkeit des Kranken, seine Neigung, zu glauben, zu vertrauen, groß, so wird schon diese direkte Wachsuggestion (wie man es nennen kann) oft zum Ziele führen. Weil Das aber nicht immer gelingt, hat man die Empfänglichkeit des Kranken zu steigern versucht und ihn in einen Zustand versetzt, in dem er der Versicherung zugänglicher ist, ihn in eine Art von Schlaf gebracht, in dem seine Kritik und seine Bedenklichkeiten schweigen: ihn hypnotisirt. Die larvirte Suggestion ist zwar, wie die Dinge jetzt liegen, unentbehrlich, aber sie verliert an Kraft in dem Grade, wie die Urtheilskraft des Publikums wächst, und sie ist für den ehrlichen Arzt immerhin ein peinliches Opfer, weil auch ein frommer Betrüger doch ein Betrüger bleibt. Daß die direkte Wachsuggestion in vielen Fällen nicht ausreicht, ist ohne Weiteres klar. Aber auch die hypnotische Suggestion ist nicht bei allen Menschen anwendbar, sie ist weder jedes Patienten noch jedes Arztes Sache und ihr Erfolg ist von bestimmten Voraussetzungen auf beiden Seiten abhängig. Nach Alledem genügt die Suggestion allein nicht. Zum Glauben müssen Werke hinzutreten. Wie der Mensch, der etwas Böses gethan hat, seine Gewissensangst durch gute Thaten, so weit es möglich ist, überwindet, eben so muß der krankhafte Mensch durch die rechte Thätigkeit auf den rechten Weg geführt werden, so weit Das eben möglich ist. Seinem Leben muß ein brauchbarer Inhalt gegeben werden, er muß befriedigt werden. Befriedigung, Frieden, Ruhe aber erlangt der Mensch nur durch eigenes Thun, er kann sie nicht aus der Luft greifen und kein Anderer kann sie ihm schenken. Der Andere kann nur rathen und darauf hinweisen, wie die Sache anzugreifen sei. Allerdings ist Das aber gerade sehr nöthig, denn an Thätigkeit fehlt es ja nicht, nur an der rechten Thätigkeit. Die Kranken sind wie Leute, die sich vorwärts bewegen möchten, aber, statt zu gehen, mit Händen und Füßen strampeln. In nutzloser oder schädlicher Weise wird die Kraft verthan, in überhasteter Arbeit, in zwecklosen Gemüthswallungen, in allerhand Albernheiten, die als Vergnügungen bezeichnet werden. Da ist die Aufgabe des Arztes, zu sagen: So und so mußt Du leben, wenn Du gesünder werden willst. Diese Anleitung ist für den Nervenkranken das Wichtigste. Bei leicht Kranken genügen Rathschläge, den schwerer Kranken aber muß der Arzt selbst an der Hand nehmen und ihn selbst auf den rechten Weg führen; und dazu muß der Kranke aus seinen bisherigen Umgebungen herausgenommen und in ein neues Leben, das der Arzt regelt, hineingestellt werden. Mit anderen Worten: der Kranke braucht eine Heilanstalt. In den meisten der bestehenden Nervenheilanstalten werden die Patienten gebadet, massirt, elektrisirt; im Uebrigen faullenzen sie und führen das selbe nichtsnutzige Leben, das „die Welt“ führt. Ich will die Leiter dieser An-

stalten nicht anklagen, ich schätze viele von ihnen persönlich hoch und weiß, daß sie den besten Willen haben. Aber sie können gegen den herrschenden Geist nicht aufkommen und sind auf Gelderdienst angewiesen. Wir brauchen einen neuen Geist und Anstalten, in denen dieser Geist herrscht, in denen den Patienten gezeigt wird, wie sie leben müssen. In den Nervenheilstätten sollen die Kranken nicht nur ein einfaches, vernünftiges Leben führen — ein Leben ohne Mammonismus, ohne Trinkunsitten und die Verkehrtheiten der gewöhnlichen Geselligkeit —: sie sollen auch arbeiten lernen. Die Heilstätten müssen daher Beschäftigunganstalten sein. Das aber ist eine schwere Sache und es wird Mühe kosten, ehe das Ziel erreicht worden ist. Nun: ein erster praktischer Versuch dazu ist bereits gemacht, nicht von einem Arzt, sondern von einem schweizer Ingenieur, Herrn Grohmann in Zürich. Er hat uns neuerdings über seine Erfahrungen berichtet*) und seine Schrift sei Jedermann recht warm empfohlen. Er hat seit einigen Jahren Nervenkranke bei sich beschäftigt. Er hat sie Gärtnerei, Tischlerei und einige andere Arbeiten treiben lassen, hat ihnen seine Zeit gewidmet, ist ihnen Vorarbeiter, Lehrer und Freund gewesen. Was er mit ihnen und an ihnen erlebt hat, Das schildert er anschaulich. Er verhehlt sich die Schwierigkeiten der Sache nicht, ja, seine Ausführungen tragen manchmal eine etwas elegische Färbung. Das ist begreiflich, denn aller Anfang ist schwer und Grohmann hat es besonders schwer gehabt. Er war auf geringe Mittel angewiesen, hatte keinen kaufmännischen Geist und große Abneigung vor aller Reklame. Die Unterstützung, die er fand, reichte nur eben hin, die Sache über Wasser zu halten. Unter seinen Patienten waren auffallend viele Schwerkranke, was sich wohl aus Grohmanns Beziehungen zu den züricher Irrenärzten erklärt. Wenn aber einmal die erste schwere Zeit überwunden ist, wenn unsere Sache die gebührende Aufmerksamkeit findet, dann wird man mit besserem Muth reden können. Die Hauptschwierigkeit wird freilich immer bleiben, Männer, wie Grohmann, zu finden, die technische Fähigkeiten, Verständniß und uneigennützige Liebe zur Sache vereinen, aber auch sie wird überwunden werden, denn schließlich haben sich die rechten Männer noch immer gefunden. Jetzt heißt es: schreien, damit unsere Stimme die der Geschäftemacher übertöne und zu den rechten Ohren bringe. Es giebt ja viele Reiche, die gern helfen möchten. Sie müssen nur gefunden werden.

Grohmann macht einige Vorschläge für die Zukunft. Er meint erstens, man könne die staatlichen Irrenanstalten durch Anfügung geeigneter Abtheilungen zu Nervenheilanstalten erweitern. Das hat auch die sächsische Regirung bereits in Erwägung gezogen, den Plan vorläufig aber wieder fallen lassen. Durch die staatlichen

*) „Technisches und Psychologisches in der Beschäftigung von Nervenkranken" von A. Grohmann. Stuttgart, F. Enke. 1899. gr. 8°. XI und 78 S.

Nervenabtheilungen würde einem Theil des vorhandenen Bedürfnisses entsprochen werden können, — aber doch nur einem Theil. Für viele Nervenkranke würde diese Art der Unterbringung nichts taugen. Dann wünscht Grohmann Anstalten, die durch Genossenschaften auf dem Lande in geeigneter Gegend errichtet würden. Sie sollen nach seinem Vorschlag eine Art weltlicher Klöster werden, Gemeinwesen, in dem die Genossen unter dem sachverständigen Arzt als Oberhaupt sich strenger Ordnung unterwerfen und ein einfaches, arbeitsames Leben führen. Das ist ungefähr das Selbe, was auch ich schon verlangt habe. Der Klostergedanke ist tief in der menschlichen Natur begründet und die Reformation hätte besser daran gethan, die Klöster zu verbessern, als sie aufzuheben. Auch wir brauchen Stätten, in die sich der Mensch aus dem weltlichen Treiben zurückziehen kann. Dem Bedürfniß des Mittelalters entsprachen die Einrichtungen der Kirche, heute müßte natürlich das Allgemein-Menschliche die Grundlage bilden und an die Stelle der dauernden Gelübde die Möglichkeit freien Eintrittes und Austrittes treten. Auch die buddhistischen Klöster gewährten die Möglichkeit des Rücktrittes. Viele, die in der Friedensstätte ein angenehmeres und nützlicheres Leben als ihr früheres kennen gelernt hätten, würden gern für immer bleiben, Andere aber, die rüstiger und enger mit dem äußeren Leben verknüpft sind, würden nach kürzerer oder längerer Zeit wieder gehen. Wir reden ja immer von Stätten der Erholung, von Sommerfrischen u. s. w. Aber aus Alledem wird doch nichts Rechtes, weil es auf Gelderwerb angelegt ist.

In einer späteren Schrift will Grohmann zeigen, wie er sich die Verwirklichung seines Planes im Einzelnen denkt. Hoffentlich werden ihm Hörer und Bethätiger des Wortes nicht fehlen.

Leipig. Dr. Paul Julius Möbius.



Spaniens Armee.

Ich hatte im Frühjahr dieses und des vorigen Jahres Gelegenheit, in Spanien einen näheren Einblick in die militärischen Verhältnisse des Landes zu gewinnen. Spanien hat den Verlust seines Kolonialbesitzes der Unzulänglichkeit seiner Flotte und dem Mangel genügenden fortifikatorischen und artilleristischen Schutzes seiner Küsten zuzuschreiben, der es hilflos einem Angriff der amerikanischen Flotte preisgab. Um eine angemessene politische Machtstellung wiederzuerlangen, bedarf es also einer gründlichen Reform seiner Wehrmacht; aber die entscheidenden Verhältnisse in Spanien liegen doch anders als in Preußen nach 1806, in Oesterreich nach 1866 oder

in Frankreich nach 1870, denn die spanischen Finanzen sind gänzlich zerrüttet. Von etwa einer Milliarde Pesetas jährlicher Staatseinnahmen ist ungefähr die Hälfte auf die Zinsen der Staatsschuld zu verwenden, 146 Millionen erfordert das Kriegs-, 25 Millionen das Marinebudget, für alle übrigen Zweige des Staatslebens bleiben daher nur 329 Millionen verfügbar. Was hilft da der Hinweis, daß Deutschland, England, Frankreich, Rußland und selbst die Vereinigten Staaten ihre Heeresrüstungen verstärken und deshalb Ersparnisse im Kriegsbudget, wenn Spanien im Auslande geachtet dastehen solle, unmöglich seien? Mit einer dauernden Erhöhung des Kriegsbudgets um 28 Millionen meinte freilich General Polavieja, die Armee reorganisiren, das veraltete Kriegsmaterial durch neues, namentlich Schnellfeuergeschütze ersetzen und die wichtigen Küstenplätze befestigen zu können. Die Präsenzstärke des Heeres wünscht er auf 180000, nach anderen Angaben auf 190000 Mann und die Landwehr auf 364 Bataillone zu bringen, so daß sich die Stärke des gesammten Heeres auf 250000 bis 300000 Mann beziffern würde. Zu diesem Zweck soll die allgemeine Wehrpflicht in der Form eingeführt werden, daß von den jährlich 90000, ausschließlich 20000 wegen häuslicher Verhältnisse vom Dienst befreiten dienstfähig werdenden jungen Leuten 60000 jährlich auf zwanzig Monate in das stehende Heer und 30000 als Ersatzreservisten eingestellt werden. Jedoch erklärt sich der Kriegsminister mit einer vorläufigen Herabsetzung seiner Forderung um 28000 Mann aus Rücksicht auf die Finanzlage einverstanden.

Nach dem Anuario Militar für 1899 waren die militarischen Streitkräfte Spaniens im Anfang dieses Jahres: I. Stehendes Heer: 56 Linien-Infanterie-Regimenter, 4 Regional-Regimenter, das Disziplinarbataillon in Melilla, 2 Regional-Regimenter der Kanarischen Inseln, 28 Kavallerie-Regimenter nebst je einer Eskadron auf den Balearen und in Melilla und einem Detachement auf den Kanarischen Inseln, 14 fahrende Artillerie-Regimenter, 3 Gebirgsartillerie-Regimenter, 11 Festungartillerie-Bataillone und eine gemischte Batterie in Melilla, 3 Sappeur- (Mineur)-Regimenter, ein Pontonier-Regiment, ein Eisenbahnbataillon, ein Telegraphenbataillon, je eine Sappeur-Compagnie auf den Balearen und in Melilla, eine Luftschiffer-Compagnie und die Truppen der Militärverwaltung, Sanitätverwaltung und Landesvermessung. Endlich gehören zur Armee die Hellebardiere, die Königliche Schul-Eskadron, die Guarda civil (Gendarmen), die Carabiniers, die Lokalmilizen und die Seecompagnien von Ceuta und Melilla. Nach dem selben Anuario haben diese Cadres folgende Effektivstärke: die Infanterie 111409 Mann, die Kavallerie 15903 Mann, die Artillerie 15484, die Genietruppen 7204, die Militärverwaltung 1886, das Militär-Sanitätwesen 1260, die Vermessungbrigade 1260 Mann, die Freiwilligen-Miliz von Ceuta

119, die Seecompagnien 156, die Hellebardiere 225, die Königliche Schul-Eskadron 150, die Guarda civil 18140, die Carabiniers 14156, die Invaliden 441 Mann: im Ganzen 187029 Mann, von denen 153917 Kombattanten sind. Das Heer wird befehligt von 5 Generalkapitänen, 44 Generallieutenants, 72 Divisionären und 128 Brigadegeneralen. Der Generalstab zählt 250, die Infanterie 7513, die Kavallerie 1755, die Artillerie 1156, die Genietruppen zählen 530, die Hellebardiere 40, die Karabiniers 623, die Guarda civil zählt 1075, der Festungsgeneralstab 50 Offiziere, die Militärverwaltung 971 Beamte, das Militär-Sanitätpersonal 638 Aerzte und 144 Apotheker. Dazu kommen 10 Militär-Justizbeamte, 378 Feldgeistliche, 231 Veterinärbeamte, 79 Remontirungbeamte, 373 Militärbureaubeamte, 119 Fortifikationaufseher, bei der Vermessungbrigade 14, bei der Sanitätbrigade 44 Beamte.

II. Reservearmee: 56 Reserve-Infanterieregimenter, 2 Reserve-Infanterieregimenter der Balearen und 6 balearische Reserve-Bataillone, 14 Reserve-Kavallerieregimenter und je 8 Depots der Reserve-Artillerie und Reserve-Ingenieure. Das Personal an Generalen besteht aus 9 Generallieutenants, 46 Divisionären, 142 Brigadegeneralen, an Offizieren und Beamten bei der Infanterie 5538, der Kavallerie 913, der Artillerie 263, der Genietruppen 125, der Guarda civil 328, der Karabiniers 143, der Militär-Verwaltung 54, des Sanitätwesens 9, der Sanitätbrigade 7, des Justizcorps 6, der Territorialtruppen der Kanarischen Inseln 83.

Sonach ergiebt sich eine Totalziffer von 500 Generalen, 25056 Offizieren und Beamten. Kombattanten bei den Fahnen sind 187029, die erste Reserve zählt 55000, die zweite Reserve 122000 Mann. Doch steht diese zweite Reserve z. Z. nur auf dem Papier. Für die geplante Reform des Heereswesens ist der Umstand wichtig, daß die Heeresverwaltung eine sehr beträchtliche Anzahl der Offiziere, die in den Kolonien dienten und die nur zum Theil anderweitig versorgt oder verabschiedet werden können, im Heer wieder unterzubringen hat. Von der allgemeinen Wehrpflicht erwarten viele Spanier eine allgemeine Erstarkung der Nation und besonders auch eine Verbesserung der Lage der ärmeren Klasse der Bevölkerung, die bisher bei dem System des Loskaufes die Hauptlast des Heeresdienstes trug. Die Loskaufsumme von 1500 Pesetas auf den Kopf liefert dem spanischen Staatsschatz aber eine sehr beträchtliche Einnahme und deshalb soll eine Wehrsteuer für die Bemittelten eingeführt werden.

Im Prinzip besteht die allgemeine Wehrpflicht in Spanien schon seit dem Wehrgesetz von 1882 und das Recht des Loskaufes gilt nur im Frieden, nicht für Kriegszeiten. Wer es aber irgend bestreiten kann, kauft sich vom Dienst los. Auf Cuba und den Philippinen diente nur der ärmste Theil der jungen Heerespflichtigen. Das Offiziersgehalt beginnt in Spanien mit

100 Pesetas monatlich. Das genügt natürlich nicht, um in der Gesellschaft Figur zu machen; trotzdem ist das Aussehen der Offiziere auf der Straße — wenigstens in Madrid — in der Regel tadellos und ihre Haltung ist militärischer als die der französischen Offiziere, an die sie im Uebrigen durch die Aehnlichkeit der Uniform erinnern. Das Mannschaftenmaterial der spanischen Armee ist gut, zum Theil sogar vortrefflich, nach unseren Begriffen aber zu jung, um größere Strapazen auszuhalten. An die äußere Haltung der Mannschaften kann man in Anbetracht des südlichen Klimas keine besonderen Anforderungen stellen. Sie ist auch in Madrid — selbst beim Aufziehen der Wachen im Königlichen Schloß, das ich einige Male mitansah — schlaff und verdrossen; in den Provinzen natürlich noch schlechter. Die Wachtposten stehen mit Gewehr bei Fuß und dem Wachtdienst fehlt die Akkuratesse. Ueberhaupt wird der Dienst nachlässig und ohne Interesse betrieben. Ich sah z. B. in Tarragona ein Scheibenschießen, bei dem man es nicht einmal der Mühe für werth gehalten hatte, einen Kugelfang einzurichten, und die Geschosse einfach ihren Weg ins Meer nehmen ließ.

Die spanische Inlandsarmee ist in 8 Armeecorps mit 15 Infanterie-Divisionen, 2 Kavallerie-Divisionen und 4 Kavallerie-Brigaden eingetheilt. Das I. Armeecorps (Madrid) besteht aus 3 Infanterie-Divisionen zu je 2 Brigaden, 1 Artillerie- und 1 Kavallerie-Division; das II. Armeecorps (Sevilla) aus 2 Infanterie-Divisionen mit 4 Brigaden und 1 Kavallerie-Brigade; das III. Armeecorps (Valencia) aus 2 Infanterie-Divisionen mit 2 Brigaden; das IV. Armeecorps (Barcelona) aus 2 Infanterie-Divisionen mit 4 Brigaden und 1 Kavallerie Brigade; das V. Armeecorps (Saragossa) aus 1 Infanterie-Division zu 2 Brigaden (1 Reservedivision wird im Bedarfsfall aus Reservetruppen gebildet) und 1 Kavallerie-Brigade; das VI. Armeecorps (Burgos) aus 3 Infanterie-Divisionen mit 6 Brigaden; das VII. Armeecorps (Valladolid) aus 1 Infanterie-Division mit 2 Brigaden und 1 Kavallerie-Brigade; das VIII. Armeecorps (Coruña) aus 1 Infanterie-Division. Die Etatsstärke der Infanterie-Bataillone beträgt im Frieden 22 Offiziere, 326 Mann, im Kriege 27 Offiziere, 1000 Mann; die der Jägerbataillone 27 Offiziere, 716 Mann oder 23 Offiziere, 1000 Mann; die der Batterien 4 Offiziere, 71 bis 98 Mann und die der Festungartillerie-Compagnien 4 Offiziere, 88 Mann. Diese Friedensetats sind, namentlich die der Infanterie, viel zu schwach.

Die etatsmäßigen Gesammtstärken der spanischen Armee betragen nach dem Gesetz vom neunten Juli 1898 im Frieden: An Infanterie 63 991 Mann, an Kavallerie 14 386 Mann, an Artillerie 12 063 Mann, an Genie 5539 Mann, an Verwaltungtruppen 1500 Mann, an Krankenträgern 901 Mann, an Königlicher Eskorte 1291 Mann, an Gendarmerie 14 697 Mann, an Zollwacht 14 186 Mann, im Ganzen also 128 599 Mann. In Kriegsstärke

erhöhen sich diese Ziffern bei der Infanterie auf 132000 Mann, Kavallerie 17156 Mann, Artillerie 12166 Mann, Genie 11027 Mann, Verwaltung 11140 Mann, Sanitätwesen 483 Mann: in Summa 183972 Mann (außer den Offizieren, deren Ziffer unbekannt ist) mit 590 Geschützen. Die Effektiv-Friedensstärke betrug jedoch bisher aus Sparsamkeitrücksichten nicht mehr als durchschnittlich 100000 Mann. Das wehrpflichtige Alter erreichen jährlich in Spanien 180000 junge Leute, von denen aber 70000 nicht dienstfähig sind und 20000 — eine sehr hohe Ziffer — mit Rücksicht auf häusliche Verhältnisse vom Dienst befreit werden. Demnach bleibt ein Heeresersatz von 90000 Mann verfügbar und damit könnte Spanien bei dreijähriger Dienstzeit sehr wohl eine Armee von 300000 Mann und darüber aufstellen. Aber die Finanzlage schließt eine solche Heeresstärke gebieterisch aus und läßt selbst bei nur zweijähriger Dienstzeit die Einstellung des gesammten Jahreskontingentes nicht zu. Man will daher einen Mittelweg einschlagen und plant eine zwanzigmonatige Dienstzeit, jährliche Einstellung von 60000 Mann und Ausbildung der übrigen 30000 Mann als Ersatz-Reserve. Das würde bei einer Gesammtdauer der Dienstzeit von zwölf Jahren (drei Jahre in der aktiven Armee, drei Jahre in der ersten Reserve und sechs Jahre in der zweiten Reserve) 600 bis 700000 Mann ausgebildete Mannschaften und 300000 Mann einigermaßen geschulte Ersatzreserven ergeben.

Breslau. Oberstlieutenant Rogalla von Bieberstein.



Ludwig von Hofmann.

In keiner Kunst läßt man die gestaltende Individualität so wenig gelten wie in der Malerei. Der Dichter ist Dramatiker, Epiker oder Lyriker, auch in der Musik ist eine Klassifizirung im Sinn dieser Dreitheilung ganz eingebürgert, nur in der bildenden Kunst will man davon nichts hören. Der Maler ist nach der Meinung des Publikums nur ein Abschilderer der Natur: man glaubt „Objektivität" von ihm fordern zu dürfen, und läßt seine Berufung auf den inneren Zwang des Künstlertemperamentes höchstens als mildernden Umstand zu. Kein hervorragender Maler ist jemals in dem Maße populär geworden wie die genialen Dichter. Volksthümlich werden nur die gewissenhaften Maler bekannter Gegenständlichkeiten: die großen Menzel und die kleinen Anton von Werner. Der poetisch veranlagte Maler begegnet nie einem breiteren Verständniß und muß nicht selten hören, die Erzeugnisse seiner schöpferischen Phantasie seien willkürliche Ausgeburten

und Verzerrungen der Natur. Daß wir Das nicht noch häufiger erleben, kommt nur daher, daß die Malerei in der That, mehr als die anderen Künste, am Stoffe klebt. Der Umweg über die reichgeschmückte Natur ist so lang und auch so verführerisch, daß die schwächeren Begabungen über dem Wege das Ziel verfehlen und auf irgend einer mit klingendem Namen versehenen Etappenstation liegen bleiben. Nur Wenige überwinden die Natur so weit, daß sie reinen Kunstabsichten dienstbar wird. Aus den Werken dieser Auserwählten aber fällt ein zündender Funke in die Seelen. Ihre „Verzerrungen" sind wahre Kunst, die Schildereien der Anderen Illustratorenarbeit.

Ein schlagendes Beispiel selbstgefälliger Verständnißlosigkeit, der also der Malerpoet begegnet, ist das Schicksal Ludwigs von Hofmann. Jahre lang wurde er auf allen Ausstellungen vom Kunstpöbel verlacht und gehöhnt. Selbst die Kollegen wußten nichts mit ihm anzufangen, denn er gehörte keiner Fraktion oder Clique an. Erst als die moderne dekorative Bewegung einsetzte, vermeinte man, ihn registriren zu können; und froh, ein Wort für seine „Richtung" gefunden zu haben, nannte man ihn „dekorativ". Die Bezeichnung könnte gelten, wenn sie ausdrücken will, daß seine Bilder schmücken, — ein der deutschen Malerei beinahe verloren gegangenes Etwas, obgleich es die vornehmste Aufgabe aller bildenden Kunst sein sollte. Aber Das meinte man gar nicht. Man wollte damit eine gewisse Geistlosigkeit, einen Mangel an psychologischer Tiefe — Das heißt: an anekdotischem Inhalt — charakterisiren. Dieses Mißverständniß ist um so beschämender, als Hofmann in einer Zeit, in der die bildenden Künste die nationalen Schranken fast allgemein durchbrachen, ganz deutsch geblieben war. Nicht absichtlich und bewußt, sondern, weil seine Empfindung sich unwandelbar in den Grenzen bewegte, die die deutsche Eigenart umschließen. Es bedeutet noch nicht viel — besonders nicht viel für die Kunst —, ein Lyriker, ein Märchendichter und Liedermaler zu sein; aber es bedeutet viel, diese Innerlichkeit mit den Mitteln der Malerei, Farbe und Form, vollendet zum Ausdruck zu bringen. Ein deutscher Maler, dessen gesunde poetische Empfindung vollkommen Malerei ist und neben den Werken der besten französischen Koloristen bestehen kann: Das will viel sagen.

Hofmann hat sich in Frankreich vielleicht erst selbst entdeckt. Die Bilder seiner Phantasie konnten nicht lebendig werden, bevor seiner Naturanschauung ein Stil gereift war: in Paris lernte er seine eminent koloristische Begabung frei benutzen. Dort fand er den Muth, seinen Augen zu trauen. Sie offenbarten ihm Dinge, die vor ihm Niemand gesehen hatte, und er lernte, sie mit Pinsel, Farbe und Pastellstiften als wundervolles malerisches Gleichniß darstellen. Er sieht die Dinge etwa so, wie der Bewohner eines anderen Planeten, der über Nacht auf unsere Erde gefallen wäre, sie sehen müßte: mit dem Erstaunen des ganz Unbeeinflußten. Am Besten gelingt ihm das kleine Pastell, weniger glücklich ist er oft in seinen Oelbildern größeren Umfanges. Seine Malerei macht dort den Eindruck der unorganischen Vergrößerung eines Originales, das man vorziehen würde. Diese Kunst, die ganz von der malerisch poetischen Idee getragen ist, wird konventionell, wenn sie in zu weitem Faltenwurf auftritt; nicht konventionell im gewöhnlichen Sinn, aber doch so, daß dem Künstler da sein eigener festgefügter Stil zur Fessel wird.

Die Farbe allein genügt ihm nicht. Er will ja nicht koloristisch malen,

wie etwa Monet, der die Gegenstände durch die wechselnden Farbengläser der Wetterstimmung betrachtet, oder wie Liebermann, der in passiver Empfänglichkeit, ohne Absicht, in die Natur schaut, dann sich plötzlich zum Bewußtsein aufrafft und mit wenigen Pinselhieben die Impression auf die Leinwand bringt. Hofmann will seine visionäre Sehnsucht gestalten. Dazu braucht er, neben der den konkreten Dingen entlehnten Farbe, noch die abstrakte Form, den rhythmischen Nachdruck der Linie, den Reimklang und das metrische Maß des Ornamentes. Er muß die Natur des Alltages zu einer Festtagsnatur umbilden, die seine Träume beherbergen und seine Menschen herorbringen kann und uns eine zärtliche Erinnerung an die jugendfrühe Welt unserer kindlichen Gesichte weckt. Und Das gelingt ihm. Er beherrscht Linien und Ornamente mit seltener Meisterschaft. Was viele Andere unsicher suchten, was aus den Bildern der englischen Praeraffaeliten und der jungen Holländer hinaus zum reinen Ornamente drängte, das lineare Element, zwingt Hofmann in den Dienst seiner Idee und weist ihm den rechten Platz. Im Mittelpunkt seiner Bilder, da, wo die innerste Stimmung lebt, ist Alles Farbe und Komplex; gegen den Rand hin werden jedoch die Menschen und ihre Gewänder, die Bäume und Felsen, die Wolken und Wellen immer mehr linear, so daß gewissermaßen der Rahmen schon im Bilde beginnt. Dadurch wird die Stimmung in den Mittelpunkt gebannt und kein Gedanke irrt neugierig über die Peripherie hinaus. Den wirklichen Rahmen bemalt oder schnitzt er in einer Ornamentik, die in formalem und gedanklichem Zusammenhang zum Bilde steht, und häufig läßt er das lehrhafte Moment, das auf die ausgesprochene Empfindung hinweist, als leise Note in der ornamentalen Umrahmung anklingen. Bis zur Allegorie verirrt sich diese Neigung bei ihm nie; dennoch lenkt sie manchmal vom Genuß des Ganzen ab. Je reiner das Ornament im Rahmen auftritt, je weniger es sich auf Formen der Natur bezieht, desto besser schließt es die Stimmung ab und zeigt uns, daß Hofmann seine Bilder ganz abgerundet, ganz als Schmuckstücke empfindet, also — wenn man es denn so nennen will — wirklich dekorativ.

Seine Menschen handeln nicht. Sie leben in der „schönen Trägheit der Blumen“; ihre Stellungen sind gefällig, die Gesichter still. Es sind nicht selbständige Geschöpfe, deren Thun uns interessirt, sondern Gestaltungen eines mit plastischen Bildern spielenden Sinnens. Die badenden Frauen wecken in uns die Lust, im kühlen Waldwasser unterzutauchen, die Schatten der Bäume laden zum Ausruhen in der farbigen Kühle ein. Wir empfinden vor seinen Bildern die ahnenden Schauer des Unendlichen, das drohend Phantastische der Welt und die Tanzfreude sorgloser Glückjäligkeit, aber am Häufigsten doch das Glück eines von engen Schranken umstellten Daseins, zwischen Gebüsch und Wasser, an sicheren, stillen Plätzen, aus dem Schatten in flimmerndes Sonnenlicht blickend, mit der Welt verbunden nur durch den grenzenlosen Himmel. Wie eine fortlaufende Gedankenreihe, die sich in Gestalten bewegt, spricht es aus der Gesammtheit seiner Werke. Er malt die Bilder, wie sie der geisterreiche Drang eines Faust sieht, den die Künste Mephistos mit süßen Traumgestalten im Schlaf versenkt haben.

Die Arbeit der Künstler, zu denen Hofmann zählt, wird von der Tendenz beherrscht, die im Kampf gegen den unbefriedigenden Naturalismus steht. Das Verhältniß dieser Künstler zur Natur ist symptomatisch für das ganze geistige Leben unserer Zeit. Den großen Impressionisten, zu deren herber Resignation

die Natur nur von Weitem sprach, denen die Erde nichts war als die mit niederem Gesträuch bewachsene Kruste einer Feuerkugel, die nur das Licht malten, das die Gegenstände mit Oberflächenfarben, mit Reflexen und Gegenreflexen belebt, traten die Koloristen entgegen, die nicht minder scharf sehen, die aber, poetischer Eingebung folgend, die Erde wieder zu einem Tummelplatz menschlichen Lebens machen, deren Kunst den Dingen Eigenleben verleiht und denen die Natur auf den Anruf ihrer Empfindung mit harmonischen Klängen antwortet. Jene Kunst war groß, aber kalt; und sie wirkte auf die Dauer monoton. Der Himmel spiegelt sich im Thautropfen so gut wieder wie im See und die scheinbar enge Kunst der Koloristen erweitert sich Dem, der sich liebevoll darin versenkt, zu einem unerschöpflich tiefen Weltbild. Künstler wie Ludwig von Hofmann gehören der Romantik an, die in der deutschen Kunst von je her heimisch war, deren wesentliches Merkmal eine zwiespältige Sehnsucht ist. Südlich-hellenische Träume von plastischer Schönheit und nordisch-christliche Vergeistigung der Wirklichkeit stehen in ihr unvermittelt einander gegenüber: die Sehnsucht nach Aphroditen und nach der Madonna zugleich. Höchste Sensitivität entspringt diesem Zwiespalt, das Tiefste und Geheimste wird angedeutet und ertönt wie eine entfernte, halb verwehte Musik, aus der Feder andere, eigene Melodien formt. Die klassische Klarheit eines Goethe oder Boecklin mag sich mit dieser Romantik nicht befassen. Aber in Hölderlins Gedichten, in Schumanns Liedern und in den Bildern eines Schwind, Thoma und Hofmann lebt sie klar und rein. Sie ist gar nicht weltumspannend, sondern deutsch; und am Deutschesten dann, wenn sie lyrisch ist. In ihrem Gebiet wird am Angestrengtesten nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten gerungen, weil ihre Aufgaben so nah dem letzten Ziel aller Kunst liegen. Hofmann hat, viel mehr noch als Thoma, der sich zuweilen in nationalen Archaismus verirrt, diese Aufgabe bewältigt und ganz neue Empfindungformen geboren, die die Grenzen der modernen Malerei erweitern. Sie fassen die Farbenstudien der letzten Jahrzehnte glänzend zusammen und verbinden sie organisch mit dem bedeutsamen Liniendrang der Zeit.

Schon einmal gab es einen Maler, der, ähnlich wie Hofmann, Farbe und Form zu symbolisirender Einheit zu verschmelzen trachtete: Otto Philipp Runge, dessen Bilder in der hamburger Galerie einen Ehrenplatz einnehmen, seit endlich ein kunstsinniger Geist dort seinen Einzug hielt. Als Runge lebte, kannte die bildende Kunst nur tote Regeln und klassisch-akademischen Faltenwurf, weder Farbe noch Licht. Er betrat als Einzelner tastend den Weg, auf dem unsere heutige Malerei stolz und sicher einherschreitet. Goethe nannte seine Bilder „ein Labyrinth dunkler Beziehungen". Sie enthalten im Keim alle Elemente Dessen, was das moderne Formgefühl und der entwickelte Farbensinn als schön empfinden. Das Ziel, das ihm als Entdecker vorschwebte, ist durch Hofmann jetzt, nach neunzig Jahren, erreicht worden. Und schon verwandelt dieses Ziel sich in einen neuen Anfang und eine neue Zeit kündet sich an, in der die Malerei ein noch innigeres Verhältniß zur Natur suchen und mit dem reichen, schon zugerichteten Material zum Bau schreiten wird.

Karl Scheffler.



Selbstanzeigen.

Das Künstlerbuch. Eine ausgewählte kleine Reihe illustrirter Künstler-Monographien, Band III: Franz Stuck, mit 28 Bildern. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Der vielgenannte münchener Meister zeigt eine ganz ungewöhnliche Künstlerlaufbahn insofern, als seine ersten zehn Lehr- und Schaffensjahre ausschließlich dem Griffel und der kunstgewerblichen Darstellung gewidmet waren. Plötzlich schien er dann ein ganz Anderer geworden zu sein. Seit 1889 entwickelte er sich vom geistreichen Farbenpoeten antik-romantischer Stoffe in kurzer Zeit zu einem monumentalen Darsteller allegorischer Ideen. Dieses sprunghafte und erstaunliche Wachsthum Stucks aus seinen natürlichen Quellen zu erklären und den logischen Zusammenhang der scheinbaren Willkürlichkeit seiner künstlerischen Produktion nachzuweisen, war die Absicht dieses Buches, dem Nachbildungen der schönsten Werke Stucks beigegeben sind. Franz Hermann Meißner.



Studien und Skizzen aus Naturwissenschaft und Philosophie. Verlag von Gebrüder Borntraeger, Berlin.

Diese Sammlung von gemeinverständlichen wissenschaftlichen Aufsätzen, die in zwanglos erscheinenden, selbständigen Bändchen von durchschnittlich je vier Bogen Umfang geplant ist, verfolgt in erster Linie den Zweck, bei durchaus freier Behandlung des besonderen Themas in weiteren gebildeten Kreisen Sinn und Verständniß für grundlegende und interessante Probleme der Naturwissenschaft und Philosophie zu wecken und zu erhalten, vor Allem aber auch zu eigenem Nachdenken über die erörterten Fragen anzuregen. Speziell diese letzte Aufgabe, Anregung zu eigener Geistesarbeit, soll leitender Gesichtspunkt sein; und deshalb überwiegen Vergleichungen, Erörterungen und kritische Betrachtungen wesentlich gegenüber der Darstellung positiven Thatsachenmateriales. Die „Studien und Skizzen" wollen also weniger der Vermehrung positiven Wissens als der Förderung wissenschaftlichen Denkens dienen und unterscheiden sich dadurch von den vielen populärwissenschaftlichen Schriften, die theoretische und prinzipielle Fragen häufig gar nicht oder nur unzureichend berühren und meist nur zu einer der wirklichen Förderung wissenschaftlicher Erkenntniß hinderlichen Verbreitung und Befestigung der einseitigen Prinzipien des naturwissenschaftlichen Materialismus führen. Bisher sind erschienen: I. „Ueber wissenschaftliches Denken und über populäre Wissenschaft". In dieser Studie werden leitende Prinzipien für ein freies wissenschaftliches Denken und für die allgemeine Darstellung tieferer wissenschaftlicher Probleme gesucht. II. „Zum Problem der Willensfreiheit." Diese

zweite Studie untersucht hauptsächlich die Gründe, denen es zuzuschreiben sein mag, daß bezüglich dieses Problemes so schroffe Gegensätze entstanden sind und sich dauernd behauptet haben.

München. Dr. Adolf Wagner.



Nach Damaskus. Von August Strindberg. Deutsche Originalausgabe, unter Mitwirkung von Elsbeth und Emil Schering vom Verfasser selbst veranstaltet. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1899.

In der Anzeige der deutschen Ausgabe von Strindbergs „Legenden" habe ich schon darauf hingewiesen, daß Strindberg nach seiner letzten — von ihm in „Inferno" und „Legenden" geschilderten — Krisis sich in seinem Dichten und Trachten nur noch Gott und den letzten Dingen gegenüber sah. Wenn seine nächste Arbeit, ein Doppeldrama, den Titel „Nach Damaskus" trug, so war der beabsichtigte Hinweis auf den Apostel Paulus deutlich genug. Der erste Theil schließt damit, daß der „Unbekannte" der „Dame" in eine Kirche mit den Worten folgt: „Nun ja! ich kann ja immer hindurch gehen; aber bleiben werde ich nicht!" und der zweite Theil damit, daß der „Unbekannte" dem „Konfessor" ins Kloster mit den Worten folgt: „Komm, Priester, ehe ich meinen Sinn ändere!" Das läßt die Führung der Handlung ahnen, die auf ein Weiteres hinweist. Ein Theil dieses Weiteren sind zwei Dramen, die Strindberg während des letzten Winters in seiner Einsiedelei in Lund mit der ihm bei der Arbeit eigenen Konzentration geschaffen hat. Sie führen den gemeinsamen Titel „Vor höherer Instanz". Die deutsche Ausgabe beider Dramen wird im gleichen Verlag wie „Legenden" und „Nach Damaskus" erscheinen und ich hoffe, sie in nächster Zeit hier anzeigen zu können. Emil Schering.



Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft, herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Schriftleitung: A. Seidel, Sekretär der Gesellschaft und Schriftleiter der Deutschen Kolonialzeitung. Verlag von O. Kusserow, Berlin. Jahrgang I., 1899, Heft 1.

Die Deutsche Kolonialgesellschaft hat es in Gemäßheit ihrer Satzungen von je her als ihren vornehmsten Zweck betrachtet, die nationale Arbeit der deutschen Kolonisation zuzuwenden und die Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit in immer weitere Kreise zu tragen. Dieser Aufgabe hat sie in literarischer Hinsicht bisher durch die Herausgabe der Deutschen Kolonialzeitung genügt. In dem Rahmen einer Wochenschrift verbot sich aber naturgemäß eine eingehende Behandlung einzelner Fragen, selbst solcher von der größten Wichtigkeit. Eben so mußten alle Aufsätze, die einen mehr wissenschaftlichen oder technischen Charakter trugen und daher ihrer Natur nach nur für einen Theil der 32000 Leser der Deutschen Kolonialzeitung interessant sein konnten, ausgeschlossen bleiben. Da aber die Gesellschaft im Interesse ihres Ansehens auf die Anregung und Veröffentlichung solcher Arbeiten nicht verzichten kann, hat sie sich zur Be-

gründung der „Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirthschaft" entschlossen. Jährlich erscheinen zwanzig Hefte im Umfange von je zweiunddreißig Seiten mit Illustrationen und Karten in vornehmer Ausstattung. Die einzelnen Hefte werden unregelmäßig, aber in angemessener Vertheilung auf den Zeitraum eines Jahres, veröffentlicht. Sie sollen ein Sammelbecken für die literarischen Erzeugnisse der Kolonial- und Wirthschaftpolitiker wie der wissenschaftlichen Erforscher unserer Schutzgebiete sein. Das vorliegende erste Heft bringt einen Vortrag des Geheimen Kommerzienrathes Dr. Wilhelm Oechelhäuser über die im Anschluß an die Bestrebungen von Cecil Rhodes neuerdings so brennend gewordene Frage der deutsch-ostafrikanischen Centralbahn. Dann folgt ein Aufsatz über die Samoa-Frage aus der Feder des früheren preußischen Gesandten bei den Hansestädten, des Wirklichen Geheimen Rathes von Kusserow, der unter Bismarcks Leitung gearbeit und dadurch Gelegenheit gehabt hat, die Ansichten des Schöpfers unserer Einheit über diese Frage kennen zu lernen. Das Heft enthält dann noch ein Referat über die Verhandlungen des Reichstages in der Samoa- und Karolinen-Frage. Ein Artikel über unsere schwarzbraunen Landsleute in Neu Guinea vom Dr. Schnee bildet den Schluß. Möge das erste Heft — und eben so die folgenden — bei Allen, die Deutschlands überseeische Interessen zu fördern bestrebt sind, eine freundliche Aufnahme finden. A. Seidel.



Halbthier! Roman. F. Fontane & Co., Berlin.

„Was will sie? Mit was für Leuten muß sie verkehren? Wo giebts solche Leute?" So höre ich fragen.

Darauf antworte ich: „Ich denke, daß ich die selben Leute kenne wie Ihr. Den Ordentlichen Professor A. und den Freiherrn von B. und den Kommerzienrath C. und den Doktor D."

„Desto schlimmer," sagt man, „damit beweisen Sie Ihre Talentlosigkeit und Böswilligkeit, — weiter nichts."

„Erlauben Sie, welche Nummer hat Ihre Brille? Wie stehts mit Ihren Augen?"

„Leider nicht besonders."

„Und mit Ihren Ohren?"

„Bitte, man hört völlig genug für den Hausgebrauch, wie es einem Kulturmenschen geziemt. Man sieht auch schließlich genug."

„Da bin ich noch nicht so weit vorgeschritten. Ich sehe leider noch wie ein Wilder und höre wie ein Wilder und kann dazu auch mit den Ohren wackeln, ein Ueberbleibsel aus der Zeit, wo ich bei Gefahren die Ohren noch spitzte. Mich täuscht der ganz ordentliche Professor nicht so leicht und die freiherrliche Familie imponirt mir nicht. Ich sehe da Allerlei . . . mehr, als mir lieb ist."

O, ich kenne manchen Doktor Frey und manchen Henry Mengersen, kenne sie in allen Abstufungen. Ihr kennt sie auch. Weil sie aber so prächtige Leute sind, berühmt und angesehen, tadellos gekleidet, jovial, vielleicht gar Apostel oder Propheten irgend einer Idee, die die Menschheit beglücken soll, sei Ihr von ihnen und der Ehre, mit ihnen zu verkehren, wie berauscht, — und da denke ich in meiner Bescheidenheit, Ihr seht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Fragt

einmal vielleicht in der Familie nach, bei den Frauen jener mächtigen Gewächse, die so köstlich und reichlich gedüngt, im Bewußtsein ihrer Würde und ihres Intellekts, sich ausbreiten, wie Riesenpilze, die von außen gesund und zum Genuß einladend anzusehen, mit glatter Haut und großem Umfang, innen aber zerwuchert und bös durchritten sind. Fragt einmal an, wie es sich neben ihnen lebt?

Ihnen gleicht mein lieber Doktor Frey, der seine Menschenkraft ganz nach außen hin geleitet hat. Der liebenswürdige, joviale Streber, der er ist: wie kommt er daheim so ausgegeben und öde angestolpert, wie sackt er da in seinen herrlichen Eigenschaften zusammen! Was haben die Seinen an ihm? Einen zerwucherten, durchrittenen Riesenpilz, zu nichts zu gebrauchen, einen drückenden, mürrischen, giftigen Gesellen.

Und Mengersen, der große Künstler! Welche Stirn, welche stahlfesten Augen, die Gestalt elegant, jede Muskel wie von scharfem und doch sensiblem Intellekt durchdrungen! Die Art, sich zu kleiden, hebt ihn über das Gewöhnliche, wirkt auf gewisse Naturen verblüffend. Was ein armer tapferer Kerl mit schlecht sitzendem Rock und mit an den Knien ausgearbeiteten Beinkleidern mit Aufbietung aller Kräfte schwer erkämpft, fällt ihm zu. Er braucht, um es zu erreichen, nur etwas mehr Zeit und Geld zu seiner Toilette.

Für Frauen ist er unwiderstehlich. Diese jungen, naiven deutschen Frauen langweilen ihn schon seit Jahren. Sein Empfinden als Mensch ist vortrefflich geschieden von seinem Künstlerempfinden. Als Künstler kann er leidenschaftlich werden und groß sein. Er ist sich Dessen auch vollkommen bewußt. Er hat sehr viel über sich nachgedacht, beurtheilt und behandelt sich selbst gewissermaßen wie ein Kunstwerk. Er hat sich zur Kunst trainirt, wie Andere sich zu einem Sport trainiren, — eben so kühl rechnend. Er ist müde und gelangweilt vom Weibe. Entsetzlich, denkt er, das Weibliche in der Natur. Diese blinde Wuth, sich ins Elend zu stürzen. Das Gedankenlose, nie die Folgen Ueberschauende. Egoistisch wie der Mann; aber so unsäglich dumpf, so instinktiv. Wie unangenehm großgezogen ist dies langweilige aufdringliche Sich-Opfern-Wollen! Wie sie sich hindrängen wie eine dumpfe Heerde, — ekelhaft!

Ihm ist das menschliche geistige Weib, das nicht nur Geschlechtswesen ist, eine Unmöglichkeit, eine verächtliche Heuchelei des Halbthieres; und deshalb mißachtet und beleidigt er die junge Isolde, die, hingerissen von seiner Kunst, ihre Schönheit ihm offenbart, in reinstem Empfinden ekstatisch fortgerissen. Isolde liegt mit Schmach beladen, von Schmach erdrückt in dunkler Nacht, einsam, mit beschimpfter Seele und denkt über sich, denkt über das Weib nach.

Eine brennend heiße Angst steigt in ihr auf. Was war denn Das? Alles, was je gedacht, war vom Manne gedacht, Alles, was je gethan, war vom Manne gethan. Wie war ihr Das klar geworden? Ganz neu starrte es sie jetzt an: das Weib und das Thier haben nichts gethan und nichts gedacht, wovon man weiß! Bis in den innersten Grund ihrer Seele erschrak sie.

Da lag sie, wie gebrandmarkt. Hatte er nicht Recht? Lächerlich war es ihm, wenn sie von Kunst zu ihm sprach. Was hatte sie damit zu thun? Was ging sie Kunst an? Da fühlte sie die ganze Verachtung, die auf dem Weibe liegt. Da lag sie zertreten, beschimpft, vereinsamt und gehörte zu der dumpfen, gedankenlosen Hälfte der Menschheit, die nicht das Recht hat, sich im vollsten

Sinne Mensch zu nennen. Thränen lösten sich aus ihren Augen, brennende, schmerzhafte Thränen, die wie Blutstropfen aus einer Wunde flossen.

Henry Mengersen heirathet Isoldens Schwester, das Weib, das für ihn bequem ist; da braucht er sich nicht zu geniren. Er ist sich selbst genug. Er braucht den weiblichen Abklatsch seines Selbst nicht. Er hält seine Frau kurz, er weist ihr ihre Stellung an und duldet nicht, daß sie in seine Angelegenheiten hineinredet. Und nach Jahren sagt die verstummte Frau: Wie ein grauer Regentag ist diese ewige Mißachtung; dabei stirbt die Seele. Und als er ihr Wesen erdrückt hatte, langweilte sie ihn. Da verliebte er sich nun in die Schwester Isolde, die er einst wegen ihres lebendigeren Geistes als unbequem bei Seite geschoben hatte.

„Was sind diese Hühner um mich her, verglichen mit Dir? Du Dämon, Du kühler, brennender Dämon!“ ruft er sinnlos. Und Isolde durchschaut vollkommen diese teuflische Unlogik.

Wer wird Isolde verstehen? Die nur, die es selbst an sich erfahren haben, deren Seelen aus der tiefen Dumpfheit des Weibes auftauchen wollten, die den Drang der Menschwerdung selbst in sich spürten, die große Seelenqual und Seelenwonne, die zur Erkenntniß treibt.

O, ich höre, wie man sagen wird: Isolde will in die Rechte und in das geistige Wesen des Mannes hineinwachsen. Man wird nicht verstehen, daß sie Mensch werden will. Das liegt so fern fürs Weib. Sie will Weib sein und Mensch, nicht nur Geschlechtswesen. Sie will ihren Antheil an Erkenntniß. Sie will sich nicht mit einem verkrüppelten, lallenden, künstlich gezogenen Zwergengeist begnügen. Sie fühlt, daß ihr die schöne Unbewußtheit, die man dem Weibe anerzog, aufgezwungen ist. Sie fühlt, daß ausschließlich „Weib sein“ heißt: „nicht Mensch sein“, fühlt es als eine Schmach. Ihre Seele ruft in Todesnoth: Und habt Ihr eine Welt auf mich geworfen, — ich breche durch! Und habt Ihr mich verschüttet mit dem Schutt von Jahrtausenden, — ich breche durch!

Wer wird verstehen, daß die junge Isolde, als sie dem großen Künstler Mengersen ihre nackte Schönheit in wundervoller Ekstase offenbarte, seiner von ihr angebeteten Kunst ein Weihegeschenk brachte, wie es eine Künstlerseele der anderen bringen darf, ein reiner großer Mensch dem anderen?

Ja, sie hatte ihn geliebt! Ja, sie hatte ihm das Schönste gegeben, das Einzige, ihre Schönheit, die sie selbst liebte, die sie kannte und die sie selig und froh gemacht hatte. Seiner heiligen großen Kunst hatte sie sie geben wollen, — als Mensch und als Weib.

Die Männer haben sich als schlechte Künstler bewiesen, als sie den Begriff „Weib“ schufen, — undifferenzirt und ungegliedert. Und in diesen Begriff ist das Weib hineingewachsen wie in eine Zwangsjacke. Das Weib ist des Mannes schlechtestes Kunstwerk. Hin und wieder steigt eine Natur aus den Massen auf, die größer als der künstliche, armsälige, unvollkommen geschaffene Begriff „Weib“ ist. Und diese Naturen sind fremd auf Erden, sind umgeben von Geschöpfen, denen sie nicht gleichen. Es sind die Weibmenschen, wie die Natur sie gewollt, die von der engen Zwangsjacke des unnatürlichen Begriffes Weib gepeinigt sind, die mit Entsetzen fühlen, was dem Weibthum dieser Welt angethan wurde. Sie wollen in ihren Menschengeist hineinwachsen, in die Erkenntniß hineinwachsen, die den Menschen als Ziel gesteckt ist. Sie wehren sich gegen

das Schicksal geistiger Verkümmerung Sie fühlen ihr Menschenthum, — und auf Schritt und Tritt empfinden sie Mißachtung und Mißdeutung ihrer Einfachheit.

... Ja, wie kam ich auf diesen Roman? Ein Einfall wars wahrlich nicht, aber eine lange Kette von Erschautem und Empfundenem, ein heißer Drang, zu sagen, was ich sah.

Bei einem Diner wars. Ich war ein junges Ding voll Kraft und Leben und hielt meine Jugend für etwas Köstliches und fühlte Kräfte in mir, ein wundervolles Leben zu führen. Liebenswürdige Frauen saßen um den Tisch und Männer in hoher Stellung. Es wurde geplaudert und Anekdoten wurden erzählt und ich dachte: wenn diese Männer doch etwas Lebendiges sagen wollten. Alle diese Witze sind nicht besonders. Es dauerte nicht lange. Einer begann, sprach über etwas nicht Alltägliches mit seinem Gegenüber. Bald betheiligten sie sich Alle. Uns Frauen hatten sie völlig vergessen. Wir saßen stumm, schauten auf die Teller und lächelten einander zu. Plötzlich machte der Eine, der begonnen hatte, ein süßes Gesicht und sagte: „Die Damen werden entschuldigen, solche ernste Gespräche gehören sich eigentlich nicht u. s. w."

Wie kam es, daß ich tief erröthete?

Eine der Frauen sagte: „Ach bitte."

Da erröthete ich wieder. Heiß stieg es mir bis in die Augen und mir war, als hätte ich einen Schlag ins Gesicht bekommen.

Hier, an diesem vornehmen Tisch, in diesem jungen Kopf begann der Roman „Halbthier" zu spuken. Von da an verging kein Tag, an dem ich nicht spürte, daß die Weiber immer eine Heerde sind, die möglichst von der Tränke ferngehalten wird.

Die Heerde ist nicht übermäßig durstig, denn sie hat sich voll gefressen auf saftiger Waide. Es ist zu ertragen.

Ein Theil der Heerde hat aber auf dürrem Boden gegrast: diese Thiere sind gehörig durstig geworden. Sie drängen und stoßen und beunruhigen die zufriedene Heerde. Sie wollen zur Tränke. Mit der Peitsche muß nach ihnen geschlagen werden. Die Wächter der Tränke und die zufriedene Heerde mit dem schlafenden Durst wehren sich gegen die durstigen Thiere. Auf beiden Seiten ist man ärgerlich über die Unruhigen. Wollt Ihr wohl Ruhe halten!

Dieser Roman ist kein besonnener Roman. Ein durstiges Thier scheint darin sich offenbart zu haben. Es ist zu viel der Leidenschaft für die Satten, zu viel für die Wächter. Aber die Durstigen stimmen mit ein. Anders philosophirt das Pferd über die Peitsche als der Fuhrmann.

Die Wächter werden sagen: Wir sind nicht so roh. Wir sind wohlbestallte Wächter der Tränke. Das durstige Thier aber sieht nur Wächter wehren; gütig oder roh: ihm gilts gleich. Seht die Dinge vom Standpunkt Dessen, der leidet. Das ist der Standpunkt, von dem aus die Offenbarungen strömen.

Abgewogene Gerechtigkeit, hier wie dort vertheilt, ist göttlich; aber nur ein Leibloser ist im Stande, weise abwägend zu urtheilen. Die Euch ihren Theil der Welt kennen lehren, Das sind die Leidvollen, die ihr Leid offenbaren, die es mit sich tragen, die es Euch hinhalten. Der Leidvolle in seiner Einseitigkeit ist aber lebendiger als der Gerechte in seiner Gerechtigkeit.

München. Helene Böhlau (Frau al Raschid Bey).



Notizbuch.

Die schönen Tage der haager Friedenskonferenz sind nun zu Ende. Zeitungschreiber und Zeitungleser weisen, mit spöttisch gerümpfter Nase, auf den geringen Ertrag des gewaltigen Aufwandes, verkünden kichernd, die Ausdehnung des durch die Genfer Konvention geschaffenen Rechtszustandes auf den Seekrieg sei das einzige positive Ergebniß des langen Geredes, das im Uebrigen nur den zwischen den Völkern gehäuften Zündstoff vermehrt habe, und rühmen sich ihrer Prophetenkunst, der über diesen Ausgang der Sache nie ein Zweifel entstanden sei. Die Geschichte ist ja kläglich genug verlaufen; zu etwas ernsteren Betrachtungen aber könnte sie ernsthafte Leute doch stimmen. Denn erstens hat sie gelehrt, wie wenig selbst der scheinbar mächtigste Mann heutzutage zu leisten vermag, wenn ihn nicht das Interesse starker Volksschichten stützt. Den Plan des Zaren hat weder der russische Tschin noch die europäische Bourgeoisie mit Begeisterung begrüßt; den Tschinowniks brachte er Unbequemlichkeiten und neues Schreibwerk, der militairischen Bureaukratie obendrein noch eine Minderung ihres Ansehens, — und daß unter Europens Industriekapitänen vielfach die Hoffnung auf einen Krieg gehegt, ein Krieg als einzige Rettung vor dem nach der pariser Weltausstellung zu erwartenden Krach angesehen wird, ist längst kein Geheimniß mehr. So blieb Nikolais Majestät vereinsamt; und der junge Reußenherrscher müßte schon eine ungewöhnlich lebhafte Phantasie besitzen, um sich einzubilden, er habe Etwas „erreicht". Doch die gescheiterte Aktion bietet uns noch eine zweite Lehre. Die Leute, die über die Unthätigkeit der in den „Busch" und nach Scheveningen verbannten Diplomaten Witze machen, bedenken gar nicht, daß diese excellenten Herren an keinem Ort des Erdballes beträchtlichere Leistungen vollbringen. Sie haben weislich die haager Protokolle der Mitwelt verborgen; aber sie tagten zum Theil diesmal doch wenigstens im berühmten „Licht der Oeffentlichkeit", — und nun haben die annoch Titelgläubigen gesehen, was von solchen Vertretern eines rückständigen Systems gewirkt und geschaffen wird. Ein preußischer Oberst und Herr Léon Bourgeois, die Beide nie im diplomatischen Dienst unthätig waren, ragten wie Geistesriesen über die Greisenperücken empor. Kein Wunder: eine Zunft, in der Fürst Chlodwig zu Hohenlohe den Ruhm eines Staatsmannes erwerben und Herr Bernhard von Bülow wie ein schöpferischer Genius angestaunt werden konnte, überstrahlt leicht auch der leidlich begabte Dilettant. Und diese Gesellschaft, die höchstens die für die Eintagsarbeit nöthige Geschäftsroutine aufzubringen vermag, sollte einer Lebensfrage der gesitteten Menschheit die Antwort suchen und finden! Wenn die Völker endlich einsähen, daß die müssigen Herren, die man Botschafter, Gesandte, Legationräthe und Attachés nennt, nicht das Geringste leisten, daß die für ihren Luxustrain aufgewandten Millionen einfach vergeudet sind, und daß, seit Eisenbahnen, Telegraphen- und Telephonleitungen erfunden sind, dieses ganze Zopfzeitsystem jede Existenzberechtigung verloren hat, dann hätte die haager Rednerei einen großen Erfolg gebracht. Und wenn man die adeligen Pfründner höflich zwänge, künftig daheim ihren Kohl zu bauen, statt aus Monarchenschlafstuben

und Ministervorzimmern den Klatsch aufzulesen und in Denkschriften zu verpacken, dann hätte man zur Dauerbarkeit des Friedens mehr beigetragen, als es durch Konventionen, Paragraphen und Schiedsgerichte je möglich wäre.

* * *

Der Besuch, den der Kaiser dem französischen Schulschiff Iphigénie im Hafen von Bergen abstattete, wurde in unserer Presse als ein weltgeschichtliches Ereigniß dargestellt, als der Sieg eines liebenswürdigen Bezauberers über gallischen Chauvinismus, als der Beginn einer neuen Epoche mitteleuropäischen Friedens. Jetzt wird in Deutschland über den Vorgang nicht gern mehr gesprochen. Schade. Denn in französischen Blättern werden über den Tag von Bergen sehr merkwürdige Dinge erzählt. Im Figaro, dessen leitende Redakteure ein gutes Verhältniß zu Deutschland wünschen, konnte man lesen, der Kaiser habe bei der Einfahrt in den Hafen auf allen Schiffen seines Geschwaders die französische Flagge hissen lassen, ce qui était contraire à tous les règlements. Auch das Motiv dieser auffälligen Ehrung wird mitgetheilt: L'Empereur avait admirablement compris que notre amour-propre national était soumis à une épreuve suffisamment rude. Danach ist also das französische Nationalgefühl auf eine sehr harte Probe gestellt, wenn der Deutsche Kaiser den Fuß auf ein französisches Schiff setzt, und der Kaiser muß ganz besondere, den internationalen Regeln widersprechende Ehrenbezeugungen aufwenden, um diese Probe erträglich zu machen. Außerdem wird berichtet, Wilhelm der Zweite habe gesagt, er beneide die französische Marine um ihr Menschenmaterial, dem er nichts Gleichwerthiges an die Seite zu stellen habe, und hinzugefügt: „Die Seeleute, die Sie nachher auf meinem Schiff sehen werden, sind noch das Beste, was ich zu bieten vermag, — aber Die habe ich auch selbst ausgebildet!" Der Kaiser habe sich plus que courtois gezeigt, doch sei es ihm nicht gelungen, die eisige Höflichkeit der französischen Mannschaft auf einen wärmeren Ton zu stimmen. Das meldet ein nüchterner Bericht; die in kleineren Blättern verbreiteten Mären können im Bereich der deutschen Preßfreiheit nicht einmal angedeutet werden... So sieht die Bilanz des „weltgeschichtlichen Tages" in der gemeinen Wirklichkeit aus. Ob man uns nicht endlich mit einer offiziösen Darstellung des betrübenden Ereignisses trösten wird? Vielleicht. Und ob man nicht aufhören wird, privates Handeln hoher Herren als politisch und historisch bedeutsam auszubrüllen? Gewiß nicht. Eben hat der „Meteor", die Yacht des Kaisers, in Cowes einen Preis gewonnen. An diesem Erfolg seines gut gebauten Schiffes wird der Monarch sich nicht mehr Verdienst zuschreiben als irgend ein Baron Rothschild oder Ephrussi an dem Sieg seines Rennpferdes. In der deutschen Presse aber giebt es Hundeseelen, die den Kaiser als Triumphator auf dem Gebiete des Wassersportes feiern und der aufhorchenden Menschheit zurufen, nun, seit dem denkwürdigen Tage von Cowes, sei das Band der Freundschaft zwischen Briten und Deutschen fester als jemals vorher geknüpft. Und diese Meteor-Politik wird wahrscheinlich währen, bis dem deutschen Ansehen einst das letzte Gestirn erloschen ist.



Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 19. August 1899.

Der Kaiser-Kanal.

Ueberwältigend schön nannte, in einem an den Oberpräsidenten der Rheinprovinz gerichteten Telegramm, der Deutsche Kaiser den ihm von den Städten Remscheid und Solingen und vom bergischen Landvolk bereiteten Empfang. „Ueberwältigend, großartig, herzlich und ungekünstelt“ hatte er vorher im dortmunder Rathhause den Empfang genannt, den die Bürgerschaft der Rußstadt dem zur Einweihung des Dortmund-Ems-Kanals herbeigeeilten Monarchen bereitet habe. Und überwältigend scheint auf die im dortmunder Hafen Versammelten auch die Rede gewirkt zu haben, die der Kaiser ihnen hielt. Im Deutschen Reich war es bisher nicht üblich, dem höchsten Vertreter der Nation, wenn er öffentlich sprach, mit Kundgebungen irgend welcher Art ins Wort zu fallen; die Hörer pflegten das Ende solcher Reden abzuwarten und dann erst ihrem Empfinden den Ausdruck zu suchen. In Dortmund war es anders: der Kaiser wurde durch Bravorufe, durch „stürmischen“, „sehr stürmischen“ Beifall und „erneutes Bravo“ unterbrochen. Diese neue, seltsame Sitte wird sich hoffentlich nicht einbürgern; sonst könnten wir eines Tages das widrige und beschämende Schauspiel erleben, daß Deutsche, die mit dem von ihrem Kaiser Gesagten unzufrieden sind, seine Rede mit Aeußerungen des Unwillens, mit Murren oder gar mit Zischen begleiten. In Dortmund war durch den aufgewandten Empfangsapparat die Stimmung wohl ins Hundstägige gesteigert worden: ganze Schwärme von Brieftauben durchschwirrten die sommerlich leuchtende Luft, Fahnen und Laubwerk schmückten die Straßen, das Bier aus den Kellern der Union- und Löwenbrauerei floß gewiß nicht allzu spärlich in die dürstenden Kehlen und die drei-

hundert Posaunenbläser, die, wie gemeldet wurde, den Kaiser begrüßten, mögen mit ihrem Gedröhn die Nerven mächtig gerüttelt haben. Es wäre interessant, einmal festzustellen, wer solche dem germanischen Wesen sonst fremde „Huldigungen" ersinnt; daran, daß sie auf den Sinn des Monarchen irgendwie tiefer wirken könnten, darf man natürlich nicht denken; aber sie entstellen für kurze Stunden leicht die Grundstimmung einer Bürgerschaft, die unter dem Eindruck des Schaugepränges steht. Das ließe sich ertragen, wenn, wie auf den Zwiebelduft die Thräne, auf den Rausch nicht der Katzenjammer folgen müßte. Welchen Begriff soll der Kaiser von der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit seiner Landsleute bekommen, wenn Dortmund, Remscheid, Solingen, wenn die bergisch-westfälischen Grenzbezirke, wo die „jubelnde Begrüßung der Bevölkerung" ihn „erkennen ließ, wie treu die Herzen ihm entgegenschlagen", wieder sozialdemokratische Abgeordnete in den Reichstag schicken? Wird der Empfang beim Kanalfest ihm dann noch „ungekünstelt" scheinen? Oder wird es unverantwortlichen Rathgebern gelingen, den verhängnißvollen Glauben zu nähren, die treue, dem König begeistert zujauchzende Bevölkerung sei durch einen Hetzerhaufen verleitet, dem man, um den Bürgerfrieden und die Rechtsordnung zu sichern, nur mit des strafenden Schwertes Schärfe an den Leib zu rücken brauche?

Nun sollte man glauben, die „öffentliche Meinung", von deren Weisheit wir immer so viel hören und deren wichtigstes Organ ja wohl die Presse sein soll, werde den Ueberschwang einer Stunde des Rausches sänftigen, Irrthümer korrigiren und den Glanz festlicher Freudenfeuer dämpfen. Den Dortmundern sind siebenzig Millionen Mark für den Bau einer Wasserstraße bewilligt worden, von der sie einen gewaltigen Aufschwung ihres wirthschaftlichen Lebens, eine beträchtliche Mehrung ihres Geschäftsprofites erhoffen; da ists kein Wunder, daß sie, bei Orgelton und Glockenklang, bei Böllerschüssen und Posaunengedröhn, die gewohnte Nüchternheit verlieren, von billigem Bier und noch billigerer Feiertagsbegeisterung sich das Hirn umnebeln lassen und den Himmel, zu dem ihr Blick dem Brieftaubenschwarm folgt, wie man trivial sagt, „voller Geigen sehen". Für die anderen Deutschen aber, die nicht in Dortmund, Remscheid, Solingen oder an einem anderen Ort des bergischen Landes wohnen, sollte die Eröffnung einer neuen Wasserstraße die nüchternste Sache von der Welt sein, eine Sache, bei der man sich nur zu fragen hat, ob sie nützlich wirken und kaufmännisch rentabel sein wird. Daß in solchen Dingen die Hoffnung recht häufig trügt, lehrt die Geschichte des Nord-Ostsee-Kanals. Als er vor vier Jahren in Hochsommerhitze er-

öffnet wurde, hieß es, ein weltgeschichtliches Werk von unschätzbarem Werth sei vollbracht, Jubelchöre durchhallten die Luft und dem froh lauschenden Volk ward verkündet, es dürfe auf einen Jahresverkehr von mindestens elf Millionen Registertons in dem neuen Kanal mit Sicherheit zählen. Drei Jahre später umfaßte der Verkehr noch nicht viel mehr als $2^1/_2$ Millionen Registertons. Doch diese enttäuschende Erfahrung ist längst schon wieder vergessen. Jetzt wird von dem Mittellandkanal das Heil Deutschlands erhofft und von anderen Projekten, deren Durchführung des Monarchen weithin schallende Stimme verheißen hat: der Lauf der Oder soll regulirt, die nordpreußischen Provinzen und Schlesien sollen dem Meer verbunden, die Landwirthe des Ostens durch „große Wasserarbeiten“ in ihrer heute schlecht rentirenden Thätigkeit gefördert werden. Sehr schön; und welchen unerschöpflichen Quellen entfließt das zu solchem Aufwand nöthige Geld? Danach wird nicht erst lange ängstlich gefragt. Die selben Politiker, die sonst die ärgste Pfennigfuchserei treiben und deren Ruhm sich auf ihre kalkulatorische Sparmeisterschaft gründet, scheinen jetzt gar nicht daran zu denken, ob der Finanzwirthschaft des armen preußischen Staates zugemuthet werden darf, so ungeheure Summen in die Wasserstraßen zu werfen. Sie sind von dem Wonnejauchzen aus dem bergisch-westfälischen Land offenbar auch „überwältigt“. Und ihre Organe rufen durch alle Gassen, eine Kanalfrage gebe es nicht mehr, denn der Kaiser und König habe gesprochen und seinem Wort müsse jeder gute Bürger, müsse insbesondere der seinem König angeblich bis in den Tod treue Agrarier sich willig fügen.

Der Kaiser und König hat gesprochen. Sachlich und wirksam. Er ist überzeugt, daß „der Ausbau unserer großen Wasserstraßen segensreich sein wird“, ist „fest und unerschütterlich entschlossen“, ihn ins Werk zu setzen, und hofft, der Landtag werde noch in diesem Jahr die dazu erforderlichen Mittel bewilligen. Freilich fürchtet er auch, es werde „schwierig sein, solche neuen, großen Gesichtspunkte schnell in die Bevölkerung hineinzubringen und das Verständniß dafür zu erwecken“. Wer diese Sätze unbefangen liest, wird zu der Ansicht kommen, daß der König geneigt ist, der Volksvertretung die zum Entschluß nöthige Zeit zu gönnen und die Entscheidung über das Kanalprojekt vielleicht um ein paar Monate zu vertagen. Liberale Lakaien erläutern den Sinn der dortmunder Rede anders; der Kaiser, sagen sie, heischt sofortige Entscheidung und wird Jeden zerschmettern, der seinem Wunsch widerstrebt. Die armen Narren, die wüthiger Haß gegen die Agrarier in die Irre lockt, ahnen nicht, wie bald ihre sonderbare Auffassung konstitutioneller Zustände gegen

sie selbst geltend gemacht werden kann. Ihr Jubel umheult eine Rede, in der von „Unterthanen" gesprochen wird — obgleich der Begriff der Unterthänigkeit mit der Feudalzeit verschollen ist —, in der Wilhelm der Erste wieder einmal der Schöpfer des Reiches heißt — obgleich die Geschichtschreibung längst festgestellt hat, daß der liebenswürdige, bescheidene und arbeitsame alte Herr nur widerwillig der als höher erkannten Intelligenz auf den Weg zur Einheit der deutschen Stämme folgte —, und an deren Schluß der befremdende Satz steht, das Deutsche Reich „gehorche einem Willen", — das Reich, dem die Verfassung keine monarchische Spitze gab und in dessen Gefüge der Wille des Kaisers sich mit dem Willen der übrigen im Bundesrath vertretenen Bundesfürsten und der Wille des Bundesrathes sich mit dem Willen des Reichstages abzufinden hat. Das weiß der Kaiser, wenn ers in flüchtiger Redewendung auch zu vergessen scheint, und er hat oft schon bewiesen, daß diese Beschränkung seiner Macht ihn nicht unerträglich dünkt. Den Leuten aber, die als ihr allerheiligstes Gut stets die Verfassung preisen, für die sie, sie ganz allein, mannhaft und „unentwegt" gestritten haben, und die stolzen Antlitzes auf die stattliche Schaar der Freiheitkämpen in ihren Reihen deuten, diesen heruntergekommenen Profitfechtern drängt sich beim Hören solcher Rede kein Wörtchen des Widerspruches auf die Lippe. Blut ist geflossen, auf daß dem Volk die Mündigkeit und das Recht freier Selbstbestimmung werde; dem Genius wurde, weil sein Walten die königliche Macht stärkte, das politische Leben erschwert und verbittert; Jahrzehnte hindurch tobte um die Verfassung und um die Art, wie sie von den verschiedenen Machtfaktoren ausgelegt wurde, ein heißer, die Volkskraft lähmender, die deutsche Zukunft Preußens gefährdender Kampf. Und nun? ... Nun sieht wohl jeder nicht durch die Parteibrille getäuschte Blick, daß es ein Kampf für ein Klasseninteresse war, nicht, wie es dem Betrachter der Oberfläche scheinen mochte, der Kampf für ein Ideal. Vor einem Halbjahrhundert sprach Bruno Bauer, der auf dem von Hegel zu Marx führenden Wege sozialkritische Umschau hielt, das Prophetenwort: „Jene Bürgerklasse, die für die neuere Geschichte ein so furchtbares Gewicht erhalten sollte, ist keiner aufopfernden Handlung, keiner Begeisterung für eine Idee, keiner Erhebung fähig; sie giebt sich für nichts hin als für das Interesse ihrer Mittelmäßigkeit und siegt endlich nur durch ihre Massenhaftigkeit, mit welcher sie die Anstrengungen der Leidenschaft, der Begeisterung, der Konsequenz zu ermüden wußte. Sie hat die revolutionären Ideen, für welche nicht sie, sondern uneigennützige

oder leidenschaftliche Männer sich aufopferten, sich allein zu Gute kommen lassen, den Geist in Geld verwandelt. Freilich, nachdem sie jenen Ideen die Spitze, die Konsequenz, den zerstörenden und gegen allen Egoismus fanatischen Ernst genommen hatte." Das klang ehedem paradox: aber jetzt bestätigt es die Zeit. Denn jetzt würde die Bourgeoisie, der Bauer Herz und Nieren prüfte, gern sich sogar mit dem hüllenlosen Absolutismus abfinden, wenn er ihre Geschäfte besorgte.

Sie wird sich ihres Kanals freuen dürfen; die ernste wirthschaftliche Frage wird, wie es die Parlamentariersitte will, zum Gegenstande der Schachermachei erniedert und ihr wird auf dem Wege des Feilschens und Bietens die Antwort gefunden werden, mag der Bieter nun Miquel, Rheinbaben oder Jenke heißen. Im politischen Katechismus der Völker aber lautet ein Satz: Du sollst den Namen Deines höchsten Repräsentanten nicht mißbrauchen, nicht unnützlich führen. Daß der Kaiser an die Segen spendende Wirksamkeit seiner Wasserbaupläne glaubt, wissen wir, eben so aber auch, daß seine Meinung, „der Austausch der Massengüter im Binnenlande lasse sich nur auf dem Wasser bewerkstelligen", von Sachverständigen mit nachdrücklicher Entschiedenheit bestritten wird und daß die Verkehrspolitik einer Zeit, die über den Dampf und die Elektrizität, über den ganzen Bereich der in Akkumulatoren aufzuspeichernden Energien verfügt, von den dem Enkel heiligen Errungenschaften der Kurfürstentage nicht viel mehr zu lernen hat. Soll eine solche Zeit eine halbe Milliarde Projekten opfern, die bald vielleicht von der technischen Entwickelung überholt und rückständig scheinen werden? Soll ein Volk, dessen jungem Empfinden ein ganz, ganz anderes Ideal vorschwebte, nun das Ziel seiner Sehnsucht in Belgien suchen, in der Rolle des billigsten Fabrikanten und Händlers die Befriedigung seines Ehrgeizes finden und jubelnd das schnelle Fortschreiten der Industrialisirung und Proletarisirung begrüßen? Giebt es in einem Lande, dessen Ostmark dem nationalen Besitz kaum noch zu erhalten ist, für dreihundert Millionen nicht eine bessere, dringendere Verwendung, als es die für einen Kanal wäre, der das Uebergewicht des industriellen, auf Kosten der Volkskraft bereicherten Westens ins schwer Erträgliche steigern müßte? ... Es wäre ruchlos, wollte man den Monarchen mit der Verantwortlichkeit belasten, die der Komplex solcher Fragen den zu ihrer Beantwortung Berufenen aufbürden wird. Der Kaiser soll sich im Privatgespräch neulich darüber beklagt haben, daß er allzu oft genöthigt sei, seine Minister zu decken, die ihm doch Deckung gewähren sollten, und daß so, sehr wider seinen Willen, der Schein entstehe, er mische sich in alle Angelegen-

heiten. Diese Klage ist vom Herausgeber der „Zukunft“ seit sieben Jahren sehr häufig, nicht selten fast mit den selben Worten, ausgestöhnt worden; weil er ihr nach seiner besten Einsicht den verständlichsten Ausdruck suchte, sitzt er seit dem zehnten Maitage hinter Wall und Graben. Das liberale Bürgerthum in Stadt und Land aber bläst die Bäckchen auf und tutet die Botschaft ins Land, dem Wort des Kaisers, der sich selbst doch nicht für den in Verkehrsfragen Sachverständigsten hält, müsse sich Jeder männiglich fügen. Dreihundert Posaunen dröhnen uns diese Weisheit ins Ohr, ein dichter Brieftaubenschwarm flattert, mit bedruckten Blättern im Schnabel, empor, Böller donnern und Glocken läuten. Ist der Anblick nicht „überwältigend schön“?



Ellen Key und die Frauenfrage.

Die Frauenbewegung krankt an zwei Uebeln: das eine besteht darin, daß sie fast ausschließlich von Frauen und, was noch schlimmer ist, von Frauenvereinen getragen wird; das zweite beruht auf der Thatsache, daß sie zwar die „Lösung“ der Frauenfrage zum ausgesprochenen Ziel hat, der Begriff der Frauenfrage selbst aber nicht nur bei ihren Gegnern und ihren Anhängern, sondern auch bei den Anhängern ihrer verschiedenen Richtungen ein durchaus verschiedener ist. Gegen das erste Uebel mit seinen Folgeerscheinungen — Einseitigkeit, Härte, Unnatur — wandten sich Frauen wie Laura Marholm und Lou Andreas-Salomé, ohne dabei selbst die Klippe einseitiger Uebertreibung zu vermeiden. Dem Zukunftideal radikaler Frauenrechtlerinnen — dem Weibe, das, wie der Mann, in Amt und Würden steht, wie er denkt und schafft und dessen Geschlechtsleben zu untergeordneter Bedeutung herabsinkt — stellten sie ihr Ideal gegenüber: die Frau mit der unverfälschten „Weibnatur“, das „Weibthier“, das nur liebt, gebärt und säugt. Die Anhängerinnen der Frauenbewegung sehen daher in ihnen ihre schlimmsten Gegnerinnen und sind blind für das Stück gesunder Natur, das sich hinter ihren Deklamationen verbirgt und von dem eine ungeahnte Heilkraft ausgehen könnte. Neuerdings wird auch Ellen Key zu ihnen gerechnet, denn auch sie betont die Verschiedenheit des männlichen und des weiblichen Wesens, auch sie stellt die Liebe und die Mutterschaft wieder in den Mittelpunkt des Lebens der Frau und wendet sich energisch gegen jede öde Gleichmacherei. Was sie aber vor den beiden anderen Frauen auszeichnet und ihren Ideen Bedeutung verleiht, so daß nur

Zeloten im Stande sein können, sich ihrer Wirkung zu entziehen, ist der Umstand, daß sie nicht als Gegnerin, sondern als überzeugte Anhängerin der Frauenbewegung auftritt. Sie versucht nicht, den ganzen Baum auszureißen, weil seine Zweige erkrankten: sie führt ihm nur kräftige Nahrung zu. Sie sieht aber auch nicht nur das eine Uebel. Eine Bewegung, die sich die Aufgabe stellt, auf eine Frage, ohne sich über ihren Inhalt klar zu sein, die Antwort zu suchen, kann nicht zum Ziele führen; ihre innere Zerfahrenheit wird sie daran hindern. Die Frauenbewegung, die oft den Eindruck eines an beiden Seiten bespannten Wagens hervorruft, liefert dafür den deutlichsten Beweis. Nach Eduard von Hartmann ist die Frauenfrage eine Jungfernfrage; der rechte Flügel der Frauenbewegung sieht in ihr hauptsächlich eine Erwerbsfrage; Andere rücken sie wieder in das Licht einseitiger sittlicher oder religiöser Betrachtungweise; die Radikalen bezeichnen sie kurzweg als eine soziale Frage. Durch das Alles werden aber entweder nur einzelne Seiten von ihr erklärt oder es sind Erklärungen, die selbst wieder der Erklärung bedürfen. Vor Allem aber bezeichnet keine von ihnen den eigentlichen Inhalt der Frauenfrage. Weder durch die Gewährung der vollen Erwerbsfreiheit noch durch die rechtliche und politische Gleichstellung der Frau mit dem Mann kann sie „gelöst" werden — eben so wenig, wie die Arbeiterfrage mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes „gelöst" worden ist —: ihr Problem bleibt bestehen, ja, es vertieft und verschärft sich sogar. Von diesem Standpunkt aus, der die radikalsten Forderungen der Frauenbewegung als selbstverständlich ansieht und ihre gesetzliche Anerkennung sicher voraussetzt, versucht Ellen Key in ihrer geistvollen Schrift „Mißbrauchte Frauenkraft"*) zu einem einheitlichen Begriff der Frauenfrage zu gelangen. Ohne auf die historische Entwickelung der Frauenbewegung näher einzugehen, unterwirft sie ihren heutigen Standpunkt, der im Wesentlichen darauf beruht, die Gleichstellung der Frau mit dem Manne auf Grund der vorausgesetzten Gleichheit der geistigen Begabung beider Geschlechter, zu verlangen, einer scharfen Kritik.

Auf der falschen Voraussetzung, die Gleichwerthigkeit mit Gleichheit verwechselte, beruht thatsächlich das Unheil, das die Frauenbewegung vielfach anrichtete und noch anrichtet. Hätte Ellen Key an der Hand der Geschichte ihre Spuren bis zu den ersten Anfängen verfolgt, sie würde schlagende Beweise dafür gefunden haben. Die weiblichen Gelehrten der Renaissance sahen ihren höchsten Ruhm darin, um ihres männlichen Geistes willen gepriesen zu werden; sie entsagten der Liebe und der Mutterschaft und entäußerten sich dadurch ihrer spezifisch weiblichen Natur, um nur der Wissen-

*) Mißbrauchte Frauenkraft. Ein Essay von Ellen Key. Autorisirte Uebersetzung von Therese Krüger. München, 1898.

schaft zu leben. Das „gelehrte Frauenzimmer“ des deutschen Humanismus stand auf dem selben Standpunkt. Deshalb weiß die Geschichte jener Zeit zwar von manchen bedeutenden Frauen zu berichten, die, was ihr Wissen und ihre Leistungsfähigkeit betrifft, Gelehrten zweiten Ranges etwa gleichstanden aber von keinem einzigen weiblichen Genie, das mit den ersten Leuchten der Wissenschaft in eine Linie gestellt werden könnte. So kam es auch, daß tiefer veranlagte Naturen, wie z. B. Anna Maria von Schurmann, Elisabeth von der Pfalz, Christine von Schweden, in dem Konflikt zwischen ihrer niedergedrückten weiblichen Natur und ihrem künstlich erzeugten „männlichen Geist“ schließlich in das entgegengesetzte Extrem verfielen und allen „Wissenskram“ von sich warfen, um in religiösen Schwärmereien ihr Gemüthsleben zu befriedigen.

Aus der an sich richtigen Thatsache, die sich noch durch zahlreiche Beispiele beweisen ließe, daß die Frau bisher, auch da, wo keinerlei äußere Schranken ihr hinderlich waren, in der selbständigen geistigen Produktion hinter dem Mann zurückstand und, sobald sie ihm an Begabung ebenbürtig war, an inneren Konflikten zu Grunde ging, kommt Ellen Key jedoch zu Schlußfolgerungen, die nur theilweise richtig sind. Sie spricht der Frau im Allgemeinen jede geistige Produktionkraft ab und behauptet, daß ihre Begabung nur auf dem Gebiete der Reproduktion, der Assimilirung, des Mitfühlens und Mitleidens liege. Ihre Ansicht sucht sie durch die Behauptung zu begründen, daß die Mutterschaft den Einsatz der ganzen produktiven Frauenkräfte fordere, nur sehr bedeutende Frauen ein geniales Werk daneben zu schaffen im Stande seien, die geistigen Produktionen der meisten Frauen jedoch nur geringwerthig sein würden. Sie vergleicht dabei den Mann, der einen neuen Gedanken, eine neue Kunstschöpfung, eine neue Erfindung hervorbringt, mit dem Weibe, das der Menschheit neues Leben schenkt.

So lächerlich nun auch die Ansicht fanatischer Frauenrechtlerinnen ist — meist solcher, die selbst nie ein Kind gehabt haben —, daß der Einfluß der weiblichen Geschlechtsfunktionen auf das Leben der Frau eben so unter geordnet ist wie der der männlichen auf das Leben des Mannes, so läßt sich doch auch ihr extremer Gegensatz, Ellen Keys Behauptung, nicht aufrechterhalten. Wir wollen einmal von der Thatsache völlig absehen, daß es unzählige alleinstehende, kinderlose Frauen giebt, die also unverbrauchte Kräfte zur Verfügung haben; wir wollen auch den Umstand nicht näher erörtern, daß geniale Produktion auch bei den Männern zu den seltenen Ausnahmen gehört und jedenfalls viel seltener vorkommt als bei den Frauen das Gebären: wir wollen nur untersuchen, ob die Mutterschaft die geistige Produktionkraft bei den Frauen ausschließt. Das ist aber nicht nur eine Frage der Begabung, sondern auch eine der äußeren Lebensverhältnisse. Hat eine Frau

eine Schaar Kinder und ist sie gezwungen, ihre Wirthschaft allein zu führen, so kann ihre geistige Produktionkraft nicht zur Bethätigung gelangen, eben so wie sie der Mann verkümmern lassen muß, der etwa den täglichen Kampf ums Dasein hinter dem Ladentisch, in der Fabrik oder im Bergwerk durchkämpft. Nur außerordentlich geniale Menschen, einerlei, ob Mann, ob Weib, werden sich unter solchen Umständen schließlich doch noch durchzusetzen vermögen. Nehmen wir dagegen eine Frau in guter bürgerlicher Vermögenslage, so stellt sich die Sache sofort ganz anders dar. Zunächst sind drei prinzipielle Fragen zu entscheiden: Ist die mechanische Arbeit der Frau im Hause — Kochen, Stopfen, Nähen u. s. w. — unter allen Umständen werthvoller als ihre geistig-produktive Thätigkeit? Ist jede Frau nur dadurch, daß sie Mutter ist, die beste Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder? Kann sie in all diesen Arbeitzweigen durch kein anderes Wesen ersetzt werden?

Meiner Ansicht nach schädigt eine Frau, deren ganzes Wesen nach geistiger Bethätigung verlangt — und nur eine solche wird, die vergnügungsüchtigen Frauen abgerechnet, den lebhaften Wunsch haben, ihre häusliche Arbeit einzuschränken —, sich selbst, ihren Gatten und ihre Kinder aufs Aeußerste, wenn sie mit bewußtem Opfermuth Arbeiten verrichtet, durch die sie überdies noch Denen Konkurrenz macht, deren Existenz auf ihnen beruht. Das Selbe gilt auch für die Kinderpflege und Erziehung. Gewiß soll die Frau im Hause und besonders in der Kinderstube die Oberaufsicht führen, gewiß soll sie sich viel und eingehend mit ihren Kindern beschäftigen. Aber den schädlichsten Einfluß auf ihre Kinder üben Mütter aus, die in Folge ihrer eigenen Unthätigkeit von früh bis spät mit ihnen spielen und tändeln oder ihre geistige Entwickelung in der Treibhausluft dauernden Zusammenseins unnatürlich fördern. Daraus entstehen jene unselbständigen, altklugen Geschöpfe, die einen blasirten, gelangweilten Eindruck machen, weil sie niemals daran gewöhnt wurden, sich selbst zu beschäftigen, und jene Muttersöhnchen, die in der Schule schon die Zielscheibe des Spottes ihrer Kameraden werden, jene kleinen Haustyrannen, denen sich Alles beugen muß. Es klingt gewiß ergreifend, wenn Ellen Key das Loos der Frau schildert, die sich täglich „von kleinen Kinderhänden, die sie festhalten, losreißen muß“, und doch kommt es gerade diesen Kindern zu Gute, wenn sie ihnen und sich diesen Schmerz zufügt, wenn sie sie gewöhnt, einige Stunden des Tages selbständig oder unter anderer Aufsicht als der mütterlichen zu spielen, wenn sie sie früh die Arbeit respektiren lehrt und wenn sie bedenkt, daß sie nicht nur die Mutter der Kleinen, sondern auch die Mutter der Großen und Erwachsenen sein soll. Hat sie ihre Körper- und Geisteskräfte den Kleinen vollständig hingeopfert, dann kann sie dem Jüngling und dem Mann, der Jungfrau und dem Weibe keine Freundin und Helferin mehr sein, dann ist

sie für sie nichts als das „Mütterchen“, dem man in Erinnerung an die Kindheit mitleidig zärtliche Liebe weiht, mit der man aber keinerlei Interessen mehr theilt. Aber auch zwischen Mann und Frau tritt eine Entfremdung ein, wenn sie in ihrer sogenannten „Pflichterfüllung“ aufgeht. Er nahm sich in ihr ein geistig reges Weib, sie theilte seine Interessen, sie wurde seine Geliebte und seine Freundin. Aber das Haus und die Kinder nehmen bald all ihre Gedanken in Anspruch und schließlich lebt Jeder von ihnen in seiner eigenen Welt. Dabei ist sie unzufrieden und unfroh, wie jeder Mensch, der nicht zur Entfaltung kommt, und vermag auch kein Glück zu verbreiten. Und die Liebe vergeht, die nur mit der häuslichen Prosa genährt wird. Zahllos sind diese Frauen mit den früh gealterten Gesichtern und den müden Augen, diese Armen, die sich selbst geopfert haben. Auch Das ist mißbrauchte Frauenkraft!

Aber Ellen Key meint nicht nur, daß die äußeren Folgen der Mutterschaft die Produktivität auf geistigem Gebiet unmöglich machen, sie behauptet auch — und Das ist die wichtigere Seite der Frage —, daß die Mutterschaft an sich die Möglichkeit geistiger Produktion ausschließt. Sie beruft sich dabei auf das Naturgesetz, wonach man eine große Summe Lebenskraft nicht zu einem Zweck verbrauchen und doch zu einem anderen noch übrig haben kann, und sucht es durch Beispiele zu illustriren: die Muskeln des Athleten entziehen seinem Gehirn Kraft; das Gehirn des Gelehrten entkräftet seine Muskeln; die Tüchtigkeit des Geschäftsmannes wird auf Kosten seiner kontemplativen Tiefe gewonnen; die Phantasie des Künstlers hindert ihn, auf seinen Vortheil im täglichen Leben bedacht zu sein. Lassen wir das letzte Beispiel bei Seite, das vollständig hinkt, da unsere modernen Künstler im Allgemeinen recht gut ihre Kunst in Gold umzusetzen verstehen, so scheinen mir die übrigen nichts weiter zu beweisen, als daß der wüste Konkurrenzkampf um Erwerb, Stellung und Ansehen die harmonische Ausbildung des ganzen Menschen verhindert und ihn zum Berufs- und Lohnsklaven macht. Kein Naturgesetz verhindert den Gelehrten, seine Körperkräfte auszubilden: es würde vielmehr seinen Geisteskräften zu Gute kommen, thäte er es; kein Naturgesetz verbietet dem Kaufmann, philosophische Gedankenarbeit zu verrichten, aber die äußeren Verhältnisse machen es ihm meist unmöglich. Wenn das Naturgesetz den Sinn hätte, daß die für einen Zweck verausgabte Lebenskraft sich nicht erneuern kann, ja, daß die selbe Lebenskraft durch geistige und körperliche Arbeit absorbirt wird, so wäre die Konsequenz, daß der Mensch in seinem Leben nur einer großen Leistung fähig ist und daß körperliche und geistige Arbeit einander unter allen Umständen ausschließen müssen. Ungefähr das Gegentheil jedoch ist der Fall: eine gelungene Leistung ist zugleich die Geburtstunde der Lebenskraft für eine andere, die Abwechselung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit — ja, auch die Abwechselung zwischen geistiger Arbeit verschiedener

Art — ist die Voraussetzung erhöhter Leistungsfähigkeit auf beiden Gebieten. Ellen Key ist uns den Beweis dafür schuldig geblieben, daß die geschlechtlichen Funktionen der Frau ihre geistige Produktionsfähigkeit aufheben. Sie kann durch die Verhältnisse unterdrückt werden, eben so wie die Fähigkeiten der Männer durch sie unterdrückt werden können; sie ist bisher nur selten zu originaler Bethätigung gelangt, weil die unrichtige Voraussetzung von der geistigen Gleichheit der Geschlechter und der durch die wirthschaftlichen Zustände der Frau aufgezwungene Konkurrenzkampf mit dem Mann sie in falsche Bahnen lenkte und es ihr fast unmöglich machte, eigene Wege zu gehen; aber sie ist unzweifelhaft vorhanden. Die Mutterschaft ist gerade der Zauberschlüssel, der sie aus den Ketten männlicher Herrschaft befreit. Erst das Weib als Mutter ist das vollendete Weib. Ihr geht eine neue Welt der Erkenntniß auf, in ihr entwickelt sich jene Tiefe und jener Reichthum des Gefühles, der befruchtend auf ihr Geistesleben wirkt und der die — von der männlichen durchaus verschiedene — Art ihrer geistigen Produktion bestimmt. Auch die Art, wie sie produzirt, wie sie ihre Kräfte im Dienst der Allgemeinheit verwerthet, wird sich von der des Mannes unterscheiden müssen. Geschieht Das nicht, so gelangen wir zu jenem Mißbrauch der Frauenkraft, den Ellen Key mit Recht nicht nur als eine Gefahr für das weibliche Geschlecht, sondern auch als eine Gefahr für die Menschheit bezeichnet.

Jede Frau, die heute einen männlichen Beruf ergreift, muß sich zu diesem Zweck den selben Bedingungen unterwerfen wie der Mann: sie muß die selbe einseitige, verblödende Schulbildung durchmachen, das selbe trockene Wissen aufspeichern und die selbe übermäßige Berufsarbeit auf sich nehmen. Wenn schon die geistige Frische des Mannes darunter leidet und die harmonische Ausbildung seiner ganzen Persönlichkeit dadurch unmöglich gemacht wird: um wie viel mehr leidet das Weib, um wie viel größer ist ihr Opfer an individueller Entwickelung, da sich das Berufsleben, wie es heute ist, mit der Mutterschaft nicht vereinigen läßt, sie also auf das Eine oder das Andere verzichten muß! Man hört zwar öfters aus dem gelobten Lande der Frauenemanzipation, aus Amerika, daß eine Advokatin oder eine Aerztin neben ihrer ausgedehnten Praxis eine Schaar Kinder hat, die sie glänzend erzieht, und einen Haushalt, den sie eben so leitet; man kann wohl ohne Scheu ein großes Fragezeichen hinter solche Erzählungen setzen.

Trotzdem darf man das Streben der Frauenbewegung nach der Zulassung des weiblichen Geschlechtes zu den höheren Berufen nicht in Bausch und Bogen verwerfen. Denn leider giebt es eine große Zahl alleinstehender Frauen, die nicht nur Erwerb suchen, sondern auch nach Bethätigung ihrer ungenutzten Kräfte verlangen. Vor Allem aber wird der Sieg der Frauenbewegung auf diesem Gebiet ein mächtiger Hebel des Fortschrittes selbst sein. Der Zwie-

spalt, in den die Frauen durch den Eintritt in die männlichen Berufe nothwendig gerathen, wird sie nicht nur über das Gleichheitphantom, dem sie nachjagten, gründlich aufklären, er wird ihnen auch für die wirthschaftlichen Verhältnisse die Augen öffnen und ihnen zeigen, daß der unsinnig gesteigerte Konkurrenzkampf mit seinem Gefolge von Hast, Einseitigkeit und Ueberbürdung nicht nur das Weib und den Menschen in ihm, sondern auch den Menschen im Mann langsam zu Grunde richtet. Sie werden gerade durch solche Erfahrungen zu Vorkämpferinnen neuer sozialer Verhältnisse heranreifen, die beiden Geschlechtern die Möglichkeit gewähren, sich zu voller Individualität zu entfalten.

Das ist nicht eine leere Hoffnung. Die Gegenwart liefert uns den Beweis dafür; denn während die Frauen des Bürgerstandes noch um ihre Zulassung zu den männlichen Arbeitgebieten kämpfen, hat sich dieser Prozeß unter den Frauen des Proletariates längst vollzogen. Sie arbeiten Schulter an Schulter mit dem Mann, sie sind den selben Bedingungen unterworfen wie er, — und die Folge ist, daß sie mehr und mehr das Widernatürliche ihres eigenen Zustandes, das Menschenunwürdige der Lage ihrer männlichen Arbeitgenossen einsehen und eine soziale Umwandlung nach besten Kräften herbeiführen helfen.

Ellen Key hat dieses Gebiet der Frauenfrage, das gerade für die Beleuchtung ihrer Grundgedanken so wichtig ist, ganz übersehen. Auch sie gehört zu jenen Menschen, die trotz all ihrer Hochherzigkeit, trotz all ihrem Scharfblick über die Grenzen der eigenen Klasse, die ihnen die Welt bedeutet, nicht hinauszuschauen vermögen. Sie spricht von mißbrauchter Frauenkraft und denkt dabei an die verhältnißmäßig kleine Zahl weiblicher Gelehrten, nicht aber an die Millionen Frauen, deren Kraft in den Fabriken und Werkstätten nicht nur mißbraucht, sondern vollständig aufgebraucht wird. Sie polemisirt gegen die Gefahr des Dogmas von der intellektuellen Gleichheit und übersieht dabei die weit größere Gefahr des vom Kapitalismus verkündeten Dogmas der physischen Gleichheit, das die zarte Jungfrau, die werdende Mutter, die Hüterin der Kinder in den Konkurrenzkampf mit dem Mann zwingt. Das ist mißbrauchte Frauenkraft, ist ein Verbrechen wider die Natur, wie es schrecklicher, folgenschwerer nicht gedacht werden kann, und illustrirt das Problem der Frauenfrage drastischer als alle aus den Kämpfen und Leiden der Frauen der Bourgeoisie geholten Bilder.

Wenn Ellen Key am Schluß ihrer Abhandlung für die Frauen das „Recht zu den selben Möglichkeiten einer individuellen Entwickelung“ verlangt, wie der Mann es besitzt, wenn sie das nämliche Recht für sie fordert, an der Abfassung der Gesetze theilzunehmen, so scheint sie mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Thatsächlich jedoch berührt sie dadurch den eigentlichen Inhalt der Frauenfrage. Es handelt sich bei ihr nicht mehr darum,

ob den Frauen diese und jene Berufe geöffnet werden sollen, ob ihnen die rechtliche und politische Gleichberechtigung zugestanden werden soll oder nicht — die Entwickelung führt mit Nothwendigkeit überall früher oder später dazu —, sondern es handelt sich darum, wie das natürliche physische und psychische Leben der Frau mit den neuen Anforderungen, die die wirthschaftliche Entwickelung und die Gesellschaft an sie stellt, in Einklang zu bringen ist, ob und welche alten Ideale der Weiblichkeit wir preisgeben, welche neuen wir aufstellen müssen.

Wenige Frauen haben die ernste Bedeutung dieser Probleme so tief erfaßt wie Ellen Key; und noch seltener ist der Muth, ihre äußersten Konsequenzen zu ziehen und auszusprechen. Denn die veränderten Lebensbedingungen fordern nicht nur eine Umwandlung des äußeren Lebens und Schaffens der Frau, sie wirken auch revolutionirend auf Alles, was noch für unerschütterlich feststehend angesehen wird: auf die Form der Ehe, auf den Moralkodex der Gesellschaft, auf die Sittlichkeit im Allgemeinen. Den neuen Sittlichkeitbegriff, von dem Ellen Key in ihrer Abhandlung: „Weibliche Sittlichkeit"*) zunächst spricht, formulirt sie in dem einfachen Satz: „Die Liebe ist sittlich auch ohne gesetzliche Ehe, aber diese ist unsittlich ohne Liebe." Die logische Folge daraus ist, daß sie die gesetzliche Form der Ehe, wie sie heute, lediglich als ein äußeres Zwangsmittel, besteht, bekämpft. Sie vergißt dabei aber, zu berücksichtigen, daß die gesetzliche Ehe eine aus den wirthschaftlichen Verhältnissen entstandene, mit ihnen nothwendig zusammenhängende Einrichtung ist, ohne die das weibliche Geschlecht noch unterdrückter, noch schutzloser gewesen wäre. So lange die Frau nicht ökonomisch unabhängig vom Manne ist, so lange die Sorgen für den Unterhalt und die Erziehung der Kinder ihr nicht von der Gesellschaft abgenommen oder mindestens erleichtert werden, ist das gesetzliche Band der Ehe eine — wenn auch häufig sehr harte — Nothwendigkeit für sie. Erst auf der Basis der wirthschaftlichen Unabhängigkeit der Geschlechter von einander wird die Abschaffung der gesetzlichen Form der Ehe auch für die Massen der Frauen eine Befreiung, der Schlüssel zu höherem Glück und höherer Sittlichkeit werden.

Unter den Motiven, die zur Auflösung der heutigen Form der Ehe treiben, deutet Ellen Key eins der wichtigsten nur an, das in der individuellen Entwickelung der Frau als Mensch liegt. Je mehr sie fortschreitet, je mehr an die Stelle des bloßen Geschlechtswesens die Persönlichkeit tritt, desto weniger sind die sogenannten glücklichen Ehen aufrechtzuerhalten, die auf der voll-

*) Ellen Key, Essays. Autorisirte Uebersetzung von Francis Maro. Berlin, 1899. — Der vorliegende Band enthält eine Reihe verschiedener Abhandlungen. Hier kommen nur diejenigen in Betracht, die die Frauenfrage direkt oder indirekt behandeln.

kommenen Unterordnung des weiblichen Theiles unter den männlichen beruhten, desto häufiger werden Ehescheidungen nothwendig sein und desto härter wird der äußere Zwang empfunden werden. Glück und Unglück sind nicht absolute Zustände, wie Hunger und Sättigung; wo die geistig und seelisch verkümmerte Hausmutter noch eheliches Glück empfindet, da fühlt der klare Geist und das verfeinerte und vertiefte Gemüth der modernen Frau das schmerzlichste Unglück. Das Aequivalent für diese auf den ersten Blick Schrecken erregende Folge höherer Kultur ist aber auch eine Vertiefung der Glücksempfindung, eine wundervolle Vergrößerung des Glückes selbst, gegen das alles Eheglück der Vergangenheit zum Schattenbilde wird. Das Gefühlsleben der Frau ist durch die konventionelle Erziehung und die asketische Religion um alle seine Naturkraft gebracht worden: alle Sinnlichkeit ist Sünde, Abtötung starker Gefühle gilt für Tugend und Reinheit und „die Folge der christlichen Lebensauffassung wurde", wie Ellen Key sagt, „daß das Geschlechtsverhältniß an und für sich als unheilig betrachtet wurde, das Menschliche an und für sich als sündig und verderbt, die Selbstsucht an und für sich als böse und die irdische Glücksforderung als die größte Selbstsucht." Die moderne Frau „beginnt aber, die Panzer, die man ihr um Herz und Sinne schmiedete, zu empfinden; sie wird sie abwerfen; sie wird wieder den Muth haben, zu lieben, den Muth, glücklich zu sein und glücklich zu machen, sie wird die „schöne Kunst verstehen, immer Geliebte zu sein", und nur als Geliebte Mutter werden. Nichts wird sie mehr beleidigen als eine Ehe ohne Liebe. Sie wird dem Geliebten unendlich mehr zu geben haben, weil sie selbst unendlich mehr besitzt als das Weib der Vergangenheit; aber sie wird auch mehr fordern, — und so wird sie durch ihr eigene Erhebung auch auf die Erhebung des Mannes wirken.

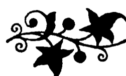
Den Fanatikern der konventionellen Sittlichkeit, die Ellen Key sehr richtig charakterisirt, wenn sie von ihnen sagt, daß sie alle Farbengluth weiß tünchen, alle Nacktheit in Literatur und Kunst verhüllen möchten, erscheint die Abschaffung der gesetzlichen Eheform gleichbedeutend mit der Einführung der „freien Liebe", d. h. mit dem regellosen, zuchtlosen Geschlechtsverkehr. Zunächst vergessen sie dabei, daß sie gerade heute, trotz und auch wegen der gesetzlichen Ehe, im weitesten Umfange bereits besteht, dann übersehen sie die psychologischen Bedingungen: das freie, starke Weib, das sich seines Werthes eben so voll bewußt ist wie der Verantwortlichkeit gegenüber ihren ungeborenen Kindern, wird ihre Liebe nicht mehr leichtfertig verschenken und ihre Gefühle verzetteln, sie wird nicht mehr lieben können wie die auf Heirath dressirte, männertolle höhere Tochter, die jedem Mitgiftjäger besinnunglos ins Garn läuft. Sie wird ihren Reichthum nicht in Pfennigen ausgeben, aber sie wird auch das große, ganze, goldene Lebensglück nicht in Kupfermünzen empfangen wollen.

Sie wird „eine stark ausgeprägte menschliche Individualität und eine volle Offenbarung des tiefst Weiblichen“ sein, sagt Ellen Key von ihr da, wo sie das Weib der Zukunft schildert; aber sie wird, so fährt sie an anderer Stelle fort, nicht nur viel gelernt, sondern auch viel vergessen haben, vor Allem „von den sowohl femininen wie antifemininen Thorheiten der Gegenwart“. Der „Feminismus“ — ein abscheuliches, kraftloses Wort übrigens, das man sich hüten sollte, in unsere deutsche Sprache aufzunehmen — ist für sie ein rothes Tuch, das sie überall blind angreift. Das ist eine Schwäche, die man ihr kaum zum Vorwurf machen darf. Ihr klarer Blick erkennt zu deutlich die lächerlich traurigen Verwirrungen der Frauenbewegung, ihr wahres, warmes Gefühl wird von den Verzerrungen der Weiblichkeit, die sich vielfach in den Vordergrund des Kampfes drängen, zu sehr abgestoßen. Das sind jene Frauen, die sich in den Mantel ihrer Tugend hüllen und stolz ihre Keuschheit zur Schau tragen, wie ein Ehrenkleid, die mit rohen Händen die tiefsten Probleme des Frauenlebens zu lösen versuchen, während sie doch nur arme Schüler sind, für die das heilige Weisheitbuch des Weibes — Liebe und Mutterschaft — ein Buch mit sieben Siegeln blieb. Die Wissenden sollten für sie nur ein Lächeln des Mitleids haben und sich wohl hüten, sie mit Denen in einem Athem zu nennen, deren heißer Kampf im Dienst ihres Geschlechtes die Folge eines viel heißeren Kampfes ist, den sie in sich selbst durchmachten, und die, wenn sie um einzelne Rechte ringen, als hinge an jedem die Seligkeit selbst, in ihnen nichts sehen als Mittel zum Zweck. Ellen Key preist in ihrer prachtvollen Abhandlung „Individualität“ den Muth und die Freiheit der Persönlichkeit: Menschen, die es wagten, auf eigene Faust zu leben, zu denken, zu handeln, sind stets die Führer der Menschheit gewesen und glücklich sind nur Die, die es auf eigene Weise geworden sind. Sie hat Recht. Aber wie das kräftigste Kind verkommt, wenn es ohne gesunde Nahrung, ohne Luft und Licht aufwächst, und wie die Muskeln erschlaffen, wenn sie nicht geübt werden, so bedarf Geist und Gemüth der Nahrung, der Luft, des Lichtes und der Uebung. Und nichts weiter fordert die Frauenbewegung. Damit das farblose Gattungwesen Weib zur Individualität sich entwickeln, damit es ein lebendiger Faktor im Kulturfortschritt werden könne, die Summe des Glücks auf Erden vergrößere und seinen Inhalt vertiefe: darum will die Frauenbewegung freie Bahn für sie schaffen. Nur die wissentlich oder unwissentlich Kurzsichtigen glauben, daß mit der Eröffnung der Universitäten und der Parlamente die Frauenfrage selbst „gelöst“ sein wird. Ihr Problem wird dann erst scharf umrissen und Allen erkennbar hervortreten. Erst die Befreiung des weiblichen Geschlechtes vom Druck wirthschaftlicher Abhängigkeit, erst die Verwandlung des wüsten Kampfes ums tägliche Brot, der für die Frau um so härter sich gestaltet, als er zu-

gleich ein Konkurrenzkampf gegen den Mann ist, in eine ruhige Arbeit Aller für Alle, die der Erholung und dem Genuß reichlichen Raum gewährt, wird seine Lösung anbahnen helfen. Auch Ellen Key giebt zu, daß erst ein menschenwürdiges Dasein eine wirkliche Individualisirung ermöglicht, daß „eine neue Gesellschaftordnung, die Allen Entwickelungmöglichkeiten gäbe und die Arbeitbedingungen erleichterte, ohne Zweifel ein bedeutungvolles Mittel für das Wachsthum der Persönlichkeit sein würde"; aber sie fürchtet doch, zu Gunsten der vielen Schwachen würden die wenigen Starken unterdrückt werden. Das ist der alte Konflikt zwischen Individualismus und Sozialismus, den man so ungern eingestehen will und dem man so gern aus dem Wege geht, weil Beide, der ausgeprägte Individualist und der Sozialist, die unbestimmte Furcht hegen, bei näherem Zuschauen könnten ihre Grundsätze ins Wanken gerathen. Und doch kann erst eine Durchdringung beider Weltanschauungen zu einem Resultat führen, das der Gesammtheit wie dem Einzelnen wahrhaft nützt. Ein auf die Spitze getriebener Individualismus würde schließlich die Welt und die Menschheit einzelnen „Raubthiernaturen" zum Fraß vorwerfen; und ein Sozialismus, der jeden Kopf niederschlagen wollte, der über das Durchschnittsmaß herausreicht, hätte sich selbst gerichtet, denn er hätte die Welt jeder Fortschrittsmöglichkeit beraubt. Sind doch die starken, freien Persönlichkeiten, auch nach Ellen Keys Meinung, die Führer und Lehrer der Menschheit; und der Sozialismus wird nur konsequent handeln, wenn er sie fördert und ihnen alles Hemmende aus dem Wege räumt; denn er handelt, wenn er im Interesse des Einzelnen handelt, gerade im Interesse der Massen.

Ellen Keys Individualismus ist stärker als ihre sozialistischen Neigungen. Er ist für sie die allein selig machende Religion. Und gerade Das bestimmt sie zu einer reorganisirenden Kraft für die Frauenbewegung, deren Vertiefung mit ihrer Ausdehnung nicht gleichen Schritt gehalten hat, die immer mehr in den Fehler des Generalisirens verfällt und Dogmengläubige heranzieht, statt selbständig denkender, fühlender und wollender Persönlichkeiten. Eine solche Persönlichkeit ist Ellen Key; man wird sich ihrem Einfluß nicht entziehen können, denn sie wirkt unmittelbar, weil sich in jeder ihrer Schriften ihr ganzes Wesen ausdrückt. Vielleicht beruht darauf die Eigenart weiblicher Schriftstellerei überhaupt: die Frau schreibt subjektiv, — und um so subjektiver, je besser sie schreibt.

Lily Braun.



Leo XIII. und sein Nachfolger.

Seit der letzten Krankheit Leos des Dreizehnten hat man sich viel mit der Frage beschäftigt, welcher Nationalität sein Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl angehören wird. Die Zusammensetzung des Kardinalkollegiums ist seit dem Zusammenbruch der „weltlichen Herrschaft“ eine wesentlich andere geworden. So lange die Päpste weltliche Herrscher waren, hatten sie bei Ernennung der Kardinäle die einflußreichsten Familien Italiens und besonders Roms zu berücksichtigen. Gregor XVI. ernannte während seines Pontifikates fünfundsiebenzig Kardinäle — darunter aber nur acht Ausländer —, um eines Italieners als Nachfolgers sicher zu sein, und seine Vorgänger hatten es ähnlich gemacht. Unter vierundzwanzig Kardinälen, die Clemens V. im Jahr 1304 in Avignon ernannte, waren nicht weniger als zweiundzwanzig Franzosen: sein Nachfolger wurde daher ein Franzose, Johannes XXII. Franzosen waren auch Benedikt XII., Clemens VI. und Innocenz VI. Mit Urban dem Sechsten beginnt eine neue Reihe italienischer Päpste und er machte, um den Einfluß der Ausländer zu beseitigen, fünfundzwanzig Neapolitaner zu Kardinälen. Von den 263 Päpsten, die die Kirche zählt, waren 110 Römer, 101 aus dem übrigen Italien, 52 Ausländer verschiedener Nationalität.

Heute zählt das Sacro Collegio sechsunddreißig italienische und dreißig ausländische Kardinäle. Daraus ergiebt sich die Möglichkeit, daß ein nicht in Italien geborener Prälat Papst würde, und davon hängt es wieder ab, ob der Kampf um die Wiedererlangung der weltlichen Herrschaft fortdauern wird. Erhält ein Italiener nach dem Ableben Leos des Dreizehnten die Tiara, so werden auch weiterhin alle Kräfte des Vatikans dahin angespannt werden, eine Versöhnung zwischen der Kirche und dem Staat unmöglich zu machen. Wird ein Ausländer Papst, so wird er sich nicht als entthronten weltlichen Fürsten, sondern einzig und allein als geistliches Oberhaupt der Christenheit betrachten. Jeder Italiener sollte deshalb die Wahl eines ausländischen Kardinales zum Papst wünschen und unterstützen.

Daß ein Ausländer den päpstlichen Sitz in ein anderes Land verlegen werde, ist nicht anzunehmen. Rom kann durch keine andere Stadt ersetzt werden. Und wie im Jahr 1878 alle Regirungen, theils stillschweigend, theils ausdrücklich, zu verstehen gaben, daß sie das Konklave nicht in ihren Ländern abgehalten zu sehen wünschten, so wird auch das nächste Konklave zweifellos in Rom stattfinden. Die intransigente Partei im Vatikan freilich glaubt — oder giebt sich wenigstens den Anschein, zu glauben —, daß die Kirche in Gefahr sei, wenn ein Anderer als ein Italiener Papst würde. Sie befürchtet haupt-

sächlich wohl, einen Ausländer nur wenig beeinflussen zu können. Bei Alledem ist es einigermaßen sicher, daß der nächste Papst, gleichviel, welcher Nationalität er angehören sollte, die von Leo dem Dreizehnten eingeschlagenen Wege nicht verlassen wird. Die Organisation des Katholizismus ist dank den unablässigen Aufmunterungen des Vatikans in beständiger Ausdehnung begriffen. Ueberall blühen Pfarrei- und Diözesanvereine, katholische Konsum-Vereine, katholische Kassen, Banken u. s. w. Wenn einst die Jesuiten sich die Welt durch die Kraft ihres Glaubens und ihrer Beredsamkeit, durch das Priesteramt und durch päpstliche Bullen unterwarfen, so sind an die Stelle dieser Mittel heutzutage wirthschaftliche und politische Verbände, Kongresse und Pilgerwanderungen getreten. Ganz besondere Berücksichtigung erfährt die arbeitende Klasse, der man den christlichen Sozialismus in der Form der christlichen Demokratie mundgerecht zu machen versucht. Die soziale Frage soll nach den Instruktionen des Vatikans und durch die Geistlichkeit als Mittlerin gelöst werden. Sämmtliche Allokutionen an die Führer der Pilgerzüge athmen den Geist der neuen Demokratie und der Papst wird nicht müde, die Doktrinen des christlichen Sozialismus hervorzuheben und die Geistlichkeit aufzufordern, sich an die Spitze der sozialen Bewegung zu stellen.

Die Kirche strebt also danach, die Volksmassen zu gewinnen, — freilich wohl nur, um sie dann sicher gängeln zu können. Gewisse Empfangsfeierlichkeiten, mit denen die Arbeiterpilger beehrt wurden, wirkten beinahe parodistisch, so z. B. wenn die Kardinäle an den Mahlzeiten der Pilger theilnahmen und wenn der Papst unter die von Léon Harmel geführten Schaaren französischer Arbeiter seinen besten Marsalawein austheilen ließ. Das Alles soll aber der arbeitenden Klasse beweisen, wie sehr sich der Vatikan für sie interessirt und wie sehr der Papst die Leiden seiner arbeitenden Söhne zu lindern und ihre wirthschaftlichen Emanzipationbestrebungen zu unterstützen bestrebt ist, — natürlich nur, wenn sie der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen treu bleiben.

Dem selben Geist, der den Vatikan seit Leo dem Dreizehnten beseelt, entsprang auch die Encyklika Militantis Ecclesiae bei der dreihundertjährigen Todesfeier des Beatus Petrus Canisius, in der die deutschen, österreichisch-ungarischen und schweizer Episkopate ermahnt wurden, Hand in Hand zu gehen, sich der weltlichen Erziehung zu widersetzen und den Schulunterricht, der die katholischen Doktrinen auch für die Wissenschaft als maßgeblich anerkennt, nach Möglichkeit zu fördern.

So erklärt sich das Eingreifen der Geistlichkeit in die Angelegenheiten der Schule, Familie und Werkstätte. Die katholische Kirche hat alle neuen Formen des weltlichen Sozialismus nachgeahmt und betheiligt sich an dem großen Kampf, der die Signatur des neunzehnten Jahrhundert bildet, mit den

zahlreichen und mächtigen ihr zu Gebote stehenden Mitteln des Geldes, der internationalen Organisation, der Propaganda und des Kadavergehorsams.

Die Encyklika Rerum novarum Leos des Dreizehnten kann man geradezu als eine Abhandlung über Arbeitergesetzgebung bezeichnen. Nirgends ist der Einbruch in die politisch-ökonomischen Angelegenheiten der Völker und das Bestreben, hierbei jeden neuen Gedankengang den Bedürfnissen der katholischen Kirche zu assimiliren, stärker hervorgetreten. Es ist klar, daß die Entwickelung und die Erfolge der deutschen Centrumspartei nicht ohne Einwirkung auf den Vatikan geblieben sind, und daher liegt es auch keineswegs außerhalb jeder Möglichkeit, daß ein Deutscher den Stuhl Petri besteige. Die katholischen Parteien sind im Allgemeinen konservativ, weil der Katholizismus zwar dem sozialen Fortschritt folgen, ihm aber weder vorauseilen noch ihn antreiben will. Auch die katholische Partei in Deutschland ist eine Partei der herrschenden Klassen und als solche wesentlich konservativ. Deutschland bietet aber doch daneben seit Kettelers Zeiten das sonderbare Schauspiel eines radikalen Katholizismus, der seinen Schwerpunkt in den Rheinlanden hat, und der linke Flügel der Partei ist weder engherzig noch schüchtern. War es doch die Kölnische Volkszeitung, die sich zu dem Satz bekannte: „Die katholisch-sozialistische Partei repräsentirt die Erfüllung eines Naturgesetzes".

Im geschichtlichen Auftreten des Christenthumes und im Auftreten des modernen Sozialismus sind keinerlei äußere Aehnlichkeiten zu finden, wohl aber die identischen Postulate einer sozialen Heilslehre, die die allgemeine Erlösung der Menschheit und die Apotheose der Menschenliebe verspricht.

Das hat Leo der Dreizehnte ganz begriffen. „Wie viele Männer", fragte eines Tages Renan, „giebt es wohl in Europa, die wirklich dem neunzehnten Jahrhundert angehören?" Der lebende Papst gehört zu diesen Männern; und die Furchen, die er gezogen hat, sind so tief, daß zweifellos auch sein Nachfolger sie nicht verwischen wird. Die Kontinuität der päpstlichen Politik wird um so leichter zu erhalten sein, als es — im Gegensatz zu Pius dem Neunten — der diplomatischen Geschicklichkeit Leos des Dreizehnten gelungen ist, sich mit allen Regirungen auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, ohne von irgend einer abhängig zu sein. Pius der Neunte war in der Politik kurzsichtig; er ahnte ja auch den Advent der katholischen Demokratie nicht.

Und nachdem ich nun einmal diese beiden Männer einander gegenübergestellt habe, sei es mir gestattet, an dieser Stelle die Charakterparallele wiederzugeben, die mir kürzlich ein gelehrter Prälat entwarf:

„Beide, von ausgezeichneten Geistesfähigkeiten, haben als Redner nichts gemeinsam. Pius der Neunte sprach fesselnd, meistens improvisirt. Leicht — um nicht zu sagen: leichtherzig — ging er von einem Gegenstand zum anderen über und verdeckte den Mangel der Uebergänge gern durch ein charakteristisches

Lächeln, das ‚eine leichte und wohlwollende Art, die Dinge zu nehmen‘ schien. Wenn er die Disposition einer Rede im Voraus ausarbeitete, so machte er kaum einige flüchtige Notizen über die wichtigsten Leitgedanken, — alles Andere sprach er dann aus dem Stegreif. Dabei konnte er aber doch überzeugen und hinreißen. Er unterschied — vielleicht unbewußt — zwischen Beweisen und Ueberzeugen. Zweck des Weltweisen ist: eine Wahrheit klar darzuthun, Zweck des Redners: den Hörer geneigt zu machen und dahin zu bringen, daß er der empfangenen Suggestion folgt. In dieser Kunst war Pius der Neunte Meister. Dank seiner sympathischen Persönlichkeit gelang es ihm, eigene Gedanken und Absichten, eigene Vorstellungen und Pläne in einer überraschenden Weise auf Andere zu übertragen. Besonders verstand er, sich jeder Art von Zuhörern anzupassen. Vor Vertretern verschiedener Nationen oder verschiedener Gesellschaftklassen fand er für jede einzelne Gruppe die passendsten Gedanken und das passendste Wort. Dagegen sind die Reden Leos des Dreizehnten die Frucht langer Arbeit und ihre geläuterte Sprache ist das Resultat angestrengten Studiums. Er spricht energisch, ernst und abgemessen, vielleicht ein Wenig kalt, aber doch eindringlich; er kämpft mit dem Gegner wie ein besonnener Fechter und begegnet den Einwänden, die er voraussieht, durch wohlüberlegte Paraden. Alles Das schließt Regungen eines gewissen Künstlertemperamentes nicht aus und seinen lateinischen Reimen hat selbst Carducci die Anerkennung nicht versagt.“

So weit mein Gewährsmann. Seinen Worten möchte ich noch den Theil eines Briefes anschließen, den der berühmte Laboulaye am sechzehnten April 1878 von Paris aus einem meiner Freunde in Italien schrieb:

„L'élection du nouveau Pape a été un triomphe pour la sagesse italienne. Grâce à l'esprit de modération dont votre peuple politique ne s'est jamais départi, il est prouvé maintenant que le Pape a toute sécurité à Rome et que les consciences catholiques n'ont point à s'effrayer. Continuez dans cette voie de liberté, le temps achèvera l'apaisement des esprits ... Il me semble que le nouveau Pape est un homme sage et modéré. Il peut donner au monde catholique la paix réligieuse. C'est l'oeuvre la plus grande que puisse entreprendre un souverain pontife ...“ Und auf Frankreich kommend, fügte er hinzu: „S'il peut débarrasser la France de quelques esprits outrés, qui mêlent la réligion à la politique, nous marcherons tranquillement dans la voie libérale où nous sommes rentrés et la République, qui ne demande à persécuter personne, deviendra le gouvernement définitif de la France.“

Mailand. Dr. Augusto Setti.



In Memoriam.

8*).

So soll ich nie mehr legen
Mein Haupt auf Deine Knie,
Den stillen Zaubersegen
Der Hände fühlen nie.

Die kahlen Zweige hangen
In graue Winterluft
Und all mein Trostverlangen
Irrt um die kalte Gruft.

Wie heiß die Thränen fließen:
Drei Stufen und ein Stein, —
Das muß zu Deinen Füßen
Nun meine Stätte sein.

9.

Du schreitest schwebend vor mir her
Und leise die Gewänder wehen.
Es wallt das bleiche Nebelmeer,
Schon kann ich Dich nicht deutlich sehen.

Da wendest Du Dich rasch zurück
Und Deine Augen seh ich leuchten;
Ist es der alte süße Blick —
Ach! — oder will er frisch sich feuchten?

Mir ist, als hauchtest Du ein Wort,
Daß Du mich nie, nie mehr verlassen...
Da trägt der Wind Dich wieder fort
Und Deine Züge ... sie verblassen.

Ich weiß es wohl: es ist ein Traum,
Doch wird er auch bei Tag nicht schwinden;
Kann ich im dunklen Erdenraum
Doch ohne Dich den Weg nicht finden.

10.

Leuchtend kommt der Frühlingstag
Durch die grüne Au geschritten.
Fliederduft und Amselschlag —
Durch den jungen Buchenhag
Ist sein Strahl wie Gold geglitten.

Auch dem Friedhof gilt sein Gang;
Und, umwölkt von süßen Düften,
Unter Blumenglockenklang
Kniet er segnend still und lang
An den steinern stummen Grüften.

Blüthen von den Zweigen wehn —
Welkes Glück vergangner Tage!
Und der Wind verweht das Flehn:
Könntest Du nur einmal sehn,
Wie ich steh' und um Dich klage.

11.

Glühend ist der Sonnenball
Hinter dem Gebirg versunken
Und die grelle Tagesqual
Hat die Dämmrung aufgetrunken.

Nun, mit leisem Flügelschlag,
Kommt die Nacht herangezogen;
Lebensmüh' und Tagesplag'
Sind ihr rasch ans Herz geflogen.

---

*) S. „Zukunft" vom 15. April 1899.

Und die Wellen träumend ziehn
Und verrinnen und verschwimmen —
Wie von Klagemelodien
Tönen stille, ferne Stimmen.

Und nun kommen deutlich sie,
Von der Fluth dahergetragen,
Und verhallen ... kann doch nie
Mir ihr Klang mehr Etwas sagen.

12.

Tief in den Bäumen rauscht die Nacht.
Ich will nun endlich schlafen gehn;
Vielleicht fügt es die stille Nacht,
Dich einmal noch im Traum zu sehn.

Und heimlich sehnt das müde Hirn:
Du sitzt an meinem Lagerrand
Und kühlst die thränenheiße Stirn,
Wie einst, mit Deiner weichen Hand.

13.

Märchenaugen, Märchentraum,
Märchenwort und Märchenlieder:
Also stiegst aus lichtem Raum
Du zur dunklen Erde nieder.

Und Du sprachst: da floß das Wort
Silbern wie die Zauberquelle
Und die Welle rauschte fort
Frühlingstag und Sonnenhelle.

Und die Liebe heimlich stieg
Aus dem süßen Wunderbronnen
Und mein Herz erschrocken schwieg,
Ueberströmt von fremden Wonnen.

Wer gekostet diesen Trank,
Wird verzehrt von Qual und Bangen;
Sag, wo weilest Du so lang?
Sag, warum bist Du gegangen?

14.

Das kann ich nun nie mehr erleben,
Daß, wenn die Nacht herniedersinkt,
All meine Sorgen sacht entschweben
Im Kuß, den meine Seele trinkt.

An Deinen Lippen konnt' ich hangen,
Von Deinen Armen reich umblüht, —
Und aller Traum und alles Bangen
In süßer Seligkeit verglüht.

Es wehn und winken in einander
Die Blüthen nun vom stillen Baum ...
Die Hände sinken in einander
Dann kommt der Schlaf — und dann — der Traum.

15

In tiefer Nacht, wenn Alles ruht,
Wie wird die Welt so weit!
Dann geb' ich mich in Deine Hut,
Du meine Einsamkeit.

Ich hab' für Euch geschafft, gedacht
Den ganzen langen Tag;
Nun laßt mir auch die stille Nacht,
Darin ich träumen mag.

Und träum' ich sehnend mich zurück
In meine goldne Zeit,
Kühlt Deine Hand, Dein Mund, Dein Blick
Im Traum mir alles Leid.

Die Nacht ist kurz, der Tag ist lang,
Das Leben bitter schwer ...
Ich finde sonst für meinen Gang
Die letzte Kraft nicht mehr.

Hamburg. Theodor Suse.



Ungarn am Scheidewege.

Eins der neuesten Geschichtwerke über Ungarn berichtet, daß Kaiser Heinrich von Deutschland, der den Usurpator Peter Urseolo im Jahre 1042 auf den ungarischen Thron setzen wollte, die Ungarn an der Gran besiegte und bereits den ganzen Westen des Landes eingenommen hatte, dennoch aber nicht wagte, sein Vorhaben auszuführen, weil die Großen des Landes ihm kund und zu wissen thaten, daß sie in Folge des Blutvertrages mit dem Königshause der Arpad nur einen Prinzen dieses Stammes als Herrscher anerkennen würden. Zwei Jahre darauf wurden die Ungarn abermals vom Kaiser geschlagen und Peter bestieg den Thron; die Großen des Landes und mit ihnen das Volk erhoben sich aber, entthronten ihn und beriefen den Arpad Andreas auf den Thron.

Dieser Königstreue der ungarischen Nation stand von je ein eben so ausgeprägter Drang nach Unabhängigkeit zur Seite. „Ende des zehnten Jahrhunderts war die Zeit gekommen, da die Ungarn sich entscheiden mußten, ob sie zur morgenländischen oder zur abendländischen christlichen Kirche gehören wollten. König Stefan, später der Heilige genannt, wandte sich aber nicht an die Vermittelung des verwandten deutschen Kaiserhauses, sondern an den damals noch in seiner Macht so beschränkten Papst, damit nicht zu befürchten sei, es könnte die Unabhängigkeit Ungarns dadurch leiden.“ So berichtet Eugen Csudaj, Dozent an der budapester Universität und Chorherr des Prämonstratenser Ordens, also ein Mitglied der streitbaren römisch-katholischen Kirche. Gleich diesem Gelehrten aus geistlichem Stande tritt fast die ganze ungarische Geistlichkeit für die Freiheitbestrebungen der Nation ein und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von dem deutschen Klerus in Oesterreich, der, um von der Regirung freie Hand in Schul- und Wahlsachen zu erlangen, die Verdrängung der Deutschen unterstützt. Der königstreue und zugleich freiheitliche Sinn ist ein Hauptmoment ihrer nationalen Kraft. Dadurch erklärt sich auch, da die selben Männer, die im Jahre 1849, vor die Wahl zwischen Dynastie und Freiheit gestellt, sich für die Freiheit entschieden, dann, nachdem der König die verbrieften Rechte der Nation anerkannt hatte, mit dem Pakt von 1867 die feste Stütze seines Thrones wurden. Damals war Deak der Retter in der Noth und bald darauf trat Andrassy dem Föderalismus, der heute so mächtig sein Haupt erhebt, muthig entgegen, als er das Ministerium Hohenwart zu Fall brachte. An diesem Bollwerk brach sich damals die slavische Fluth.

Wie ganz anders stehen die Dinge aber heute! Seit Deaks Ableben ist der Grundgedanke des Ausgleiches vom Jahre 1867 in Vergessenheit gerathen. Koloman von Szell, der alle Gemäßigten unter sein Banner rief und als Nachfolger Deaks begrüßt wurde, stellte ein Programm auf, das den Verband der beiden Reichshälften nur bis zum Jahre 1907 sichert, — kurz, Ungarn verzichtet darauf, den mit Macht über Oesterreich hereinbrechenden Panslavismus im Verein mit den österreichischen Deutschen zu bekämpfen.

Als vor Jahresfrist das Haupt der jetzt zur Regirungpartei übergetretenen gemäßigten Opposition, Graf Albert Apponyi, in feierlicher Rede erklärte, er könne keiner wirthschaftlichen Theilung das Wort reden, weil auf die wirthschaftliche Trennung die politische Trennung und die bloße Personalunion zwischen Oesterreich und Ungarn folgen würde, da mochte man immer noch hoffen, Ungarn werde Alles aufbieten, um dem Zersetzungprozeß Einhalt zu thun.

Heute steuert Ungarn unter dem Druck der radikalen Opposition geradezu auf die Personalunion los, — zunächst freilich nur auf einen unerbittlichen wirthschaftlichen Kampf, der aber nur mit der völligen staatlichen Trennung endigen kann. Die Personalunion ist auf die Dauer unmöglich. Sie würde ihr parlamentarisches Dasein vielleicht so lange fristen, wie der Dynastie eine starke reichstreue Armee mit selbständiger militärischer Tradition zu Gebot stünde. Sobald aber dieser Geist des Heeres durch die nationale Absonderung erschüttert wäre, würde die gänzliche staatliche Trennung nur noch eine Frage der Zeit sein.

„Nun, so weit sind wir doch noch nicht und so weit wir des auch niemals kommen!“ rufen hoffnungfreudige Politiker diesseits und jenseits der Leitha; denn der ungarische Ministerpräsident habe erklärt, das selbständige Zollgebiet sei nur für den Fall in Aussicht genommen, daß bis zum Jahre 1907 kein regelmäßiges Handelsbündniß abgeschlossen werden sollte.

Aber worauf stützt man sich denn bei der Annahme, daß im Laufe der nächsten Jahre eine Wendung zum Bessern eintreten und das Zollbündniß zu Stande kommen werde? Die Gegensätze verschärfen sich täglich, der slavische Ansturm durchbricht bereits in allen Theilen der Monarchie die Schranken. Das Zugeständniß der Sprachenverordnung ist längst durch neue Zugeständnisse an Czechen und Slovenen überholt: und so wird das Jahr 1907, in dem die Entscheidung fallen soll, unter den selben Sturmzeichen stehen wie die Gegenwart. Allerdings scheinen die ungarischen Staatsmänner ein Auskunftmittel in petto zu haben. Sagte doch Herr von Szell im Reichstage: „Wir können die Zollgemeinschaft und die daraus sich ergebenden Zustände, wenn auch nicht in Form eines Bündnisses, dennoch auch ferner aufrecht erhalten.“ Ins Gemeinverständliche übertragen, bedeutet Das: offene Zollschranken auf Grund gegenseitiger Reziprozität. Ungarn würde also im Jahre 1907 Zollschranken gegen Oesterreich aufrichten, sie aber offen lassen, so lange es sich auf Grund der Gegenseitigkeit befriedigt fände. Leider ist nur der Begriff der Reziprozität sehr dehnbar, denn außer den Zollangelegenheiten giebt es noch viele andere Fragen, die zu Kampfobjekten werden könnten: das Geld- und Verkehrswesen, Handel und Schiffahrt, insbesondere aber die zu endlosen Plackereien benutzbare Seuchenfrage. Welchen Standpunkt Ungarn überhaupt in solchen Fragen einnimmt, erhellt aus Szells Worten in der selben Rede: „Es ist ganz gut denkbar, daß bei getrenntem Zollgebiet eine gemeinsame Bank bestehen könnte, da von 1803 bis 1848 die österreichische Nationalbank in Ungarn ihre Wirksamkeit übte, obgleich Oesterreich durch Zollschranken von Ungarn getrennt war.“ Auch nach dem Jahre 1907 wird Oesterreich die Zollgemeinschaft haben können, jedoch nur um den Preis von Zugeständnissen an Ungarn, die zur Ausgestaltung des föderalistischen Systemes dienen werden.

So fördert das konstitutionelle Ungarn, das seinen Traditionen untreu geworden ist und mit dem temporären Absolutismus paktirt hat, die Zerreißung des Bestehenden und die Umwandlung der Monarchie in einen Staatenbund. Die Verantwortlichkeit dafür trifft weniger die ungarische Nation in ihrer Gesammtheit als die leitenden Männer, von denen keiner, seit dem Ableben Deaks und Andrassys, die furchtbare Tragweite einer deutschfeindlichen Politik zu ermessen vermocht hat.

Kindberg in Obersteiermark, im Juli 1899. Richard Graf Sermage.



Der Kolker.

Das Rekruten-Exerziren ist zu Ende. Das Compagnie-Exerziren hat begonnen. Nur Thoren können behaupten, daß darin absolut kein Unterschied zu finden und Beides gleich langweilig sei; es giebt bekanntlich auf der ganzen Welt nicht zwei Dinge, die einander ganz gleich sind, folglich können auch die beiden Exerzirperioden nicht gleich langweilig sein: eine muß nothwendig langweiliger sein als die andere; oder mit anderen Worten: die andere ist geistreicher als die eine. Leider schwört, wer die „eine“ kennen gelernt hat, immer auf die „andere“, — und umgekehrt.

Kein Mensch ist mit seinem Schicksal zufrieden, also auch kein Soldat.

Das Compagnie-Exerziren hat begonnen, noch nicht en gros, sondern nur en détail. Man exerzirt in Rotten, dann in Sektionen, in Halbzügen und in Zügen; und erst, wenn Das klappt, nimmt der Herr Hauptmann persönlich die Sache in die Hand, um seinen Leuten einmal zu zeigen, was eine Harke ist.

Vorläufig aber ist es noch nicht so weit — daß es in Pasewalk auch noch nicht so weit ist, versteht sich von selbst —, vorläufig kommt der Hauptmann nur zum Dienst, um sich anzusehen, was seine Lieutenants machen.

Selbstverständlich, nach seiner Meinung, nichts als Unfug. Was sollte auch aus der preußischen Armee werden, wenn ein Lieutenant oder überhaupt ein Untergebener einmal Etwas richtig machte? Dann brauchte man ja gar keine Vorgesetzten mehr.

Na, und ohne Vorgesetzten geht es nicht, Das muß selbst ein Stummer sagen.

Auf dem Kasernenhof wird exerzirt und der Herr Lieutenant hat die Sektionen vertrauensvoll den Unteroffizieren in die Hand gelegt, die zusehen mögen, wie sie selig werden und wie sie den Leuten die Geheimnisse des Reglements beibringen.

Er selbst kümmert sich nicht um seine „Kerls“, ihm hängt die Sache zum Hals heraus. Er thut nun schon sieben Jahre Frontdienste: da kann ihm der Anblick der exerzirenden Leute wenig oder gar nichts Neues bieten. Na, und immer das Selbe zu sehen, wird auf die Dauer langweilig; und wenn er danach hinsähe, würde er sich doch nur ärgern und ärgern will er sich nicht. Ihm geht es so wie so heute schlecht genug. Er fühlt sich gar nicht so recht extra. Und Das hat seinen guten Grund.

Er hat vergessen, von gestern auf heute zu Bett zu gehen.

Wie kann man aber auch so vergeßlich sein? Er begreift es selbst nicht.

Er hat einen Jammer, der nicht von schlechten Eltern ist, und keinen sehnlicheren Wunsch als den nach einer Salzgurke und einem kleinen Glas Pilsener Bier. Es könnten aber auch zwei große sein.

Im Geist labt er sich an dem Anblick dieser beiden Pilsener. Er schließt die Augen, damit die grausame Wirklichkeit ihm das Bild nicht zerstöre; dabei stützt er die Hände auf den Säbel und hängt ganz seinen Träumen nach.

„Hoppla.“ Mit einem Mal fährt er in die Höhe... Er war im Stehen eingeschlafen und langsam hatte sich sein Körper nach vorn geneigt, bis er mit der Nasenspitze die Brust seines vor ihm stehenden Hauptmannes berührte.

Erschreckt taumelt er zurück, — es ist die alte Geschichte: die Vorgesetzten sind immer gerade dann da, wenn man sie am Wenigsten brauchen kann. Braucht man sie, so sind sie schon deshalb nie da, weil man sie nie braucht.

„Herr Lieutenant,“ donnert der Hauptmann, „wie können Sie es wagen, im Königlichen Dienst zu schlafen?“

Auf jede direkte Frage gehört eine Antwort. Weiß man beim Militär aber nicht, was man sagen soll, dann sagt man „Zu Befehl!“. Das paßt unter tausend Fällen tausend- und einmal. Und für einen Augenblick denkt der Lieutenant denn auch daran, die Neugier des Vorgesetzten mit den beiden Zauberworten zu befriedigen.

Aber in der letzten Sekunde gelangt er zu der Ueberzeugung, daß eine andere Antwort vielleicht richtiger sei, und so sagt er: „Ich weiß es nicht, Herr Hauptmann.“

Eine solche Entgegnung ist unmilitärisch, denn der Untergebene muß im Stande sein, jedem Vorgesetzten auf jede Frage eine befriedigende Auskunft zu geben.

Die Worte: „Ich weiß es nicht“ giebts nicht. Das wäre noch schöner!

Eine Sekunde mustert der Hauptmann seinen Lieutenant mit einem vernichtenden Blick; dann sagt er: „Ich will mir die Leute Ihres Zuges ansehen ... wenn Sie sich nicht um die Leute kümmern, muß ich es ja thun.“

„Dieser Nachsatz ist erstens ungenau und zweitens überflüssig,“ denkt der Lieutenant. „Deine Pflicht bleibt es immer, Dich um Deine Leute zu kümmern, auch dann, wenn ich es nicht thue, folglich“ ...

Und laut sagt er diesmal wirklich: „Zu Befehl!“

Das hört der Hauptmann mit Freuden, denn diese Worte bedeuten die Unterordnung des eigenen Willens unter den des Vorgesetzten. Auf Deutsch heißt Das: Subordination, und zwar versteht man darunter bekanntlich das Bestreben, stets dümmer zu erscheinen, als der Vorgesetzte wirklich ist.

Der Lieutenant beeilt sich, die nöthigen Anordnungen und Befehle zu geben ... Lieber wäre es ihm, wenn der Hauptmann jetzt die Leute nicht besichtigen wollte. Bei einer Besichtigung kommt selten etwas Gutes heraus, — daß jetzt sogar etwas sehr Schlechtes herauskommen wird, davon ist der Lieutenant felsenfest überzeugt. Ihm schwant nichts Gutes und wehmüthig seufzt er: „Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda?“

„Miserabel!“ knurrt der Hauptmann plötzlich.

Der Lieutenant hat keine Ahnung, was der Vorgesetzte meint, ob das schlechte Wetter, seine eigene Stimmung, die Leistung irgend eines Mannes oder das Fallen irgend eines exotischen Staatspapieres.

„Hundsmiserabel!“ knurrt da der Hauptmann.

„Na, na, nur sacht“, denkt der Lieutenant, „so schlimm wird es wohl nicht sein.“ Laut aber sagt er: „Zu Befehl!“

Die Armee müßte dem Mann, der diese beiden Wörter erfand, aus den Mitteln Aller, die nicht Soldaten werden, ein Denkmal setzen.

Der Hauptmann läßt inzwischen seine Blicke von dem rechten Flügel-

mann auf den zweiten Mann im Gliede schweifen. Der Flügelmann ist mit dem Wort „Hundsmiserabel" genügend kritisirt; nun kommt der zweite Mann.

Der Häuptling besieht sich den Jüngling eine ganze Zeit, dann sagt er zu seinem Offizier: „Herr Lieutenant, fällt Ihnen an dem Manne nichts auf?"

Der Lieutenant sieht sich nun auch den Jüngling an. Der steht da, wie das Gesetz es befiehlt: die Fußspitzen gleichmäßig so weit auseinandergenommen, daß sie nicht ganz einen rechten Winkel bilden, Hacken zusammen, Knie leicht nach hinten durchgedrückt, Bauch herein, Brust heraus, Schultern zurück, Kopf in die Höhe, Nase gerade über der Knopfreihe, die beiden Ohren in gleicher Höhe, — Alles ist in schönster Ordnung. Dabei ist der Kerl gewachsen wie ein junger Gott ... Es ist eine wahre Freude, diesen Vaterlandsvertheidiger anzusehen.

„Fällt Ihnen an dem Manne nichts auf?" wiederholt der Vorgesetzte.

„Nein, Herr Hauptmann," lautet die Antwort.

„Ihr Blick scheint durch das viele Schlafen in und außer Dienst getrübt zu sein", klingt es zurück ... und nach einer kurzen Pause: „Der Mann ist vollständig schief und krumm."

„Das ist nun ganz gewiß übertrieben", denkt der Lieutenant. Und nun Sonne, steh still im Thale Gideon! Und nun Hulda, setz Dich auf den Stuhl, den ich Dir bringe! Die Welt geht unter —: der Lieutenant sagt, was er denkt, obgleich er der Untergebene ist.

Er öffnet den Mund und beginnt seine Rede: „Verzeihen der Herr Hauptmann, daß ich widerspreche, nach meiner Meinung ..."

Aber weiter kommt er nicht, ein unheiliges Donnerwetter entlädt sich über seinem Haupt: „Herr Lieutenant, wo nehmen Sie den Muth her, mir zu widersprechen, und wie kommen Sie dazu, eine Meinung zu haben? Die habe ich, dafür bin ich Ihr Hauptmann und vor allen Dingen Ihr Vorgesetzter. Wäre es umgekehrt, Herr Lieutenant, dann wäre es umgekehrt; aber es ist nicht umgekehrt. Das merken Sie sich, bitte, und schreiben Sie es sich gefälligst hinter die Ohren."

In vorschriftmäßiger Haltung, Hacken zusammen, Brust heraus, Kopf in die Höhe, Hand an der Mütze, läßt der Lieutenant die Rede über sich ergehen; aber als sie gar zu grob wird, als die ungerechten Vorwürfe sich häufen, da fällt er dem Vorgesetzten mit einem erneuten: „Verzeihen der Herr Hauptmann" mitten in die schönste Satzkonstruktion.

Dem armen Lieutenant wäre besser gewesen, er wäre nicht geboren, — denn Alles kann ein Vorgesetzter schließlich verzeihen, nur nicht, daß man ihn in seiner Rede unterbricht.

Lebte Jupiter tonans noch, so hätte er alle Ursache, auf den Hauptmann als auf seinen gefährlichsten Konkurrenten eifersüchtig zu werden.

„Herr Lieutenant", tobt der Königliche Hauptmann und Compagnie-Chef, „Herr, die einfachste Form der Höflichkeit schon verlangt, die Subordination befiehlt es sogar, den höher Gestellten ruhig aussprechen zu lassen. Wie kommen Sie dazu, mich zu unterbrechen, mir ins Wort zu fallen, in meine Rede hineinzukollern?"

Der Lieutenant steht in tiefes Nachdenken versunken und innerlich spricht er: „Mein sehr verehrter Herr Hauptmann! Was Sie da sagen, ist ja Alles ganz gut und ganz schön, ich will sogar liebenswürdig und höflich sein und

sagen: ‚Es ist Alles sehr gut und sehr schön.‘ Mehr können Sie doch nicht von mir verlangen, nicht wahr? Na also, sagt Olga. Nun erlauben Sie mir aber, bitte, auch einmal einen Ton. Ihre Rede unterbrechen darf ich nicht; mich vertheidigen, wenn Sie gesprochen haben, darf ich auch nicht; ich darf weiter nichts, als jeden Tadel ruhig hinnehmen; denn beweisen, daß Sie Unrecht haben, darf ich auch nicht. Ich darf nicht, was ich will, und was ich darf, Das will ich nicht, und darum, mein sehr verehrter Herr Hauptmann, gestatten Sie mir, daß ich meine eigene Ansicht vertheidige, oder daß ich, wie es nun einmal in der Soldatensprache heißt, daß ich weiterkolke.“

Und wieder fällt er mit einer nach Ansicht des Vorgesetzten „ganz ungehörigen Bemerkung“ dem Hauptmann in einen wunderschönen Satzbau hinein.

Es ist nur gut, daß der Hauptmann als leidenschaftlicher Radfahrer stets eine Luftpumpe bei sich trägt: ihr allein verdankt er, daß ihm vor Entsetzen über den Widerspruchsgeist seines Untergebenen nicht die Luft ausgeht.

„Herr Lieutenant, ich verbitte mir, verstehen Sie mich, ich verbiiiiiii—tte mir Ihr Gekolke.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann“, klingt es zurück, aber schlechte Eigenschaften lassen sich eben so wenig wie schlechtes Skatspiel mit einem Male „auf Befehl“ abgewöhnen; und so kolkt denn der Lieutenant weiter: erstens, weil er ein Kolker ist, und zweitens, weil er im Recht zu sein glaubt.

Ich sage absichtlich: „weil er im Recht zu sein glaubt“; denn daß er sich irrt und daß er nicht Recht hat und daß er einem Vorgesetzten gegenüber stets Unrecht hat, ist ja ganz klar.

„Kolken“ gehört zu jenen Beschäftigungen, die, wie man zu sagen pflegt, nur das Geschäft aufhalten und wenig oder gar keinen praktischen Werth haben.

Manche behaupten sogar, kolken sei entsetzlich unpraktisch, es komme nie Etwas dabei heraus.

Daß die Leute, die so sprechen, Unsinn reden, muß der Lieutenant an seinem eigenen Leibe erfahren.

Der Hauptmann weiß nicht mehr, was er mit seinem Untergebenen anfangen soll. Am Liebsten möchte er ihn ermorden, aber Das geht doch nicht so ohne Weiteres; denn erstens weiß man nicht, ob der Lieutenant ganz stillhalten würde, und zweitens denkt der Hauptmann mit Entsetzen an die endlosen Schreibereien, die entstehen würden, wenn er seine Blutgier befriedigte. Außerdem ist erst kürzlich wieder ein Befehl über die Vereinfachung des Schriftverfahrens gekommen; dagegen darf er nicht verstoßen: er darf keine Schreibereien verursachen, die vermieden werden können.

Mit dem Morden ist es also nichts. Schade!

Wenn die Noth am Größten, ist der Geldpostbote leider nicht immer am Nächsten, — selbst dann nicht, wenn man neben der Post wohnt.

Der Hauptmann hat aber einen kolossalen Dusel: als er sich nicht mehr zu helfen weiß, erscheint der Herr Major.

Der hält noch seinen Winterschlaf und es giebt jetzt noch nicht viel für ihn zu thun. Seine Thätigkeit beginnt erst mit dem Bataillonexerziren: dann wird er den Leuten einmal zeigen, was eine Harke ist.

Je weniger der Mensch zu thun hat, desto mehr ärgert er sich darüber,

daß er nicht „gar nichts“ zu thun hat; Das ist eine alte Geschichte. Und so ist denn auch der Herr Major schlechter Laune darüber, daß er doch ab und zu auf das Bureau gehen muß, um seinen Namen einige Male zu unterschreiben.

Der Hauptmann eilt dem Major entgegen, um ihm zu melden, — dann aber auch, um den Lieutenant zu verklagen.

Der Lieutenant sieht, wie die beiden Herrn sich eifrigst mit einander unterhalten, und ihm ahnt nichts Gutes.

Aber mit einem Male wird ihm schwach, denn der Herr Oberst erscheint auf dem Kasernenhof.

„Na, nun gute Nacht“, denkt der Lieutenant, „Der hat mir gerade noch gefehlt! Hätte ich jetzt Etwas zu sagen, so würde ich den Kommandeur sofort verabschieden.“

Aber leider hat ein Lieutenant gar nichts zu sagen.

Der Oberst müßte nicht Oberst sein, wenn er nicht sofort errathen wollte, daß nicht nur im Staate Dänemark Etwas faul ist, sondern daß auch auf dem Kasernenhof sich nicht Alles in jener tadellosen Verfassung befindet, die er, der Herr Oberst, stets und überall anzutreffen wünscht.

Der Herr Oberst, der Herr Major und der Herr Hauptmann stehen in eifrigem Gespräch bei einander.

Der Kommandeur läßt sich den nach Meinung der anderen Herren sehr verwickelten Fall vortragen und giebt dann eine glänzende Probe seines scharfen, durchdringenden Verstandes, indem er gelassen das große Wort spricht: „Meine Herren, die Sache ist mehr als einfach, — ich sperre den Lieutenant drei Tage ein.“

Bums, da sitzt er.

„Sind Sie nun zufrieden, Herr Lieutenant?“ fragt der Oberst, nachdem er den Offizier zu sich herangewinkt und ihm die Strafe, die er ihm zudiktirt hat, mitgetheilt hat. „Sind Sie nun zufrieden?“

„Das kann ich nun eigentlich nicht gerade behaupten“, denkt der Lieutenant, „zufrieden bin ich nicht, obgleich ich ja mehr bekommen habe, als mir zusteht, und vor allen Dingen viel mehr, als ich erwartete. Ich habe mehr als genug. Würde ich sagen: ‚Nein, Herr Oberst, ich bin nicht zufrieden‘, so würde er sagen: ‚Dem Manne kann geholfen werden!‘ Und die Hilfe würde darin bestehen, daß er mich nicht auf drei, sondern auf fünf, wenn nicht gar auf sieben Tage einsperrte. Und dafür danke ich. Komma, Punktum, Gedankenstrich.“

„Zu Befehl, Herr Oberst“, giebt er zur Antwort.

„Na, Das freut mich“, erwidert der Kommandeur und er freut sich wirklich; denn wer da zufrieden ist, Der widerspricht nicht, Der kolkt nicht.

Gekolkt darf nicht werden, aber die Kolkerei besteht doch und sie wird erst aufhören, wenn der letzte Vorgesetzte begraben sein wird.

Darauf aber kann man noch lange warten.

Freiherr von Schlicht.



Thalia in Amerika.

Wie jung Amerika noch immer ist, beweist seine Kunst. Apollo, der göttliche Weltbürger, hat sich zwar auch bei uns angesiedelt, aber nach Art aller vorsichtigen Einwanderer hat er seine Familie von neun Musen nicht auf einmal mitgebracht, sondern nach und nach herüber kommen lassen. Thalia, die Muse des Theaters, ist zuletzt gekommen und augenscheinlich noch wenig heimisch geworden. Schon oft haben sich die klügsten Leute über diese betrübliche Erscheinung die Köpfe zerbrochen und die Frage aufgestellt, woher es komme, daß die amerikanische Bühne in ihrer Entwickelung so zurückgeblieben sei. Und doch sind die Gründe hierfür „as plenty as blackberries", wie Falstaff sagen würde. Ein Volk, das Jahrzehnte lang vor allen Dingen mit der Entwickelung und dem Ausbau seines Landes zu thun hatte, mußte seine Aufmerksamkeit in erster Linie der praktischen Seite des Lebens, dem Geschäft, widmen und die ideale Seite, besonders die Kunst, stiefmütterlich behandeln. Die Folge war, daß der Geschäftssinn auf Kosten aller feineren Neigungen unnatürlich entwickelt wurde. Die Zeit nach dem Revolutionkrieg gegen England trieb noch ideale Blüthen und schuf hervorragende Dichter. Aber bald versank die Bevölkerung in die öde Geldmacherei um jeden Preis, die ertötend auf die Dichtkunst wirkte. Es ist heute kein hoffnungvoller Nachwuchs von amerikanischen Dichtern vorhanden, — und die Bühne mußte natürlich mit darunter leiden. Während die Kulturländer der alten Welt, die der Amerikaner so gern als in jeder Beziehung ausgemergelt bezeichnet, immer neue Talente hervorbringen, ist Amerika eine dramatische Sahara. Nur wenige Zwergtalentchen wachsen hier. Freilich: es geschieht bei uns auch nichts, um Talente zu züchten und zu pflegen. Die Bühnenverhältnisse sind der Züchtung von Talenten geradezu feindlich. Vor allen Dingen haben wir kein stehendes noch auch städtisch oder staatlich unterstütztes Theater in streng europäischem Sinn des Wortes; nicht einmal in New-York, das trotz dem blaustrümpflerischen Boston, der literarischen Hochburg Amerikas, in Theatersachen den Ton angiebt, weil New-York eben die Hauptstadt des Landes ist. Alle Neuheiten der Bühne erscheinen zuerst in New-York. Hat ein Stück einen entschiedenen Erfolg davongetragen, so bildet der glückliche Direktor mehrere Truppen und schickt sie und die Haupttruppe nach den größeren Städten des Landes, wo sie eine oder mehrere Wochen in einem vorher gemietheten Theater den jüngsten Erfolg dem Publikum vorführen. Nach ihnen kommt sofort die Truppe eines anderen Direktors mit einem anderen Stück, — und so gehts fort bis zum Schluß der Spielzeit. Diese Reisen gehen gewöhnlich südwärts bis nach San Francisko und dann nördlich zurück oder umgekehrt. Auch kleinere Städte werden manchmal „mitgenommen", doch spielt die Truppe da selten länger als einen einzigen Abend. Es giebt Direktoren, wie z. B. die deutschen Gebrüder Frohmann, die ein Dutzend solcher Reisetruppen von New-York aus leiten.

Aber wie sehen unsere Bühnenerfolge aus? Es sind selten die Erfolge einheimischer Verfasser. Der amerikanische Theaterdirektor ist zuerst Geschäftsmann. Die Kunst und deren Förderung ist ihm völlig gleichgiltig. Am Gleichgiltigsten ist ihm jedoch der heimische Bühnendichter. Das Stück eines knospenden heimischen Dramatikers aufzuführen, erscheint ihm als ein eben so gefährliches

wie leichtsinniges Wagniß, bei dem er Geld, viel Geld verlieren kann. Und das gerade Gegentheil ist sein Bestreben. Also hält er wachsam Umschau in Berlin, Paris und London, ob da ein neues Stück Erfolg hat. Kaum ist Das der Fall, so kauft er es dem beneidenswerthen Dichter noch warm unter den Händen weg, um es in New-York aufzuführen. Da hat er die Aussicht, viel Geld zu verdienen. Gegen die Konkurrenz der Sardou, Rostand, Blumenthal, Kadelburg, Pinero kann der amerikanischen Dichter natürlich nicht ankämpfen. Sein bescheidener Pegasus wird von dem fremden Vollblut um mindestens eine Pferdelänge geschlagen. Er kann nur blutige Thränen vergießen und bedauern, daß er in der Wahl seines Vaters nicht vorsichtiger war und sich nicht in Europa zur Welt bringen ließ. Ab und zu schleicht der Eine oder Andere von ihnen zum Tyrannen vom Theater, das Manuskript im Gewande. Ab und zu ist der Tyrann gnädig gesinnt und nimmt das Manuskript wirklich entgegen. Doch dann liegt es im riesigen Kassenspind des Direktors begraben und feiert erst seine Auferstehung, wenn der verzweifelte Dichter mit dem kläglich gerissenen Geduldsfaden erscheint und sein Manuskript zurückholt.

Die wenigen dramatischen Dichter von neuzeitlichem Empfinden, die wir besitzen, haben es einmal mit der „Freien Bühne" nach europäischem Muster versucht, um sich vors Publikum zu bringen und die Direktoren auf sich aufmerksam zu machen. Doch auch dieser Versuch scheiterte kläglich, weil unser Publikum für realistische dramatische Dichtungen keinerlei Verständniß hat. Die vom englischen Verwandten geerbten Moralbegriffe und die daraus entstehende Heuchelei und Pruderie machen es für den Anglo-Amerikaner unmöglich, moralische Wahrheiten selbst auf der Bühne zu vertragen. Hauptmanns „Hannele" rief Entrüstung hervor, wegen des darin vorkommenden Heilandes, und die realistische Atmosphäre stieß die Leute ab. Des Amerikaners Geschmack in Theatersachen — wie in der Kunst überhaupt — ist ein kleinstädtischer. Er will von der Bühne nicht an das Elend seiner Mitmenschen erinnert oder auf ihre Verworfenheit aufmerksam gemacht sein. Sein Standpunkt ist: „Give me a clean play"! Rein muß das Stück vor Allem sein. Auf der Bühne müssen die Menschen nicht sein, wie sie sind, sondern, wie sie sein sollten. Wird das Laster wirklich vorgeführt, so muß es ein möglichst anständiges Laster sein und unter allen Umständen zum Schluß der lichten Tugend unterliegen. Sein Ideal bleibt das Theater, von dem er weiß: es geht darin so harmlos zu, daß Familien daselbst Kaffee kochen könnten. Im Uebrigen zieht er die heiteren Stücke, die ihm nichts zu denken geben, allen anderen vor. Er hat den Tag über auf echt amerikanische Weise der nervenzerrüttenden Jagd nach dem Dollar obgelegen. Da ist ihm am Abend der seichteste Schwank gerade recht, um ihm zu ermöglichen, über heitere Situationen und Witze zu lachen. Das thut ihm auch als Dyspeptiker gut. Dabei verdaut er noch einmal so bequem.

Ein kluger und braver Dichter beherzigt diese kindlich bescheidenen Ansprüche des Publikums. Alles muß zweifelsohne sein und hochanständig und um Gottes Willen nicht dekolletirt. Jeder Vater muß seine Frau und Tochter mitbringen können, ohne gezwungen zu sein, sie in gewissen Szenen in der Garderobe abzugeben, und jede Sonntagsschullehrerin muß erbaut nach Hause gehen können. Noch Eins jedoch muß der brave Dichter beherzigen: den „Star"! Der „Star"

ist das schlimmste Unkraut, das auf der amerikanischen Bühne wuchert. Er ist der Despot des Theaters, vor dem selbst der Direktor zittert. Bald ist er weiblichen, bald männlichen Geschlechtes; aber ohne ihn ist eine Truppe undenkbar. Das weiß der brave Dichter und so schreibt er sein Stück von vorn herein dem „Star“ auf den Leib. Er wird also zum ganz gewöhnlichen dramatischen Schneider. Natürlich: auch der dramatische Schneider verschneidet oder vernäht sich. Bei der Anprobe paßt Manches nicht und Manches, was paßt, will der anspruchsvolle „Star“ geändert haben. Da geht unerbittlich der letzte Rest aller dichterischen Feinheit zum Teufel, denn nicht das leidenschaftlich pulsirende Dichterherz diktirt, sondern der launische, immer nur nach Effekten schielende Star, und statt eines fein ersonnenen und fein aufgebauten Kunstwerkes wird daraus eine steife, nüchterne Schneiderarbeit. Solcher dramatischen Schneider haben wir denn auch verschiedene wie z. B. Bronson Howard, Paul Potter, Gustav Thomas, Stephen Fiske u. A. im ernsteren Drama oder Charles Hoyt in der Posse. Hoyt ist noch einer der eigenartigsten, denn er besitzt ein starkes satirisches Talent, mit dem er die Schwächen seiner Landsleute lächerlich macht. Kein Anderer könnte Das wagen, denn der Dünkel des durchschnittlichen Amerikaners verträgt zwar in Scheffeln die fadeste Schmeichelei, aber nicht ein einziges Körnchen bitterer Wahrheit. Neben Hoyt sorgen noch mehrere Possendichter für das Unterhaltungbedürfniß der großen Menge, von der Posse abwärts bis zum Gipfel alles Sinnlosen, der „Ueber-Posse“ oder „Extravaganza“, wie sie hier genannt wird. Der Mangel an Inhalt wird da zum Verdienst, wie jener Possendichter beweist, der im Programm ein Faß Aepfel Dem versprach, der irgend einen Sinn in seinem Stück entdecken würde. Aber die Krone der amerikanischen Bühnenliteratur bleibt doch das mehr mit der Axt zugehauene als mit der Feder geschriebene Melodrama, das fast ganz heimisches Fabrikat ist. Sein vornehmster Zweck ist die Rührung, die mit den gewaltsamsten Mitteln erreicht wird, und die grobe Sensation. Es ist das Drama der großen Masse; der Inhalt ist immer der selbe. Der harthändige Mann des Volkes erfährt da die Würdigung, die ihm im gewöhnlichen Leben versagt wird. Er rettet das Kind des reichen, aber um so lasterhafteren Arbeitgebers aus einem brennenden Stall oder dem wüthenden Ozean oder wird selbst in dem Augenblick gerettet, wo ihn der Bösewicht von einer Dampfsäge durchschneiden oder einer Lokomotive überfahren lassen will. Und noch trocknet sich das Publikum die nassen Augen, — da wird die Handlung unterbrochen und auf den erschütternden Ernst folgt die groteske Lustigkeit in Gestalt von Spezialitäten-Künstlern wie dem zerlumpten Strolch, der sich an der unrasirten Backe seines Kameraden ein Streichholz ansteckt und auf der brennenden Cigarre „Heil Columbia“ spielt. Auf die Thränen der Rührung folgen ohne irgend welchen Uebergang Lachthränen. . .

Vielen Autoren ist aber selbst diese Art von Schaffen noch zu gefährlich und besonders zu mühsälig. Bei dem kommerziellen Geist, der selbst dem himmelblausten amerikanischen Lyriker innewohnt und ihm die erhabensten Gefühle werthlos erscheinen läßt, wenn er sie nicht in Dollarbills umsetzen kann, ist jedem Autor der Gedanke ein Abscheu, er könnte arbeiten, ohne sofort hundert Prozent dabei zu verdienen. Wer bei uns für die Bühne schreiben und dabei Geld „machen“ will, schreibt nicht Stücke, sondern schreibt sie ab. Er stiehlt sie anderen Leuten,

nur nennt er es mit echt amerikanisch-angelsächsischer Schönfärbung alles Unrechten nicht stehlen, sondern „to adapt“. So „adaptirt“ er Ludwig Fuldas „Verlorenes Paradies“ oder „Haasemanns Töchter“ von L'Arronge oder „Pension Schöller“ von Laufs oder „Mademoiselle Nitouche“, überträgt die Handlung nach England oder Amerika, „verbessert“ das Stück „unendlich“, wie er glaubt, durch allerlei eigene dilettantische Ungeheuerlichkeiten, — und eines Tages ist es „sein Stück“ und erscheint unter seinem Namen. Das klassischste Beispiel dieser fröhlichen Art von Bühnenschriftstellerei bleibt für mich immer ein Stück, das früher im Westen unter folgender Ankündigung aufgeführt wurde: Henry Faust, großes Liebesdrama in fünf Akten von L. F. Henderson. (Nach einer Idee des wohlbekannten Dichters Goethe). Selten besitzt der Verfasser Anstand genug, die Herkunft des adaptirten Musenkindes anzugeben. Die dramatischen Abschriftsteller, die auf diese eben so bequeme wie nützliche Art dichten, sind unsere eigentlichen Dramatiker. Ihrer giebt es eine schwere Menge, Männlein und Weiblein. Diese Manier, zu dichten, behagt dem Amerikaner außerordentlich, denn sie unterscheidet sich nicht von irgend einem anderen Geschäft. Nur ist eine solche Theaterstück-Fabrik doch noch immer nobler als z. B. eine lumpige Schuhnägel-Fabrik. Den dramatischen Fabrikbesitzer umgiebt sogar ein ganz besonderer Heiligenschein und Namen wie William Gillette, Sidney Rosenfeld oder Martha Morton sind hochgeachtet. Der Durchschnittsmensch weiß diese Geschäftsdichter nicht vom echten Dichter zu unterscheiden. Noch weniger weiß er, daß sie mit fremden Kälbern pflügen.

New-York. Henry F. Urban.



Selbstanzeigen.

Der Egoismus. Unter Mitwirkung von Frau Dr. Lou Andreas-Salomé, Dr. Wilhelm Bölsche, Dr. Walther Borgius, Hans Brennert, Professor Dr. A. Döring, Dr. Paul Ernst, Professor Dr. Albert Haas, Julius Hart, Dr. Kurt Jahn, Fräulein Marie Mellien, Hjalmar Schacht und Dr. R. Steiner herausgegeben von Arthur Dix. Verlag von Freund & Wittig in Leipzig. 26 Bg. gr. 8°. Preis 8,60 Mark.

Je mehr wir uns dem Jahre 1900 nähern, um so zahlreicher werden die Werke, die einen Rückblick auf das scheidende Jahrhundert werfen. Auch unser Werk hat Etwas von einer solchen Rückschau. Der eine Beobachter läßt sein prüfendes Auge über die Naturwissenschaften gleiten, der Andere über die Philosophie; Dieser über Kunst und Literatur, Jener über Religion und Politik;

hier wird das Rechts- und Wirthschaftleben untersucht, dort der soziale Organismus, die Familie, die Nation. Ueberall aber ist der Gesichtspunkt der selbe, nämlich der des Egoismus. Das neunzehnte Jahrhundert, in dem Stirner und Nietzsche im Gegensatz zu Comte den Egoismus als rücksichtlosen und absoluten Alleinherrscher einzusetzen unternahmen, dieses Jahrhundert, eingeleitet durch den elementaren Ausbruch des Massenegoismus in der großen Revolution, dieses Jahrhundert, in dem Herrenrecht auf Herrenrecht dem gleichen Recht für Alle gewichen ist, dieses Jahrhundert, dessen Jugend einen Bonaparte sah und dessen Reife einen Bismarck erlebte, der den nationalen Egoismus, einen Karl Marx, der den Klassenegoismus des Proletariates zu ungeahnter Flamme entfachte, dieses Jahrhundert, in dem das weibliche Geschlecht einen neuen Egoismus entwickelte und zum Kampf der Geschlechter die Fahne entrollte —: dieses sturmdurchtobte Jahrhundert des ungeheuren Streites der Einzelnen und der Massen, der Klassen, Stände und Geschlechter, der wirthschaftlichen und nationalen Verbände fordert für seine Betrachtung gebieterisch den Gesichtspunkt des Egoismus. Die großen Konflikte spielen sich nicht zwischen Egoismus und Altruismus, sondern im weiten Bereich des Egoismus selbst zwischen den Einzelnen, zwischen dem individuellen und dem kollektiven Egoismus und zwischen dem Egoismus der Gruppen ab. Unser Werk besteht aus fünfzehn Abschnitten. Der erste, den Wilhelm Bölsche verfaßt hat, untersucht das „Ego“ der Wesenseinheit nach den Leitsätzen unserer heutigen naturwissenschaftlichen Einsichten. Die naturwissenschaftliche Zergliederung der Einzelwesen läßt schon das Individuum selbst als „verkappten Sozialverband“ erkennen und stützt und erleichtert dadurch die Vorstellung vom Egoismus der Wesensvielheiten. Die Abhandlung des Herausgebers über den Egoismus der sozialen Gruppe baut dann auf dieser Grundlage weiter, zeigt den Gruppen- und Massenegoismus in seinen verschiedenen Formen und den Antagonismus zwischen Individuum und Gruppe. Unter Anderem wird der vielgeschmähte Standes-Egoismus erörtert und untersucht, wie die soziale Gesetzgebung der modernen Kulturstaaten im Widerstreit der verschiedensten Gruppeninteressen entstanden ist.

Dem schließt sich die Behandlung spezieller Gruppen an: der Familie durch Hjalmar Schacht, der Nation durch Dr. Kurt Jahn. Den Egoismus der Geschlechter, der die Frauenfrage in sich schließt, bespricht Marie Mellien, den Egoismus in der Politik Dr. Paul Ernst, den Egoismus im Rechtsleben Dr. Walter Borgius, den Gruppenegoismus in der Geschichte Professor Albert Haas (Pennsylvania), den Egoismus in der Wirthschaft der Herausgeber, den Egoismus in der Erziehung Professor A. Döring, den Egoismus in der Liebe Hans Brennert. Endlich treten wir in die reinen Geistesgebiete: Philosophie Dr. Steiner, Kunst Dr. Jahn, Literatur Julius Hart und Religion Lou Andreas-Salomé. Schon diese Stichworte und die Namen der Autoren lehren, daß der Inhalt des Gesammtwerkes zu vielgestaltig ist, als daß es möglich wäre, seinen ganzen Inhalt unter eine trockene Formel zu bringen oder eine Quintessenz des Buches in wenigen Zeilen zu geben. Wenn ich persönlich eine „Tendenz“ bekennen darf, die auch in anderen Theilen des Werkes, nicht nur in Dem, was ich selbst geschrieben habe, zum Ausdruck kommt, so neige ich zu einer besonders hohen Einschätzung des nationalen Egoismus; denn er scheint mir mehr als irgend ein anderer Gruppenegoismus die Ein- und Unterordnung des Individuums zu for-

dern, dafür aber überreich als Lohn zurückzugeben, was er nimmt. Die wahre Förderung der „Menschheit“ ist nicht von der Verfolgung eines schemenhaften Menschheitideals, sondern von der wetteifernden Arbeit der tüchtigsten Nationen zu erwarten, die herrschen, weil sie werth sind, zu herrschen. Dieser zum Weltmachtegoismus aufsteigende nationale Egoismus, an dem es den Deutschen am Längsten von allen zur Herrschaft berufenen Nationen gebrach, ist das Zeichen, in dem wir kämpfen müssen und hoffentlich siegen werden. Und deshalb ist das Buch „Den Manen Bismarcks — allen treuen deutschen Dienern — allen starken Vollnaturen“ gewidmet.

Arthur Dix.



Zur Arbeiterwohnungfrage. Kölner Verlags-Anstalt.

Dieser Schrift liegt der Gedanke zu Grunde, die entbehrlichen Geldmittel und zersplitterten Ersparnisse der Arbeiter zu kleinen Vermögen zu sammeln und zum Bau von Arbeiterwohnungen anzulegen. Das soll erreicht werden durch eine Staats-Lotterie, in der alle Einsätze zur Vertheilung gelangen. Die Gewinne — alle gleich hoch — werden erst ausbezahlt, nachdem sich der Gewinner auf preußischem Gebiet ein Haus gebaut hat, das den Charakter einer Arbeiterwohnung zeigt. Durch die Einrichtung von Reihenloosen wird bei regelmäßigem Spiel der Einsatz dadurch in eine Spareinlage verwandelt, daß dem Spieler, nach einer gewissen Anzahl von Jahren erfolglosen Spielens, alle Einsätze unter verhältnißmäßig geringem Verlust zurückerstattet werden. Dem Arbeiterstand sollen auf diese Weise die vielen Millionen, die er jährlich im Lotteriespiel verliert, erhalten bleiben, er selbst soll den Vortheil, den die Hauseigner aus Arbeiterwohnungen ziehen, genießen und vor Allem soll er menschenwürdige Wohnstätten erhalten, — alles Das nicht durch fremde Hilfe, sondern aus eigener Kraft.

Köln. Emil Bau.



Ein Tag in Lebensheim. Zweite illustrirte Auflage. Verlag des Lebensheimer Erziehungvereins, in Kommission der Baedeckerschen Buchhandlung. Elberfeld, Preis 50 Pfennige.

Vor hundert Jahren begann der Naturalismus mit einem Erzieher, Rousseau. Der „Sturm und Drang“ war erst der Donner, der auf den pädagogischen Blitzschlag folgte. Unser heutiger Naturalismus sandte die Freilichtmaler voraus, ließ das Gros der Künste nachrücken und sparte die modernen Natur-Erzieher als Schlußeffekt auf. Das deutsche, besonders das preußische Schulwesen, hoch wie niedrig, ist in ein solches Prokrustesbrett von Verfügungen eingezwängt, daß die Flucht aus dem dumpfen Schul-„Atelier“ zur Freilicht-Erziehung nicht leicht war.

Elberfeld. Peter Johannes Thiel.



Fürstenspiegel.

Mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit kehrt unsere historisch-politische Literatur immer wieder zur Betrachtung des Lebens und der Werke Niccolos Machiavelli zurück, um in weiterer Folge die verschiedenen Probleme zu erörtern, die im Laufe von vier Jahrhunderten an den Namen des Florentiners geknüpft worden sind. Viel Geistreiches und Zutreffendes ist vorgebracht worden. Bei Alledem läßt sich indessen der Zweifel nicht abweisen, ob zur Aufhellung der Grundgedanken, auf denen unsere moderne Auffassung des staatlichen Lebens und der verfassungmäßigen Monarchie insbesondere beruht, es wirklich zweckdienlich erscheinen kann, als Ausgangspunkt der Erörterung die Schriften eines Diplomaten der Renaissance zu wählen. Um was handelt es sich in der Politik? Um der Menschheit große Gegenstände, wie der Dichter sagt, um Herrschaft und Freiheit. Allen staatlichen Gebilden alter und neuer Zeit verleiht ihre Signatur die besondere Art der Gestaltung des äußeren und inneren Verhältnisses von Regirenden und Regirten, Herrschenden und Beherrschten. So weit nicht ein revolutionärer Drang auf eine radikale Umgestaltung der Regirungform hinzielt, müßte naturgemäß das gemeinsame Streben aller am Kulturstaat Mitbetheiligten dahin gehen, dieses Verhältniß für beide Theile dauernd zu einem innerlich befriedigenden zu machen. Der Regirende soll sich glücklich fühlen im Vertrauen und der Zuneigung des Volkes, das Volk soll freudig und stolz zu seinem Oberhaupt emporblicken dürfen als dem Führer zu jeglichem Gedeihen und jeglicher Gerechtigkeit. Ein solches Verhältniß kann, so viel leuchtet unmittelbar ein, nicht von vorn herein durch allgemeine, das Maß des Befehlens und des Gehorchens regelnde Gesetze, und wären sie noch so klug ersonnen, gegründet und befestigt werden. Es kann sich nur allmählich ausbilden durch ein Miteinander- und Füreinanderleben in der Geschichte. Die natürlichen Anlagen und der sittliche Charakter des Volkes werden es aber vornehmlich sein, die in Verbindung mit den besonderen äußeren Bedingungen, unter denen das Gemeinwesen sich entwickelt, die staatliche Organisation zu einer lebensvoll eigenartigen machen und die Persönlichkeit des Staates bedingen. Die in mancher Hinsicht so bewundernswerthe Renaissancekultur war im Grunde doch wesentlich ein künstliches Erzeugniß, eine treibhausartig entfaltete Nachblüthe des antiken, insbesondere des hellenischen Geistes. Machiavelli blieb den wunderbarsten Schöpfungen der zeitgenössischen Kunst gegenüber gleichgiltig, seine Seele war aber tief ergriffen von der Erinnerung an die Macht und die virtus der alten Römer. Die Idee, die von dem Verfasser des Principe in die historische Gestalt des Cesare Borgia hineingebildet ist und diese zur typischen erhöht, ist daher als ein Produkt der

Abstraktion zu betrachten, und zwar der Wahnvorstellung, daß die Größe Roms vor Allem der skrupellosen Brutalität seiner Staatskunst zu danken sei.

Seit unsere Literatur sich in Lessing zur Selbständigkeit ermannte, weist sie eine eigenthümliche Vorliebe für historische „Rettungen" auf. Diese Neigung stammt aus einem tiefen Gefühl der Gerechtigkeit, das in der deutschen Seele schlummert, ferner aber auch aus einer lebhaften Empfindung für den Beruf des deutschen Gedankens, eingewurzelte Irrthümer und Vorurtheile zu zerstören. So ist es denn unser Herder, der vornehmste Vertreter der Humanität und der Rechte des Volksgemüthes, als Solcher ein Antipode des Machiavelli, der zur Rettung des seit Jahrhunderten von den verschiedensten Seiten her verdammten und verlästerten Mannes die Formel findet, die seitdem als eine vollkommen ausreichende Rechtfertigung des Buches vom „Fürsten" gegolten hat. „Dieses Buch", sagt Herder im achtundfünfzigsten seiner Briefe zur Beförderung der Humanität, „ist ein rein politisches Meisterwerk für italienische Fürsten damaliger Zeit, in ihrem Geschmack, nach ihren Grundsätzen. Wenn, sagt Machiavelli gleichsam, das Ringen um die Macht Euer Lebensberuf, Euer Handwerk ist, so lernt es recht, daß Ihr nicht so unselige Pfuscher bleibt, als ich Euch zeige, daß Ihr seid und waret." Die ruchlosen Rathschläge des Principe sollen also gerechtfertigt sein durch den hypothetischen Charakter des Werkes. Besonders grell tritt diese Ansicht in der Wendung hervor, die Arthur Schopenhauer dem herderschen Gedanken giebt. „Machiavellis Problem", erklärt der frankfurter Philosoph, „war die Auflösung der Frage, wie sich der Fürst unbedingt auf dem Thron erhalten könne, trotz inneren und äußeren Feinden. Sein Problem war also keineswegs das ethische, ob ein Fürst als Mensch Dergleichen wollen solle oder nicht, sondern das rein politische, wie er, wenn er es will, es ausführen könne. Dem Machiavelli die Immoralität seiner Schrift vorwerfen, ist eben so angebracht, als es wäre, einem Fechtmeister vorzuwerfen, daß er nicht seinen Unterricht mit einer moralischen Vorlesung gegen Mord und Todschlag eröffnet." Das Argument mag plausibel klingen; aber der durch die Predigt Luthers und Calvins geschärfte moralische Instinkt der germanisch empfindenden Welt hatte sicheren Blickes die Thatsache erkannt, durch die Schopenhauers Urtheil entkräftet wird. Wer Anweisungen giebt, wie ein Volk zu beherrschen, also — wofern nicht die brutale Vergewaltigung zum obersten Prinzip erhoben werden soll — sittlich zu leiten sei, darf von der ethischen Frage nicht absehen. Der Fechtmeister darf seine Schüler alle Kunstgriffe zur Tötung eines Menschen lehren, — aber doch nur unter der Voraussetzung, daß er einen legitimen Gebrauch der gelehrten Geschicklichkeit im Auge hat; er wird zum Mitschuldigen, wenn er mit Bewußtsein Banditen abrichtet. Cesare Borgia aber war ein Bandit; und kaum etwas Besseres

als Banditen waren fast alle die Capitani und päpstlichen Nepoten, die, nicht ohne Thatkraft und Gewandtheit, aber mit den ruchlosesten Mitteln zur Befriedigung persönlicher Habgier und Herrschsucht die Macht zu erraffen suchten. Machiavellis „Fürst“ ist in erster Linie eine Legitimirung des Banditenthumes. Da er aber dem künstlerisch zurechtgefälschten Bilde des Borgia in der abstrakt und einseitig erfaßten Idee altrömischer Größe eine für die romanische Welt damaliger Zeit außerordentlich wirksame Folie zu geben wußte, hat sein Buch einen politischen Einfluß geübt wie wohl kaum ein zweites in der Weltgeschichte. Karl V. zählte es zu seinen Lieblingsbüchern, Katharina Medici nahm es als Vademecum und Schatzkästlein der Regirungskunst mit nach Frankreich und ihr Sohn Heinrich III. bewahrte es unter dem Kopfkissen, wie der makedonische Alexander die Gedichte des Homer. Die von Machiavelli geförderte Ueberspannung des Herrscherrechtes, das Emporschrauben des monarchischen Selbstgefühles zu der dynastischen Selbstvergötterung der Bourbonenkönige, die Loslösung des Königthumes von jeder Rücksicht auf die natürliche Moral und auf die legitimen Interessen und Ansprüche des arbeitenden Volkes hat vielleicht dazu beigetragen, Frankreich so rasch jene Höhe der Macht und des Glanzes ersteigen zu lassen, auf der es dann die Bewunderung der Welt auf sich zog. Eben hierin ist aber auch die Hauptursache jener revolutionären Raserei zu erblicken, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die historischen Grundlagen des Staates von Grund aus zerstörte. Und wenn heute die französische Republik auf den Wogen großstädtischer Parteileidenschaft steuerlos dahintreibt und ängstlich, aber vergebens, nach einem Ankergrund der Gerechtigkeit ausschaut, so sind in nicht geringem Maße dafür die verderblichen Grundsätze verantwortlich, die Frankreichs Könige dem Buch des Machiavelli allzu bereitwillig entnommen haben.

Für uns Deutsche ist der Machiavellismus, jene Grundlehre des Principe, staatliche Herrschaft könne durch rücksichtlose Gewaltthat begründet werden, ein für allemal abgethan durch Friedrich den Großen. Nicht sowohl durch die gegen Machiavelli gerichtete polemische Jugendschrift als vielmehr durch seine Thaten, seine ganze königliche Persönlichkeit. Indessen muß hier auch das Büchelchen, das er als Kronprinz schrieb, erwähnt werden. Als Voltaire den Antimachiavel gelesen hatte, schrieb er: „Gnädigster Prinz, ich glaube, der erste Rath, den Machiavelli einem Jünger gegeben haben würde, wäre gewesen, eine Widerlegung seines Buches zu schreiben.“ Das war ein guter Witz, aber eine ganz unzutreffende Kritik. Die Erstlingsschrift des großen Königs ist ganz ehrlich. Wenn auch der Verfasser, wie aus seinem Briefwechsel mit Voltaire hervorgeht, das Buch vom Fürsten nur in einer französischen Uebersetzung zur Hand gehabt und schwerlich ganz durchgelesen hat, so traf seine Polemik doch das Wesen

des Machiavellismus im Kern. In schwachen Händen war die rein dynastische Staatskunst, die im Roi-Soleil sich mit blendendem Glanz umgeben hatte, zu jener verächtlichen Staatskünstelei herabgesunken, die ihr Genügen fand in ruhelosen Hofkabalen, in einem tändelnden Spiel mit den Staatsinteressen — le roi s'amuse —, in frivol unternommenen Kabinetskriegen, in jener ganzen Lakaien- und Maitressenwirthschaft, wodurch die Regirung Ludwigs des Fünfzehnten gekennzeichnet ist. Dieser Politik der Entartung stellte Friedrich seine eigene gegenüber, die Politik seines auf der Grundlage eines sittlich gesunden Volkslebens ruhenden Staates und einer Regirung, die nur das eine Bestreben kannte, den vitalen Interessen dieses Staatswesens gerecht zu werden. Kein Zweifel, daß Friedrich in seiner auswärtigen Politik vielfach zu Maßnahmen griff, die nicht als allgemeine, für jeden Privatmann giltige Lebensregeln empfohlen werden können. Aber er, der größte Staatsmann und Feldherr seines Jahrhunderts, wußte lange vor Clausewitz aus seiner Erfahrung, daß, wie der Krieg eine Fortsetzung der Politik ist mit gewaltsamen Mitteln, so der internationale Friedensstand im Grunde eine Fortführung des Krieges in den Formen des Rechtes. Und à la guerre comme à la guerre. Die Kriegführung ist seit der Zeit des Siebenjährigen Krieges, entsprechend den von Friedrich wesentlich geförderten allgemeinen Fortschritten der Civilisation, menschlicher geworden und hoffentlich wird es gelingen, den Rechten der Humanität mit der Zeit noch ein größeres Gebiet zu erobern; aber der Krieg wird bleiben und mit ihm der Staat, die Organisation, worin die Völker ihren Kampf ums Dasein führen. Die hohe Sittlichkeit der fridericianischen Regirung beruht auf der vollkommenen Identifizirung des Fürsten mit dem Staat. Der große König ging mit seiner Persönlichkeit ganz in der des Staates auf; er fühlte, dachte, wollte nur als Staatsoberhaupt, als Homme-Etat.

Aus der Ueberlegenheit seines Geistes und seiner politischen Einsicht über den — in staatlichen Dingen — thatsächlich beschränkteren Verstand seiner Unterthanen und aus dem rastlos unermüdlichen Fleiß, mit dem er die Interessen seines Volkes wahrzunehmen bemüht war, konnte Friedrich die sittliche Berechtigung herleiten, die Regelung aller, auch der geringfügigsten Angelegenheiten der verschiedenen Volkskreise in den Bereich seiner Herrschaftbefugniß zu ziehen. Durch eine wunderbare Fügung des Schicksals war dafür gesorgt, daß dieser wohlgemeinte und auf einer bestimmten Stufe staatlicher Entwickelung wohlthätig wirkende Despotismus nicht allzu früh in drückende, den Fortschritt hemmende Tyrannei ausartete. Als reiner Rationalist, in einer sehr wenig religiös gestimmten Zeit lebend, ermangelte der König des Verständnisses für die Bedeutung des religiösen Gefühles im Völkerleben. Er betrachtete die „Vorstellungen der Unterthanen von Gott und göttlichen Dingen" als eine Angelegenheit, die den Staat gar nicht berührte, dem Staat gleichgiltig

sein konnte. Aus dieser Anschauungweise heraus, nicht etwa aus Toleranz im Sinn des Liberalismus, gewährte er ohne Bedenken eine bis dahin in der Weltgeschichte nicht gekannte Religionfreiheit. Vielleicht noch bedeutsamer — und ein unberechenbares Glück für Preußen und Deutschland — war der Umstand, daß der König kein Deutsch verstand. So konnte der ihm ebenbürtige Herrscher im Reich des freien Geistes, Wolfgang Goethe, obwohl sein ganzes Wesen dem Geschmack des Königs zuwider sein mußte, unbehelligt, weil unbeachtet, seine Bahn des Ruhmes wandeln und die deutsche Muse, das schüchtern-zarte Mädchen, mochte nach Herzenslust singen, ohne Scheu vor preußischer Censur oder einer — unter Umständen nicht minder bedenklichen — preußischen Staatsbegünstigung.

Trotz allen diesen die Königsherrschaft mildernden und einschränkenden Umständen herrschte beim Tode Friedrichs das Gefühl allgemein, daß der Absolutismus über das Maß innerer Berechtigung hinaus die Staatsgewalt an sich gerissen habe. Die Einsicht dämmerte auf, daß nur durch Mitarbeit des Volkes an den staatlichen Angelegenheiten eine den allgemeinen Interessen entsprechende Verwaltung des Staates gesichert werden könne. Sehr unklar waren und blieben noch lange die Ansichten über die Mittel und Wege, wie die neue Fundamentirung des Staates ins Werk zu setzen sei. Das Aufathmen der gebildeten Klassen beim Tode des großen Fürsten und der Freudentaumel, der seinen schwachen Nachfolger als den Vielgeliebten begrüßte, war aber ein hinlänglicher Beweis dafür, daß die rein persönliche Königsherrschaft den Freiheitbedürfnissen einer fortgeschrittenen Kultur nicht mehr entsprach.

Seit einem halben Jahrhundert haben wir eine preußische Verfassung, seit einem Menschenalter eine deutsche. Dadurch ist in beiden über einander geschichteten und in einander geschobenen Staatswesen ein Kondominium zwischen Fürst und Volksvertretung geschaffen. Niemand wird sagen können, daß die der Regirung zustehenden Staatsgeschäfte dadurch vereinfacht und für den Einzelnen leichter übersehbar geworden wären. Dazu kommt eine Entwickelung der mannichfachsten wirthschaftlichen Kräfte und sozialen Assoziationen zu einer Selbständigkeit, die sich nur widerstrebend, nur durch behutsamste und sachkundigste Behandlung, der Gesetzmäßigkeit des staatlichen Ganzen einfügen läßt. Der Fürst des Machiavelli weiß von sozialen Voraussetzungen und Bedingungen des Staatslebens nichts. Für einen Räuber und Banditen lautet ja die soziele Frage sehr einfach: Ist Beute zu holen oder nicht?

Nur bei einem durch „Literatur" so verbildeten Volk, wie es die heutigen Deutschen sind, ist die Verkehrtheit erklärlich, aus dem Verfahren eines Borgia Analogien abzuleiten. Der historisirende politische Dilettantismus, wie er leider üblich ist, wirkt aber in einem Maße korrumpirend auf das öffentliche Urtheil, daß ein Protest dagegen zur Pflicht für jeden Freund des Vaterlandes wird, der nicht bereits im Taumel einer eingebildeten Weltherrschaft die wahren Grundlagen staatlicher Größe ganz und gar vergessen hat. Karl Trost.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 26. August 1899.

Sturm im Kanal.

Recht oft wird, besonders häufig im Herbst und im Winter, dem Zeitungleser gemeldet, die englische Post sei auf dem Kontinent nicht oder doch mit dem Anschluß hindernder Verspätung eingetroffen; „Grund: Sturm im Kanal." Den Binnenländer überläuft bei solcher Botschaft leicht ein Beben. Wie furchtbar gefährlich, denkt er, muß die Lage der Schiffsinsassen gewesen sein, während der Sturm heulte und das schwanke Fahrzeug in seinen Fugen krachen ließ; und angstvoll, aber auch ein Bischen lüstern nach einer aufrüttelnden Sensation, greift er am nächsten Morgen wieder nach seiner Zeitung und durchspäht den Depeschentheil. Nichts; kein Schiffbruch, kein Futter für die langenden Nerven. Der Sturm hat ausgetobt, das ein Weilchen derb geschüttelte Schiff hat den Hafen, die englische Post die Orte ihrer Bestimmung erreicht. Wer die Aermelkanalfahrt kennt, weiß, daß dabei nicht der Sturm, sondern der Nebel zu fürchten ist. Den Sturm übersteht jedes tüchtige, vorsichtig gelenkte Fahrzeug; er mindert höchstens die Zahl der stündlich zurückgelegten Meilen, mehrt die Ziffer der Seekranken und reißt, was nicht ganz niet- und nagelfest ist, von Bord. Im Nebel aber, wenn das Wasser flau, die Luft dick ist, wenn von allen Seiten die warnenden Sirenen seufzen, die Maschine mit Viertelkraft arbeitet und in kurzen Abständen ganz gestoppt werden muß, während die Schnelldampfer, die ihren Record halten wollen, in rasender Eile das Dunkel durchschießen: da wird, in dem engen Fahrwasser, die Sache gefährlich. Dann weicht der Kapitän nicht von der Kommandobrücke, die Ausguckwache wird verdoppelt und die Passagiere kriechen erschreckt aus den Kabinen, wo das Sirenengeheul und

die Unstetheit des Maschinengestampfes sie nicht schlafen läßt. Zerstörende Zusammenstöße sind dann leicht möglich; und wer einen Verwandten, einen lieben Freund auf der Fahrt von England nach dem Kanal weiß, Der mag bang die Nachtstunden zählen, wenn er abends unter den Telegrammen die Nachricht fand: „Nebel im Kanal".

So lange über dem Mittellandkanal und seinen Theilstrecken dichter Nebel lag, war die in der Presse widerhallende Unruhe der p. t. öffentlichen Meinung allenfalls noch erklärlich. Zwar handelte es sich nicht um eine dringende Lebensfrage für den preußischen Staat oder gar für das deutsche Volk; zwar konnte es Allen, die nicht im Ruhrkohlenrevier wohnen, gleichgiltig sein, ob die Entscheidung über eine Wasserstraße, deren Bau lange Jahre in Anspruch nehmen wird, ein paar Monate früher oder später fallen würde. Immerhin aber konnte man der Antwort auf eine wirthschaftlich wichtige Frage mit einiger Spannung entgegensehen; und Mancher mochte wohl meinen, diese Antwort werde eine über den einzelnen Fall hinausreichende prinzipielle Tragweite haben. Wird auf dem Wege der Industrialisirung rastlos fortgeschritten, gelangt das große und intelligente Unternehmerthum des Westens völlig zur Oberherrschaft, dann muß das alte Preußen, das nach Osten gravitirte, in den Grundmauern wanken und einem neuen Staatskörper muß ein modernes Piedestal geschaffen werden. Das würde bedeuten: Einschränkung der Landwirthschaft, Zurückdrängung der altpreußischen Adelsfamilien, die dem Heer und dem Beamtenstand bis jetzt fast ausschließlich die Führer lieferten, und, als unvermeidliche Folge, eine radikale Verschiebung der politischen Machtverhältnisse, auf die seit Jahrhunderten die königliche Gewalt gegründet war. Kein Verständiger konnte zweifeln, daß die in den konservativen Parteien politisch organisirten Vertreter der bisher privilegirten und nun bedrohten Schichten sich gegen die ihre Klassenvorrechte gefährdende Entwickelung kräftig zur Wehr setzen würden. Ganz spurlos ist die agrarische Bewegung ja über die Ostfluren Preußens nicht hingegangen; sie hat — wer nicht ganz blind sein will, sah es längst — den Geist der Landbevölkerung demokratisirt und zu eigener Sorge für ihren Interessenkreis aufgestachelt. Der von den Städtern „Junker" gescholtene Gutsbesitzer ist nicht mehr der unumschränkte, unkritisirte Herr seiner Leute, der sich die Befriedigung jeder Laune gestatten, jedem Trieb eines Taschenformatneros folgen darf. Die „Junker" wären von ihren Wählern geschmäht und als Verräther an der agrarischen Sache gesteinigt worden, wenn sie für das Dreihundertmillionenprojekt des

Mittellandkanals gestimmt hätten, von dessen Ausführung der ostelbische Bauer ungünstige Wirkungen befürchtet: die Erleichterung der billigen Einfuhr fremden Getreides, die durch große Ausgaben und durch die Erniedrigung der Frachttarife bedingte Steigerung der direkten Steuerlast und die Zunahme der Landflucht nach dem begünstigten Westen. Der Kanalbau, so glaubt der Landmann, würde die Leute herbeilocken und den Mangel an brauchbaren Landarbeitern im Osten noch fühlbarer machen; auch sei es besser, der Gesundheit des Staatsorganismus vortheilhafter, die für Meliorationen verfügbaren Millionenfonds den armen, national und wirthschaftlich gefährdeten Ostprovinzen zuzuwenden als einem den rasch bereicherten Westen abermals fördernden Geschäfte, dessen Rentabilität doch mindestens zweifelhaft sei. Diese Anschauung mag beschränkt, mag geradezu falsch genannt werden; daß der zur Mitwirkung an den Staatsgeschäften berufene Bürger sie hegen und mit legitimen Mitteln vertreten darf, kann im Ernst Keiner leugnen. Und es war schon ein schönes Schauspiel, als Leute, die sich noch immer liberal zu nennen wagen, die hochwohllöbliche Regirung anwinselten, sie möge durch harte Bedrohung der Abgeordneten die Stimmung der Wähler fälschen; die Minister, so hieß es, brauchen nur die in den Landtag geschickten Verwaltungbeamten anzuweisen, gegen ihre Ueberzeugung zu stimmen, sie brauchen nur zu drohen, die dem Kanalplan widerstrebenden Konservativen würden unerbittlich aus den Aemtern gejagt, wirthschaftlich geschädigt und gesellschaftlich boykottirt werden, — dann sei das gewaltige Kulturwerk gesichert und die schnöden Agrarier müßten zu Kreuze kriechen. Also sprachen Wochen lang an jedem Morgen und Abend die Mannen, die für Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit und Alfred Dreyfus kämpfen.

Es sollte noch besser kommen. Das preußische Abgeordnetenhaus hat mit großer Mehrheit alle Kanalpläne der Regirung abgelehnt; beträchtliche Theile des Centrums haben sich den konservativen Fraktionen zu dieser Ablehnung verbunden, die nur durch einen schmählichen Interessenverrath, durch eine fast unerhörte Gesinnunglosigkeit der Grundbesitzerparteien zu vermeiden gewesen wäre. Die Minister haben, um dem ihrem König lieben Kanal das Bett zu graben, kein legitimes Mittel gespart; sogar die deutsche Wehrhaftigkeit haben sie ins Treffen geführt, für die doch der Reichstag, nicht Preußens Rumpfparlament, die nöthigen Gelder zu bewilligen hätte. Und wenn es wahr ist, daß der Fürst zu Hohenlohe, den man von der Pflicht zu öffentlichen Reden nachgerade entbürden sollte, den Agrariern unzweideutig gedroht hat, sie würden für ihren Widerstand gegen den Kanal mit

Handelsverträgen gestraft werden, die ihre Interessen noch mehr preisgäben, dann hätte man sich nicht auf die bisher als legitim betrachteten Mittel beschränkt und es bliebe nur zu bedauern, daß kein Gesetz die Möglichkeit bietet, einen Solches aussprechenden Minister zur Verantwortung vor einem Staatsgerichtshof zu zwingen. Einerlei: die Konservativen blieben fest, weil sie fest bleiben mußten, weil sie nicht selbst ihre Macht und ihr Ansehen bis auf den letzten Rest vernichten konnten ... Seit so der Nebel vom Kanal gewichen ist, muß der ruhige Leser liberaler Zeitungen glauben, diese Blätter würden von Irren für Irre geschrieben. Ungeheures ist geschehen, Ungeheureres wird sicherlich folgen. Konservative Politiker haben sich erfrecht, einem Wunsch des Monarchen die Erfüllung zu weigern; sie haben ihrer Ueberzeugung gehorcht, trotzdem der Kaiser und König eben erst eine andere Ueberzeugung bekannt hat. Unaussprechbar Fürchterliches steht ihnen bevor. „Sie zittern dem Zorn ihres Königs entgegen." „Ein Imperatorenblitz wird niederfahren und die Undankbaren zerschmettern." Das sind ein paar Stilproben, die leicht verhundertfacht werden könnten. Den Grundton giebt immer und überall ein von mindestens dreihundert Posaunenbläsern in die Lüfte gedröhntes „Wehe!" Und mit den Konservativen wird die Regirung zermalmt werden, deren Ungeschicklichkeit und — mit deutlichem Hinweis auf Herrn von Miquel — Unwahrhaftigkeit die Sache verdorben habe. Die Minister werden wie Schuljungen geschildert, die mit schlotternden Knien erwarten, was der gestrenge Herr Lehrer mit den Faulpelzen, den Tagedieben, den Schwänzern und Lügnern nun wohl machen werde. Uebermorgen, vielleicht schon morgen, kommt der Kaiser von der Reise zurück. Dann! Es wird schrecklich tagen. Miquel sieht schon ganz gebrochen aus, Hammersteins Sprudelrede, deren ehrliche Wärme wahrscheinlich nur der Freiherr von Wangenheim, sein alter Bekannter aus vorexellenter Zeit, richtig zu schätzen vermag, klingt beinahe elegisch, Recke streichelt mit zitterndem Finger den Mannesbart und Hohenlohes welkes Haupt hängt, wie ein überreifer Kürbiß auf das verbrannte Spalier, auf das kurze, morsche Körpergestell herab. Nur Herr Thielen, der Eisenbahnboykottminister, findet, weil sein Herz brüderlich dem Ruhrkohlenrevier und sein mächtiger Geist schwägerlich dem großen rheinisch westfälischen Interessenkreis gehört, Gnade vor den sonst düster drohenden Augen. Doch auch er, der den schon arg strapazirten Großen Kurfürsten wieder einmal aus der Gruft beschwor, auch er, hören wir, wittert, daß seines Ministerlebens Stunden gezählt sind. Mit den Ungerechten muß in furchtbaren Krisen eben auch der Gerechte leiden. Und es ist eine furchtbare

Krisis. Das ganze Verhältniß der Konservativen zum König, dem sie frech den Fehdehandschuh hingeworfen haben, wird sich ändern. Schon färbt das Morgenroth der liberalen Aera das Himmelszelt. Ehe es aber tagt, wird der Imperatorenblitz niederfahren und die Häupter der Sünder von sündigen Rümpfen trennen: Keine konservativen Oberpräsidenten, Regirungpräsidenten, Landräthe und Domherren mehr. Kein Kanalgegner bei Hofbällen und Galadiners. Keines Kanalgegners Sohn, Neffe, Enkel oder Tochtermann bringts fürder noch zum Stabsoffizier. Das liberale Bürgerthum zieht in die Botschaften, die Provinzbehörden, die Armeekommandostellen ein. Was sonst noch? Man weiß es nicht recht; aber es wird für die gräßliche „Fronde" etwas unahnbar Grauenhaftes sein. Schneebleich stecken die verängsteten Bürger die Köpfe zusammen, wie vor dem Gewitter, und wispern die Frage nach: „Was wird geschehen?"

Ja, was? Werden Strafanträge gegen die Leute gestellt werden, die uns preußische Minister als jedes Vertrauens unwürdige, treulose, wortbrüchige Wichte schildern und von dem Monarchen behaupten, er könne gegen eine Partei, die sich seiner Ansicht nicht beuge, Rache brüten, könne ihr und ihren Mandanten die Lebensmöglichkeit schmälern und seine politischen Entschlüsse von Grollgefühlen, nicht von sachlichen, nationalen Erwägungen, abhängig machen? Hoffentlich nicht, — obwohl schon auf sehr viel schwächeren Grundlagen Prozesse wegen Beleidigung des Kaisers und der Minister angesträngt worden sind. Was also? ... Aber vielleicht ist es besser, zunächst einmal die Frage zu stellen, was denn eigentlich geschehen ist. Ein Gesetzentwurf der Regirung ist vom Parlament abgelehnt worden. Das ist schon manchmal vorgekommen, sogar zu einer Zeit, wo ein Minister von unbestrittener Genialität und Sachkenntniß solche Entwürfe einbrachte und vertrat. Die Regirung hat erklärt, ihr Entwurf gelte einem Werk von äußerster, dringlichster Wichtigkeit. Das erklären Regirungen den Parlamenten fast immer. Für den Plan hat der Monarch sich persönlich mit stärkstem Nachdruck eingesetzt. Auch Das ist im Deutschen Reich keine neue Erscheinung: für etliche Umsturzgesetze hat der Kaiser sich eben so entschieden engagirt und sie sind trotzdem abgelehnt worden; die daraus abzuleitende Lehre kann nur lauten, es sei für das Ansehen der monarchischen Institutionen nützlicher, über schwebende politische Fragen die persönliche Ansicht des regirenden Herrn nicht bekannt werden zu lassen und so den Schein selbst zu meiden, als könne dem unverantwortlichen Träger der Krone von Parlament oder Presse jemals, wie man jetzt

sagt, eine „Niederlage" bereitet werden. Neu ist also nichts als die in liberalen Blättern gedruckte ruchlose Verleumdung, der Kaiser werde, weil eine ihm werthvoll scheinende Vorlage abgelehnt worden ist — die übrigens nicht etwa nur von pechschwarzen Agrariern, sondern auch von den Handelsemporien der alten Hansa heftig bekämpft wurde —, an dem preußischen Landadel grimmige Rache nehmen. Der Kaiser hat als König von Preußen eine ziemlich weit reichende Gewalt; er kann nach freier Wahl neue Minister berufen — den alten wird kein Vernünftiger eine Thräne nachweinen —, kann, wenn er die Unterschrift dieser neuen Rathgeber dafür gewinnt, den Bestand des Beamtenpersonals ändern und, wenn er die Stimmung der Wähler durch die Abgeordneten nicht richtig interpretirt glaubt, die zur Wahl Berechtigten den Gang an die Urnen antreten lassen. Das kann er; doch auch seine Königsmacht ist seit fünfzig Jahren begrenzt. Und wenn in der Vossischen Zeitung sechsmal mindestens in jeder Woche gefragt wird, wer in Preußen regire, der König oder die „Junker", so ist den Redakteuren der königlich privilegirten Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen darauf zu erwidern, daß sogar Preußen nicht „einem Willen gehorcht", sondern daß der Wille des Königs auch hier die Beschlüsse der Volksvertretung nicht umstoßen kann. Das mag im Sinn der sich heute liberal nennenden Herren, deren Geschäfte der Absolutismus vielleicht besser besorgen würde, bedauerlich sein; so lange wir uns aber den kostspieligen Luxus der Parlamente gönnen, wird man ihren Mehrheiten auch gütig gestatten müssen, der ernstgeprüften Ueberzeugung zu folgen und Millionenprojekte abzulehnen, deren Preis sie zu hoch, deren Nutzen sie zu gering dünkt. Als der junge Liberalismus die Mittel zur Reorganisation des preußischen Heeres verweigerte, für die Bismarck focht und deren Durchführung der alte Wilhelm zur Bedingung seines Verharrens auf dem Thron machte, da fiel es keinem verständigen Konservativen ein, über Landesverrath und antimonarchischen Treubruch zu zetern. Und damals handelte es sich um eine politische, die deutsche Zukunft entscheidende Lebensfrage, während jetzt ein geschäftlicher Kalkul rein kaufmännisch nüchtern nachzurechnen war und starke Interessentenschichten ruhig gesagt haben: Nein, das Geschäft scheint uns nicht lohnend, deshalb lassen wir uns nicht darauf ein. Sind diese Schichten stark genug, dann werden sie im Rahmen der Verfassung ihren Willen durchsetzen; sind sie schwächlich, dann werden Stärkere siegen und die alten Privilegien werden auf die Sprößlinge der nouvelles couches übergehen. Sollte es bei uns aber Sitte werden, daß die Widerspenstigkeit der Abgeordneten mit der Sperre des Brotkorbes, die politische Abstimmung mit wirth-

schaftlicher Aechtung bestraft wird, dann würden wir uns dem Zustande der Simonie nähern und könnten die ritterlichen Söhne Arpads und die früheren Unterthanen Milans bald um die Reinlichkeit ihres staatlichen Lebens beneiden.

Bismarck würde sich, wenn er noch aufrecht wäre, des Ermannens seiner alten Parteifreunde freuen und dem Monarchen gratuliren, dessen Mahnung: „Wenn unser Volk sich doch ermannte!“ auf so guten Boden fiel. Auch der Liberale, der sozialistische Demokrat müßte froh sein, zu sehen, daß es eine starke und tapfere konservative Partei giebt, gegen die es zu kämpfen lohnt und die nicht vor jedem Windhauch aus der Höhe in hündischer Demuth erstirbt. Es ist immer ein Glück, wenn die Nebel, die den Blick und die Hand lähmen, endlich zerflattern. Mit Sturmwarnungen mag die ruppige Gesellschaft, die von Purpurstufen gern ein Profitchen leckt, in der Kinderstube die Kleinen, die noch der Schwarze Mann schreckt, in Angstanfälle scheuchen. Erwachsene Menschen wissen, daß ein tüchtiges, vorsichtig gelenktes Fahrzeug dem schlimmsten Unwetter trotzt und daß sie nicht, schwankem Binsenrohre gleich, zu erbeben brauchen, weil in der Zeitung steht: „Sturm im Kanal“.



Goethe.

Der Tag, der ihn hat einst der Welt geboren,
Er gilt dem Erdenrunde für geweiht,
Doch, schätzt ihn jedes Volk auch als erkoren,
Der ein Verkünder reiner Menschlichkeit,
In liebender Bewunderung verloren,
Schaun wir den Genien dort ihn angereiht,
Und, lauschend seinen ewigen Akkorden,
Empfinden wir, was wir durch Ihn geworden.

Fügen am Ziller. Martin Greif.



Der Schnitter.

Im Schweigen geht
Er durch die Welt,
Er sichelt und mäht,
Was Ihm gefällt.

Die Blumen, die blauen,
Das Gras so grün:
Er runzelt die Brauen —
Da welken sie hin.

Am Heckenrand
Die Rose glüht;
Er hebt die Hand —
Und sie verblüht.

Und süß und jung
Die Lilie steht;
Ein Sensenschwung —
Sie ist gemäht.

Es wogen die Fluren,
Die Wiese dampft —
In Seinen Spuren
Ist Alles zerstampft.

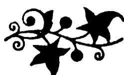
Er schreitet in Licht,
In Tagespracht —
Doch nach Ihm bricht
Herein die Nacht.

Er hört kein Flehen,
Sein Ohr ist taub —
Nur Herbsteswehen,
Nur raschelndes Laub.

Er sieht nicht zur Seite,
Er schaut sich nicht um;
Sein Blick starrt ins Weite,
Sein Mund ist stumm ...

So schreitet in Schweigen
Durch das Feld,
Dem Alles zu eigen:
Der Herr der Welt.

Hamburg. Theodor Suse.



Malerische Erfindung.

Vor einem Jahre waren in Berlin Hermann Prells nordische Kompositionen für den Palazzo Caffarelli in Rom ausgestellt. Sie sind im Auftrag des Kaisers gearbeitet und schmücken das deutsche Gesandtschafthaus in der Ewigen Stadt. Eine von den Kompositionen betitelt sich: „Schwanenjungfrauen fordern Baldur, der von Skirnir begleitet ist, auf, die gefesselte Gerda zu befreien." Das Bild trägt den Namen „Frühling"; und im Katalog erfährt man, die Befreiung der gefesselten Gerda durch Baldur bedeute das Frühlingserwachen der Erde aus dem Banne des Winters. Im Bilde selbst waren diese Betitelungen lediglich dadurch ausgemalt, daß man jenseits eines Weihers drei nackte Mädchen sitzen und stehen sah, die Eine mit der Geberde Jemandes, der laut über das Wasser herüber spricht. Eine Andere netzt den Fuß im Weiher und blickt hinein; sie sitzt auf ihren abgelegten Schwanenflügeln, die die anderen Mädchen mit einem leinenen Bande über die Brust festgebunden tragen. Walter Crane hat auf einem Bilde solcher Schwanenjungfrauen ihnen wenigstens richtige Hemden aus Schwanenfedern angezogen, eine Art Schwanenpelz, bei dem die am Arme festgebundenen Flügel die Aermel vorstellen. Das ist für das Auge zwar absurd, entspricht aber doch wenigstens der Märchenvorstellung von den Schwanenhemden. Bei Prell sind es nur Engelsflügel von Schwan, die man vorn unter der Brust noch mit einem besonderen Bändchen festgemacht hat. Kein Wunder, daß jedem Beschauer unwillkürlich die Frage nach dem Damenschneider kommt, der solche Toiletten fertigt. Auf der anderen Seite des Weihers, im Vordergrund, sieht man die profilirte Gestalt eines nackten Jünglings, den hinter seinem Kopfe eine goldene Scheibe begleitet. Ein weißes Roß, auf dessen Rücken er seinen Arm legt, hält Kopf und Nase witternd über die Oberfläche des Weihers. Hinter dem Jüngling mit der goldenen Scheibe sieht man auf braunem Roß einen anderen Jüngling sitzen, der sich seitlings ein Wenig herabbeugt, als beobachte er irgend Etwas im Wasser. Im Uebrigen erkennt man an junggrünenden Birken und einem blühenden Pfirsichzweig, daß die Handlung im Frühling vor sich geht.

Als ich vor das Bild trat, sah ich zunächst nicht in den Katalog, sondern suchte aus Dem, was der Maler gegeben hat, zu erkennen, was die ganze Sache vorstellte. Wozu konnte die eine Schwanenjungfrau ihre Flügel abgelegt haben und ihren Fuß ins Wasser setzen, zumal sie nackt war? Augenscheinlich, um zu baden. Ich dachte sogleich an das Bad der Schwanenjungfrauen. Das eine Mädchen aber macht eine Geberde mit aufgehobener

Hand und scheint laut zu rufen. Der Jüngling mit seinem Roß steht am Weiher. Das Pferd hat schon die Nüstern darüber. Augenscheinlich will auch er baden. Fordern ihn die Mädchen nun auf, daß er mit ihnen baden soll, oder wollen sie ihn vor dem Mitbaden warnen? Ich entschied mich für die Warnung. Das Pferd wittert augenscheinlich, aber es will nicht saufen. Es scheint auch zu prüfen, ob es rathsam sei, ins Wasser zu gehen. Man hat diese Geberde auf dem Bilde oft an Pferden gesehen, die man in die Schwemme treibt. Weil ich aber nach den Geberden der Mädchen doch nicht genau sagen konnte, ob sie zum Baden einladen oder davor warnen, schaute ich endlich in den Katalog, da mir kein Mythos, kein Märchen einfallen wollte, wo Aehnliches vorkommt. Welche Enttäuschung, welche Ueberraschung! Meine Phantasie war völlig auf dem Irrwege. Die Mädchen laden den Jüngling ein, „die gefesselte Gerda" zu befreien.

Natürlich suchte ich nun die Gerda. Vielleicht drunten im Weiher? Nein. Endlich entdeckte ich, völlig unbeachtet von allen Figuren im Bilde, rechts hinten in der Höhle eine weißbläuliche, verhüllte Frauengestalt, mehr eine Statue als eine malerische Figur. Das sollte also die Gerda sein, die befreit werden soll. Aber sie ist weder gefesselt noch sonst irgendwie gekennzeichnet. Das Bild selbst, seine Geberden, seine Situation, erzählen kein Wort von ihrer Befreiung. Ja, sie erzählen sogar eine ganz andere Geschichte.

Das Bild Prells ist nicht das einzige dieser Art am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts. Wir dürfen alle Künstler ganz bescheidentlich daran erinnern, daß ein Bild nicht nur gemalt, sondern auch erfunden sein will. Und zwar gut erfunden. So erfunden, daß man entweder aus seinen Gegenständen, Figuren und Geberden erkennt, was es ist, oder daß man doch wenigstens Das darin findet, was die Erklärung besagt. Prell giebt uns Keins von Beiden.

Es handelt sich hier nicht darum, Prells unstreitige malerische Verdienste zu schmälern. Es soll nur an einem Beispiel gezeigt werden, wie sehr unseren Künstlern der Sinn für das Wesentliche der Darstellung schwindet. Daß ein Künstler Figuren hinstellt, die lediglich von Etwas sprechen, das wir gar nicht hören, geschweige sehen können, ist jedenfalls der äußerste Gipfel gelehrter Allegorie. Und war es denn unmöglich, die Szene so darzustellen, daß sie aus sich selbst verständlich wurde? Oder daß auch Der sogar, der nichts von nordischer Mythologie weiß, mindestens zu dem Allgemeinschluß geführt wird, es müsse sich auf dem Bilde um irgend einen Mythos, ein Märchen, einen Vorgang handeln, in dem das Frühlingserwachen der Mutter Erde geschildert ist? Konnte man z. B. nicht die Gestalt der Gerda so geben, daß sie im Grunde des Bildes gefesselt liegt, in einer plastischen Verkürzung? Konnte sie nicht zwischen dürren Hecken, vom Schnee bedeckt, ruhen, sehnsüchtig ihre Erlösung erwartend? Und wenn

auf der anderen Seite des Bildes Baldur, der Frühlingsgott, erschien: konnte ein phantasievoller Maler nicht die landschaftlichen Motive so vertheilen, daß hinter dem Gott, in seiner Umgebung, Bäume und Sträucher jungen Knospenansatz zeigten, daß unter dem Hufe des Rosses, der den letzten Schneerest betritt, Frühlingsblumen aus der Erde keimen? Und nun die Schwanenjungfrauen am Weiher, der halb aufgethaut ist, an der Seite des Frühlingsgottes, konnten sie nicht, mußten sie nicht hinunter zur gefesselten Göttin deuten, die etwa in einem Gletscherschrunde oder sonstigen Abgrund ruhen konnte? Dann würde Jeder aus den Pantomimen der Schwanenmädchen geschlossen haben, daß sie wirklich von der Gefesselten, vom Winterschnee Umgebenen sprechen. Subjekt und Objekt der Rede wären veranschaulicht gewesen; wir hätten vom Sichtbaren auf Unsichtbares geschlossen. Wir hätten sofort erkannt, der Jüngling, um den Alles blüht, unter dessen Füßen Blumen in verschiedenen Stadien aufsprießen, müsse der Frühling sein. Ob er außerdem den Namen Baldur trägt: Das hätte dann gar nichts mehr ausgemacht. Sicher wäre es ein Frühlingsgott aus irgend einem Märchen, um den die Primeln und andere für den Frühling charakteristische Blumen erblühen. Und wer konnte die gefesselte, halb von Schnee und Gletschereis umdrängte Gestalt sein? Es wäre wahrhaftig kein Kunststück, die Mutter Erde selbst oder die Natur so märchenhaft zu personifiziren, daß sie noch lange keine allegorische Gestalt wie die Abundantia sein müßte, sondern ein Märchenwesen, wie Dornröschen selbst, das der Prinz mit seinem Kuß weckt. Jedenfalls hätten wir dann ein Bild des Hereinbrechens des Fühlings, das in verständlichen Menschengestalten durch die lebendige Durchgestaltung des Märchengedankens, durch den inneren Bezug der Figuren zu einander gesprochen hätte. Wie drücken wir den Gedanken mimisch aus: Baldur soll Gerda von der Fessel befreien? Nun, da wir über genügend viele Schwanenjungfrauen verfügen: warum kann nicht Eine unten bei Gerda im Froste weilen und die Kette erheben, vielleicht mit einer Geberde, die ihr Mitgefühl des Zwanges ausdrückt? Und die Kette, die nicht allegorisch, sondern märchenhaft sinnlich den Winter bedeuten soll: könnte sie nicht aus Eiskristallen geschmiedet sein? Steht aber unten eine Jungfrau, die bittend auf die Kette zeigt, und weist im Vordergrunde eine andere Junnfrau einladend darauf hin, — nun, dann ist auch jene Telegraphie der Geberde und des Wechselbezuges gewonnen, die uns mit Nothwendigkeit zwingt, zu schließen, der junge Frühlingsgott werde aufgefordert, diese Kette zu lösen. Ein Fehlschluß ist dann so wenig möglich wie auf irgend einem Genrebilde Defreggers, wo ein Kind am Tische sitzt, den Löffel voll Suppe halbwegs vor dem Munde. Wir schließen mit unbedingter Sicherheit, daß es diesen Löffel nicht auf die Diele ausgießen, sondern in den Mund schieben wird.

Eine solche Sicherheit des Schlusses zu erzeugen, zu veranlassen, ist nicht minder die Aufgabe des Historienmalers, des Monumentalkünstlers. Will er nicht, daß sein Bild zur Hieroglyphe werde und nur der Ausdruck fader Gelehrtthuerei sei, so wird er, einerlei, ob er durch eine Sage, einen Mythos, ein Märchen zu uns spricht, einerlei, ob durch einen geschichtlichen Vorgang oder durch Allegorie, vor Allem jene Selbsterzählung des Bildes aus nothwendigen Schlüssen vom Subjekt aufs Objekt zu gestalten, zu erfinden haben. Das ist das Einmaleins aller malerischen Erfindung. Zahlreiche Künstler, leider besonders Monumentalkünstler, aber erfinden nicht so, als wäre einmal eins gleich eins, sondern gleich zwei. Vorgänge, die nur durchs Auge wahrgenommen werden, um durch Schlüsse des Gehirns zu einem logisch zusammenhängenden geistigen Ganzen, einer Handlung verbunden zu werden, können nicht den Hauptbegriff hinter die Szene verlegen. Dieser logische Satz gilt eben so von der Bühne. Die Situation eines Dramas, in der sein sittliches Problem, sein sittlicher Grundgedanke zum Austrag kommt, muß uns vorgespielt werden, sein Höhepunkt kann nicht hinter die Szene fallen. Der Maler aber vollends hat überhaupt kein „hinter der Szene", er hat nicht einmal einen Raum, er hat nur eine Fläche, auf der das Wesentliche geschieht.

Jeder Maler wird daher immer richtig verfahren, wenn er den kulminirenden Punkt für die Vorgänge sucht, die er darstellen will. Nur muß man unter dem kulminirenden Punkt nicht etwa die Katastrophe einer Geschichte oder ihren Erzählunghöhepunkt verstehen. Der würde im besprochenen Falle etwa die wirkliche Befreiung Gerdas durch Baldur sein. Aber zu malen, wie Baldur etwa die Ketten Gerdas sprengt, würde gewiß am Wenigsten eine sinnvolle Märchendarstellung der Ankunft des Frühlings sein. Alle jene Momente des Hervorsprießens der Blumen würden für die anschauende Einbildungskraft verloren gehen. Sondern unter Kulminationpunkt verstehe ich — ganz einerlei, welche Situation der Künstler sich auswählt — den Augenblick der Situation selbst, die Pantomime, Geberde, Stellung, die am Unmittelbarsten den Schluß über Das nahelegt, was geschehen wird, warum es geschieht und was die Folge solchen Geschehens sein wird.

Einen solchen Moment, der am Allermeisten auch für das bloße Auge deutlich macht, was ein Vorgang mit seinen Prämissen und Konsequenzen bedeutet, findet man aber in der Geberdenfolge fast jeder Handlung der Menschen oder jedes Vorganges der Natur. Und wenn ich auch nur ein hereinbrechendes oder abziehendes Gewitter male: Jedermann weiß, daß das hereinbrechende Gewitter eine Summe von Symptomen zeigt, nach denen wir es sofort von jeder anderen Phase eines Gewittervorganges unterscheiden. Aufwirbeln des Staubes unter den aschfarbigen Wolkenfetzen, die vibrirende Richtung alles

Laubes an den Bäumen, das unstete Hin- und Herflackern der Blätter, der jäher bemessene Flug aller Vögel nach ihrem Schutzort: hundert charakteristische Symptome, die immer in ihrer Summe ein Kulminiren der Selbstcharakteristik der Natur ausmachen und deshalb das bloße Auge schon zum richtigen Schluß drängen — ganz abgesehen von allen anderen Sinnen —, liefert die Natur. Und so hat auch alles Menschliche seine Phasen in Geberden, Mienen, Symptomen, in der Gruppirung auf einander folgender Momente; und innerhalb dieser Phasen wird auch stets ein Augenblick sein, der am Meisten die Spuren des Vorangegangenen in Pantomimen, Resten der Geberdung von früher zeigt im Verein mit ausschlaggebenden Thätigkeiten und Beziehungen der Gegenwart, die in unzweideutiger Weise auch bereits die Schlußfolgerung auf das Kommende enthalten.

Hier also wird die künstlerische Erfindungskraft stets so einsetzen können, daß sie geschichtliche, religiöse, mythische Gegenstände aus sich selbst erklärt. Der Schlüssel zum Bilde liegt im Bilde selbst. Sind wir über alle Technik und äußere Betrachtung hinaus, so liegt der Hauptgenuß eines Bildes denn doch vor Allem im Erkennen des ethischen Verhältnisses der Figuren zu einander. Findet der Künstler aber jenen Kulminationpunkt, weiß er aus eigener Phantasie ihn zu erschaffen, kennt er das Gesetz der inneren Telegraphie der Geberde, wie es zum Beispiel Raffael Sanzio auf seinen großen Kompositionen so geistreich und unerschöpflich beherrscht, dann wird sich herausstellen, daß dieser kulminirende Augenblick, richtig erfaßt, auch stets die größte Summe von rein malerischen, kompositionell-architektonischen Momenten enthält und dem Maler aufdrängt. Wie gesagt: die eigentliche Katastrophe enthält durchaus nicht immer diese größte Summe an plastischen, mimisch sprechenden Reizen, die bei kraftvollen Komponisten, die die Geberdensprache der Verkürzungen und Ueberschneidungen kennen, sich im Kulminiren einer Situation selbst ausspricht. Man nennt jenes sich ergänzende Zusammenspiel der Kräfte und Geberden in einem historischen Bilde wohl auch das Dramatische der Auffassung. Und die Forderung, daß ein solches Bild einen geistigen Mittelpunkt, eine Einheit ideeller Natur habe, ergiebt sich eben daraus, daß eine solche Einheit, auf die sich Alles bezieht, von der es gleichmäßig bestimmt ist, in Mienen, Stellungen und sonstigem Thun, die wechselseitige Erläuterung ermöglicht, auf deren Grund unser Schlußvermögen Sinn und Bedeutung einer malerischen Handlung erfaßt.

Es ist oft gesagt worden, der Gegenstand müsse dem Maler und dem Publikum vorher bekannt sein; ohne diesen Umstand sei überhaupt kein Verständniß irgend eines Bildes aus sich selbst heraus denkbar. Wer nie in der Bibel gelesen habe, könne unmöglich wissen, was es bedeute, wenn da ein nackter Mann mit einem Kranze von Dornen um den Kopf sitze. Er

müsse von außerhalb des Bildes schon wissen, Das sei Christus und es handle sich um die Dornenkrone. Der Vortheil der biblischen Geschichte für die Maler aller christlichen Epochen sei es, daß jeder Beschauer schon von vorn herein die Kenntniß des gemalten Motivs und seiner religiösen Bedeutung mit sich bringe. Das Selbe sei im Alterthum der Vortheil der Künstler beim römischen und griechischen Götterglauben gewesen. Jedermann habe eben gewußt, daß der nackte Mann mit dem Dreizack Neptun sei, und so müsse man natürlich von Gerda, Wotan und den Reifriesen, von Baldur und Skirnir wissen, wenn man ein Bild aus nordischer Mythologie verstehen wolle.

Diese Sätze sind in Wahrheit nur ganz bedingt richtig. Sie treffen thatsächlich nur die — ich möchte sagen — grammatische Benennung des Bildes. Des Künstlers erfindende Kraft beginnt erst in dem Augenblick, wo der Mann mit dem Dornenkranz, sei es durch die Haltung seines Kopfes, durch den Ausdruck seines Antlitzes, durch das Thun und die Haltung seiner Umgebung uns verräth: erstens, daß er leide, zweitens, daß er unschuldig leide. Und erst dann wird dieser Leidende wirklich zum Christus, wenn des Künstlers darstellende Kraft so groß ist, daß er den mimischen Moment des Leidens auszuwählen weiß, der unser eigenes Mitgefühl erweckt. Einerlei, ob wir wissen, daß dieser Mann auch nebenbei Christus hieß: das Bild erfüllt seinen Kunstzweck erst in dem Augenblick, wo es zugleich seine ethische Mission erfüllt, nämlich, uns zu rühren durch den Anblick unschuldigen Leidens.

Die großen Künstler aller Zeiten haben es verstanden, die biblischen Motive so zu gestalten, daß all ihre Erfindungskraft darauf ausging, den Schlüssel der Sache ins Bild selbst zu verlegen. Diese Aufschließung des Dargestellten in wechselseitiger Beleuchtung von Geberden, Thun und Handlung ist identisch mit der Umwandlung des ganzen Gegenstandes in ein allgemein menschliches Motiv. Sobald ich aus der Handlung schließen kann, was sie bedeutet, und zwar so schließen, daß mein sittliches Interesse, sei es Rührung, Bewunderung, leidenschaftliche Mitfreude, sympathetisches Mitempfinden, in irgend einem Sinne unwillkürlich dabei betheiligt ist, so ist auch sicher durch den Künstler der historische oder sonstige Vorgang auf ein allgemein menschliches Motiv gebracht. Und dieses als solches enthält das künstlerische Interesse zum Unterschied vom historischen. Der Vorwurf allgemein menschlicher Art, der sich dem Künstler aus der individuellen Geschichte ergiebt, muß uns packen; und es ist dann einerlei, ob es die Krönung Karls des Großen oder König Wilhelms in Königsberg ist. Die historische Benennung ist die Nebensache; künstlerisch interessant wird sie erst, wenn der Vorgang einer Krönung überhaupt in all seinen mimischen Reflexen, Wiederspiegelungen in Geberden und Minen der Zuschauer malerisch exponirt und durcherfunden ist. Erkenne ich dann am Portrait, daß der König die Züge Wilhelms des Ersten trägt,

nun, so ist der allgemeine menschliche Vorgang lokalisirt und damit gewiß sein ethischer künstlerischer Reiz erhöht. Aber diese Benennung und Lokalisirung kann und soll nicht der Ausgangspunkt der künstlerischen Wirkung, sondern nur eine Zugabe sein. Eben so ist das malerische Interesse des historischen und sonstigen Kostüms Zugabe. Jedes Genrebild lehrt uns, daß der normale Mensch die Fähigkeit hat, ein Bild aus sich selbst zu verstehen, ohne gelehrte Beigabe. Der Genremaler benennt seine Figuren nicht. Trotzdem er am Stärksten individualisirt: keine einzige von den Dorfschönen Vautiers in der Tanzstunde, keine einzige von Defreggers Sennerinnen trägt einen Namen, der irgend Etwas zur Sache bedeute. Und doch, ja gerade deshalb verstehen wir Sinn und Erfindung all dieser Bilder sofort, ohne jeden Kommentar. Das Leben erklärt sich in ihnen durch das Leben selbst.

Es gilt auch für die historische Kunst, daß sie die Geschichte, Religion und Sage durch das Leben erklären müsse. Alles Andere mögen Historiker, Mythologen und Religionforscher auf ihre Weise thun; dem Künstler wie dem Dichter aber ward die Aufgabe, das historisch oder mythisch Benannte zu einem Unbenannten zu machen, das uns bekannt ist. Es wird uns bekannt dadurch, daß wir es auf das Leben überhaupt beziehen können, und zwar unmittelbar, nicht durch Zwischengedanken, Gestaltumdeutungen, Allegorien. Die Mutter Maria mit dem Kinde ist uns in diesem Sinne durch große Künstler im Lauf der Jahrhunderte eine gute Bekannte geworden, nicht, weil sie Maria heißt und ihr Kind den Namen Jesus trägt, sondern, weil wir Hunderte von Müttern in Wirklichkeit sehen, die ihr Kind ähnlich an die Wange schmiegten, so daß das religiöse Bild der Ausdruck des allgemeinen menschlichen Mutterglückes und Mutterleides geworden ist, der sich überall aus sich selbst erklärt und keiner Erläuterung von außen bedarf. Und wenn der Künstler sein Bestes gethan hat als religiöser Mann: sein Bestes konnte er auch dann nur darin thun, daß er eine Mutter mit dem Ausdruck weihevoller Stimmung gab, und seine Maria wird auch nur das geweihte Weib sein, wie es im wirklichen Leben sich selbst weiht und adelt.

In diesem Sinn ergiebt sich, daß die Kenntniß des künstlerischen Motivs keineswegs mit dem Verständniß eines Bildes etwas Ernstliches zu thun hat oder zu thun haben darf. Der Künstler, der Kunstgenuß bedient sich nur eines Sinnes, um auf das Schlußvermögen des Gehirnes zu wirken. Sein Bild ist nur ein vorübergehender Moment; und doch liegt das Verständniß bei allen figurenreicheren Kompositionen nicht in Dem, was das Auge sieht, sondern in Dem, was der Geist aus Allem schließt, was sich zwischen den sichtbaren Symptomen ereignet. Es ist wie mit den Intervallen der Musik. Wir hören sie nicht, denn sie sind gerade das Unhörbare, die Differenz zweier wirklich vernommenen Töne, Akkorde. Aber gerade in

diesem ungehörten Zwischenraum, in diesem Intervall liegt der geistige Ausdruck der Musik. So ist der geistige Ausdruck bildender Kunst stets auf Das gestellt, was ich die Intervalle des Gesichtes nennen möchte, zum Unterschied von den Intervallen des Gehöres. Und wenn der Maler als technischer Künstler und Neugestalter der Natur all seine malerische Freude an wirklich gesehenen Farben und Gestalten hat und erweckt, so wird seine erfindende und damit erklärende Phantasie gerade immer an die an sich nicht sichtbaren Intervalle des Augenscheines anknüpfen, um Sichtbares durch Unsichtbares zu ergreifendem Mithandeln unseres Gemüthes zu veranlassen. Die Wirkung einer perspektivischen Verkürzung mit all den Ausdrucksmitteln der Gewalt und Anmuth, die darin liegen, gleicht ganz der eines Intervalls in der Musik.

Ein Werk wie Lionardos „Abendmahl" ist so wunderbar ausdrucksvoll, weil der Künstler mit seiner mimischen und sonstigen Erfindung getrachtet hat, ganz aus Mitteln des Bildes selbst zu wirken. Wir können allerdings nicht wissen, ohne Bibelkenntniß, daß der Mann in der Mitte Jesus heißt und ein Anderer Judas. Aber aus dem Bilde selbst erkennen wir, daß hier ein edler Lehrer und Weiser, umgeben von seinen Anhängern, beim Mahle sitzt, daß er irgend eine Aeußerung thut, er sei ein verlorener Mann, mit dem es zu Ende geht, daß die Ursache davon unter den Anhängern selbst sein müsse. Jede Geberde lehrt in verschiedenen Abstufungen diese Thatsachen. Die Geberde des Jesus zeigt deutlich einen Mann, der sich selbst aufgiebt. Die Geberden der Jünger verrathen die Frage nach dem Schuldigen. Ja, sogar, daß es sich um einen Verrath durch Einen unter ihnen handeln müsse, lehren die Geberden selbst, lehrt das Benehmen des Schuldigen, der Seitenblick des Helden im Mittelpunkt. Das Alles würde ein lebhafter Geist lediglich aus den Stellungen und Mienen der Figuren im Bilde schließen können, auch wenn er aus den einsamsten Winkeln Indiens käme und nie Etwas von Jesus und seinen Jüngern gehört hätte.

Kaulbachs geniale Kompositionen zur Sintfluth reden aus sich selbst die selbe Sprache eines gewaltigen Ereignisses. Wir brauchen nie Etwas von der biblischen Sintfluth gehört zu haben: wir erkennen an den Bildern, daß es sich um das Elementarereigniß einer allgemeinen Hochfluth handelt, wir sehen es an den Bestien und den zusammengetriebenen Menschen. Kultur und Natur aus allen Tiefen und Höhen sehen wir zusammen vor den Wasserwogen nach Rettung streben, verzweifeln, im Untergange noch nach Fortpflanzung trachten: ein Schauergemälde, das gar keiner Erklärung bedarf, sondern Alles erzählt, was das Wesen einer Alles ersäufenden allgemeinen Hochfluth ausmacht. Wir kennen eine andere Komposition der Sintfluth, wo man nichts sieht als ein weites Meer, auf dem einsam ein Kasten schwimmt. Kein Mensch könnte auf eine Sintfluth dabei rathen,

d. h. auf Das, was diese Fluth war; der Künstler hat eine vielleicht stimmungvolle Zeichnung gemacht, aber er setzt Kenntnisse voraus in besonderem Sinne, er illustrirt nur, statt zu komponiren. Man muß wissen: Das, was da schwimmt, soll die Arche Noah sein. Ein Künstler aber, der uns schildern wollte, was diese Arche wirklich war, brauchte nur zu all den Bildern des Entsetzens die Arche so zu malen, daß wir sie sammt all ihren Paaren von reißenden Thieren, Vögeln und Menschen sehen. Aus dem Kontrast zwischen den in Verzweiflung Untergehenden gegen die Geberden der auf der Arche Befindlichen würden wir schließen: Das sind die Geretteten, die Fortpflanzer der Geschlechter nach dem allgemeinen Untergange. Und damit hätte der Künstler die ganze Geschichte von der Sintfluth ihrem wesentlichen Kern, ihrem Sinn, ihrer Bedeutung nach uns vollständig erzählt, ohne daß uns jemals der Name Noahs vorgekommen zu sein brauchte. Auch hier aber wird man erkennen, daß der Maler Kulminationpunkte des gesammten Geschehens auswählen würde, die ihm zugleich die größten rein malerischen Vortheile sichern. Schon die großen Kontraste selbst sind ja immer auch das für das malerische Auge Wirksamste, Dankbarste. Wir stoßen hier auf ein geheimnißvolles Gesetz des Zusammenhanges unserer rein künstlerischen Augenempfindung mit der Logik des Anschauens. Große Kontraste erregen unser Schlußvermögen am Leichtesten; aus der Durchbildung der sachlichen Kontraste, der Erfindungskontraste, rathen wir am Schnellsten auf den Sinn der Geberden und Stellungen. Und siehe da: indem der Künstler seine Phantasie rein sachlich in diesem Sinne walten läßt, der Alles im Bilde aus sich selbst aufschließt unter Mithilfe der Kontraste, gewinnt er auch alle Möglichkeit zur vollkommensten malerischen oder plastischen Wirkung mit Gegensätzen. So trägt Eins das Andere. Ein wohl aufgespürter „Vortheil“ enthält in sich eine unendliche Reihe weiterer „Vortheile“.

Diese Grundsätze über das Wesen der malerischen Erfindung sollen nur den ganz allgemeinen sachlichen Entwurf betreffen. Ein richtiger Geberdensinn wird dabei oft mit größter Leichtigkeit das Sachverständniß schaffen, wo ein verdorbener Geberdensinn weite Umwege machen muß. Auf die feinen Gesetze der Geberdung selbst und ihre Ausdrucksmittel, auf die Sprache der Ueberschneidungen, auf perspektivisch gesehene Geberden und ihre natürliche Symbolik der Kräfte soll hier das ergänzende Nachdenken des Lesers nur hingewiesen werden.

Steglitz. Wolfgang Kirchbach.



Todesangst.

Es war halt was Schreckliches, ja, ganz schrecklich wars, diese Angst von dem Kind vorm Sterben", erzählte mir die alte Bäuerin. „Mein Gott! leicht wirds ja Keinem, wann er einmal weiß, daß 's Ernst wird: aber so wie das Kind sich g'furchten hat, Das hab' ich noch nie d'erlebt. Freilich: wenn man erst siebenzehn Jahr' alt ist und die Welt ist Einem noch so neu und so schön und man meint, was Alles noch kommen wird und wie schön Das sein wird und wie gut, — dann ists ja auch kei' leichte Sach', von Allem fortzugehen, noch eh' man was davon g'habt hat. Und das Kind war akkurat so wie mei' Tochter selig: so voll Lebensdurst und voller Hoffnung. Und so ists an dem armsäligen Leben g'hangen, wie Unsereiner, was alt ist und müd' und mehr g'weint hat als g'lacht auf der Welt, an sein' Glauben hängt und an sein' Gott. Die Mutter, mei' arme Tochter, und der Vatter sein ihr wegstorben g'wesen. Nur mich hats g'habt, das Hascherl, nur die alte Großmutter. Daß ich schwach war gegen mei' einzig's Enkelkind und daß ichs verzogen hab' und verhätschelt, wird wohl kei' Sünd' g'wesen sein. Hab' ja nix mehr g'habt auf der Welt als das Menscherl! Und a fein's Ding ists g'wesen, hübsch und aufg'weckt, hat gut g'lernt in der Schul', und nähen hats können und sticken, daß man schon sei' Freud' hat d'ran haben können. Blonde Zöpf' hats g'habt, lang und schwer, und auf die hat sie sich oft g'setzt und hat g'lacht dazu. Und so ein feines G'sichterl, wissen's, hats g'habt, gar nicht so, wies die Madeln auf'm Land sonst haben: nein, fein und schmal und blaß und zwei großmächtige Augen d'rin, blaue Augen, und die haben Einen so treuherzig ang'schaut und so unschuldig...

A rein's Kind ists noch g'wesen, die Toni. Keine Spur von einer Liebschaft, nicht einmal noch einen Gedanken d'ran. Aber die Buam haben schon Augen g'habt auf sie. Hübsch wars ja und blutjung. Und auch sonst war Alles in Ordnung bei ihr. Ihr Häusel hats g'habt und an Acker dazu und a große Wiesen und a paar Küh'; und in der Sparkassa ist Geld g'legen für sie: an die zweitausend Gulden. Damit hab' ichs aussteuern wollen, daß Gott erbarm'! Und sie sein' auch schon herumg'schlichen um sie, die Freier ... Für ein so feines Vögerl findet sich immer eine Katz', die's einfangen will. Mehr als eine! Aber sie? Ja, lachen, lustig sein, Spasetteln machen, da war sie schon dabei; aber schon Ernst machen? Nein! Daran hat sie noch nicht denkt.

An einzigs Mal hats tanzt. Sie hat nicht dürfen. Auf der Brust wärs schwach, hat der Doktor g'sagt. Das hätts von ihrem Vattern selig g'erbt. Ich möchts nicht zu früh tanzen lassen. Also ein einzig's Mal hats die Freud' g'habt. Wies herum g'flogen ist die ganze Nacht! Und wies glücklich war! Hofirt ist sie worden und Jeder hats haben wollen zum Tanz. Rein aufsässig waren ihr die Madeln, ... die noch oft g'nug haben tanzen können, wie sie schon in der Erd' g'legen ist. War nicht nöthig, ihr neidisch zu sein, dem Hascherl! ... No, und dann hats halt ang'fangen, zu husten und zu husten und hat halt nimmer wieder aufg'hört ...

Zwei Doktoren hab' ich g'habt, einen vom Ort und einen von der Stadt. In Badeln hab' ichs g'schleppt und Milch hats trinken müssen, daß' schon ein' wahren Grausen 'kriegt hat vor der vielen Milch ... und essen hats

müssen und Pulver schlucken, und Alles hats gethan, um nur wieder g'sund zu werden. Fromm war's g'rad nicht sonderlich: so ein junger Mensch hängt noch zu viel an der Welt, als daß ihm viel übrig bleiben könnt' für den Herrgott. Und seit's krank g'worden war, wars noch weniger fromm. Sie hat eine förmliche Scheu g'habt vor der Kirchen, hat immer g'froren drinnen, und wenn auf der Kanzel was vom Tod ist g'sprochen worden, hat sie sich erschreckt. Sie hat nicht d'ran erinnert werden wollen; und wenn ihr schlechter war, hats ang'hoben, zu weinen und zu zittern: Großmutter, gelt, ich muß sterben? Natürlich haben wir ihr Das ausg'redt. Ein' alten Menschen oder Einem, der Ordnung machen muß vor sein' End', kann man ja die Wahrheit sagen. Aber so' ein jung's Ding, Das derbarmt Einem halt. Beichten hats auch nicht wollen, hat immer gleich auf die Sterbesakramente denkt, . . . und wies einmal so schwach war, daß in die Kirchen nicht mehr hat gehen können, hab' ich hält vom Beichten nix mehr g'red't. Zu was denn Einen zwingen zu so was? Und wenn gar Eins a solche Angst hat davor!

Aber die Weiberleut', wie sie nun einmal schon sein, und die alten Betbrüder, die dem Herrgott die Ohren vollraunzen und sich einbilden, daß ihm Das g'fallt, die haben keine Ruh' net geben. Versündigen thät' ich mich! Und das Kind käm' in die Höll', wenns ohne die letzten Sakrament' versterben thät'. Ganz krank haben's mich g'macht mit ihren Reden. . . Aber wenn ich das Kind ang'schaut hab' und seine Angst g'sehen hab' vor'm Tod, hab' ichs halt immer wieder verschoben und hab' nix zu ihr g'sagt. Ja, wenn wir noch unseren alten Herrn Pfarrer g'habt hätten, der die gute Stund' selber g'wesen ist! Aber Der war fort; und sein Nachfolger, der Herr Kaplan, der ihn vertreten hat, wie er krank war und in ein Badel hat g'schickt werden müssen, der Herr Kaplan, Das war so Einer, der viel in seine Bücher 'guckt hat und noch wenig in die Herzen. Seine erste Seelsorge wars; und die Herren, wenn sie so frisch aus dem Seminar kommen und noch so jung sind und so unerfahren, dann hab'ns halt gewöhnlich gar zu viel Eifer und meinen, daß' streng sein müssen, die jungen Herren. Er war halt auch so viel streng, unser Herr Kaplan, und g'zittert hab'ns, die Madeln, wenn er 'predigt hat oder wann's zu ihm sein beichten 'gangen. Ich hab' auch g'zittert vor ihm: er hats ja g'wußt, wie schlecht es steht mit meiner Enkelin. Und so bin ich ihm immer ausg'wichen, . . . aus lauter Angst, daß er mich anreden könnt' und mich fragen, warum ich ihn denn nicht rufen laß' zu dem Kind.

Ostern ist früh g'fallen in dem Jahr. Recht kalt wars in der heiligen Wochen, und das Kind hat die rauhen Märzwind' g'spürt. Frei, nicht aufg'hört hats mit dem Husten und Husten und hat den Schleim heraufwürgen wollen und nicht können. Und ich bin bei ihr g'sessen und hab' dem Jammer zug'schaut. . . Vorbereiten sollt' ichs aufs nahe Sterben: damit sein's mir halt Tag und Nacht in die Ohren g'legen. Und den Kaplan sollt' ich holen lassen, eh's zu spät ist. Sie hat ihn ja gar nicht 'kennt, den Herrn Kaplan. Wie er kommen ist ins Ort, wars ja schon krank. Beichten war sie nicht bei ihm g'wesen und g'sprochen g'habt mit ihm hat's kein einzig's Mal. A paarmal hats ihn predigen g'hört. Aber da hat er g'rad vom Sterben g'red't und da hats nimmer gehen wollen zu seine Predigten. Ich hätt' mir gar nicht 'traut, von ihm zu reden. G'furchten hat sie sich vor ihm. . . Und am Leben is' noch immer g'hängt wie Einer, der

verhungert, an ein' Stück Brot. Aber grauslich war mir schon, wann ich nachdenkt hab', daß' sterben könnt' ohne Sakrament.

Wie ich so am Gründonnerstag, nach die Ceremonien in der Kirchen, in der Kuchel steh' und was koch' für das Kind, seh' ich den Kaplan daherkommen: akkurat auf unser Häusel zu. Ich mein', mich rührt der Schlag... Und richtig: er kommt herein, zu mir, in die Kuchel. Herrgott im Himmel! Jetzt ist es da, das Unglück, denk' ich und laß' was fallen in meiner Todesangst ... Küss' d' Hand, Hochwürden, sag' ich. — Gelobt sei Jesus Christus, sagt er. — In Ewigkeit, Amen, sag' ich. Und dann lach' ich in meiner Noth, ganz dumm lach' ich und sag': Kalt ist's heut', Hochwürden ... Er lacht nicht, schaut mich streng an und sagt, daß er 'kommen ist, um meine Enkelin zu sehen. Eine schlechte Christin müßt' ich sein, sagt er, daß ich ihn nicht längst schon hätt' holen lassen. Der Herr Doktor hätt' ihm g'sagt, daß es bald aus sein wird mit dem Madel... Da hat's mir ein' Ruck 'geben, so wie ein' Stoß aufs Herz... Sie quält sich halt so, hab' ich g'sagt. Gar so viel quält sie sich, Hochwürden, und will doch nicht sterben. Ein' schrecklichen Grausen hats vor'm Tod, wie Alle, die nicht fortgehen wollen... Da könnt' nur der Glauben helfen, hat er g'meint. Wer Gott liebt, fürchtet den Tod nicht. — Ich hab' nix z' sagen g'wußt darauf... Aber wie er hinein hat wollen zu ihr, hab' ich mich ihm in den Weg g'worfen. Hochwürden! hab' ich g'sagt und die Stimm' hat mir so 'zittert, daß ich die Wort' frei nicht heraus 'bracht hab', Hochwürden, sie weiß nicht, daß' so krank ist. G'sund möchts wieder werden, und darauf hoffts und darum betets... Da hat er mich wegg'schoben mit der Hand. — Ich thu' ihr ja nix, hat er g'sagt und hat mich streng ang'schaut. Aber wie eine Heidin darf man sie doch nicht versterben lassen. — Dann ist er hinein zu ihr und ich bin ihm nachg'schlichen...

Wies ihn g'sehen hat in sein' schwarzen Kleid, is so weiß worden wie das Tüchel, das' in der Hand g'halten und in das' immer 'neing'spuckt hat, wann's den Schleim hat herausbringen können; und hat mich ang'schaut mit ihre großen, blauen Augen und 's Wasser ist ihr in die Augen g'schossen ... und ganz stad, ganz stad, als ob's mich was Schreckliches fragen wollt', hat's g'sagt: Großmutter!? Nur: Großmutter?! Sonst nix. Aber die ganze Angst, der ganze Grausen ist heraus 'kommen in dem ein' Wörtel ... Und mir ist so heiß g'worden, als wenn mich Einer bei die Haar' in die Höh' ziehen thät' ... Herrgott! wenn ich in der Stund' hätt' krank sein dürfen für das Kind, sterben für das Kind: tausend Jahr' Fegfeuer hätt' ich gern auf mich genommen und 'dankt hätt' ich ihm noch dafür, dem Herrgott, auf den Knieen hätt' ich ihm 'dankt....

Der Herr Kaplan ist hin'gangen zu ihrem Bett und hat ihr die Hand 'geben. Und sie hat ihr schmal's Handerl hineing'legt in sein' Hand und hat aufg'schaut zu ihm, so voller Angst, daß' ein' Stein hätt' derbarmen können, und hat g'sagt: Es geht mir wohl recht schlecht, weil's zu mir kommen? Und so jung hat's ausg'schaut in ihrem Betterl und so unschuldig, g'rad' so wie ein Kind. Abg'magert wars, durch die Handerln hätt' die Sunn' scheinen können, und die blonden Haar' sind ihr ums Köpferl g'legen wie eine Kron' oder wie ein Heiligenschein. Kei' Sünd' auf der Seel', nicht einmal ein' unreinen Gedanken; nur anschau'n hat mans brauchen, um zu wissen, daß Die rein war. Blos von ihrem jungen Leben hats nicht lassen wollen und Das war ihre einzige

Sünd'. Das Herz hat mir g'klopft zum Zerspringen bei ihrer Frag'. Herr Jesus! Was wird er ihr d'rauf sagen!

Er hat sich b'sonnen. Nicht lang. Gar nicht lang. Hats ang'schaut dabei und hat die Hand auf ihr blond's Köpferl g'legt. Und alle Streng' war fort aus sein' jungen G'sicht; mitleidig und gut hat ers ang'schaut und hat g'sagt zu ihr: Nein, nein, es geht nicht schlecht. Gar nicht schlecht gehts . . .

Es war eine Lug'. Und ich glaub': in sein' ganzen Leben hat er nie nicht g'logen g'habt. Aber ich mein' auch: für die Lug' wird ihn der Herrgott nicht strafen.

Und dann hat er sich g'setzt zu ihr und hat mit ihr 'plauscht: so wie ein g'scheiter älterer Bruder mit sein' klein' Schwesterl. Er hätt' doch einmal kommen müssen zu ihr, hat er g'sagt, weil sie nicht zu ihm 'kommen ist. Und weil er g'rad' am Häusel vorüber 'gangen wär', hätt' er ihr halt einen Besuch gemacht. Und sie möcht' sich nicht fürchten vor dem lieben Gott, hat er fortg'fahren. Beten solls, recht andächtig beten und recht, recht viel Vertrauen zum Herrgott haben. Geduldig solls sein und nicht murren, weils krank ist und leiden muß, und Angst darfs schon gar nicht haben. Wenns keine Angst hat und Geduld hat und Vertrauen zum Herrgott, wirds wieder aufstehen können und g'sund werden. So hat er g'sprochen mit ihr. Und ganz unvermerkt hat ers dahin 'bracht, daß von selber hat beichten und das heilige Sakrament empfangen wollen. Während's 'beicht' hat, bin ich hinaus in die Kuchel und hab' da 'betet und hab' g'weint. Und wie er wieder fort ist, hätt' ich ihm gern die Händ' 'küßt und sein heilig's Kleid. Aber er hats nicht leiden wollen.

Ganz lustig wars nach seinem Besuch und rothe Wangerln hat's g'habt. Und mit der Angst wars vorbei. Und 'beten hats ihn, er möcht' wieder kommen zu ihr. Und er ist auch 'kommen: jeden Tag. Hat ihr vorg'lesen aus schönen Büchern und hats aufg'setzt, wanns hat husten müssen, und hat's immer getröstet und auch bedauert wegen ihrer Leiden. Ordentlich fromm ists mir g'worden, das Menscherl, und hat so andächtig 'betet wie nie in ihrem jungen Leben. Und er hat's bestärkt in ihrer Hoffnung und hat oft davon g'red't mit ihr, wies sein wird, wenns wieder aufstehen kann und in die Kirchen kommen wird zu ihm . . . Und dazu hats freudig g'nickt mit dem Köpferl und hat sich der Heiligen Jungfrau verlobt und ihr eine Altardecke versprochen, die's hat sticken wollen, wanns einmal so weit wär', daß' in die Kirchen gehen könnt' . . . Und so ist das Hascherl sanft hinübergegangen: vierzehn Tage nach dem Heiligen Osterfest, ohne Angst und voller Hoffnung. Der Herr Kaplan hat ihr die Hand g'halten im Todeskampf und sie erst mit dem Heiligen Oel begossen, wies schon nix mehr g'wußt hat von sich . . . Und dann hat er ihr die Augerln zu'druckt und hat sich niedergekniet und hat für sie gebetet.

Gott weiß: ich hab' für Viele gebetet in mein' Leben: für Lebende und Verstorbene, für Freunde und auch für Feinde. Aber für den Mann, für unseren Herrn Kaplan, hab' ich doch am Allermeisten gebetet: daß Gott ihm vergelten möcht', was er Gutes an dem Kind gethan hat. Denn ich kanns ihm nimmermehr vergelten, und wenn ich die Kaiserin wär' im Land. Das kann nur der Herrgott selber thun. Amen."

Bad Gastein. Emil Marriot.



Italiens Noth.

Die letzten Jahre brachten meiner Heimath Italien mehrmals Unruhen, die weithin Interesse erregten. Die Revolten in der Luigiana und in Sizilien (1894), der vorjährige Aufruhr in Mailand und anderen Städten: es sind Symptome eines Unheil verkündenden Zustandes. Da ist es begreiflich, daß viele Berufene und noch mehr Unberufene das Bedüfniß empfanden, eine öffentliche Erläuterung der Lage zu versuchen. Das größte Aufsehen war dem Buch des Soziologen Niceforo, „L'Italia barbara", beschieden. Wie früher schon Massimo d'Azeglio und nach ihm Lombroso, so behauptet jetzt Niceforo, Italien sei äußerlich zwar geeinigt, innerlich aber nicht fest zusammengefügt. Er theilt sein Vaterland in zwei ganz bestimmte Zonen; die Grenze bildet für ihn eine Linie, die er von der Südspitze Korsikas über Rom nach Albanien zieht. Oberitalien, sagt er, sei kulturell sehr entwickelt, während Süditalien im Rückstand geblieben sei. Für diese Behauptung bringt er statistische Ziffern, anthropologische und wirthschaftliche Daten als Beweise. Er beginnt mit der Kriminalität. In dem selben Verhältniß, wie die Durchschnittsziffer der Verbrechen gegen die Person mit dem Fortschreiten der Kultur sinkt, steigt, so sagt er, die der gegen das Eigenthum verübten. „Der Verbrecher wirft den Dolch und das Gewehr von sich, er zieht den Frack und weiße Handschuhe an und operirt gegen den guten Glauben ehrlicher Leute." Während der Jahre 1890 bis 1894 war der Durchschnitt der Verbrechen gegen die Person in Norditalien auf je 100000 Einwohner 142,67, in Mittelitalien 279,86 und in Süditalien, die Inseln inbegriffen, sogar 460,69. Erscheinungen wie die Maffia in Sizilien, die Comorra im neapolitanischen Gebiet, das Banditenthum in Sardinien findet man in Oberitalien nicht. Das selbe Gesetz der Umwandlung der Verbrechen — schon Marx meinte, die Industrieritter hätten die Wegelagerer verdrängt — ist überall zu bemerken, wo Rückstand und Fortschritt in dem selben staatlichen Gefüge bei einander wohnen; so in den Weststaaten Nordamerikas und in den nördlichen Provinzen Brasiliens. In der Türkei, die zum größeren Theil noch den Zustand der Halbwildheit zeigt, ist das Brigantenthum chronisch und die Banditen sind im Staat ein Faktor, mit dem man sich abfinden muß.

Noch wichtiger sind die statistischen Angaben über das Schulwesen für die Beurtheilung des Kulturstandes. In dem Bericht der Kommissare für das Unterrichtsministerium zu Washington wurde 1896 mitgetheilt, daß in Dänemark von je 100 Einwohnern nur 0,49 des Lesens und Schreibens unkundig sind, in Deutschland 2,49, in England 3,49 und in Frankreich 3,50. Dagegen steigt der Prozentsatz in Rußland auf 36,00, in Polen auf 39,82 und in Portugal sogar auf 67,35. In Italien finden wir im Norden 40,86, im Süden 75,19 Analphabeten. Von hundert Kindern zwischen sechs und zwölf Jahren besuchen in Oberitalien 88, in Mittelitalien 67 und in Unteritalien nur 47 die Schule. Im Jahre 1892 waren unter den Rekruten in Norditalien 24,68, in Mittelitalien 44,54 und in Süditalien 57,04 Analphabeten. Unter den verlobten Paaren, die sich beim Standesamte meldeten, waren im Jahre 1893 von je hundert 6,31 in Turin und 9,02 in Neapel völlig unwissend.

Den selben Gegensatz finden wir in der Landwirthschaft. So schreibt der Abgeordnete Franchetti, der wegen seines Versuches, eine agrarische Kolonie

größten Stils zu schaffen, bekannt wurde, in seiner Abhandlung „Province meridionali“: „Dort unten ist der Ackerbaubetrieb noch im Zustande der Barbarei. Man sieht Hügelketten, die zur Anlage von Feldern wie gemacht scheinen, — sie sind kaum bebaut; der Grund und Boden liegt entweder brach, oder er wird mit ganz veralteten Pflugscharen bestellt.“ Niceforo beschreibt in beinahe lyrischer Stimmung die sardinische Landschaft. Er sagt: „Der Zug braust durch weite, trostlose, wilde Latifundien. Die Natur schwelgt hier in der ganzen Kraft urwüchsiger Vegetation; aber das Wasser läßt man versumpfen und die Luft verpesten. Wie herrlich ist eine Abendwanderung durch diese Landschaften! Die Ebene dehnt sich weit vor unserem Blick, der bläuliche Rauch der zerstreuten Hirtenfeuer steigt in der Ferne durch die Abenddünste auf und zerflattert zart und zierlich; die verbrannten gelben Kräuter machen in der Einförmigkeit ihres Farbentones einen trostlosen Eindruck. Hin und wieder flieht ein frei weidendes Pferd beim Nahen des Eisenbahnzuges mit flatternder Mähne; weit und breit sieht das Auge nur Haide, unterbrochen von schwärzlichen Stellen, gestreift von Hecken des dornigen Feigenkaktus.“

Die statistischen Zahlen, die wie ein Thermometer Reichthum und Armuth eines Landes anzeigen, beweisen am Besten, wie sehr auch im Ackerbau der Norden dem fruchtbareren Süden überlegen ist. Und auf den Ackerbau ist Italien doch von der Natur angewiesen. Aber die intensive Kultur, ohne die kein anderes Land mehr den Wettbewerb ertragen kann, hat sich nur in wenigen Landestheilen den Boden erobert. Darüber belehren uns die folgenden Zahlen:

	Extensive Kultur	Intensive Kultur
	(für 100 000 Hektar)	
Norditalien	17 010.	26 903.
Mittelitalien	19 333.	27 572.
Süditalien nebst den Inseln	20 081.	10 532.

Unteritalien hat nur eine einzige Industrie, den sehr primitiv betriebenen Bergbau. Sizilien hat 27 680, Sardinien 9800 Bergarbeiter. Das ist Alles, was der Süden dem frischen industriellen Leben des Nordens gegenüberstellen kann.

Industrie-Statistik für das Jahr 1893.

	Oberitalien	Süditalien
Webereien (Angestellte)	4 958 (278 896)	963 (17 423)
Andere Fabriken	32 259	10 748
Dampfkessel	3 994	465
Patente	620	62
Strikes	100	26

Nach den Berechnungen der Banken fallen in Oberitalien auf jeden Einwohner 9 Lire 68 Centesimi, in Unteritalien dagegen nur 5 Lire 98 Centesimi für escomptirte Wechsel.

Zum Verständniß dieser Zahlen sei noch hervorgehoben, daß das Verhältniß Norditaliens zu Süditalien in Bezug auf Bevölkerung wie 5 zu 6 ist.

Der Nationalökonom Morpurgo sagt über das Mißverhältniß der beiden Theile seiner Heimath: „In Süditalien ist das Leben noch ganz primitiv; dort lebt man, als ob die Jahrhunderte der Kultur vorbeigeflogen wären, ohne diese Gegenden mit ihrem auflebenden Hauch berührt zu haben.“

Mit gerechtem Stolz weist man darauf hin, daß es in diesem Jahrhundert

gelungen ist, die Sterblichkeit zu verringern. In Frankreich ist sie seit dem Anfang des Jahrhunderts von 34 pro Mille auf 22, in Norditalien von 41 auf 27, in Rom von 39 auf 26 gesunken. Die Verminderung der Geburten, die durch die Verminderung der Sterblichkeit einigermaßen ersetzt wird, ist ein Zeichen höherer Kultur. Auf je 1000 Einwohner verzeichnet die Statistik 33 Geburten und 23 Sterbefälle in Norditalien gegen 29 Geburten und 37 Todesfälle in den anderen Theilen des Königreiches. Auch die Durchschnittsziffer der Selbstmorde zeigt einen auffälligen Unterschied beider Theile: in Oberitalien kommen auf 1000 Einwohner 85, in Süditalien 34 Selbstmörder.

Die Spielwuth dieser Neapolitaner hat Mathilde Serao in ihrem Roman „Schlaraffenland" meisterhaft geschildert. Nicht nur das „Volk", nein: auch die Aristokratie glaubt dort an „Seher", die ihnen sichere Gewinnnummern für das Spiel angeben können. Diese Propheten werden abwechselnd verhätschelt und grausam mißhandelt. Erst neulich wurden Leute bestraft, die dem „Seher" Cagliari geschmolzenen Speck auf den Rücken tropfen ließen, um ihn endlich zur Angabe der ersehnten Nummern zu bewegen.

Im Durchschnitt verspielt der Italiener jährlich 2 Lire 80 Centesimi im Lotto; beim Neapolitaner steigt die Ziffer auf 15 Lire 75 Centesimi. Neben dem offiziellen Lotto existirt in Neapel noch ein unausrottbares Privatlottospiel — giuoco piccolo —, das riesige Summen verschlingt.

Niceforos Wahrnehmungen wird jeder aufmerksame Reisende bestätigt finden; er hat auch bis weit in den Kreis seiner politischen Gegner hinein — er ist Republikaner und haßt den Militarismus — Beifall und Zustimmung gefunden. So meint der durch sein Duell mit dem Dichter Cavalotti bekannte Abgeordnete Macola in seinem Werk „L'Europa alla conquista dell' America Latina", der Norditaliener scheine eher der Bruder eines Germanen als der eines Süditalieners. In seinem Buch „Arier und Italiker" hat Giuseppe Sergi behauptet, die um das Becken des Mittelländischen Meeres wohnenden Völker seien zu einer einzigen Rasse mit besonderer Schädelbildung zu zählen, zu einer Rasse, die bestimmt sei, von den Germanen verdrängt zu werden. Diesem Gedankengang folgt Niceforo; er sagt: „Bei den Ariern, also bei den Bewohnern Norditaliens, geht das Gefühl der Gesetzlichkeit und der Zusammengehörigkeit über das der Persönlichkeit, während bei den Süditalienern das Persönlichkeitgefühl schrankenlos ist. So stehen zwei grundverschiedene Charaktere einander gegenüber: bei der Rasse mit dem ausgesprochenen Gefühl der Individualität gedeihen die Meisterwerke der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft; bei der Rasse mit dem Sinn für Gesetzlichkeit und Zusammengehörigkeit hat sich eine fester zusammengefügte, besser geregelte Gemeinschaft herausgebildet, die weniger geräuschvoll und wankelmüthig und deshalb dem verständigen Fortschritt viel nützlicher ist." Daß aus Süditalien die größten Meisterwerke der Kunst hervorgegangen sind, wird Niceforo freilich nicht leicht beweisen können; jeder Oberitaliener muß aber einräumen, daß seine südlichen Halbbrüder eine größere Fassungskraft, eine lebhaftere Phantasie und glühendere Beredsamkeit besitzen.

Der Kulturhistoriker Domenico Berti schrieb als Kultusminister in einem Bericht an den König über die Einwohner Süditaliens: „Sie sind wie ein Heer von Barbaren, das in unserem Land sein Hordenlager aufgeschlagen hat." Und

wirklich unterscheidet sich ein Piemontese psychologisch und anthropologisch von einem Sizilianer stärker als landschaftlich und künstlerisch Neapel von Venedig.

In der letzten stürmischen Sitzung auf Montecitorio wurde ein Buch des Nationalökonomen Tito Canevaro: „L'Italia Presente e i suoi problemi morali economici politici e finanziari" erwähnt. Der Verfasser, ein Mann von höchst gemäßigten Anschauungen, meint, der Staat habe die Pflicht, sich mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln zu vertheidigen; er giebt jedoch unumwunden zu, daß auch die der Regirung dienstbaren Parteien schwere Fehler begangen haben. Im Verhältniß zu dem nationalen Besitz und den Einnahmen des Landes sei Italien nach Spanien das Reich, das unter dem größten Steuerdruck und den höchsten militärischen Lasten seufze. Canevaro hofft noch auf eine friedliche Lösung, ermahnt aber die Besitzenden energisch, das persönliche Interesse nicht länger über das Gemeinwohl zu stellen. Er wünscht eine progressive Verminderung der drückendsten Abgaben, insbesondere der Grundsteuer — Fondiaria —, die bis zu einem Fünftel des Werthes des besteuerten Bodens steigt und den Ackerbau lähmt, ferner die Abschaffung der Konsumsteuer, die gerade die Aermsten unerträglich belastet.

Von allen Seiten werden jetzt Reformbrochuren veröffentlicht und Heilmittel angepriesen. Darin stimmen die Kritiker und Aerzte fast sämmtlich überein: die Onorevoli des Parlamentes haben sich des in sie gesetzten Vertrauens nicht würdig gezeigt. Niceforo sagt über Parlamentarismus und Centralisation in Italien: „Der Versuch, zwei auf so verschiedenen Kulturstufen stehende Gesellschaften unter das selbe Joch zu bringen, wie wir es durch das eiserne Centralisationsystem, das uns würgt, gethan haben, und darüber den verhüllenden Mantel eines einzigen Gesetzes, eines Willens, einer Verfassung zu breiten: dieser Versuch mußte scheitern. Die Entwickelung der civilisirten Provinzen, die, sich selbst überlassen, mächtig emporblühen würden, wird gelähmt und für die rückständigen Bezirke geschieht nicht das Geringste. Für die beiden Italien sind zwei Regirungen unbedingt nöthig. Im Süden müßte die Regirung die Kultur heben und den unfähigen Lokal-Verwaltungen das Selbstverfügungrecht, dem sie nicht gewachsen sind, aus den Händen nehmen; im Norden müßte sie, so weit sie es vermag, die freie Entwickelung und die unbeschränkte Selbstverwaltung fördern." Es klingt wie ein Witz der Weltgeschichte, wenn man hört, daß der Ministerpräsident Pelloux, ein General, sich anschickt, den Republikaner Niceforo noch zu überbieten: er will mit den von Niceforo nur für Süditalien vorgeschlagenen Maßregeln ganz Italien beglücken. Aus dem decreto-legge (gesetzliche Verfügung) über die öffentlichen Versammlungen geht hervor, daß die Regirung entschlossen ist, auch die ihr nöthig erscheinenden wirthschaftlichen Reformen ohne das Parlament aus eigener Machtvollkommenheit durchzuführen. König Humbert tritt damit aus den sicheren Schranken heraus, in die ihn die Verfassung gewiesen hat. Die „Gemäßigten", die von ihm schon lange ein energisches Eingreifen erwarteten, werden ihm beistehen und die Massen, von denen nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil sein Wahlrecht ausübt, sind für Alles zu haben. Wer Italien liebt, Der wird wünschen, das gefährliche Experiment möge dem hart geprüften Lande Heil bringen. Das ist aber nur möglich, wenn die Besitzenden zunächst gegen sich selbst und die eigenen Unterlassungsünden unerbittlich Gerechtigkeit üben.

Ernesto Gagliardi.



La Gioconda.

In jedem Buche d'Annunzios steht auf der linken Seite vor dem Titelblatt ein Verzeichniß von mehr als dreißig Werken, von denen einige ein Sternchen tragen, andere mit der Bemerkung „di prossima publicazione" versehen sind: neun davon sind bisher erschienen. Alle aber sind in bestimmte Serien und Rubriken unter zierlichen und bedeutsamen Namen eingetheilt, jeder Titel hat dichterischen Klang und Sinn... Hat der Dichter wirklich einen so weit ausgreifenden Arbeitplan für sein ganzes Leben entworfen? Wird er ihn ausführen oder werden neue Ideen die alten Keime verdrängen? Oder sind wirklich alle schon skizzirt und nicht nur rasch aufblitzende Träume, die er anzeigte, mehr, um sich vor sich selbst zu ihrer Vollendung zu binden als vor dem Publikum? Eine flammende Schaffensfreude verräth das Blatt; und Dem, der lesen kann, gestattet es einen tiefen Blick in die Seele des Dichters.

Zwei neue Dramen d'Annunzios sind über die Szene gegangen. Die „Gioconda" ist in Palermo, die „Gloria" in Neapel — wenigstens nach den Zeitungberichten — abgelehnt worden; in Rom fand die „Gioconda" einen leidenschaftlich zum Ausdruck gebrachten Erfolg. Die selben Eigenschaften, die alle Werke d'Annunzios kennzeichnen, findet man auch hier: zitternde Leidenschaft, eine Subtilität, wie sie Wenige vor ihm besaßen, ein Bloßlegen der geheimsten blutenden Fibern des Menschenherzens und die unbarmherzigste Grausamkeit in der Durchführung — nicht einmal Shakespeare hat so wenig Mitleid mit seinen Geschöpfen gehabt wie er —, vor Allem aber eine Sprache von solchem Wohllaut, so süß, herrlich und kraftvoll, wie niemals ein Uebersetzer sie wiedergeben kann. Alle seine Werke sind Wunder des Stils. Eine Fülle aristokratischer Kultur ist über sie ausgegossen, jedes Intérieur ist ein Bild, jedes Citat ein köstlich gefaßter Stein. Er hört nie auf, Künstler zu sein; jede Angabe im Szenarium ist rhythmisch und von Poesie durchfluthet. Die Stimmung ist keinen Augenblick von ihm gewichen, der Traum des Künstlers hat ihm jedes Detail mit gleicher heller Deutlichkeit gezeigt.

Es ist wahr, seine Helden gleichen einander auffällig und sein Gebiet ist in gewissem Sinn überhaupt nur eins: die Probleme des sexuellen Lebens. D'Annunzio ist der Dichter grenzenloser, üppiger, verfeinerter und zerstörender Sinnlichkeit. Daraus ihm einen Vorwurf zu machen, scheint mir sehr thöricht. Abgesehen davon, daß kein Dichter dieses Gebiet je erschöpfen wird und daß d'Annunzio es in einer neuen Weise mit unerhörter Kühnheit und Kraft behandelt: ist es nicht überhaupt lächerlich, dem Dichter vorzuschreiben, welches und wie viele Gebiete er zu behandeln hat? Er giebt, was er sieht. Und wenn er mir einen leuchtenden Garten aufsperrt, dessen Licht- und Blumenfülle mich blendet, dessen Duft mich betäubt, soll ich ihm sagen: Ja, ich habe aber auch Wald und Haide, die deutsche Wohnstube und eine Vorlesung über die soziale Frage von Dir erwartet? Und ich erinnere an das Wort Walt Whitmans: „Sex is all!" Alle Probleme der Persönlichkeit entrollen sich an dem einen.

In der „Gioconda ist es das Problem des Künstlers. Der Bildhauer Settala hat in dem Zwiespalt der Liebe zu seiner sanften feinen Frau und einem unvergleichlich schönen leidenschaftlichen Weibe, das ihm Modell für eine Sphinx stand, zur Pistole gegriffen und einen Selbstmordversuch gemacht. Man hat ihn sterbend

aus dem Atelier in die Wohnung gebracht, die Frau, die auf dem Lande war, gerufen und ihre heldenhafte Pflege hat ihn dem Tod geradezu abgerungen. Wie vergessen liegt Alles hinter ihm. In einer schönen Szene wendet er seine ganze Seele seiner Frau zu und segnet das Unheil, das ihn sie ganz erkennen lehrte. Und sie sagt die lieblichen Worte: „Nicht mich sollst Du verehren — ich bin nichts, bin Deiner nicht würdig —, aber meine unendliche Liebe!“

Das ist der Schluß des ersten Aktes. Am folgenden Tage erhält er einen Brief von Gioconda, daß sie an jedem Abend ihn drüben im Atelier erwarte. Und schon hat ihn der Dämon wieder erfaßt; schon erfüllt ihn der Reiz ihrer unwiderstehlichen Schönheit, das Bewußtsein, daß sie für ihn die Kunst bedeutet. „Tausend Statuen schlummern in ihr, nicht eine!“ sagt er dem Freund, der ihm vorhält, daß er ja schon ein Meisterwerk aus ihr geschaffen. „Als sie mit mir war, Marmorblöcke zu wählen, und einen mit dem Finger bezeichnete, da durchzitterte den ganzen Berg vom Fuß zum Gipfel ein jauchzendes Verlangen nach Schönheit!“ Und er hatte ja schon ein neues Werk begonnen, und sie hat den Thon feucht und frisch erhalten: „Sie hat mein Werk erhalten!“ „Die Andere Dein Leben!“ ruft Dalbo. Ein Zucken, ein starres Aufschauen, dann fragt er: „Was hat den höheren Werth?“ Silvia tritt ein, er entweicht zum Fenster, er geht ... und mit der geschärften Intuition der Liebe erräth die Frau, die weiß, daß die Nebenbuhlerin den Schlüssel zum Atelier auszuliefern sich geweigert hat, was geschehen ist; sie geht in das Atelier hinüber.

Dunkler, größer, mächtiger erscheint ihr der Raum. Die Gioconda kommt in dunklem Schleier. „Ich bin Silvia Settala“, sagt die Frau; „und Ihr...?“ „Wißt Ihr es nicht, Signora?“ ist die Antwort. „Jede von uns ist hier, wie im eigenen Hause. Eine muß ein Eindringling sein. Bin ich es vielleicht?“ fragt Silvia empört. „Vielleicht!“ ist die Antwort. Jede der Beiden hat das Bewußtsein ihres Rechtes; und als Silvia entrüstet, aber immer in den reinen Formen ihres vornehmen Wesens, eine Fluth von Vorwürfen auf das Weib niederstürmen läßt, das einen Mann mit den schlimmsten Verführungen dem Frieden des Hauses entriß, in den Tod trieb und noch nicht loslassen will, da antwortet die Andere: „O nein, so ist die Frau, die ich kenne, nicht. Ich kenne nur eine Frau, die eine herrliche Liebe genoß und den Mann, der sie liebte, zu Meisterwerken entflammte ... Er wird wiederkommen; er weiß, daß ich ihn erwarte!“ Jedes Wort ist ein Dolchstich für Silvia; und gerade, weil sie die Macht der Anderen fühlt, erfaßt „das alte Verhängniß der Lüge“ die reine Frau und sie sagt schnell: „Ja, er weiß es; und ich bin die Antwort auf Euren Brief, den er gelesen hat, ich weiß nicht, ob mehr mit Staunen oder mit Ekel!“ Ein Schrei von Jammer und Wuth. Die zornige Scham der Verlassenen ergreift die Andere ... „Was habt Ihr aus ihm gemacht?“ ruft sie. „Alt und elend ist er jetzt und erbärmlich. Nichts wird er mehr schaffen! Und das Werk, das ich mit meinem Herzblut bezahlte, das unserer Liebe entsprungen ist, soll vergehen!“ Sie eilt auf die Statue zu ... „Nein, nein,“ schreit Silvia, „ich habe gelogen!“ Aber die Statue fällt, Silvia fängt sie auf und wird unter ihrer Last begraben. Die Gioconda stürzt hinaus; Silvias Schwester, die auf sie gewartet hat, und Lucio, der thatsächlich auf den Brief der Gioconda gekommen war, heben die Verwundete auf.

Im vierten Akt sehen wir sie auf dem Land am Meer, — ohne Hände. Ihre schönen Hände, die im Stück so oft gefeiert und gestreichelt worden sind, hat die

Statue zerschmettert. Und das Opfer ist vergeblich gewesen. „Wie waren sie schön, Deine Hände! Wo sind sie?“ fragt die Sirenetta, ein kleines elfisches Fischermädchen „Ich habe sie hingegeben“. „Wem?“ „Meiner Liebe!“ „O, welche grausame Liebe!“ ruft die Sirenetta und singt seltsame Lieder von den Träumen und Enttäuschungen des Lebens. Silvia erwartet ihr Kind, das die Schwester zur Geheilten bringt. Sie wird weiter leben, weil sie für das Kind leben muß ... Lucio aber lebt mit der Gioconda. Dieser letzte Akt mag dramatisch verfehlt, nur lose angehängt sein; aber er bringt, was kommen muß. Entweder Lucio muß sich wieder eine Kugel vor den Kopf schießen oder er muß arbeiten, arbeiten, arbeiten, und mit der Gioconda leben. Er wird dran sterben, gewiß. Aber „cosa bella mortal passa e non d'arte“. Dieser Satz Lionardos da Vinci ist das Motto des Dramas... L'art est cruel. Es mag moralischere, sanftere, einfachere Lösungen für das Stück geben; aber nur die d'Annunzios ist wahr, groß und furchtbar wie das Leben selbst. Die Darstellung im Teatro Valle war unvergleichlich. Zacconi gab die nervöse Leidenschaftlichkeit des Künstlers, den frühe Erfolge und eine Liebe erzwingende Persönlichkeit verwöhnt haben, der ganz, ganz Künstler ist, ohne jede Künstlerpose. Die Bewegungen der Duse, ihr reines, süßes Organ, die vollendete Natürlichkeit ihres Spiels: das Alles ist in Europa bekannt. Und doch schnitt sie dem Stück den Nerv seiner Bedeutung durch. Es ist immer gefährlich, wenn in einem Stück eine entscheidende Figur nur wenig auftritt und scheinbar nur eine Episodenrolle hat. Die Direktoren weisen die Rolle einer Kraft zweiten Ranges zu und der Schwerpunkt des Stückes wird verschoben. So war es hier. Die dramatische Heldin des Stückes ist Silvia, die wirkliche Heldin und Siegerin ist die Gioconda. Darum heißt es nach ihr. Bei aller Lieblichkeit und Reinheit und allem Heroismus stellt Silvia die philiströsere Seite Settalas vor: der Rausch des Lebens und der Kunst liegt in der Gioconda. Sie müßte in sieghafter Schönheit dastehen, jedes Wort, das sie spricht, von verhaltener Kraft und Majestät sein. Man müßte fühlen: der Mann kann nicht anders; dieses Weib ist unwiderstehlich und muß ihn zu Dem machen, was er ist. Sie wurde schlecht gespielt und erschien ordinär. Man begriff den verblendeten Settala nicht, der die herrliche Silvia-Duse, die so viel bedeutender erschien, für diese armsälige Gioconda verließ. Das Opfer der Frau, ihre Verstümmelung, erschien nur grausam, nicht verhängnißvoll, unvermeidlich. Die hohe Tragik des Nothwendigen ging verloren.

Rom. Dr. Karl Federn.



Ein Komplott?

Schon sind zwei Monate verflossen, seit in Belgrad auf den Exkönig Milan geschossen wurde, und die ausländische Presse befindet sich noch immer im Unklaren darüber, wer der Anstifter des Attentates war und was eigentlich damit ezweckt wurde. Da die serbische Regirung mit einer geradezu krankhaften Aengst-

lichkeit jedem Berichterstatter ausländischer Zeitungen, der nicht zu kaufen ist, die Thür vor der Nase zuschlägt, so ist auch die reichsdeutsche Presse, abgesehen von abenteuerlichem Klatsch aus Belgrad, auf die offiziösen Mittheilungen der serbischen Regirung und ihrer Trabanten — wie „Neue Freie Presse“ und „Pester Lloyd“ — oder auf die Nachrichten aus dem übrig gebliebenen Hauptlager der serbischen radikalen Partei angewiesen. Die serbische Regirung behauptet, das Attentat sei ein Werk der radikalen Partei; die Volksstimme in Serbien geht dahin, das Attentat sei nichts weiter als eine Mache, um die radikale Partei zu vernichten.

Welche Behauptung hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich?

Sofort nach der Verhaftung der Herren Tauschanowitsch, Oberst Nikolitsch, Dr. Wesnitsch, Stojan Protitsch, Aza Stanojewitsch, Ljuba Ziwkowitsch u. s. w. wurde von der serbischen Regirung die Nachricht ins Ausland lancirt, alle diese Persönlichkeiten seien von dem Attentäter als Anstifter bezeichnet und auf Grund Dessen auch verhaftet worden. Nun hatte aber bereits im Augenblick des Attentates Milan an die Volksmenge die Worte gerichtet: „Dies Attentat ist das Werk von Paschitsch und Konsorten. Aber sie irren, wenn sie glauben, mich einzuschüchtern ...“

Als er diese Worte sprach, war der fliehende Attentäter noch nicht einmal in den Händen der Polizei. Das Attentat hatte um $^3/_4$6 Uhr abends stattgefunden; um $^1/_2$7 Uhr wurde sein Urheber ergriffen, in einem Wagen ins Polizeigebäude gebracht, umgekleidet — da er aus dem Wasser gezogen worden war — und verbunden. Diese Prozedur dauerte bis 9 Uhr. Um die selbe Zeit waren aber schon alle anwesenden Minister und der Chef der Polizei bei Milan versammelt. Er selbst diktirte die Liste der Verhaftungen und sie war fertig, ehe man im Rath überhaupt wissen konnte, wer der Attentäter sei. Die Angabe der serbischen Regirung, daß die Verhaftungen erst nach dem Verhör des Attentäters erfolgten, ist also eine bewußte Unwahrheit. Auch seitdem hat der Attentäter keinen der Führer der radikalen Partei als Anstifter des Attentates bezeichnet. Alle Verhöre in dieser Richtung sind resultatlos geblieben. Das wird sich aus der Prozeßverhandlung selbst ergeben, die nicht ohne Grund von Tag zu Tag und jetzt sogar auf eine Anzahl von Wochen verschoben worden ist.

Die serbische Regirung wollte unter allen Umständen das Attentat der radikalen Partei in die Schuhe schieben. Nachgerade scheint sie aber einzusehen, daß sie sich dadurch vor dem Auslande kompromittirt hat, und sie erklärte deshalb:

„Nachdem die Untersuchung so weit vorgeschritten ist, daß die Untersuchungrichter ein klares Bild gewonnen haben, kann man die Verhafteten in drei Kategorien bringen. Erstens: Der Thäter. Zweitens: Die Anstifter. Drittens: Solche, die an der Ausführung des Attentates selbst zwar unbetheiligt waren, aber um die Vorbereitung gewußt und darüber geschwiegen haben. Die erste Kategorie vertritt Gjuro Knežewitsch, die zweite der frühere Ministerpräsident und Gesandte am russischen Hofe, Nikola Paschitsch, der frühere Polizeiminister, Sparkassendirektor Kosta Tauschanowitsch, der frühere Kultusminister, Hochschulprofessor Dr. Wesnitsch, Oberst Nikolitsch, Sektionchef des Finanzministeriums Stojan Protitsch, Hochschulprofessor Dr. Nenadowitsch, Konsistorialrath Erzpriester Ilitsch, Erzpriester und Abgeordneter Milan Gjuritsch, Druckereibesitzer Aza Stanojewitsch, Rechtsanwalt Ljuba Ziwkowitsch, Stadtrathsekretär Kowat-

schewitsch und Liqueurfabrikant Dimitsch. Der dritten Kategorie gehören an: Gemeindearzt Dr. Wlajko Gjorgjewitsch, Gemeindearzt Dr. Gjoka Nikolitsch, Erzpriester Miloje Barjaktarewitsch (ein Greis von achtzig Jahren, blind und taub), Rechtsanwalt Nikola Nikolitsch, Rechtsanwalt Mija Martinaz, Rechtsanwalt Laptschewitsch, Rechtsanwalt Wlada Boskowitsch, Professor und Schriftsteller Mile Pawlowitsch, Sparkassenbeamte Milan Markowitsch, u. s. w. u. s. w.

Es schien also, daß die Regirung sich ein festes Programm zurecht gelegt hätte und es weiter verfolgen würde. Gespannt erwartete man die „schwerbelastenden Beweise“, aus denen klar zu ersehen sein sollte, wie Minister, Hochschulprofessoren, Anwälte und Priester sich zu dem Komplott vereinigt hätten. Das Programm scheint aber trotz dem besten Willen der Regirung unausführbar gewesen zu sein, denn nach längerem Hin- und Herziehen überraschte sie die Welt mit der Nachricht: „Die Anklage wegen Anstiftung des Attentates wird nur gegen Paschitsch, Tauschanowitsch, Oberst Nikolitsch, Dr. Wesnitsch und Aza Stanojewitsch aufrecht erhalten. Gegen die Anderen liegt kein Beweismaterial vor, dennoch werden auch sie in Haft behalten.“

Also ein ganz neues Resultat der Untersuchung, zu dem die Untersuchungrichter auffallender Weise sofort gelangten, als Oesterreich-Ungarn der serbischen Regirung freundschaftlich rieth, sich zu mäßigen. Man reduzirte die Zahl der Anstifter und begnügte sich damit, außer Nikolitsch den Chef der radikalen Partei, Paschitsch, den an Charakter und Intelligenz gleich hervorragenden Tauschanowitsch, den in der deutschen und französischen gelehrten Welt rühmlich bekannten Professor Wesnitsch und den gutmüthigen Stanojewitsch, dessen Buchdruckerei eine wahre Festung der serbischen Opposition ist, zu vernichten. Wie steht es nun mit diesen Persönlichkeiten?

Nikola Paschitsch verdankt seine politische Führerrolle hauptsächlich einem konzilianten Auftreten, der Kunst, die Gegensätze innerhalb der Partei zu überbrücken, und dem erfolgreichen Bestreben, die Partei in den Grenzen des Parlamentarismus und des erlaubten Parteikampfes festzuhalten. Ihm hat Milan zu verdanken, daß er in Serbien überhaupt das Wort führen darf: ohne Paschitschs „Versöhnung-Politik“ wäre es Milan nie gelungen, nach Serbien zurückzukehren. Paschitsch war Bürgermeister von Belgrad, Gesandter am russischen Hofe und Ministerpräsident.

Kosta Tauschanowitsch ist der populärste Mann, nicht nur in der radikalen Partei, sondern auch bei den Serben in Südungarn, Kroatien, Bosnien und der Herzegowina: das Vorbild der freiheitliebenden serbischen Jugend. „Es ist eine Freude, diesen Mann zu sehen, wenn er sich erhebt, um zu sprechen. Seine imponirende Haltung, seine ruhige, überzeugend logische Redeweise versetzt den Hörer in das englische Oberhaus, — und wahrlich, Tauschanowitsch ist der wahre und einzige Lord im serbischen Oberhause.“ Mit diesen Worten schilderte einst der heutige Ministerpräsident, Wladan Gjorgjewitsch, den Mann, den er jetzt mit Gewalt zum Anstifter eines kindisch-dummen Attentates machen will. Tauschanowitsch war Präsident der großen Skupschtina, erst Volkswirthschaft- und Polizei-Minister, später Gründer und Direktor des größten serbischen Geldinstitutes. Er gründete außerdem die serbische Schiffahrt-Gesellschaft, die serbische Bank in Agram, errichtete die Staats-Lotterie und gilt auf kommerziellem Gebiet als der befähigteste Mann in Serbien.

Dr. Milenko Wesnitsch, ein junger Mann in den dreißiger Jahren, ist mehr Gelehrter als Politiker. Milans Haß dürfte er sich durch seine publizistische Thätigkeit in der deutschen, französischen und belgischen Presse zugezogen haben. Dr. Wesnitsch war bis zu seiner Verhaftung Professor des internationalen Rechts an der belgrader Hochschule und Kultusminister im letzten Ministerium Sawa Gruitsch. Er ist ordentliches Mitglied der Pariser Gesellschaft für diplomatische Geschichte, des Institutes für internationales Recht in Turin, korrespondirendes Mitglied des Institutes für internationales Recht in Mailand u. s. w.

Alle diese Angeklagten haben nichts mit einander gemein. Paschitsch und Tauschanowitsch sind politische Gegner, deren Antagonismus schon vor zwei Jahren in persönliche Feindschaft ausgeartet war, Stanojewitsch ist als Anhänger von Paschitsch politisch und persönlich mit Tauschanowitsch entzweit und Tauschanowitsch kennt den Obersten Nikolitsch kaum dem Namen nach. Das sind keine Umstände, die ein Komplott wahrscheinlich machen.

Noch wichtiger ist aber beinahe Folgendes: Vor anderthalb Jahren wurde Nikola Paschitsch wegen angeblicher Beleidigung Milans zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt. Er trat diese Strafe am siebenten Oktober 1898 im Gefängniß von Poscharewaz an und verließ das Gefängniß erst am siebenten Juni. Am selben Tage reiste er nach Belgrad. Wenige Tage später kehrte er nach Poscharewaz zurück, weil seine Familie sich dort befand, und blieb da bis zu seiner Verhaftung. Das Attentat wurde bekanntlich am vierundzwanzigsten Juni ausgeführt und die belgrader Polizei hat festgestellt, daß der Thäter vier Tage vorher aus Rumänien gekommen war, also während Paschitsch von Belgrad abwesend war. Wie und wann hat da Paschitsch am Komplottschmieden theilgenommen? Jeder Kommentar ist überflüssig. Aber die serbische Regirung fährt fort, die Opfer ihrer Willkür als schuldig zu bezeichnen, hält sie in strenger Haft, Viele darunter in schwerem Eisen, und wiederholt ohne Scheu, daß es ihr nicht darum zu thun sei, die radikale Partei zu vernichten. Das wagt sie, während sie dreißig bis vierzig der angesehensten Bürger, die der radikalen Partei angehören, ohne triftigen Grund ihrerer Freiheit beraubt, sämmtliche der radikalen Partei angehörigen Reserveoffiziere aus der Armee stößt und während Exkönig Milan jeder Deputation und Jedem, der es sonst hören will, offen erklärt, daß alle Radikalen Diebe, Mörder und Schufte seien, die er mit Pulver und Blei vernichten werde, obgleich er wohl weiß, daß fünf Sechstel des Volkes dieser Partei angehören.

Da man die Angeklagten nicht dem Henker übergeben kann, wird man sie im Kerker behalten und „wegen Anzettelung, Leitung und Förderung einer gegen die Dynastie gerichteten Verschwörung" vor Gericht stellen. Diesmal kann den Machthabern ihr Coup noch gelingen. Die Angeklagten haben zwar weder eine Verschwörung angezettelt noch geleitet noch gefördert, sie haben aber das heutige Regime in Privatbriefen kritisirt und wahrscheinlich für unerträglich erklärt, — und Das genügt, denn der Belagerungszustand und das Standrecht herrschen. „Nun wohl" — wie Lassalle einst sagte — „die Machthaber von heute werden ihren Willen haben. Aber die Machthaber von heute werden die Verbrecher von morgen sein!"

Belgrad, im August 1899. Jovan Adamowitsch.



Bliesenbach.

Der Sommer ist dürr und weht Staubwolken auf; und selbst in den Räumen der berliner Börse versagt die vortreffliche Ventilation. Eine feine Staubwolke legte sich den Besuchern der weiten Säle um Herz und Sinne, — und es ist nicht immer Goldstaub, der an den Schranken der Makler emporwirbelt. Dann fühlt die Spekulation, wie krank, wie wenig widerstandsfähig sie ist, trotz allem Vorwärtsstürmen in wilder Hausse. Aber jeder Montanmarktbericht von Essen und Düsseldorf entfacht die Gluth von Neuem, es wird weiter gegründet, wer vor Ueberstürzung warnt, wird über den Haufen gerannt und nur auf Sekunden stockt der Athem, wenn ein dunkler Punkt am industriellen Himmel erscheint. Ein solches Wetterzeichen ist „Bliesenbach". Tausende führten diesen Namen in den letzten Wochen im Munde, — drohend, ängstlich, mahnend, mit verstörten Mienen.

Was bedeutete der Lärm?

Vom schönen Rheinland her hatte der Sommer eine Blei- und Zinkstaubwolke in die Lüfte gehoben und mit ihren feinen Körnchen die Augen nimmersatter Spekulanten geblendet. Sie kam von Bliesenbach, einer simplen Erzgrube her, die bei Ehreshoven in der Bürgermeisterei Engelskirchen, im Bezirk des bonner Oberbergamtes belegen ist. Schon zur Römerzeit war diese Grube erbohrt und im Mittelalter nach den Möglichkeiten der damaligen Technik bis etwa siebenzig Meter unter Stollensohle erschlossen worden; dann war sie mehrere Jahrhunderte hindurch verlassen und auf älteren Karten finden wir sie nur als verlassenes Bergwerk bezeichnet. Erst im Jahre 1826 begann man der Grube von Neuem Aufmerksamkeit zu schenken; und seit 1885 findet wieder ein ständiger Betrieb statt, der von einer vier Jahre später gebildeten Gewerkschaft erfolgreich vergrößert wurde. Das höchste Glück blühte dem Bergwerk aber, als es im November 1895 von einer Aktiengesellschaft übernommen wurde, die sich „Bliesenbach" nannte und den größten Theil des Aktienkapitales, nämlich drei von fünfundeinhalb Millionen Mark, dem Publikum zum Bezug anbot. Jeder wohlmeinende Bankier konnte seiner Kundschaft den Erwerb der Aktien dieses in einer soliden Entwickelung begriffenen Zink- und Bleierz-Bergwerkes empfehlen. Denn die Erträgnisse waren — günstig und steigend —:

Zeit	Brutto-Erlös	Reingewinn
Vom 1. April 1892 bis 31. März 1893	840 450 Mark	484 833 Mark,
„ „ 1893 „ „ „ 1894	1 149 878 „	635 452 „
„ „ 1894 „ „ „ 1895	1 216 730 „	715 527 „
„ „ 1895 „ 30. Septbr. 1895	684 646 „	383 252 „

Hierbei war noch zu berücksichtigen, daß, nachdem der Preis für Zink am ersten April 1895 mit 13¾ Pfund Sterling für die Tonne den niedrigsten Stand seit 1885 erreicht hatte und der Preis für Blei im Anfang des Jahres mit 9¾ Pfund Sterling für die Tonne fast auf den tiefsten Punkt seit einem Jahrhundert gesunken war, zur Zeit der Gründung von Bliesenbach eine kräftige Erholung eintrat. Schon 1896 waren die Durchschnittspreise für Zink auf 16⅗ und für Blei auf 11⅙ Pfund Sterling für die Tonne gestiegen und die neue Aktiengesellschaft konnte 1896 und 1897 je sechzehn Prozent, im Jahre 1898 sogar sechzehnundeinhalb Prozent Dividende vertheilen: gewiß ein selbst in glänzen-

den Zeiten recht annehmbares Ergebniß! In den letzten vier Jahren hat die Grube, deren Einkaufspreis fünfundeinhalb Millionen Mark war, rund vier Millionen an Ausbeute geliefert. Das sollte nach dem einfachen Verstande gewöhnlicher Menschenkinder selbst den galligsten Kapitalisten zum Schmunzeln bringen; aber wer sich auf dreißig Prozent Dividende gespitzt hat, schiebt ihm gebotene lumpige sechzehnundeinhalb, statt mit freudiger Bewegung, vielmehr mit einem Kernfluch in die Tasche.

Eine stattliche Anzahl von Aktionären glaubte, nachdem sie ein paar Jahre in Ruhe und mit Wohlbehagen ihre sechzehn Prozent Dividende eingestrichen hatten, immer nicht genügend an dem Aufschwung der Montanindustrie betheiligt worden zu sein. Die alte Gewerkschaft Bliesenbach hatte sich — was bei den früheren niedrigen Zink- und Bleipreisen als ein wahres Glück gepriesen wurde — fast für ihre gesammte Produktion auf längere Zeit feste Abnehmer durch Verträge gesichert, diese Verträge waren auf die Aktiengesellschaft übergegangen und so war man der leidigen Sorge um Abnehmer einstweilen enthoben. Mit voller Lungenkraft war im Subskriptionprospekt dieser Erfolg, dieses Glück Denen, die Aktionäre werden sollten, angepriesen worden. „Der größte Theil der Produktion", hieß es, „ist auf Jahre hinaus fest verkauft, und zwar auf Grund variabler, die Tagesnotizen berücksichtigender Preise. Die im Prospekt angeführten Erlöse sind — seit dem ersten April 1895 für die Bleierzproduktion und seit dem ersten Januar 1893 für die Zinkblendeproduktion — nach den selben variablen Preisen berechnet worden, wie sie den von der Gesellschaft übernommenen Lieferungverträgen zu Grunde liegen. Der Bleierzvertrag ist bis zum ersten April 1903 mit der Firma Albert Poensgen und Söhne in Düsseldorf abgeschlossen auf Grund einer variablen Preisskala, die sich richtet a) nach dem Durchschnittspreis der londoner Zeitung „The Public Ledger" für gewöhnliches spanisches Blei des Produktionmonates, b) nach dem Durchschnittspreis des hamburger Kursberichtes für Silber des Produktionmonates. Der Blendevertrag ist durch Gewerkenbeschluß vom fünfundzwanzigsten Oktober 1895 bis zum ersten Januar 1901 mit Herrn Dr. Linnartz in Jouy aux Arches abgeschlossen mit der Berechtigung für ihn, eine Verlängerung des Vertrages bis zum ersten Januar 1906 unter gleichen Bedingungen eintreten zu lassen. Der Preis wird unter Zugrundelegung der Durchschnittsnotirung des Lieferung- bezw. Produktionmonates des Rohzinkpreises des Public Ledger in London ermittelt." Der Neid der ganzen Konkurrenz um diese Lieferungverträge willen war groß; und Mancher, der bis dahin seine Hände noch fern von Aktienbesitz gehalten hatte, konnte der Versuchung nicht widerstehen, ging hin und zeichnete einige Tausend auf Bliesenbach.

Die Gesellschaft befand sich denn auch bei diesen Lieferungverträgen recht wohl, — und nicht minder der Gegenkontrahent Herr Dr. Linnartz. Sein Nutzen aus dem Vertrage, den er inzwischen an die Aktiengesellschaft für Bergbau, Blei- und Zinkfabrikation zu Stolberg und in Westfalen cedirt hatte, betrug nach seiner eigenen Mittheilung:

im Jahre 1897	152 756 Mark
im Jahre 1898	124 008 „
in den ersten fünf Monaten des Jahres 1899	42 137 „

Beide Theile konnten also „leben und leben lassen". Leider erreichten

aber die Zinkerzpreise allmählich eine nie geahnte Höhe. Ich sage „leider“ im Sinne der Aktionäre, denn dadurch wurde der Werth des Vertrages für die Gesellschaft recht problematisch. Eine kleine Nebenklausel besagte nämlich, daß, wenn der Zinkpreis über achtzehn Pfund Sterling hinaus stiege, dann für jedes Pfund Sterling auf 100 Kilogramm Erz ein Abschlag von zwanzig Pfennigen am Kaufpreise gemacht werden sollte. Ein solcher besonderer Abzug bei hohen Preisen ist allgemein üblich und gerechtfertigt durch die dann auch eintretende Steigerung der Hüttenkosten und das Sinken des Werthes der Bestände, die noch nicht verhüttet und verkauft sind, wenn die hohen Preise, was naturgemäß ist, wieder weichen. Die Zinkerzpreise erhöhten sich im Jahre 1898 sogar über zwanzig Pfund Sterling hinaus und die Aktionäre jammerten über die Abzüge, die sie sich gefallen lassen mußten und bei hohen Preisen noch bis zum Jahre 1906 gefallen zu lassen haben; denn Dr. Linnartz hatte nicht gezögert, sein Optionrecht auf Verlängerung des Vertrages bis dahin auszuüben. Ja, wenn die Metallpreise nicht so unglaublich gestiegen wären oder wenn gar eine ungünstige Konjunktur eingetreten wäre, wie dankbar wären die Aktionäre dafür gewesen, durch den Vertrag den Absatz des größten Theiles der Produktion der Gesellschaft gesichert zu sehen, — so jedoch fanden sie die Rolle der Lohgerber, denen die Felle fortgeschwommen sind, wenig erbaulich. Aber wozu haben wir, sofern wir unzufrieden sind, Generalversammlungen, Majoritätbeschlüsse und Anderes, wenn wir davon keinen Gebrauch — oder auch Mißbrauch — machen sollten? Der Verwaltung wurden gründlich die Leviten gelesen, weil sie thöricht genug gewesen sei, sich von der Rechtsvorgängerin der Aktiengesellschaft die früher abgeschlossenen Verträge aufhalsen zu lassen, und diese Verträge seien null und nichtig, dürften also nach nicht weiter berücksichtigt werden. Bei dieser Gelegenheit stellte sich auch die merkwürdige Thatsache heraus, daß nach dem bis zum Jahre 1903 laufenden mit der Firma Albert Poensgen und Söhne abgeschlossenen Bleierzvertrage die von der Staatsbahnverwaltung für Erzfrachten eingeführte Tarifermäßigung nur zur Hälfte der Grube zu Gute kommen, zur anderen Hälfte dagegen den Abnehmern, nämlich den Hütten, überwiesen ist, wodurch der Grube jährlich etliche Tausende Mark Gewinn entgehen. Und der Grund hierfür? Tiefgefühlte Dankbarkeit für die Bemühungen der Hütten um eine Tarifermäßigung, erklärte die Verwaltung. Eine derartige Herzensregung ist geradezu rührend, findet indessen noch einen besonderen Kommentar darin, daß Herr Albert Poensgen nicht nur Gegenkontrahent, sondern auch Gründer und damit zugleich Mitglied des Aufsichtrathes der Aktiengesellschaft Bliesenbach ist. Das schlug dem Faß den Boden aus! Eine Revisionkommission wurde eingesetzt und nach Monate langer Prüfung der Verhältnisse berief sie eine außerordentliche Generalversammlung, durch die reiner Tisch gemacht werden sollte.

Die neue Generalversammlung hat in der zweiten Hälfte des August getagt und nach achtstündiger Sitzung zu dem von der Revisionkommission gewünschten Resultat geführt. Von elf Uhr morgens bis sieben Uhr abends lagen sich die Herren in den Haaren und rangen im Schweiße ihres Angesichts, — bei fünfundzwanzig Grad im Schatten. Folgender Antrag wurde angenommen: „Weil der zwischen der Bergwerksgesellschaft Bliesenbach und der Firma Albert Poensgen und Söhne in Düsseldorf bestehende Bleierzvertrag nicht so gehandhabt

wird, wie er abgeschlossen worden ist, da der Aufsichtrath und die Direktion von Bliesenbach der besagten Firma Vortheile eingeräumt haben, die von den Aktionären nicht genehmigt worden sind, so beschließt die Generalversammlung die sofortige Aufhebung dieser unerlaubten Vortheile, Erstattung der bereits erhobenen Summen, eventuell Haftbarmachung derjenigen Personen, denen das Verschulden zur Last liegt." Ferner wurde beschlossen: „Der zwischen der Aktiengesellschaft Bliesenbach und dem Dr. Linnartz bestehende Zinkerzlieferungvertrag vom fünfundzwanzigsten Oktober 1895 besteht nicht zu Recht und deshalb verweigert die Aktiengesellschaft Bliesenbach dem Dr. Linnartz oder dessen Cessionar, der stolberger Gesellschaft, in Zukunft die Lieferung der Zinkerze." Das klingt sehr knapp und energisch, ist aber leichter gesagt als gethan. Nicht Generalversammlungen, sondern die Gerichte entscheiden über die Rechtsgiltigkeit von Verträgen und es wird denn auch nicht lange dauern, da wird den aus den Gerichtsferien heimkehrenden Richtern einige Arbeit in Sachen Bliesenbach blühen.

Dem naiven Rechtsgefühl mag es unmöglich erscheinen, daß Herr Dr. Linnartz den Zinklieferungvertrag mit sich selbst als einzigem Repräsentanten der Gewerkschaft Bliesenbach, nachdem er das alleinige Substrat der Gewerkschaft — das Bergwerk Bliesenbach — bereis veräußert hatte, und zwar während der Gründungperiode der Aktiengesellschft, abgeschlossen haben könnte. Aber wer das Urtheil des Reichsgerichtes vom achtundzwanzigsten November 1898 im dreiundzwanzigsten Bande der „Entscheidungen", Seite 202, nachliest, wird sich eines Besseren belehrt sehen. Es mag auch befremdlich sein, daß Dr. Linnartz als Hauptgründer und Aufsichtrathsmitglied der Aktiengesellschaft Bliesenbach auf der Aufrechterhaltung seines mit dieser Gesellschaft geschlossenen Vertrages besteht, der die Einkünfte der Gesellschaft schmälert und dadurch dem Interesse der Aktionäre notorisch entgegenwirkt, obgleich der selbe Herr über die Wahrnehmung dieses Interesses zu wachen hat und dafür sehr angemessen bezahlt wird. Diese Zweiseelenpraktik wäre aber nur dann ungesetzlich, wenn das Aktiengesetz den Mitgliedern des Aufsichtrathes verböte, auf Kosten der eigenen Gesellschaft spekulative Privatgeschäfte zu betreiben. So lange das Gesetz so klaffende Lücken aufweist, wäre Der ein Thor, der nicht hindurchschlüpfte! Nur ganz unschuldvolle Seelen könnten fordern, daß in solcher Interessenkollision Dr. Linnartz sein Mandat als Mitglied des Aufsichtrathes in die Hände der Aktionäre niederlegte, die er um seines höheren Gewinnes willen gebunden hält.

So lange nicht durch Gerichtsspruch auf Nichtigkeit der Erzlieferungverträge erkannt ist, würde die Gesellschaft den Gegenkontrahenten gegenüber schadensersatzpflichtig werden, wenn die Verwaltung die von der jüngsten Generalversammlung gefaßten Beschlüsse ausführen wollte. Thatsächlich denkt sie aber gar nicht daran, denn — darin liegt eine besondere Komik — ihre Gegenkontrahenten sind selbst Mitglieder der Verwaltung, innerhalb deren nur eine Meinung, und zwar die der Minorität der Aktionäre, herrscht. Die Absicht der Majorität, den gesammten Aufsichtrath abzusetzen, ließ sich nicht verwirklichen, da sie in der Generalversammlung nicht über die nöthigen zwei Drittel aller vertretenen Stimmen verfügte. Im Ganzen zeigt sich also auch hier wieder, daß die Aktionäre nicht in der Lage sind, ihren Willen durchzusetzen. Ihre Mission ist erledigt, wenn sie ihr Geld in ein Unternehmen gesteckt haben: nachher haben sie sich hübsch still zu verhalten.

* * *

Notizbuch.

Anderthalb Jahrhunderte sind verstrichen, seit Goethe geboren ward. Im deutschen Land wird der Gedenktag in den bei solchen Anlässen üblichen Formen gefeiert, mit schönen Reden, Umfragen bei mehr oder minder berühmten Zeitgenossen, Theatervorstellungen und schwungvollen Zeitungartikeln. Wann ließe der Deutsche von heute sich die Gelegenheit zur Festesfreude entgehen? Und warum soll der nach Stoffen spähende, abgehetzte Journalist, statt über Münster, Miquel, Kanitz, Mercier oder Panizzardi, nicht einmal zur Abwechselung auch über Goethe einen Leitartikel leisten? Warum die ungoethisch entwickelte Stadt, wo Wolfgangs erste Windeln schmutzig wurden, nicht bei Bengallicht sich von willigen Feiertagsphraseuren bescheinigen lassen, daß sie unter den Geburtstätten der deutschen Dichtung das Bethlehem ist? Des ganzen Gelärmes dürfte man sich inniger freuen, wenn für das Verständniß des Herrlichen mehr dabei herauskommen und man weniger oft an Goethes Warnerwort denken könnte, nichts sei erschrecklicher als ein großer Mann, auf den die Kleinen sich Etwas zu Gute thun. Ist schon die Meyer-Gemeinde, die Faustens Erwecker in Erbpacht genommen hat und in Weimar unter dem Auge hoher und höchster Herrschaften Herbstparaden abhält, nicht nach Jedermanns Geschmack, so muß der Blick auf die jetzt sich geräuschvoll zur Feier Rüstenden oft geradezu den Spott oder den Ekel hervorlocken. Aber war es je anders, wo eine Menge sich vor Altären wälzte, deren heiligenden Werth sie garnicht ahnt, und hat etwa erst Nietzsche entdeckt, daß, wo die Vielzuvielen mitschlürfen, alle Quellen vergiftet sind? Aus Festreden und Festartikeln wird man kaum viel über den Mann lernen, dessen größtes, der Bewunderung würdigstes Werk seine Persönlichkeit war, — eine Persönlichkeit von fast unermeßlichem Reichthum, in deren Betrachtung selbst die feinste Fähigkeit, Grenzen abzustecken, versagt und dem Gefühl weicht, dem der vom Liebchen um seinen Glauben an Gott befragte Faust nie verhallende Worte leiht. Auch das Räthsel, wie dem eben erst neu gedüngten Boden der Allumfasser entwachsen konnte, der aus seines Geistes phantastischer Tiefe Gretchen und Prometheus, Tasso und Götz, Stella und Mephisto zu gebären vermochte, wird kein Forscher uns entheimnissen. Doch hat der Ragende nicht selbst uns gerathen, mehr an das „Weil" als an das „Warum" zu denken, das dem irdischen Auge ja stets umschleiert sei? So sprach der Mann, der vor Darwin ein an die Entwickelung Gläubiger war und dem jedes Strebenden Mühen der Erlösung gewiß schien. Er ist, mag in diesen Augusttagen auch tausendmal gesagt werden, daß er „unser" war, im deutschen Geistesleben nicht heimisch geworden. Der deutschen Wesensart gab er nicht den Ton; seine feinsten Werke werden von den Vertretern des Besitzes und der Bildung selten nur angeblättert, seine Individualität suchen philologische Pfaffen, die ein würdig Pergamen zu wagnerischer Wonne stimmt, uns zu verekeln und seine Dramen finden neben dem Fuhrmann Henschel, dem Weißen Rössel und anderen Stallstücken kaum noch ein armes Plätzchen. Wie wäre es, wenn wir am Tage des Gedenkens an den Wundervollen, der ein Naturerkenner und ein Allempfinder, ein Gelehrter und ein Künstler war, der den winzigsten Gegenstand in der sinnlich wahrnehmbaren Welt, wie vor und nach ihm kein Anderer, anzuschauen und seine Weltanschauung als gestaltender Meister zu dichten vermochte, — wenn wir an diesem Tage uns recht fest vornähmen, ein Bischen goethischer zu werden? Weniger lärmend, weniger kolportagegefühlvoll,

weniger moralinsäuerlich und den Bürgersleuten weniger ähnlich, die den Doktor Faust auf dem Osterspazirgang belästigen? Ein Goethe kann ja nicht Jeder werden, nicht Jeder ein Werk schaffen, in dem, mag auch von Panzerschiffen und Elektrizität, von Sozialdemokratie und Trusts, von Bicycles und Automobilen darin nicht die Rede sein, doch jede im Kreis der Menschheit mögliche Beziehung ihre Stätte gefunden hat und in dem sich, in Gestalten, Farben, Stimmungen, eine himmlisch einheitliche, vom Massenverstand noch heute nicht begriffene Weltauffassung dichtet. Doch der an Geist Aermste sogar kann versuchen, sich zu den Bildungquellen zu tasten und in innerer Freiheit, als ein objektiv prüfender und wählender Selbsterzieher, an der Entwickelung der eigenen Persönlichkeit zu arbeiten. Das hieße dann, auch wenn des Mühens Ertrag karg bliebe, goethisch leben. Und ein Volk, das ein stattliches Grüppchen solcher Persönlichkeiten vereinte, könnte viel ertragen, ohne in Lebensgefahr zu kommen: schlechte Regenten, gewissenlose Minister, Parlamente, Literatenklüngel, Zeitungen, Premieren und Heroenjubiläen.

* * *

Ein kluger Mann, der schon an der Schwelle des Greisenalters steht, weder für Kommunismus noch für Kapitalismus schwärmt, sondern zu eigenen Zielen sich eigene Wege sucht, ist so gütig, mich während meiner Festungzeit bei der Gestaltung des Notizbuches unterstützen zu wollen. Diese Unterstützung ist mir um so werthvoller, als die Ansichten des Helfers von meinen vielfach abweichen und so dazu beitragen werden, auch im Notizbuch eine verschiedenartige Spiegelung der Ereignisse zu ermöglichen. Den Lesern der „Zukunft" ist der neue Chronist, dem ich viele berufene Nachfolger wünsche, kein Unbekannter; diese Schnitzel von seinem Schreibtisch möchte er aber nur mit einem β zeichnen. Für diesmal hat er die beiden folgenden Notizen gesandt:

Was sind doch die Politiker für eine langweilige Gesellschaft! Seit Menschengedenken jammern sie über die „Verworrenheit der Lage" und seit Monaten füllt das Gejammer in allen Zeitungen täglich drei Spalten! Als ob es jemals eine unverworrene Lage gegeben hätte! Divina providentia et humana confusione mundus regitur, hats immer geheißen. Ausgenommen die Augenblicke vor einer großen Schlacht oder nach einem großen Siege in einem Volkskriege, wo das ganze Volk auf die Knie fällt und entweder: „Herr, erbarme Dich unser" oder: „Nun danket Alle Gott" singt. Sonst kann wohl ein geschickter Regisseur einmal eine klare Situation ad hoc schaffen, wie Bismarck 1887 für die Septennatswahlen, aber mit dem erreichten Zweck ist dann auch die Klarheit wieder vorbei. Sollte damals das Septennat nicht der Zweck, sondern nur das Mittel, der eigentliche Zweck aber das dauernde Bündniß zwischen Nationalliberalen und Konservativen, Das heißt zwischen Großindustrie und Großgrundbesitz, gewesen sein, so wäre die Spekulation verfehlt gewesen. Wären die Politiker nicht selbst Wirrköpfe und wären sie außerdem ehrlich und muthig, so würden sie Etwas thun, das nicht allein nützlicher, sondern auch unterhaltender wäre als das verworrene Gejammer über Verworrenheit: sie würden zeigen, wie die verfitzten Fäden laufen, und dabei würde es sich zeigen, daß die Verfitzung gar nicht schlimm ist. Vier große Gegensätze kreuzen sich: Unternehmer und Arbeiter, Landwirthe und Großindustrielle, Protestanten und Katholiken, Deutsche und Nationalitätenfragmente. Zwischen den Hauptmassen taumeln noch einige kleinere Gruppen herum, die nicht recht wissen, auf welche Seite sie sich schlagen sollen. Die Händler, die ehedem große Parteien kommandirten, sind zurückgedrängt, eingeschüch-

tert und suchen durch byzantinische Verbeugungen auf die Rechnung zu kommen. Die Handwerker übertreffen zwar die Großindustriellen weit an Zahl, kommen aber doch nur als Stimmvieh für die übrigen Parteien in Betracht: eine Partei der kleinen Leute zusammenzubringen, die nicht sozialdemokratisch wäre, haben zuerst die Antisemiten und dann die Nationalsozialen versucht; beide Versuche sind gescheitert. Vereinfacht werden könnte die Lage entweder durch Reduktion oder durch eine dauernde Kombination der Gegensätze. Wenn man im Reich Censuswahlen einführte und dadurch die ärmeren Schichten der Bevölkerung thatsächlich um ihr Wahlrecht brächte oder wenn man den Muth hätte, offen zu bekennen und durchzusetzen, was man wünscht: allen Nichtbesitzenden die politischen Rechte zu nehmen, so wäre damit der erste Gegensatz weggeschafft. Wenn man ferner den Katholiken volle und ehrliche Parität gewährte, so würde das Centrum aufgelöst, und wenn man endlich den sinnlosen Kampf gegen die nichtdeutschen Völkerfragmente einstellte, so fiele auch der letzte Gegensatz hinweg, und es blieben in den Parlamenten nur zwei Parteien übrig: die agrarische und die industrielle. Eine Kombination der Parteien aber wäre in der Weise möglich, daß man den Arbeitern die Gleichberechtigung, die ihnen jetzt nur nach der Verfassung zusteht, auch thatsächlich einräumte; dadurch würde die Arbeiterpartei allmählich aufgelöst und die Arbeiter würden sich, je nach ihrer Beschäftigung, theils der agrarischen, theils der Industriepartei anschließen. Die heutige Verwirrung wird unnöthiger Weise durch die politischen Phrasen verschlimmert, mit denen die Interessentengruppen den Bauernfang für die Wahlen betreiben. Sie könnten sie sich sparen, da sich kein Mensch mehr dadurch täuschen läßt; wenn auch nur der geringste Geldvortheil winkt oder ein Geldverlust droht, fährt dort die „Freiheit", hier die „Königstreue" zum Teufel.

β.

* * *

Sind die Politiker im Allgemeinen eine langweilige Gesellschaft, so wird dafür die Politik von Tag zu Tag kurzweiliger. Der Kaiser soll sich beklagt haben, er sei genöthigt, persönlich einzugreifen und die Minister zu decken, weil diese Herren ihre Pflicht versäumten, ihn zu decken. Sind auch diese oder ähnliche Worte, die ein Aushorcher vernommen haben will, vielleicht nicht gesprochen worden, so stellen sie doch die Lage richtig dar; und für die Volksvertretung kommt nichts darauf an, durch wen diese Lage verschuldet ist und ob wirklich die jetzigen Diener des Kaisers die allein Schuldigen sind. Aus dieser Lage ergiebt sich nun, daß nicht allein Graf Ballestrem, sondern auch der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses die Person des Monarchen in die Debatte ziehen lassen muß, und zwar nicht nur solche Aeußerungen des Monarchen, die im amtlichen Theil des Staatsanzeigers stehen. Ja, die ganze herkömmliche Form des Verkehrs zwischen den gesetzgebenden Faktoren paßt nicht mehr. Wilhelm II. ist nicht nur, wie Bismarck vorausgesagt hat, sein eigener Reichskanzler, sondern auch „die preußische Regirung" geworden. Die Abgeordneten haben nicht mehr zu fragen, was „die Verbündeten Regirungen" meinen, fordern oder beabsichtigen, oder, was in Preußen das Staatsministerium zu thun gedenkt, sondern, was der Kaiser oder König meint oder will. Der Monarch und die Volksvertretung stehen einander unmittelbar gegenüber und die Minister kommen nur noch als Boten Seiner Majestät oder höchstens als begutachtende Fachmänner in Betracht. Damit haben wir es zu einer ganz neuen Form des Konstitutionalismus gebracht; denn konstitutionell bleiben wir, da es mit dem „einen Willen", dem das Reich gehorchen soll, nichts ist. Und den Beweis dafür, daß der Monarch nicht absolut, das Volk keine blind gehorchende

Heerde ist, hat nicht der demokratisch, sozialistisch und ultramontan verseuchte Reichstag gebracht, sondern das preußische Abgeordnetenhaus, und zwar nicht seine linke, sondern seine rechte Seite, die Gesammtheit der Edelsten der Nation, zu denen namentlich auch, trotz ultramontaner Gesinnung, der Kavallerieoffizier Graf Ballestrem gehört, und zwar nicht blos äußerlich, durch seine Stellung und durchs Blut, sondern durch sein Naturell, durch seine Schneidigkeit, Frische und echte Ritterlichkeit. Und diesen Beweis haben die Konservativen erbracht, unmittelbar nachdem der Kaiser seine Macht mit voller Wucht für den Kanal eingesetzt hatte und obgleich der Vertreter des Kriegsministers mit aller Kraft dafür eingetreten war. Demnach wird nicht allein die Verfassung revidirt, sondern auch der Begriff des „starken Königthumes", das die Konservativen wollen, etwas genauer definirt werden müssen, als es der Graf Limburg-Stirum in der am sechzehnten August abgegebenen Erklärung gethan hat. β.

* * *

Mehr, viel mehr als von Goethe, wird in Deutschland jetzt natürlich von Dreyfus gesprochen. Das ist kein Wunder: der renner Prozeß und die Art, wie die dorthin entsandte Reporterheerde darüber berichtet, peitscht alle Hintertreppeninstinkte auf. Ein Dutzend meineidiger Generale, ein Chor bestrafter Schurken, Richter, die entschlossen sind, das Recht zu beugen, Zeugen, die fast so viele Fälschungen begehen wie ein Durchschnittszeitungmacher, und ein der höchsten Bewunderung, der wärmsten Sympathie würdiger Angeklagter, der, wie die ganze Kulturmenschheit einschließlich der Herren Schwarzkoppen und Panizzardi weiß, vollkommen unschuldig ist. Wenn es je eine nationale Aufgabe von weltgeschichtlicher Bedeutung gab, so ist es die, für den Herrn Hauptmann Alfred Dreyfus zu kämpfen, der, wie man in dem Buch des Herrn Bernard Lazard lesen kann, aus dem pariser Militärgefängniß schrieb:

> „Wenn man, wie ich, sein ganzes Leben lang nur dem Zweck gedient hat, Rache an dem ehrlosen Räuber zu nehmen, der uns das geliebte Elsaß entriß! Erinnerst Du Dich noch, wie ich, vor ungefähr zehn Jahren, in Mühlhausen beim Anhören einer deutschen Militärmusik, die den Jahrestag von Sedan feierte, so furchtbar vom Schmerz geschüttelt wurde, daß ich zornig in meine Bettücher biß und mir den Schwur leistete, alle Kräfte, alle Intelligenz meinem Lande zu weihen, zum Kampf gegen Den, der seine Trauer so zu beschimpfen wagte?"

Es ist des Deutschen edelster Beruf, den Mann zu verherrlichen, der so über Deutschland schrieb, so anmuthig die ekelste Chauvinphrase wiederkäute. Und wer diesen gröbsten Unfug, diesen frechsten Weltschwindel nicht mitmachen will, Der ist ein Generalstäbler, ein Helfer Henrys, ein Genosse des Spitzelmajors Esterhazy. Jeder halbwegs Verständige weiß, daß man über einen Prozeß, den man nicht ganz genau, aus intimster Wahrnehmung, kennt, kein irgendwie ernst zu nehmendes Urtheil fällen kann. In Rennes schwebt der Prozeß noch und selbst die Stenogramme — die an entscheidenden Stellen ein ganz anderes Bild geben als die tendenziös gefälschten Berichte der angeblich deutschen Dreyfuspresse — gewähren nicht die Möglichkeit, sich in der unendlich komplizirten Sache zurechtzufinden. Unseren liberalen Redakteuren aber genügt ein Telegramm, das eine dreistündige Zeugenaussage in dreißig kleinen Sperrdruckzeilen abthut, zur Fällung des Urtheils. Sie wissen ja seit Jahr und Tag, daß ihr Alfred unschuldig ist. Jeder anders Gläubige ist ein Schuft, jedes die Schuld wahrscheinlich machende Aktenstück eine Fälscherleistung.

Als ich vor vierzehn Tagen dieses ruchlose Treiben, das damals erst beginnen sollte, in dem kleinen Artikel „In Rennes" parodirte, konnte ich noch nicht ahnen, in welchen halb wahnwitzigen, halb possenhaften Formen es sich äußern würde. In der Zeitung „Der Reichsbote" — sie erscheint, wenn man so sagen darf, in Berlin — konnte man lesen, der Artikel sei von einem nach Rennes geschickten Korrespondenten verfaßt und beweise, daß „Hardens ‚Zukunft' ganz ins Dreyfuslager abgeschwenkt ist". Jeder Redakteur hat das Recht auf seinen urwüchsigen Besitz an Dummheit, Leichtfertigkeit und Niedertracht. Die Leser der „Zukunft" kennen meine persönliche Stellung zum Dreyfusfall und wissen auch, daß sie mit der des Herrn Liebknecht, der in der Parodie gescholten und im „Reichsboten" gegen mich vertheidigt wurde, beinahe in jedem Punkt übereinstimmt. Wenn das Verfahren beendet ist, werden wir uns über die Prozeßberichterstattung und über manche — je nach der Gemüthsart des Betrachters belustigende oder betrübende Begleiterscheinung zu unterhalten haben. Einstweilen bekenne ich, daß es mir noch immer gleichgiltig ist, ob Herr Dreyfus oder Herr Esterhazy das Bordereau geschrieben hat, daß ich in Spionageangelegenheiten diplomatische Erklärungen und Dementis für völlig werthlos halte und daß ich nicht begreife, wie die politischen Vertreter deutscher Arbeiter sich für den Herrn Picquart zu begeistern vermögen, der anderthalb Jahre das schmutzige Geschäft eines Spitzelaufsehers trieb und unter dem Zeugeneid zugeben mußte, daß er ehrenhafte Arbeiter von seinen Kreaturen belauern und aushorchen ließ.

* * *

Graf Münster, des Deutschen Reiches Botschafter in Paris, ist vom Kaiser zum Fürsten von Derneburg gemacht worden. Das, sollte man meinen, ist eine höchst unbeträchtliche Sache, eine von denen, die der Kaiser nach freiem Ermessen und nach seinem privaten Empfinden erledigen kann. Er schätzte den Grafen und schenkte ihm den Fürstentitel, den Bismarck einst mit dem Seufzer begrüßte: „Schade; ich war eben im Begriff, eins der ältesten Grafengeschlechter zu werden!" Müssige Leute haben nun aber den Verdiensten nachgespürt, denen der Botschafter die Standeserhöhung zu danken haben könne. Um die guten Beziehungen des Fürstenthumes Monaco zum Deutschen Reich hat der greise Dutzenddiplomat, der dem ersten Kanzler nie grün war, sich unbestreitbare Verdienste erworben. Aber sonst? Daß er Herrn Schwartzkoppen gut im Zügel hatte und immer die in Frankreich besonders nöthige Vorsicht walten ließ, daß die Haltung der pariser Botschaft seit dem Beginn des Dreyfuslärms ungewöhnlich klug, zurückhaltend, würdevoll und wirksam war, wird selbst der hitzigste Alfredgardist nicht behaupten können. Eben so wenig, daß der Botschafter seinen Souverän über französische Stimmungen stets richtig informirte. Die politischen Verdienste des Grafen Münster, der in seinen jüngeren Jahren die englisch-koburgisch-liberalen „Ideen" in Brochuren verarbeitete, sind wirklich ungemein gering. Aber er hat ja einem Kochbuch, das seine zweite Frau unter dem Titel „Gute Küche" herausgab, eine lange Vorrede geschrieben, die ihn als Kochverständigen und gastronomischen Schwärmer zeigt. Schade, daß er nicht auch in dem Spionagedienst, der in seiner Nähe unter deutscher Firma betrieben wurde, darauf hielt, qu'on faisait toujours de la bonne cuisine. Deutschland wäre dann nicht so oft dupirt, deutsches Geld nicht so häufig an Schwindler verschwendet worden.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 2. September 1899.

Chlodwigs Vermächtniß.

Abgeordnetenhaus.

100. Sitzung vom 29. August 1899, 2 Uhr nachmittags.

Am Ministertisch: Fürst zu Hohenlohe, Dr. von Miquel, Freiherr von der Recke, Thielen, von Hammerstein-Loxten, Bosse, von Goßler, Brefeld, Schönstedt und Kommissare.

Präsident von Kröcher eröffnet die Sitzung pünktlich um 2 1/4 Uhr. Einziger Gegenstand der Tagesordnung ist das Ausführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Vor dem Eintritt in die Tagesordnung erbittet das Wort der

Ministerpräsident Fürst zu Hohenlohe: Meine Herren! Es wird Sie nicht in Erstaunen setzen, wenn ich Ihnen sage, daß ich von dem preußischen Ministern zustehenden Recht, in beiden Häusern des Landtages in jedem ihnen passend erscheinenden Augenblick das Wort zu ergreifen, in dieser Scheidestunde nicht Gebrauch gemacht habe, um Ihnen über den Gegenstand ihrer heutigen Tagesordnung einen Vortrag zu halten. Der Umstand, daß beide Kammern sich über die für die Ausführung des im Bürgerlichen Gesetzbuch kodifizirten Rechtes nicht unwichtige, an sich aber wenig be-

trächtliche Frage der Mündelsicherheit kommunaler Pfandbriefe bisher nicht zu einigen vermochten, dieser für die Privatverhältnisse manches vom Heimweh geplagten Abgeordneten vielleicht ärgerliche Umstand, der uns zu einer Vertagung des Landtagsschlusses zwang, hätte mich nicht an diese Stelle gerufen. Die Chefs der betheiligten Ressorts werden versuchen, in dieser Sache einen billigen Ausgleich zu finden. Meine Aufgabe kann nur sein, Ihrer erleuchteten Einsicht die allgemeinen Erwägungen zugänglich zu machen, die während der letzten, etwas bewegten Woche die Stellung des Staatsministeriums bestimmt haben. Daß ich in die Lage versetzt wurde, Ihnen diese Mittheilung noch auf den Weg geben zu können, dafür bin ich aufrichtig dankbar. Wir haben nichts zu verhehlen und ich freue mich, daß die Verzögerung des Landtagsschlusses eine Gelegenheit giebt, Ihnen dafür den Beweis zu liefern. Die Höflichkeit hindert mich, auszusprechen, als ein Theil welcher Kraft die in der Detailfrage der Mündelsicherheit so schwierigen verehrten Herren Mitglieder beider Häuser sich diesmal bewährt haben. Der Goethetag, unter dessen Weihestimmung wir ja noch stehen, wird Ihnen die Erläuterung meiner Worte leicht machen.

Ich habe, meine Herren, eben gesagt, die letzte Woche sei bewegt gewesen. Dabei dachte ich hauptsächlich an die Spiegelung, die uns die Presse von den Ereignissen, Absichten und Stimmungen dieser Woche bot. Besonders die Presse der sich „liberal" nennenden Parteien hat in dieser Beziehung ja Erstaunliches geleistet, — Erstaunliches sogar für abgehärtete Nerven. Sie ersparen mir wohl eine ausführliche Schilderung oder gar Widerlegung dieser Dinge. Wenn ich die Gerüchte und Insinuationen kurz zusammenfasse, so muß ich konstatiren, daß uns die folgenden Vorwürfe gemacht wurden: Wir, die Minister Seiner Majestät, sollten mit dem König ein falsches Spiel getrieben, ihn über die parlamentarische Lage getäuscht, seiner Absicht entgegengearbeitet, dann vor seinem aufflammenden Zorn gezittert und ihn endlich durch neue Täuschungen vom Wege seiner Wahl abgelenkt und so dem Ansehen des Monarchen, das wir zu mehren berufen sind, eine schwere Niederlage bereitet haben. Dadurch, daß wir großen Worten völlige Thatlosigkeit folgen ließen, sollen wir ferner das Prestige preisgegeben haben, dessen die königliche Staatsregirung zu einer dem Lande förderlichen Leitung der Geschäfte dringend bedarf. Das sind in nuce die Kollektivvorwürfe, mit denen wir bedacht wurden und denen sich spezielle Schmähungen eines von mir besonders verehrten, durch ungewöhnliche Begabung, Sachkenntniß und taktische Erfahrung hervorragenden Kollegen anschlossen. Wir haben nicht

geglaubt, gegen die Verbreiter solcher beschimpfenden Gerüchte ein gerichtliches Einschreiten anregen zu sollen; denn wir sind der Ansicht, daß journalistische Ausschreitungen, so weit sie nur der öffentlichen Kritik ausgesetzte Personen treffen, nicht so gefährlich sind wie ein Zustand, in dem die Publizistik geknebelt und in der offenen Darstellung vorhandener Stimmungen gelähmt ist. Auch meinen wir, daß durch die Beschimpfungen, deren Ziel wir zu sein schienen, in erster Linie der preußische Landtag beleidigt wurde; denn ein Parlament, das Minister des hier geschilderten Kalibers dulden, das ihnen auch nur die zu kümmerlichstem Vegetiren nöthigen Mittel bewilligen würde, — ein so gewissenloses Parlament hätte jeden Anspruch auf Achtung, jede Existenzberechtigung längst verloren. In fast allen Volksvertretungen gilt die Sitte, daß durch die Presse verübte Beleidigungen dieser hohen Körperschaften nicht verfolgt werden. Dieser Sitte — ich bedaure, daß sie im Herrenhaus neulich durchbrochen wurde — hat das Staatsministerium seine Reverenz erweisen zu sollen geglaubt. Wir haben also keine Strafanträge gestellt. Aber wir sind froh, hier vor dem einzig dazu geeigneten Forum unser Verhalten — nicht rechtfertigen, sondern — erläutern zu dürfen.

Für uns, meine Herren, war der Verlauf der Woche sehr viel weniger sensationell, als man nach den Zeitungen annehmen müßte. Wir haben nicht gezittert, nicht durch gewaltthätige Mittel unsere Stellungen zu befestigen gesucht, nicht an einen Umsturz der heilsam bestehenden Traditionen preußischer Politik gedacht und erst recht nicht über die Namen der uns vom König etwa zu gebenden Nachfolger uns die Köpfe zerbrochen. Wir haben einfach die Lage der Dinge noch einmal ruhig und ernst geprüft und daraus, nach dem Maß unserer Einsicht, die Konsequenzen gezogen. Diese Lage ist Ihnen bekannt. Ein dem Monarchen besonders lieb gewordenes Projekt, das die Anlage eines umfangreichen Wasserstraßensystems betrifft, ist Ihrer Entscheidung unterbreitet worden. Die nach der Verfassung allein verantwortlichen Minister haben diesem Gesetzentwurf nicht ohne Bedenken ihre Unterschrift gegeben. Mancher unter ihnen war der Ansicht, daß ein solches Projekt dem jetzigen Stande der Verkehrstechnik nicht mehr entspricht, daß es, mit den außerordentlich hohen Kosten seiner Ausführung und mit den unvermeidlichen Folgen für die Tarifpolitik der Eisenbahnverwaltung ungünstig auf die Finanzen einwirken und durch eine Verschiebung der Transportmöglichkeiten ausländischen Häfen nützlicher als den heimischen werden könnte. Dazu traten Erwägungen anderer Art. Die Landwirthschaft, in der wir das für Preußen wichtigste Gewerbe sehen, fürchtet, das geplante Kanalsystem

werde die Einfuhr fremder Ackerfrüchte aus billiger produzirenden Ländern erleichtern. Große Industriekreise wiederum sträuben sich gegen einen Plan, der, wie sie glauben, dem ohnehin schon begünstigten rheinisch-westfälischen Arbeitgebiet neue Vortheile zu ihren Ungunsten zuwenden müßte. Im Osten wurde, auch außerhalb der rein agrarischen Interessensphäre, vielfach über Zurücksetzung geklagt. Und wir konnten uns nicht verhehlen, daß im Gebiet unserer bedeutendsten Ströme viel versäumt wurde und viel nachzuholen ist und daß durch die in dem zu kanalisirenden Westen ungeheuer vermehrte Arbeitgelegenheit die im Osten schon jetzt schwer empfundene Leutenoth noch erheblich gesteigert werden müßte. In dem Augenblick aber, wo wir der Handelspolitik des Reiches für Jahre hinaus neue Wege zu suchen haben, kann keine Aufgabe uns wichtiger dünken als die, zwischen den landwirthschaftlichen und den industriellen Interessen einen beiden Gewerben erträglichen Ausgleich zu finden. Diesen Ausgleich konnte der Kanalplan erschweren, dessen Erörterung schon die Wurzeln der alten Gegensätze aufgrub und mindestens der Agitation neuen Stoff bot. Solchen Bedenken durfte namentlich die nicht in ein enges Ressort eingehegten Träger der Verantwortung sich nicht verschließen. Immerhin aber sprachen auch gewichtige Erwägungen — sie sind Ihnen wiederholt eingehend dargelegt worden — für die Kanalvorlage; und so entschlossen wir uns nach einigem Zögern einstimmig, sie dem Spruch des Landtages entgegenzuführen. Ueber die Schwierigkeit, sie hier — und besonders im anderen Hause — zur Annahme zu bringen, haben wir uns niemals Illusionen gemacht, nie auch den Sinn des Monarchen zu täuschen versucht. Und wenn wir in diesen Räumen die kleinen und großen Mittel taktischer Kunst anwenden, wenn wir die einer numerisch mächtigen Partei am Herzen liegende Frage der Gemeindewahlreform um die selbe Zeit Ihrer Entschließung unterbreiten zu müssen glaubten, — ja, meine verehrten Herren, wer hat uns denn in eine so unerfreuliche Sitte gewöhnt? Ich möchte jedes verletzende Wort meiden. Aber haben wir nicht oft das Schauspiel erlebt, daß große Parteien ihre Abstimmung in Grundfragen des Rechtes und der Wirthschaft von Konzessionen abhängig machten, die auf ganz anderem Gebiet lagen und deren Gewährung dann zu den Abmachungen führte, die man jetzt als „Schachergeschäfte", als „Kuhhandel" nicht hart und schroff genug tadeln kann? Wollen Sie einer Regirung, die zu nützlichem Wirken Ihre Zustimmung braucht, verübeln, wenn sie sich auf ihre Weise mit solchen Sitten, mögen sie ihr auch unangenehm sein, abzufinden bemüht?

Das Echo, das frühere Bedenken noch in den hier gehaltenen Minister-

reden fanden, ist Ihrem Ohr nicht entgangen. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß es unwürdig wäre, eine wirthschaftliche Maßregel einem mündigen Volk aufdrängen zu wollen; und deshalb hatten wir gewiß keinen Anlaß, advokatorisch hier nur eine Seite der Sache zu beleuchten. Wir halten uns nicht für allwissend und fügen uns bescheiden in die Rolle, die uns die Verfassung vorgeschrieben hat. Diese Bescheidenheit war diesmal namentlich sehr angebracht. Denn im Lauf der Verhandlungen hat sich unsere Geneigtheit, mit nachdrücklicher Entschiedenheit für den Kanalplan einzutreten, wesentlich verstärkt. Sie, meine Herren, haben in Ihrer Mehrheit diesen Plan verworfen und uns damit vor die Frage gestellt, welches von der Verfassung vorgesehene Mittel wir zu wählen hätten, um ein unseren Wünschen mehr entsprechendes Votum zu erhalten. Diese Frage ist, wie Sie wissen, unter dem Vorsitz Seiner Majestät erörtert worden. Wir hatten nach Recht und Pflicht den König zu berathen. Er konnte einen Appell an die Wähler fordern und mit neuen Ministern seinem Ziel näher zu kommen trachten. Dieser Weg wurde ihm von der vereinigten Demokratie mit leidenschaftlichem Eifer empfohlen; über die Motive dieses zudringlichen Bemühens habe ich an dieser Stelle nicht zu sprechen. Da wir noch auf unseren Plätzen sitzen, hält der Monarch den Augenblick zur Wahl neuer Vertrauensmänner noch nicht für gekommen; die Herren Anwärter müssen sich also gütigst gedulden und mit dem Bekenntniß vorliebnehmen, daß wir ihnen ohne bange Sehnsuchtseufzer unsere Portefeuilles einhändigen werden, sobald auf unsere Dienste nicht mehr gerechnet wird. Darüber aber, daß der Appell an die Wähler zu keinem für die Staatsregirung günstigeren Resultat geführt hätte, kann kein Verständiger sich einer Täuschung hingeben. Wir haben keinen Grund, zu glauben, die Volksstimmung sei durch Ihr Votum gefälscht worden. Und die entfesselte Wahlbewegung hätte uns vor die leidige Nothwendigkeit gestellt, Parteien zu bekämpfen, auf die wir uns auch künftig zu stützen gedenken, und Bundesgenossenschaften anzunehmen, die uns später recht lästig geworden wären. Schon am Anfang dieser Berathungen ist Ihnen gesagt worden, die verkehrstechnische Einzelfrage, um die es sich handle, werde, wie auch die Antwort laute, für die Richtung unserer inneren Politik nicht bestimmend sein. Auf diesem Standpunkt beharren wir noch heute, obwohl wir die Hoffnung hegen, nach einer der Aufklärung und Informirung gewidmeten Pause in der nächsten Session ein günstigeres Resultat zu erreichen.

Damit scheint die Ankündigung im Widerspruch zu stehen, die letzten Vorgänge würden zu einer Aenderung des bisherigen Verhältnisses der Re-

girung zur konservativen Partei führen. Dieser — durchaus nicht leichtfertig hingesprochene — Satz ist offenbar mißverstanden worden. Wir hatten nicht etwa die Absicht oder auch nur den Wunsch, eine ehrenwerthe Partei für ihre aus ehrenwerthen Gründen hervorgehende Abstimmung zu strafen. Das wäre eine niedrige Handlungweise. Das ginge, dem Lande zum Heil, aber auch weit über unsere Kräfte hinaus. Wir wollten und konnten nur feststellen, daß die Konservativen als eine gouvernementale Partei nicht ferner mehr betrachtet werden können, — auch wohl, wenn ich die Herren recht verstehe, nicht wollen. Diese Feststellung hat für den gesammten Bereich unserer inneren Politik einen nicht zu unterschätzenden Werth. Sie bewahrt die Regirung vor schädlichen Illusionen; aber sie verscheucht auch den Wahn, die Begriffe der berühmten „Unabhängigkeit" und der konservativen Gesinnung seien in Preußen nicht zu vereinen. Dieser Wahn hat den Anhängern einer konservirenden Politik sehr geschadet. Freilich: die jetzt sichtbar werdende Entwickelung hat auch ihre üblen Seiten. Die Herren erinnern sich vielleicht noch der Worte, die der damalige Ministerpräsident Otto von Bismarck vor einunddreißig Jahren im Landtag sprach: „Eine konstitutionelle Regirung ist nicht möglich, wenn die Regirung nicht auf eine der größeren Parteien mit voller Sicherheit zählen kann, auch in solchen Einzelheiten, die der Partei vielleicht nicht durchweg gefallen. Hat eine Regirung nicht wenigstens eine Partei im Lande, die auf ihre Auffassungen und Richtungen in dieser Art eingeht, dann ist ihr das konstitutionelle Regiment unmöglich, dann muß sie gegen die Konstitution manövriren und paktisiren; sie muß sich eine Majorität künstlich schaffen oder vorübergehend zu erwerben suchen." Wir durften bisher annehmen, auf eine solche absolut sichere Partei rechnen zu können. Die konservativen Fraktionen haben der Regirung mehrfach — ich erinnere nur an die Verkürzung der Dienstzeit bei den Fußtruppen und an die Handelsverträge — das Opfer ihrer Ueberzeugung gebracht, wahrscheinlich, weil sie im Großen und Ganzen mit der Richtung der preußischen Politik einverstanden waren und Detailfragen nicht zum Ausgangspunkt eines Feldzuges machen wollten. Jetzt ist die vorhin erwähnte Annahme hinfällig geworden; und es ist klar, daß diese Thatsache nicht ohne weiter reichende Wirkungen bleiben kann. Die Konservativen erheben den Anspruch, zur Bildung eines in ihrem Sinn regirenden Ministeriums hinzugezogen zu werden und, bis Das geschehen ist, die heutigen Diener des Staates mit der parlamentarisch üblichen, von den anderen Parteien längst benutzten Waffen bekämpfen zu dürfen. Insofern durfte

und darf man wohl sagen, daß sich das Verhältniß der Regirung zu dieser stärksten Landtagspartei geändert hat.

Eine unabweisbare Folge dieser Aenderung war der Wunsch, der parlamentarischen Bethätigung der Beamten eine neue Grundlage zu schaffen. In einer gouvernementalen Partei, die unter allen Umständen die Regirungpolitik zu vertreten entschlossen ist, können abhängige Beamte nützlich wirken, solche sogar, die, nach dem Gesetz vom einundzwanzigsten Juli 1852, durch königliche Verfügung stets in den Ruhestand versetzt werden können. In einer zur Opposition bereiten Partei ist für diese Beamten kein Raum und eine solche Partei kann selbst nicht wünschen, sie in ihren Reihen zu sehen; sie wird sich beeilen, den Ballast über Bord zu werfen und ihrem Organismus freie, in der Bewegungfähigkeit ungehemmte Glieder zuzuführen. Es wird Sie, meine Herren, deshalb nicht überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß wir ihre Zustimmung zu einem Gesetzentwurf erbitten werden, der die Wählbarkeit der Beamten einschränken soll. Von Maßregeln, die uns die Rachsucht diktiren könnte, wird und kann nicht die Rede sein; wo der Schein solchen Gelüstens erregt wurde, werden wir — oder, wenn es Seiner Majestät gefallen sollte — unsere Nachfolger Remedur eintreten lassen.

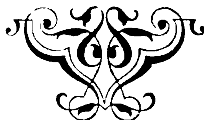
Es ist nun — und damit komme ich zum heikelsten Punkt meiner heutigen Aufgabe — in der Presse so dargestellt worden, als hätten wir, die verantwortlichen Minister, ängstlich nach der Stimmung des Monarchen geschielt, von einem Hofbeamten Weisungen entgegengenommen und zitternd, gewissermaßen mit schlotternden Knien, der Stunde geharrt, wo wir dem König ins Auge schauen sollten. Meine Herren: wenn Sie an diesem Tisch jemals solche Minister erblicken, dann, darum bitte ich Sie im Namen von Volk und König, jagen Sie diese Wichte eilig davon! Wir leben, wie Sie Alle wissen, nicht mehr in den Tagen des Absolutismus, auch nicht des nach Bismarcks Wort schlimmeren, der hinter ministeriellen Unterschriften und parlamentarischen Mehrheitbeschlüssen Deckung sucht. Wir haben auch keine Kabinetsregirung; und ich habe zu meinen sämmtlichen Herren Kollegen das feste Vertrauen, daß sie selbst den höchsten Hofbedienten, der ihnen in ihr selbst verantwortetes Geschäft dreinreden wollte, mit den solchem Vermessen gebührenden Komplimenten heimschicken würden. Wer anders handelte, Der wäre, wie Bismarck von dem Prinzen Adolf von Hohenlohe-Ingelfingen gesagt hat, der Stelle eines preußischen Ministers in bewegten Zeiten weder körperlich noch geistig gewachsen. Und glauben Sie nicht etwa, daß Sie bei Seiner Majestät über diese Dinge eine andere Anschauung finden würden!

Der König von Preußen stimmt mit dem ersten Kanzler des Deutschen Reiches darin überein, daß ihm „als Ideal eine monarchische Gewalt vorschwebt, die durch eine unabhängige Landesvertretung so weit kontrolirt wäre, daß Monarch oder Parlament den bestehenden gesetzlichen Rechtszustand nicht einseitig, sondern nur communi consensu ändern können, bei Oeffentlichkeit und öffentlicher Kritik aller staatlichen Vorgänge durch Presse und Landtag". Ich ersuche Sie, in Bismarcks „Erinnerungen und Gedanken" nachzulesen, was nach den citirten Sätzen über den Versuch gesagt wird, den unkontrolirten Absolutismus Ludwigs des Vierzehnten zu einer für deutsche Büger tauglichen Regirungform zu machen. Gern räume ich ein: das Ideal ist bei uns noch nicht erreicht; an dem Willen des Königs, diesem Idealzustand nach Menschenmöglichkeit näher zu kommen, wird es aber niemals fehlen. Brauche ich nach dem Gesagten noch ausdrücklich zu versichern, daß an der höchsten Stelle des Staates nie, nicht eine Sekunde lang, das Streben oder auch nur die Absicht bemerkbar geworden ist, auf Minister oder Parlament einen Druck zu üben, um einem persönlichen Wunsch Willfährigkeit zu erzwingen? Preußens beste Regenten haben stets das Beispiel gegeben, wie man dem Anspruch der Pflicht, des Treuschwures und des Gesetzes sich zu beugen hat. Und es wäre der schwärzeste Tag in der ruhmreichen preußischen Geschichte, wenn wir oder unsere Enkel je eine Ausnahme von dieser der Monarchie nützlichen Regel erleben sollten.

Und nun bitte ich Sie, Ihre Arbeiten wieder aufzunehmen. Ich habe nichts mehr zu sagen.

Das Haus tritt in die Berathung der Tagesordnung ein. Eine Generaldebatte wird nicht gewünscht.

(Schluß des Blattes.)



Großdeutschland und Oesterreich.

Selbstregirung des Volkes ist in einem Staate möglich, wenn das Land klein, die Einwohnerzahl niedrig, die Bevölkerung in Rasse, Religion, Vermögen, Beschäftigung und Bildung gleichartig ist; auch gehört ein gewisser Grad von Bildung — namentlich von Charakterbildung — und ein ruhiges Temperament dazu. Zwischen der Selbstregirung und dem Absolutismus stehen allerlei Mischformen, die sich in die beiden Hauptgruppen der ständischen und der Wahlrepräsentation bringen lassen. Wenn man die europäischen Staaten nach dem Grade der Möglichkeit einer reinen Demokratie ordnet, so stehen die kleinen Alpenkantone der Schweiz mit ihrer deutschen katholischen Hirtenbevölkerung von 13000 bis 50000 Seelen an erster, Rußland und Oesterreich an letzter Stelle; doch stehen diese beiden Staaten nicht hinter einander, sondern sie bilden das Ende zweier divergirenden Linien, denn die Unmöglichkeit der politischen Freiheit rührt in ihnen von verschiedenen Ursachen her. Rußland muß absolutistisch regirt werden, weil seine stumpfsinnige und ungebildete Bevölkerung — was wollen die paar tausend rebellischen Studenten und Studentinnen unter mehr als hundert Millionen Muschiks und tatarischen Nomaden bedeuten! — weder das Bedürfniß politischer Freiheit empfindet noch dazu befähigt ist. In Oesterreich diesseits der Leitha wäre die deutsche Bevölkerung und vielleicht auch ein Theil der czechischen für die politische Freiheit reif, aber sie ist durch Klassen , Rassen- und Religionhaß in ein Dutzend Bruchtheile gespalten, die einander mit solchem Fanatismus befehden, daß an positives Zusammenwirken einer überwiegenden Mehrheit nicht zu denken ist. Bismarck hat, wie ich zufällig erfahren habe, schon vor dreißig Jahren in einem Gespräch geäußert, Oesterreich könne nicht anders als absolutistisch regirt werden. Was damals noch durch einige parlamentarische Scheinthätigkeit verdeckt wurde, ist heute so offenbar geworden, daß es kein Verständiger leugnen kann. Um aber ein solches Chaos entwirren und die zum Theil hochgebildeten kämpfenden Massen bändigen zu können, dazu gehört schon ein Herrschergenie. Die Oesterreicher haben nun keinen Bismarck; und es ist die Frage, ob selbst ein Bismarck der Aufgabe gewachsen wäre. Eben so wenig wie der Ministerabsolutismus würde bei dem bekannten Familiengenius der Habsburger ein Versuch des Monarchenabsolutismus Erfolg versprechen. Und mit einem solchen Genie wärs doch nicht abgethan; auch die Nachfolger müßten Genies sein. Allein selbst der genialste Absolutist könnte die Aufgabe nicht bewältigen. Denn da die Oesterreicher keine Schlachtschafe, sondern sozusagen Wildkatzen sind (nicht von Natur, sondern durch ihre unleidliche Lage dazu gemacht), so müßte der absolute Regent eine Gewalt- und Schreckensherrschaft einführen. Zu einer solchen braucht man aber Werk-

zeuge; und woher sollte er die nehmen? Wollte er mit den Deutschen die Slaven bezwingen, so würde ihre Zahl nicht ausreichen, — abgesehen davon, daß es gar nicht möglich wäre, aus Deutschnationalen, Klerikalen, Antisemiten, „Judenliberalen“ und Sozialdemokraten eine einheitliche Truppe zu bilden; nur in der Nothwehr, nicht zu einer Offensivaktion, sind sie auf ganz kurze Zeit zusammen zu bringen. Die Deutschen aber durch die Slaven zu unterdrücken, wird nimmermehr gelingen: dazu sind ihrer doch wieder zu viele. Oesterreichs Länder werden nur durch die beiden zufälligen Umstände zusammengehalten, daß vorläufig kein Nachbar Lust zum Annektiren hat und daß der alte, vielgeprüfte Kaiser Franz Joseph Gegenstand einer pietätvollen Anhänglichkeit ist. Es giebt Politiker, die den Zerfall der österreichischen Monarchie schon gleich nach dem Tode dieses Kaisers für sehr wahrscheinlich halten. Das wird in England, wo man keine Dreibundsrücksichten zu nehmen hat, offen ausgesprochen. Natürlich werden die Nachbarn genöthigt sein, in den Auflösungprozeß einzugreifen.

Gar lange kann es also nicht mehr dauern, bis das Deutsche Reich sich gezwungen sehen wird, die Richtung einzuschlagen, vor der sich Bismarck mit solcher Entschiedenheit gesträubt hat. Einmal freilich hat er sogar gedroht, er werde sie aus freien Stücken einschlagen. Als nach dem Waffenstillstande von Nikolsburg Rußland und Frankreich dem Sieger durch einen europäischen Kongreß die Hände zu binden gedachten, da telegraphirte er dem Militärbevollmächtigten am russischen Hofe, Herrn von Schweinitz, er möge bei dem Kaiser in vorsichtig freundlicher Weise geltend machen, daß es für uns ohne Revolution in Preußen und Deutschland vollständig unmöglich wäre, auf die Früchte unserer mit Gefahr der Existenz erkauften Siege zu verzichten oder die Gestaltung Deutschlands von den Beschlüssen eines Kongresses abhängig zu machen. Der König, hieß es in der Depesche weiter, ist abwesend; ich kann aber Seiner Majestät nur rathen, wenn die Einwirkung des Auslandes auf unsere Verhältnisse schärfere Umrisse annehmen sollte, die volle nationale Kraft Deutschlands und der angrenzenden Länder zum Behuf des Widerstandes zu entfesseln. (Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches V, 347). Wie wird Bismarck Gott dafür gedankt haben, daß er nicht in die Lage kam, mit seiner Drohung Ernst zu machen! Nie hätte er „seinen alten Herrn“ dahin gebracht, sich durch eine Revolution zum Kaiser von Großdeutschland machen zu lassen; und daß er dann später, in den achtziger Jahren, alle Liebeserklärungen und Annäherungversuche der Schoenerianer barsch zurückwies, ist nicht zu verwundern. Denn das großdeutsche Ideal wäre ohne einen europäischen Krieg nicht zu verwirklichen gewesen; und es hieß eine beinahe grausame Zumuthung an ihn stellen, wenn er als Siebenzigjähriger die Verantwortung für einen vierten Krieg, den furchtbarsten

und gefährlichsten von allen, auf sich nehmen und diesen Krieg durchführen sollte. Außerdem aber war ihm das großdeutsche Ideal, selbst mit preußischer Spitze, an sich zuwider, weil es schwierig sein würde, die stramme preußische Ordnung in den habsburgischen Ländern durchzuführen, und weil deren Bevölkerung noch dazu zum größeren Theil slavisch und überwiegend katholisch ist. Und diese Abneigung wird von den meisten Protestanten des Deutschen Reiches und namentlich von allen preußisch Empfindenden getheilt.

Auf Empfindungen nimmt aber der Gang der Weltgeschichte keine Rücksicht und die Weltgeschichte ist, wie von Tag zu Tage deutlicher sichtbar wird, über das Staatensystem, für das einst das bismarckische Deutschland zugeschnitten war, hinausgeschritten. Die Slaven leiden an politischer Unfähigkeit. Von den romanischen Staaten übt nur Frankreich — und dieses nicht durch sein wirkliches Gewicht, sondern nur durch den Glanz seiner Vergangenheit — maßgebenden Einfluß; es ist nur der Schein eines Einflusses, der bei einer ernstlichen Probe zerrinnen wird. Die Romanen werden, wie die Hellenen im Römerreich, fortfahren, auf dem geistigen Gebiet mitzuherrschen; in der Politik aber werden sie wenig mehr zu sagen haben. Die Weltherrschaft ist den beiden Hauptzweigen der Germanen zugefallen; der großen Slavenmacht werden sie schließlich den Antheil, den ihr nicht Geisteskraft erobert, sondern die Natur angewiesen hat, gern überlassen: die Eiswüsten und Steppen Nord- und Mittelasiens. Die europäischen Nationalstaaten, die zu Kleinstaaten herabsinken, haben ihre Rolle ausgespielt; an die Stelle des Gleichgewichtes der fünf europäischen Großmächte tritt der Kampf der zur Weltherrschaft berufenen Rassen um die Theilung der Erde.

Dieser Gang der Entwickelung ist in den neunziger Jahren so deutlich hervorgetreten, daß er auch den blödesten Augen sichtbar werden mußte. Aber die vorhin charakterisirte Abneigung gegen Großdeutschland ist in unseren maßgebenden Kreisen so stark, die Vorliebe einiger höchst maßgebenden Kreise für Rußland, den vermeintlichen Hort der Autorität, so lebhaft, daß man sich, um den Deutschen in der neuen Weltlage ihre Stellung zu wahren, nach einem anderen als dem natürlichen Wege der Machterweiterung umgesehen hat. Das Interesse der mächtigen Kohlen- und Eisenbarone (nicht das der hamburger Handelsherren, die die Nächsten dazu wären; doch bekanntlich haben sie der Flottenbewegung lange Zeit sehr kühl gegenübergestanden) hat zusammen mit den persönlichen Ansichten und Neigungen des Kaisers die Anschauung verbreitet, daß Großdeutschland jenseits des großen Wassers liege. Statt sich zunächst zehn Millionen Deutsche anzugliedern und Fühlung mit den bisher preisgegebenen vorgeschobenen deutschen Posten am Baltischen Meer und in den transsylvanischen Alpen zu suchen, annektirt oder kauft man Häuflein armsäliger Wilder. Statt die alte Herrlichkeit Kleinasiens, Syriens

und Babyloniens wieder herzustellen, okkupirt man afrikanische Wüsten, ozeanische Klippen und Gestade im dicht bevölkerten China. Statt daß sich die deutsche Jugend, jenem natürlichen Ziele zu, in breiten Strömen die bequeme alte Völkerstraße an der Donau hinab ergösse, nachdem der entgegengesetzte Strom asiatischer Barbaren von selbst rückläufig geworden ist, läßt man diese Jugend zwecklos*) auf dem Großen Wasser herumschwimmen. Wie kann man sich auf England berufen! England liegt im Wasser, kann sich also nicht landwärts ausdehnen; ihm ist die Flotte, was uns das Landheer ist. Nicht gegen die Flottenvermehrung an sich rede ich. Ich sehe ein, daß, nachdem einmal die Narrheit des Wettrüstens eingerissen ist, jeder Großstaat sie nach Maßgabe seiner Stellung und seiner Ansprüche mitmachen muß — zu Wasser wie zu Lande —, und wie viele und welche Kähne unsere Weltstellung und unsere Ansprüche erfordern, darüber habe ich kein Urtheil. Nur bestreite ich, daß Flottenvermehrung und der Erwerb überseeischer Kolonien unser Expansionbedürfniß zu befriedigen, daß sie uns zu der unserer Rasse gebührenden Weltstellung zu verhelfen und unseren Theil an der Oberfläche dieser kleinen Erdkugel zu sichern vermögen. Wissen doch sogar die Engländer besser, wo unser Antheil liegt. In der Saturday-Review vom ersten Juli wird, nach Erwähnung unseres letzten bedeutunglosen Inselerwerbes, gesagt: It is in Asia Minor that Germany will find her India [Besseres als ein Indien! Ackerbaukolonien!] if she is ever to find it. England might have had the development of that splendid country but for our political and diplomatic perversity, and Germany has entered into our heritage. Daß sich ein sehr lebhaftes, nicht nur theoretisches, sondern das Interesse großer Unternehmer der Levante zugewandt hat, die öffentliche Meinung also anfängt, die rechte Richtung einzuschlagen, ist ein erfreuliches Zeichen. Nehmen wir einmal an, der Kaiser habe die Begeisterung für maritime Unternehmungen nur hervorgerufen, um die Aufmerksamkeit der Mächte abzulenken, die uns von unserem wahren Ziele abzuschneiden ein Interesse haben, damit wir Zeit bekommen, uns in Ruhe dort festzusetzen. Da der volkswirtschaftliche Werth der deutschen Kolonien auch heute noch so ziemlich gleich Null ist, behält Bismarck mit seiner ursprünglichen Ansicht über exotische Kolonien Recht: „Ich will gar keine Kolonien; die sind blos zu Versorgungposten gut. In England sind sie jetzt nichts Anderes, in Spanien auch nicht. Und für uns in Deutschland —: diese Kolonialgeschichte wäre für uns genau so wie der seidene Zobelpelz in polnischen Adelsfamilien, die keine Hemden haben.“ Das Bild paßt freilich nicht ganz;

*) D. h. ohne erheblichen Nutzen für Volk und Vaterland; die jungen Leute selbst haben schon manchen Vortheil davon.

Deutschland hat Hemden und den Pelz dazu, es hat das Nothwendige und das Ueberflüssige und mit den Kolonien hängt es nur werthlose Lappen über den schönen Pelz. Wenn ich sage, es hat das Nothwendige, so meine ich nur, das Nothwendige an materiellen Gütern. Ein anderes sehr Nothwendiges aber fehlt ihm: Grund und Boden für Ackerbaukolonien zur Vermehrung der unabhängigen Existenzen. Und hier trifft sein volkswirthschaftliches und soziales Bedürfniß mit seinen Ansprüchen auf die seiner Volkskraft gebührende Weltstellung zusammen. Geholfen werden kann uns in beiden Beziehungen nur durch eine Erweiterung unseres Gebietes zu Lande, die uns gleich bei einem Blick auf die Landkarte unserem Nachbarn Rußland ebenbürtig erscheinen läßt. Dazu gehört die Annexion der österreichischen Monarchie, der europäischen und asiatischen Türkei, Südrußlands und der baltischen Provinzen. In Asien mag sich dann Rußland ausdehnen, wie es will, und seine Residenz nach Peking verlegen. Nur zusammenhängende Ländermassen begründen eine solide Macht. Ueberseeische Kolonien dagegen schwächen, da sie nicht nur zur Vertheidigung des Mutterlandes nichts beitragen, sondern von diesem vertheidigt werden müssen.

Natürlich kann Das nicht von heute auf morgen geschehen. Es wird vielleicht eine Zeit von fünfzig Jahren erfordern. Die Aufrichtung des jetzigen Deutschen Reiches hat von der Zeit ab, wo Stein und Schön über die Neugestaltung Deutschlands mit einander stritten, einen noch längeren Zeitraum erfordert. Man spottet über Turn- und Gesangfeste, die vor 1870 Deutschland hätten einigen sollen, während das große Werk nur mit Blut und Eisen habe vollbracht werden können. Aber den Schwung der Begeisterung zu erzeugen, mit dem die Deutschen 1870 ins Feld gezogen sind, haben diese Feste doch wohl Etwas beigetragen; auch dazu, die Süddeutschen auf unserer Seite festzuhalten, von denen ein großer Theil aus Haß gegen Preußen zu Frankreich neigte. Vielmehr fordern den Spott jene heutigen Patrioten heraus, die bei jeder Gelegenheit „Deutschland, Deutschland über Alles“ singen, dabei sich aber zum Glauben an das Gottesgnadenthum der Monarchen und ihrer Dynastien bekennen, die deutschen „Unterthanen“ der Habsburger also für verpflichtet halten, bis zum Ende der Zeiten ihren Angestammten treu zu gehorchen und vorkommenden Falles gegen ihre deutschen Brüder im neuen Reich in den Krieg zu ziehen, und die es ganz in der Ordnung finden, wenn ein deutsches Herzogthum zur Apanage für einen englischen Prinzen verwandt wird, der es „geerbt“ hat. Nach solcher Logik könnte der ganze deutsche Reichsboden und könnten alle fünfzig Millionen deutscher Bebauer und Bewohner dieses Bodens einmal von englischen und russischen Prinzen geerbt und unter sie vertheilt werden; sind ja doch die Dynastien alle unter einander verwandt. Legitimismus und

nationale Politik vertragen sich so schlecht mit einander wie Feuer und Wasser. Wir lassen uns von Wilhelm dem Zweiten beherrschen, nicht, weil er uns „geerbt“ hat oder weil es Gottes Gebot ist, einem solchen Erbherrn zu gehorchen, sondern, weil die monarchische Verfassung für einen Großstaat besser paßt als die republikanische, weil es in Deutschland keine tüchtigere Dynastie giebt als die der Hohenzollern und weil die Thronfolgeordnung dieses Hauses vernünftig ist. Wo Das nicht bombenfest steht und offen ausgesprochen wird, wo die Volksmassen noch mit der Theorie von Thron und Altar auf der Stufe der Unmündigkeit festgehalten werden, da kann von nationaler Politik keine Rede sein; da steckt man noch im Patrimonialstaate drin, bekennt sich als Besitzstück eines Angestammten und muß das Maul halten, wenn man von einem Engländer oder Russen als Erbstück behandelt wird. Machen die Deuschen mit der nationalen Politik Ernst, dann werden sie, dann wird das deutsche Volk, das keine seine Glieder trennenden Staatsgrenzen anerkennt, im geeigneten Augenblick entscheiden, ob den Habsburgern oder dem Hause Holstein-Gottorp noch länger gestattet werden soll, einen Theil von ihnen zu beherrschen.

Die Ausdehnung der deutschen Herrschaft über die österreichische Monarchie hinaus bis nach Asien ist durch das Bedürfniß nach neuen Arbeitfeldern geboten (daß es bei uns nicht an Arbeit, sondern an Arbeitern fehle, ist, wie ich in der „Kleinen Inventur“ gezeigt habe, nur Schein), aber auch durch die Nothwendigkeit, unsere Weltstellung zu behaupten, was nicht möglich ist, wenn unser Staatsgebiet dem russischen nicht ebenbürtig wird. Wir haben nur die Wahl, ob wir diese Gebiete selbst in Besitz nehmen oder als Knechte Rußlands und Englands, vielleicht nur Rußlands, darin arbeiten und diese barbarische Macht gegen ihre eigene Natur noch größer und zur Herrin des kultivirtesten Kulturvolkes, unseres eigenen, machen wollen, nachdem wir ihm schon zu seiner jetzigen Weltstellung verholfen haben; nicht allein durch die Dynastie, die geistigen Kräfte und die Kulturelemente, die wir ihm geliefert haben, sondern auch durch die verkehrte Politik unserer Fürsten, die jene asiatische zu einer europäischen Macht hat heranwachsen lassen. Die Deutschen haben einander in dreihundertjährigen Kriegen zerfleischt und dadurch das zum Herrschen gar nicht befähigte Franzosenvolk vorübergehend zum Gebieter Europas und Rußland zu einer europäischen Großmacht erhoben. Jetzt hetzt man die drei Zweige der zur Weltherrschaft berufenen Germanen, namentlich aber den deutschen und den angelsächsischen, gegen einander, obwohl zwischen ihnen gar kein Interessenkonflikt besteht, und kann es so dahin bringen, daß den Russen ein weiterer Machtzuwachs förmlich aufgedrängt, das deutsche Volk aber um seine Weltstellung geprellt wird.

Dem preußischen Bureaukraten flößt selbstverständlich der Gedanke an

ein weites Reich mit einem bunten Völkergewühl, wo Alles aufhört, was er Ordnung nennt, Entsetzen ein. Aber, wie gesagt, die zur Weltwirthschaft und zu Weltreichen hindrängende Entwickelung fragt nicht nach dem persönlichen Geschmack von Exellenzen. Es wäre geradezu lächerlich, wenn sich die berliner Staatsmänner im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität für unfähig erklären wollten, Aufgaben zu bewältigen, die vor 2000 Jahren die römischen mit der dürftigen und unbehilflichen Technik des Alterthumes ganz vortrefflich bewältigt haben und die heute sogar der Russe, wenn auch etwas weniger vortrefflich, bewältigt, — weil er muß. Uebrigens ist die Idee des Nationalstaates nur in dem Sinne berechtigt, daß die Nationalität für die natürliche Grundlage der Staatenbildung erklärt wird. Geht man darüber hinaus und will Staaten, Großstaaten von reiner und ungemischter Nationalität, so stellt man ein schlechtes, weil unnatürliches Ideal auf. Die höheren und die niederen Rassen sind als Herren und Diener, als geistige und körperliche, leitende und ausführende Arbeiter auf einander angewiesen. Eine niedere Rasse, die unabhängig bleibt, versumpft und leistet weder für sich noch für die Menschheit Etwas. Bilden aber Menschen einer höheren Rasse einen reinen Nationalstaat, der weder fremde Elemente aufnehmen noch sich über solche ausdehnen will, so sind sie, wenn sie sich nicht sozialistisch einrichten, genöthigt, einen Theil der eigenen Volksgenossen zu versklaven und dadurch die offene oder latente Revolution in Permanenz zu erklären, da sich die Unterdrückten selbstverständlich nicht in die ihnen zugemuthete Lage fügen. Der zum Herrschen und Leiten Befähigten aber sind viel zu viele, als daß sie alle daheim einen angemessenen Wirkungskreis finden könnten. Und uns beschert noch dazu der allgemeine Lern- und Bildungzwang eine Unmasse von Leuten, die sich einbilden, zum Leiten und Kommandiren berufen zu sein, wenn sie es auch ihren Fähigkeiten nach nicht sind, und die sich für dienende Stellungen und mühsälige, verachtete körperliche Arbeit zu gut halten. In dieser Beziehung stiften ja unsere exotischen Kolonien, die an sich nur eine großartige, der nationalen Eitelkeit schmeichelnde Spielerei sind, einigen Nutzen: sie absorbiren und beschäftigen ein paar hundert oder tausend unruhige, unfügsame Köpfe. Die Mischung der höheren mit den niederen Rassen ist also eine von der Natur begründete Nothwendigkeit.

Ist die Wiedervereinigung Oesterreichs mit den im neuen Deutschen Reich geeinten deutschen Ländern die einzige mögliche Lösung des österreichischen Problems, so ist sie zugleich auch eine wirkliche Lösung. Jetzt hat man in Oesterreich vier Staatssprachen, nächstens wird man ein Dutzend haben; kein Gedanke daran, daß das Deutsche die eine allgemeine Staatssprache werden könnte. In zwanzig Jahren werden die Deutschen des neuen Reiches und Oesterreichs zusammen 70, in vierzig Jahren 80 Millionen zählen, alle

Natiönchen der habsburgischen Monarchie und die preußischen Polen zusammengenommen aber nur etwa halb so viel. Bei diesem Mischungverhältniß versteht sich in Großdeutschland das Deutsche als die eine allgemeine Staatssprache von selbst; es wird zu ihrer Anerkennung keines Gesetzes bedürfen. Zwei Millionen Deutsche kann der als ritterlicher Magyar verkleidete Hunne mit Füßen treten, aber achtzig Millionen nicht. Und der Mächtige darf ungestraft großmüthig, liberal, mild und tolerant sein. In seiner unbezweifelten und unangreifbaren Herrscherstellung kann der Deutsche die Angehörigen Halbasiens in ihren Muttersprachen schwatzen, lesen und schreiben lassen, so viel ihnen beliebt; so viel Deutsch, wie er zum Fortkommen braucht, wird der Slave, der fortkommen will, ganz von selbst und ungezwungen lernen. Man sage nicht: Preußen werde ja mit seinen zwei Millionen Polen nicht fertig; wie solle es erst werden, wenn wir vierzig bis fünfzig Millionen Slaven, Magyaren, Rumänen und sonstige Fezträger hätten! Die preußische Bureaukratie, wie sie heute ist, würde auch mit 2000 Polen nicht fertig; sie wird mit ihren eigenen Beinen nicht fertig, über die sie fällt. Ein preußischer oder sächsischer Bureaukrat oder Polizist ist im Stande, durch unvernünftige, die äußerste Opposition hervorrufende Zumuthungen einen kerndeutschen Mann dahin zu bringen, daß er den Polen heuchelt. Die polnische Frage Preußens haben nicht die Polen erzeugt: sie ist ein Produkt bureaukratischer und konfessioneller Marotten, die mit ein Wenig Geschäftsspekulation verquickt sind. Hoffentlich wächst eine neue Generation weiserer Staatsmänner heran, daß nicht der große Moment ein kleines Geschlecht finde.

Wie Großdeutschland organisirt sein wird, darüber brauchen wir uns jetzt die Köpfe nicht zu zerbrechen; vielleicht ähnlich dem alten Römerreich: eine Centralleitung mit weitgehender regionaler und lokaler Selbstverwaltung. Die Publizistik der Gegenwart hat sich damit noch nicht zu beschäftigen, sondern nur auf die Richtung hinzuweisen, in der sich die Entwickelung bewegt, und die Gemüther auf die bevorstehenden Katastrophen vorzubereiten.

Neisse. **Karl Jentsch.**



Michael Albert.

„Ich bin ein Pionier der Bildung in einem entfernten Erdenwinkel und gehöre jener Handvoll Leute an, die dem großen Volke, zu dem sie sich zählen, keine Schande machen möchten." M. Albert, Novellen.

Jahrhunderte lang galt für die siebenbürgischen Sachsen das Wort: inter arma silent musae. Das Lied war ihnen versagt, harte Männerarbeit hatte das Schicksal diesem winzigen Splitter deutschen Volksthumes auferlegt und

die Hand, die ohne Rast den Pflug, den Hammer und das Schwert zu handhaben sich hatte gewöhnen müssen, war zu schwer geworden, um den Federkiel des Poeten zu führen. Trotzdem hat zu allen Zeiten doch auch eine gewisse literarische und künstlerische Bethätigung das rauhe Tagewerk der Sachsen verschönt und in unserem Jahrhundert hat ihr nationales Leid, ihre nationale Begeisterung Widerhall in dem Sange reichbegabter Dichter gefunden.

Wenn es wahr ist, daß der echte Dichter seine Probleme nicht nur in seiner Zeit findet, sondern auch den Zeitgenossen einen Spiegel vorzuhalten berufen ist, dann hat die sächsische Dichtung eine besondere Berechtigung. Die Kämpfe der Sachsen sind zum großen Theil ganz anderer Natur als die des großen deutschen Volkes. Das sächsische Leben in seiner Eigenart, die Berechtigung seiner kulturellen Einrichtungen, die nationalpolitischen Gestaltungen und Ausstrahlungen: Das sind die Probleme, die vor Allem diesen deutschen Stamm erregen, der Stoff, den seine Dichter, wenn sie das Herz des Volkes rühren wollen, gestalten müssen.

Zwei hervorragende Persönlichkeiten sind es, die hier, seit den sechziger Jahren, in der neumagyarischen Periode hervorgetreten sind: Traugott Teutsch und Michael Albert. Das Lebenswerk des Jüngeren, Michaels Albert, liegt abgeschlossen vor uns und dürfte auch den deutschen Leser interessiren, denn es zeigt, welche ungebrochene geistige Kraft noch in unserem wetterharten Stamme webt.

Albert wurde am einundzwanzigsten Oktober 1831 zu Trappold, einem ansehnlichen Dorf nicht weit von der Stadt Schäßburg in Siebenbürgen, geboren. Elf Jahre alt, bezog er das Gymnasium dieser Stadt. 1857 absolvirte er die Schule und wurde Hörer an der Universität Jena, um sich dort für das Lehr- und Pfarramt vorzubereiten. Alles Neue dort wirkte mächtig auf ihn ein, die gemeinsamen Ausflüge der Kommilitonen, die schwungvollen Vorträge Kunos Fischer; ein freisinniger, wissenschaftlicher Geist befruchtete damals, wie er selbst berichtet, die theologischen Studien und über Allem waltete die große literarhistorische Erinnerung. 1859 studirte er in Berlin und ein Jahr später in Wien. 1860 kehrte er in die Heimath zurück und wurde als Gymnasiallehrer in Bistritz, ein Jahr später in Schäßburg angestellt. Viele Generationen saßen dort lernend zu seinen Füßen; und als man den seltenen Mann am einundzwanzigsten April 1893 zu Grabe trug, da galt die sächsische Trauer nicht nur dem Dichter, sondern auch dem unvergeßlichen Lehrer. „Meine schriftstellerische Thätigkeit", schreibt er in seiner Selbstbiographie, „stand mit diesem Beruf im besten geistigen Einklange." Von Anfang an veröffentlichte er Verse und Prosa, gesammelt in den „Gedichten" (Hermannstadt, Krafft 1893), und in „Altes und Neues" (Hermannstadt, Krafft 1890). 1883 schrieb er sein Erstlingsdrama: „Die Flanderer am Alt" (Historisches Schauspiel in fünf Akten, zweite Auflage, Leipzig, Otto Wigand), 1886 „Harteneck", Trauerspiel in fünf Akten (Hermannstadt, Krafft) und sein Nachlaß enthielt: „Ulrich von Hutten, historisches Drama in fünf Akten (Hermannstadt, Krafft 1893).

Zu einer seiner Novellen bemerkt er, es sei der Fluch oder besser der Stempel, den das Geschick seinem Volk aufgedrückt habe, daß Keiner, der in ihm groß geworden sei, aus seinem Wesen heraustreten könne. Jeder sei mit seinem innersten Fühlen, mit den Fasern seines tiefsten Lebens mit diesem Stamm verschlungen, der, so klein er sei, sich durch alle Kämpfe der Jahr-

hunderte rein und unvermischt erhalten habe. Mehr als für jeden Anderen gilt dies Wort für ihn selbst. Das sächsische Bauerndorf grüßt er mit den Worten:

„Vom Dorf, drinn' ich geboren,
Trieb weit mich das Geschick;
Das Dorf, das ich verloren,
Grüßt jetzt im Traum mein Blick.
Des Lebens bittern Kummer
Daheim empfand ich nie;
Es rauschte mich in Schlummer
Der Baum der Poesie."

Die Kämpfe, die sein Volk um die nationale Existenz zu führen hat, treten scharf umrissen hervor. Er hat manches epigrammatische Wort zugespitzt, das die Sachsen immer und immer wieder daran mahnen soll, daß der Geist stärker sei als die brutale Gewalt, vor Allem der Geist, der aus dem selben Borne schöpft, aus dem sich Luther, Goethe und Schiller verjüngende Zauberkraft getrunken haben. So wollen seine Dramen verstanden sein, so wollen aber auch seine Novellen gewürdigt werden: die Novellen als realistische Schilderungen sächsischen Volkslebens, die Dramen als lebenskräftige Gestaltungen der rodenden Kulturarbeit der Sachsen. Seltener schildert er den nationalen Gegner. Wo es aber geschieht, in seinen Novellen kurz und schlagend, eingehender und gewichtiger im Drama „Harteneck", da verfährt er immer mit deutscher Unparteilichkeit. In seiner ganzen ursprünglichen Kraft, seinem selbsteigenen Wesen tritt der Herr des Landes, der Magyar, vor das Auge des Lesers. Rücksichtlos und gewaltthätig, ein Kind des Augenblicks und ein Spielball seines heiß wallenden Blutes, ein Lebemann, der im Kreise froher Zecher dem spielenden Zigeuner sorglos die letzte Hunderter-Note hinwirft, „während schon dieser Anblick dem sparsamen sächsischen Pflanzer den Eindruck macht, als reiße man von seiner eigenen Haut einen Fetzen weg". Aber auch seinem Edelmuth, seiner Ritterlichkeit und Geradheit, so weit sie nicht durch die leidige Politik und nationalen Dünkel verkrüppelt sind, leiht unser Dichter helltönende Worte.

Die zünftige Kritik mag Vieles an seinen Werken auszusetzen haben, Eins aber kann sie ihnen nicht absprechen: der individuellste Herzschlag des sächsischen Volkes pocht in ihnen, ein seltener Stimmungzauber strömt von ihnen aus und ihre humorvolle und farbige Kleinmalerei grenzt manchmal an die Art Gottfrieds Keller. Die Sprache der letzten Schöpfungen erinnert an die Meisterwerke der deutschen Klassiker. Im Banne Schillers steht der Dichter in seinen Dramen.

„Wer seid Ihr, wer bin ich?
Eintagsgeschöpfe, flücht'ge Einzelwesen!
Ein Volk ist mehr; ein Volk nur hat Bestand.
Und in dem Volk die fernste Zukunft leben,
Ist unserer Thaten Sporn, des Daseins Kern."

Solche Verse wären ihm ohne Schillers Vorbild nicht gelungen; und dieses Vorbild blitzt überall auch in unzähligen kleinen, rührenden Zügen auf, — ein ergreifender Beweis dafür, wie das sächsische Volk in allen seinen Lebensfasern am deutschen Mutterlande hängt.

Noch Manches ließe sich von den Erzählungen sagen, die moderne sächsische Verhältnisse und Menschen darstellen: Verhältnisse, wie sie die einfache Lebens- und Anschauungweise des Bauern und kleinen städtischen Bürgers mit sich bringt, Menschen, in denen noch der gewaltige, reckenhafte Bauerntrotz lebt, wie ihn Immermann im Oberhof schilderte. Ausgezeichnet ist vor Allem die Erzählung „Die Dorfschule".

Giebt Albert als Erzähler das reale Leben wieder, so verkörpert er als Dramatiker die Ideale, die den Bestand des Sachsenthumes bisher gefestigt und erhalten haben: die bedingunglose Hingabe an das eigene Volksthum und den geistigen und sittlich-religiösen Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande.

„Hier stirbt das Deutsche nicht, darauf vertraut!
Wir kamen nicht zu flücht'ger Rast ins Land . . .
Mit Schweiß und Blut, mit Herzeleid und Wagniß
Verpflichten wir zur Heimath uns die Scholle",

heißt es in den „Flanderern am Alt". Das Schönste ist ihm jedoch in seinen Gedichten gelungen. Wohl dient auch seine Lyrik dem Volk, aber daneben quillt das allgemein menschliche Empfinden aus unversieglichem Born. Ein Beispiel: Im Brautschmuck steht der Baum...

„Es hat um ihn gefreit
Die jugendliche Sonne;
Er steht zum Fest bereit
In Demuth und in Wonne.

Ein Ahnen wunderbar
Scheint heimlich ihm zu sagen:
Du sollst in diesem Jahr
Die ersten Früchte tragen."

Am Reichsten strömt sein Sang, volltönig und in gewaltigen Rhythmen, wo er von seines Volkes Leiden und Freuden handelt. Frohgemuth begrüßt er die neue Zeit; dann beklagt er trauernd, wie Viele zum Grenzthor hinausgezogen sind, um nicht zurückzukehren, seit die freundlichen Geister allhier so Land wie Volk verlassen haben.

Möge dieses in flüchtigen Strichen hingeworfene Bild den Einen oder Anderen veranlassen, dem treuen Verkünder der sächsischen Volksseele näher zu treten. Und möge er sich daran erfreuen, wie hier deutsche Geisteskraft ungebrochen fortwirkt und wie unser wetterharter Stamm, trotz seiner Kleinheit, trotz seiner Armuth und in aller seiner bitteren politischen Noth, noch edelste Frucht trägt.*)

Schäßburg (Siebenbürgen). Dr. Hans Wolff.

*) Eine gute Biographie Alberts von Adolf Schullerus ist im vorigen Jahr bei W. Krafft, Hermannstadt, erschienen.



Richard Strauß und seine Leute.

Niemals hat es an Auslegern und Unterlegern gefehlt. Der schaffende Künstler hat sich nie darum gekümmert; er zeugte sein Werk und überließ den kritisirenden Aesthetikern, seine geheimen Absichten herauszulesen oder geheime Absichten hineinzulesen, die er niemals gehabt hatte. Es wurde nachträglich fleißig erklärt und erläutert und in den Köpfen spekulativer Phantasten entstanden Analysen, über die nicht zum Wenigsten der Schöpfer des analysirten Werkes selbst verwundert sein durfte. Noch kürzlich spottete ein Komponist, der gern von seinen eigenen Intentionen redet, jener „rührenden Menschen, die aus Allem und Jedem Intentionen herausschnüffeln wollen", und aus dem bekannten Wort: „Legt Ihrs nicht aus, so legt Ihrs unter" spricht gleichfalls die unverhohlene Verachtung der philologischen Kritik.

Heute ist, so weit ein gewisser Theil der musikalischen Produktion in Betracht kommt, die interpretirende Gehirnthätigkeit allerdings durch die detaillirten Programme, die die Komponisten ihren Werken beigeben, überflüssig geworden. Konnten sich die Aesthetiker etwa über den poetischen Inhalt einer beethovenschen Symphonie nicht einigen, so ist ihnen jetzt jedweder Zweifel über Das, was die jüngsten Symphoniker in ihren Schöpfungen haben ausdrücken wollen, benommen. Um nicht ganz aufs Trockene gesetzt zu sein, sind sie nunmehr gezwungen, ihren Scharfsinn in anderer Weise zu üben. Sie werden zum Beispiel nachweisen können, daß die malende Musik ein Unding und jede Exkursion in ihr Gebiet eine Verirrung sei.

Die Entartung der Programm-Musik hat unsere Generation wie eine schwere Krankheit befallen. Der Weg, den der große Techniker der Komposition, Hector Berlioz, mit einer bis dahin unerhörten Konsequenz beschritten, den Franz Liszt weiter verfolgt hatte, ist von Richard Strauß bis zu dem Punkt zurückgelegt worden, wo er sich deutlich als eine Sackgasse erweist, selbst für die Leute, die bis zu den phantastischen Don Quixote-Variationen noch geglaubt hatten, daß die Linie Berlioz-Liszt-Strauß usque ad infinitum weiter gezogen werden könnte und schließlich zu ungeahnten Bereicherungen des musikalischen Ausdrucksvermögens führen würde. Die Verranntesten haben sich in utopistischen Träumereien sogar dem Glauben hingegeben, die Musik ließe sich in dem Sinne zu einer Allerweltssprache ausbilden, daß sie einmal im Stande sein würde, Alles, was die Menschheit bewegt, anschaulich und unzweideutig zu schildern, nicht nur das Subjektive der Welt, sondern auch die Erscheinungen selbst. Der Verranntesten einer ist Strauß. Er war es wenigstens, als er seinen „Don Quixote" schrieb. Er sah sich ad absurdum geführt und zur Umkehr gezwungen und schrieb die Tondichtung „Ein Heldenleben". Zwischen ihr und dem „Don Quixote"

liegt die Umkehr in Folge gewonnener Einsicht, das Rückwärtsstreben aus jener Sackgasse, deren Gefährlichkeit der Komponist, der nicht so beschränkt ist, wie ihn uns seine Korybanten darstellen, zwar etwas spät, aber doch noch nicht zu spät erkannt hat. Es ist eine Umkehr im Innersten, nicht etwa eine Umkehr in technischer Beziehung und keine Verzichtleistung auf die Fülle der orchestralen Hilfmittel, die durch ihn eine so fortgesetzte und bedeutsame Erweiterung erfahren haben. Aber er besann sich auf sich selbst und auf das Wesen und die Würde der Kunst, der er dient.

Die lustigen Panegyriker geben natürlich eine Umkehr nicht zu. Sie können sie auch nicht gut zugeben, da sie bisher Alles, was ihr Meister geschaffen hatte, überaus herrlich gefunden haben. Sie scheiden aber nicht den Kern von der Schaale; sie sehen einen orchestralen Aufwand, der größer ist als im „Don Quixote", und sehen zugleich ein unbeirrtes Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Wege überhaupt. Sie werden, wenn es dem Komponisten einfallen wird, statt der angewandten acht Hörner zwölf zu nehmen, wiederum mit dem spöttischen Lächeln ihrer eingebildeten Ueberlegenheit ausrufen: „Er scheint nun einmal keine Vernunft annehmen zu wollen, dieser Richard Strauß; ein verzweifelter Fall, scheints!" Und dann passirt es ihnen vielleicht, daß Strauß, trotz den zwölf Hörnern, ein ganz Anderer geworden ist, — ein ganz Anderer, als Der war, den sie selbst so lärmend gefeiert haben, und daß die Leute, die ehedem „bedenklich ihre Häupter gewiegt" haben, trotz den zwölf Hörnern, d. h. trotz dem noch unerhörten Aufgebot an Instrumenten und trotz den dadurch erzielten unerhörten Klangfarben, dem neuen Werke Geschmack abgewinnen werden. Dann würde es für sie an der Zeit sein, bedenklich ihre Häupter zu wiegen, gäbe es zu ihrer Beruhigung nicht immer noch den Ausweg: „Seht, nun hat er sich endlich siegreich durchgesetzt. Wir haben Das schon lange gewußt; was sind wir doch für helle Köpfe!" Denn darauf kommt es ihnen an: als weitblickende Erkenner des Großen sich herauszuheben, sich ein Piedestal zu schaffen und so für sich selbst den Schein eigener Bedeutung zu gewinnen. Der Rigorismus, mit dem sie dabei verfahren, ist ungemein possirlich; wer anders denkt und urtheilt als sie, wird als bedauernswerther Hinterwäldler bezeichnet. Sie haben meistens nicht die Fähigkeit, etwas Positives über die verfochtene Sache selbst auszusagen; dafür bearbeiten sie aber die Anderen, denen „die wahre Erkenntniß" mangelt, mit Knütteln. Manche machen dermaßen ein Geschäft aus dem Bahnbrechen für aufstrebende „Genies", daß sie sich völlig kritiklos in die heterogensten Erscheinungen festbeißen, wobei es ihnen nichts verschlägt, gelegentlich auch einen ausgemachten Stümper auf den Schild zu heben. Die Masse muß es eben bringen, denn Einer oder der Andere von den Beweihräucherten gelangt am Ende doch zu allgemeiner Anerkennung. Dann

ist der Zweck erreicht, — und auf einen vorhergegangenen Irrthum mehr oder weniger kommt es nicht an. Ich kann mir an dieser Stelle nicht versagen, eine der ergötzlichsten Stilblüthen niedriger zu hängen, die es in der „Neuen Musikalischen Rundschau" zu pflücken gab. Da hieß es nämlich am Schluß eines Artikels, der an saftigem Ueberschwang das Unmöglichste leistete: „Alle aber waren der Empfindung voll, daß es etwas ganz Großes und Gewaltiges sei, das da in Tönen an ihnen vorübergezogen war. Und ich wage kühnlich, zu behaupten, daß Richard Straußens ‚Also sprach Zarathustra' einen Gipfel in der Kunstgeschichte vorstellt, weit Alles überragend, gleich der ‚H-moll-Messe', der ‚Neunten' und dem ‚Tristan'."

In der That: man mag darüber nachdenken, so viel man will: man wird diese Behauptung nicht anders bezeichnen können, als wie sie der Schreiber selbst bezeichnet hat. Sie ist eben einfach „kühnlich". Diesem beflissenen Trompeter ist vermuthlich beim „Don Quixote" der Athem schon ausgegangen. Er hat seinen höchsten und stärksten Ton geblasen; denn wir kennen kein Tonwerk, das wir über die „H-moll-Messe" oder über die „Neunte" — in puncto: „Tristan" mache ich nicht mit — stellen können. Ich habe nicht vernommen, ob die selbe Ehre, da Strauß doch unbeirrt vorwärts schreitet, seinen beiden jüngeren Werken zu Theil geworden ist. Jedenfalls wäre diese Rangverleihung zur nothwendigen Konsequenz geworden. Bei Alledem muß sich der ruhige Beobachter innerlich fragen: Nützen solche unsinnigen „Behauptungen" der Sache; sind sie nicht vielmehr danach angethan, die Gemüther zu verwirren und den Widerspruch Derer heraufzubeschwören, die, wie es sich gehört, mit Gemessenheit, meinetwegen auch mit scharfer und schärfster Betonung ihrer Einwände, der natürlichen Entwickelung des in Sturm und Drang treibenden Komponisten entgegensehen? Muß ein also Gefeierter, wofern er eine Persönlichkeit von wirklichem Werth und von Takt ist, sich nicht angewidert von solchem Gebahren abwenden? Sicherlich: Strauß wird unbeirrt seinen Weg vorwärts schreiten, unbeirrt durch die Anfeindungen seiner Gegner, aber, so wollen wir hoffen, auch unbeirrt durch die Lobhudeleien seiner Anhänger.

Wie die Sachen augenblicklich liegen, hat er sich, wie gesagt, zu einer Umkehr bequemt. Er hat sich durch eigenes Besinnen oder durch die Stichhaltigkeit objektiver Aussetzungen bestimmen lassen, eine andere Marschroute einzuschlagen, um denn ein anderes Bild zu gebrauchen als das der verpönten Umkehr. Im „Don Quixote" sehen wir ihn, wie in „Also sprach Zarathustra" und in der Mehrzahl seiner Werke, sich einer bedeutenden Dichtung als Eselsbrücke zum großen Erlebniß bedienen. Es war das offenbare Zeichen schöpferischer Unkraft, daß er Nietzsche und Cervantes musikalisch zu illustriren unternahm. Das Aufbauen einer langathmigen symphonischen Dichtung

an der Hand eines im Voraus bis in alle Einzelheiten festgelegten poetischen Programmes muß entschieden den Schein erwecken, das es dem Komponisten schwer wird, zu produziren, ohne durch Anleihen bei der Schwesterkunst eine ganz bestimmte Reihe von Vorstellungen in sich wach zu rufen. Nicht das eigene große Erlebniß führt ihn zur Konzeption und Ausgestaltung des Kunstwerkes, sondern das große Erlebniß eines Anderen. Er entkleidet die Musik ihrer Selbständigkeit und bindet sie an eine andere Kunst, deren Wesen von dem der Musik verschieden ist, — wie denn die Musik überhaupt eine Sonderstellung uner den Künsten einnimmt. Er bindet sie an die Schwesterkunst und zwingt sie, auszudrücken, was eben nur dieser Schwesterkunst auszudrücken möglich war, — dieser oder den anderen Schwesterkünsten.

Da wir in der Musik nicht „die Nachbildung, Wiederholung irgend einer Idee der Wesen in der Welt“ erkennen, vielmehr in ihr das tiefste Innere unseres Wesens zur Sprache gebracht sehen, können wir nur den Ausdruck der Leidenschaften und nicht die Malerei der Dinge von ihr erwarten und verlangen. „Jedoch redet sie nicht von Dingen, sondern von lauter Wohl und Wehe,“ sagt Schopenhauer, „als welche die alleinigen Realitäten für den Willen sind: darum spricht sie so sehr zum Herzen, während sie dem Kopf unmittelbar nichts zu sagen hat und es ein Mißbrauch ist, wenn man ihr Dies zumuthet, wie in aller malenden Musik geschieht, welche daher, ein für alle Mal, verwerflich ist, wenngleich Haydn und Beethoven sich zu ihr verirrt haben.“ Wenn man allerdings die Programm-Musik Haydns und Beethovens mit den modernen Entartungen vergleicht, so könnte man in Versuchung gerathen, jene gar nicht als Programm-Musik anzuerkennen.

Das Programm der „Pastorale“ lautet: „Erwachen heiterer Empfindungen bei der Ankunft auf dem Lande“, „Szene am Bach“, „Lustiges Zusammensein der Landleute“, „Donner, Sturm“, „Hirtengesang. Frohe, dankbare Gefühle nach dem Sturm“. Es sind kurze, prägnante Ueberschriften der einzelnen Sätze, die die Phantasie des Hörers in bestimmte Bahnen lenken, — die Phantasie des Hörers, der zu versuchen gewohnt ist, „jene ganz unmittelbar zu uns redende, unsichtbare und doch so lebhaft bewegte Geisterwelt zu gestalten und sie mit Fleisch und Bein zu bekleiden, also sie in einem analogen Beispiel zu verkörpern.“ Strauß aber will nicht zum Herzen sprechen, sondern zum Kopf; er möchte die Phantasie nicht anregen, sondern versucht, sie zu knebeln. Man braucht nur das zusammenfassende Programm seines „Don Quixote“, in dem auf die hundert Bedeutungen der einzelnen Motive, ihrer Umgestaltung und ihrer Zusammenschweißung noch nicht einmal hingewiesen ist, zu überlesen, um sofort zu erkennen, daß hier der Ausdrucksfähigkeit der Musik so Unmögliches aufgebürdet ist, daß diese Aufbürdung entweder als schwerer fundamentaler Irrthum oder als Spielerei ausgelegt werden muß.

Das Programm lautet: „Introduktion: Don Quixotes Art und Gesinnung, wie sie durch die Lecture der alten galanten Ritterromane allmählich sich gestaltet und verirrt bis zu seinem Entschluß, als fahrender Ritter auf Abenteuer auszuziehen. Thema: Der Ritter von der traurigen Gestalt (nun vielfach von einem Solo-Violoncell dargestellt) und sein pfiffig bäurischer Schildknappe Sancho Pansa (Baßklarinette und Tenortuba, dann meistens Solo-Bratsche). Erste Variation: Der Ausritt. Der Windmühlen-Kampf. Zweite Variation: Der siegreiche Kampf mit der Hammelherde. Dritte Variation: Ein Gespräch zwischen dem idealen Don Quixote und dem nüchtern-materiellen Sancho. Vierte Variation: Der Kampf gegen eine Büßerschaar. Fünfte Variation: Die nächtliche Waffenwache, treues Gedenken an Dulcinea. Sechste Variation: Begegnung mit einer Bauerndirne, die Sancho seinem Herrn als Dulcinea bezeichnet. Siebente Variation: Der eingebildete Ritt durch die Luft auf dem hölzernen Pferd. Achte Variation: Die Fahrt auf dem verzauberten Nachen (Barcarolle). Neunte Variation: Der Kampf gegen vermeintliche Zauberer, zwei Pfäfflein auf ihren Maulthieren. Zehnte Variation: Der Zweikampf mit dem Ritter vom blanken Mond. Don Quixote, zu Boden gestreckt, sagt den Waffen Valet und wird Schäfer. Finale: Don Quixotes letzte Tage in Beschaulichkeit. Sein Tod."

Das ist aber nur ein kurzes, die Hauptpunkte bezeichnendes Programm. Ueber die Details seiner Intentionen läßt uns der Komponist durch Arthur Hahn unterrichten, der bei Bechthold in Frankfurt am Main ein ausführliches Programmbuch herausgegeben hat. Dieses Programmbuch beruht auf den eigenen Anweisungen des Komponisten und enthält also nicht etwa Dinge, die der spekulativen Phantasie eines kühnen Analytikers entsprungen sind, oder gar Ergüsse eines lustigen Schalks. Und doch muthet es durchweg fast so an, als ob Spott und Satire dem Verfasser die Feder geführt hätten. Es in allen seinen geradezu absurden Einzelnausführungen zu beleuchten, würde zu weit führen. Einige Stellen daraus, im Verein mit dem mitgetheilten Programm, werden genügen, um den Geist erkennen zu lassen, aus dem die phantastischen Variationen geboren sind.

Zuerst wird das thematische Material bekannt gegeben. Ein Thema wird notirt, das „die ritterliche Art und Gesinnung im Allgemeinen", dann eins, das „die ritterliche Galanterie im Besonderen", dann eins, das „die bekannte Neigung Don Quixotes zu falschen Schlüssen" (!) charakterisirt. Im weiteren Verlauf wird nun das erste Thema „in eigenthümlich verschnörkelter Weise weitergesponnen", wodurch sich uns der lesende Don Quixote darstellen soll. Wir erfahren auch gleich, was er liest und was für Gestalten in seinem Hirn rumoren. Da ertönt nämlich eine schmachtende

Melodie der Oboe und sofort weiß der Hörer, daß in ihr das Frauenideal der Ritterzeit, die Dame, unter deren Zeichen und zu deren Preis der auf Fahrten ausziehende Kämpe seine Thaten vollführt, versinnlicht ist. Trompeten ertönen. Das heißt: ein Ritter zeigt sich. Eine Tuba ertönt. Das heißt: ein Riese zeigt sich. Und Trompetengeschmetter und Tubatöne zusammen heißen: ein Ritter ficht gegen einen Riesen. Die Sache erhält aber noch eine andere tiefe und ungemein sinnreiche Beziehung dadurch, daß die Trompeten, die Tuba, ja wirklich die Tuba — eine Neuerung, die im Lager der Straußianer als unerhört genial gefeiert wurde — und fast alle übrigen Instrumente mit Dämpfern gespielt werden. „Durch die Eigenthümlichkeit der damit erzielten Klangfarbe sollen die nach einander auftretenden Gestalten ausdrücklich als Phantasiegeschöpfe charakterisirt werden, von denen sich dann der lesende Don Quixote als einzige reale Erscheinung abhebt, indem sein Thema stets ohne Dämpfung zu Gehör kommt.“ Nun ertönt wieder das Thema, das den lesenden Don Quixote charakterisirt, mit ihm kontrapunktirend das Thema, das das ritterliche Frauenideal charakterisirt. Das bedeutet dem unentwickelten Musikverstand eine kontrapunktische Verknüpfung zweier Themen, die alles Mögliche ausdrücken können, dem entwickelten hingegen, an den Strauß sich wendet, „sagt die Verknüpfung, daß Don Quixote immer eifriger liest und daß das ritterliche Frauenideal es ihm offenbar angethan hat.“ Jetzt kommt er an ein Kapitel, in dem ein anfänglich kräftig und selbstbewußt auftretender Ritter (Thema 5a, Hörner mit Dämpfern) sich ganz dem Frauendienst hingiebt und, umstrickt von den Liebesnetzen seiner Schönen (Thema 5b, Solo-Violine mit Dämpfer), mehr und mehr verweichlicht (Thema 5c, Horn, Violoncello) und endlich durch Galanterie völlig zu Grunde geht (Thema 5d). Dann markiren die Bratschen die Gestalt eines büßenden Ritters; und endlich tritt noch ein allgemeiner Typus ritterlicher Kraft auf. Es folgt nun „eine reiche polyphone Verwebung der betreffenden Themen“. Das bedeutet: Don Quixotes Verstand trübt sich zusehend. In Trompeten und Posaunen erscheint das die ritterliche Art und Gesinnung charakterisirende Thema. Das bedeutet: ein Plan reift in Don Quixote. Ein jähes Harfen-Glissando führt zu den grellsten Dissonanzen. Das bedeutet: eine Katastrophe kündigt sich als unmittelbar bevorstehend an. Das Orchester thut einige wuchtige Schläge. Das bedeutet: Don Quixote ist übergeschnappt. „Die Fortissimo-Ansätze des Rittermotivs und endlich eine Fermate auf tiefem a bekräftigen auf das Nachdrücklichste den unerschütterlichen Entschluß: er will selbst ein fahrender Ritter werden.“

Das ist der „Inhalt“ der Introduktion. Die Erläuterungen des Themas, der zehn Variationen und des Finales sind alle in dem selben Stil gehalten.

In der zehnten Variation kämpft Don Quixote mit dem Ritter vom blanken Mond. Er wird besiegt, muß sich den Bedingungen des Kampfes fügen und zieht heimwärts. „Wie es in seinem Gemüth aussieht, Das sagt uns das schmerzlich wilde Durcheinander seiner Motive, während Sancho schon seine Freude darüber nicht mehr verbergen kann, daß es zurück in die Heimath geht.“ Da bekommt die Musik eine pastorale Färbung, was nicht mehr und nicht weniger zu besagen hat, als daß Don Quixote beschließt, Schäfer zu werden und als Schäfer sein Dasein beschaulich zu beenden. „Noch einmal bricht der Schmerz um sein verlorenes Ritterthum heftig hervor; darauf beginnt es sich plötzlich in seinem Innern aufzuhellen (aufwärts steigende Holzbläser-Akkorde). Es wird immer klarer in seinem Geist und endlich will sich auch der letzte Rest des Wahnes, der ihn umfangen hält, lösen (Dominant-Septimen-Akkord von D-dur in lichtester Höhe). Die heftigen Gemüthserschütterungen sind von heilsamster Wirkung gewesen. Don Quixotes Verstand wird wieder hell und klar und frei von den Schatten der Unvernunft.“

„So weit das Programm. Ganz Deutschland schenkt es ihm: solche Wegweiser haben immer etwas Unwürdiges und Charlatanmäßiges. Der zartsinnige, aller Persönlichkeit mehr abholde Deutsche will in seinen Gedanken nicht so grob geleitet sein; schon bei der Pastoralsymphonie beleidigt es ihn, daß ihm Beethoven nicht zutraute, ihren Charakter ohne sein Zuthun zu errathen. Der Mensch besitzt eine eigene Scheu vor der Arbeitstätte des Genius: er will gar nichts von den Ursachen, Werkzeugen und Geheimnissen des Schaffens wissen, wie ja auch die Natur eine gewisse Zartheit bekundet, indem sie ihre Wurzeln mit Erde überdeckt. Verschließe sich also der Künstler mit seinen Wehen; wir würden schreckliche Dinge erfahren, wenn wir bei allen Werken bis auf den Grund ihrer Entstehung sehen könnten.“ So spricht sich Robert Schumann über die „Symphonie phantastique“ von Hector Berlioz aus. Die Abwehr müßte Straußens „Don Quixote“ gegenüber um so viel schärfer ausfallen, als sein Programm zerrissener, äußerlicher und spielerischer ist. Wohl ließen sich die ewigen großen Werthe aus dem Roman des genialen Spaniers herausnehmen und musikalisch umprägen. Aber Strauß hat nicht verstanden, aus eigener Kraft Neues zu geben, sondern sich damit begnügt, oberflächlich zu illustriren. Er greift zehn Episoden heraus, gruppirt sie für seine Zwecke und hat damit den Stoff für zehn Variationen. Er erfindet zwei Hauptthemen, das eine für den Ritter von der traurigen Gestalt, das andere für einen pfiffigen Schildknappen: nun hat seine Phantasie freie Bahn und Wegzehrung und das Spiel beginnt mit dem ganzen Aufgebote einer Technik, die hiermit aufgehört hat, Mittel zum Zweck zu sein, und in fast peinigender Weise Selbstzweck geworden ist. Er unternimmt, in buntem Aufeinander

und Durcheinander, die Musik Empfindungen und Leidenschaften, reale Dinge und konkrete Vorgänge schildern zu lassen. Wäre die Welt mit dem Begriffe Programm-Musik nicht bereits gar zu vertraut, um nicht zu sagen: infizirt, wäre sie in ihrer Denkfaulheit nicht bereits dem Wahn verfallen, die Musik ließe sich thatsächlich in der Richtung sprachlicher Ausdrucksfähigkeit nach Belieben potenziren, wäre sie mit einem Wort naiver, so müßte sie unfehlbar in ein schallendes Gelächter über ein Programm ausbrechen, wie es Strauß seinen phantastischen Variationen zu Grunde gelegt hat. Oder wäre etwa der ganze „Don Quixote", wofür ihn einige Straußianer haben erklären wollen, ein einziger ungeheurer Witz? An diese Unterschiebung glaube, wer mag. Ich für meinen Theil glaube, daß diese Erklärung nichts weiter vorstellt als das verkappte, sauer-süße Eingeständniß von Leuten, denen die hypergenialische Offenbarung ihres Lieblings selbst nicht ganz geheuer ist.

Mit seinem Werk „Ein Heldenleben" hat Strauß in eine Bahn eingelenkt, die er hoffentlich fürderhin, ohne sich durch zweifelhafte Experimente ablenken zu lassen, weiter verfolgen wird. Er hat sich hier der Eselsbrücke einer bedeutenden Dichtung entschlagen und zum ersten Male mit vollkommener Bewußtheit das eigene Erlebniß zum Gegenstand seiner Schöpfung gemacht. Daß Das einen großen Fortschritt bedeutet, werden nur jene enragirten Anhänger nicht begreifen, die zu Allem, was er bisher geschaffen hat, Ja und Amen gesagt haben. Der Held ist er, das Heldenleben ist sein Leben! Das Programm lautet: „Der Held", „Des Helden Widersacher", „Des Helden Gefährtin", „Des Helden Wahlstatt", „Des Helden Friedenswerke", „Des Helden Weltflucht und Vollendung". Die Arbeit ist klar disponirt, nach rein musikalischen Gesichtspunkten monumental aufgebaut und gliedert sich dem Hörer in sechs breite Abschnitte von übersichtlicher Plastik. Die Musik ist allerdings nicht ganz der reine Ausdruck der Affekte, sondern dient in einzelnen Partien noch dem Streben, „die Dinge zu malen". Wer möchte dem Komponisten aber verargen, daß er zum Beispiel seine Widersacher schildert, als ob sie Alle hämische, geifernde, giftige Trottel wären? Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß selbst großen Künstlern das blödeste Geraspel ihrer Korybanten lieblichere Musik ist als das absprechende Urtheil ernster, sachlicher und fachkundiger Gegner, mag es zehnmal berechtigt sein. Wer möchte ihm ferner verargen, daß er sich selbst als Helden seiner Tondichtung behandelt hat, sich selbst und sein Erlebniß im Kampf um die Anerkennung der Welt, — was aus dem „Des Helden Friedenswerke" betitelten fünften Abschnitt, in den er Motive aus seinen früheren Werken hineingearbeitet hat, unzweideutig hervorgeht? Und doch hat man ihm Das verargt; daß aber seine Freunde geglaubt haben, ihn in Schutz nehmen zu müssen, und be-

haupten, er habe sich selbst gar nicht gemeint: Das ist das Komische an der Affaire.

Ich bin weit davon entfernt, die Bedeutung Straußens zu unterschätzen, am Allerwenigsten seine Bedeutung in Bezug auf die Bereicherung der orchestralen Hilfsmittel. Er und Gustav Mahler sind die beiden einzigen lebenden Symphoniker großen Stiles, die ernst zu nehmen sind, und über Beide werden wir so bald noch nicht ins Reine kommen, denn Beide befinden sich auf der Mittagshöhe ihres Schaffens. Dem Einen oder dem Anderen den Vorzug zu geben, ist schließlich Sache des Geschmackes. Mir persönlich gewährt Mahlers Kunst mehr. Sie ist reifer und tiefer, auch will mir scheinen, als ob er die stärkere ursprüngliche Veranlagung besitzt. In technischen Dingen geben Beide einander schwerlich Etwas nach. Ich habe stets als ungerechtfertigt empfunden, wenn bei der Werthung technischer Errungenschaften Strauß allein ins Feld geführt wurde. Strauß verdankt gerade hierin seinem Rivalen mehr, als seinen Anhängern bekannt zu sein scheint.

Max Marschalk.



Der Schmetterling.

Unten.

Ein Schmetterling flatterte hoch, hoch hinauf. Da ward er in der Freiheit sich erst seiner Schönheit bewußt und vor Allem freute er sich, mit einem Blick von droben so viel, viel mehr zu umspannen, als unten je möglich war.

„Kommt!" schien er den Andern zuzurufen, die unten auf der blumigen Wiese spielten.

„Wir nippen unseren Honig und bleiben hier."

„Ach, wenn Ihr wüßtet, wie herrlich es droben ist! ... Kommt, kommt!"

„Giebt es bei Dir auch Blüthenkelche und Honig, den wir Schmetterlinge zum Leben nöthig haben?"

„Man kann von hier alle Blumen auf einmal sehen und ihre Pracht ist unbeschreiblich ..."

„Ja, aber der Honig?"

Freilich, Honig war da oben nicht!

Und darum dauerte es nicht lange ... und der stolze Schmetterling, dem es unten nicht gefallen hatte, wurde müde ...

Er wollte aber oben bleiben! Es war so herrlich, Alles zu übersehen, über dem Gewimmel der Anderen.

Aber Honig ... Honig? Nein, Honig war da oben nicht

Und der Schmetterling wurde ganz schwach und sein Flügelschlag wurde lahm.

Er sank ... und übersah schon weniger.

Doch er wollte ...

Nein, es half nichts! Er sank ...

„Ei, da kommst Du ja wieder", riefen die Anderen. „Haben wir es nicht gleich gesagt? Du kommst, um, wie wir, hier unten Honig zu trinken. Wir wußten es wohl!"

So riefen sie und waren stolz darauf, daß sie Recht behalten hatten; aber sie behielten doch nur Recht, weil sie überhaupt nicht ahnten, wie schön es oben war.

„Komm und nippe Deinen Honig mit uns!"

Und der stolze Schmetterling sank ... immer tiefer ... und er wollte immer noch ... Da war ein Blumenbeet. Wird er es erreichen?

Jetzt sank er nicht mehr ... er fiel! Er fiel neben das Blumenbeet, auf den Weg, in das Fahrgleis ... und da zerquetschte ihn der Huf eines Esels.

Beinahe hätte ich zu erzählen vergessen, daß die anderen Schmetterlinge ihn gar nicht bemitleideten, sondern nur mit großer Selbstzufriedenheit ihre eigene Klugheit rühmten, die, genau betrachtet, doch nichts Anderes war, als daß sie sich von ihrem lieben Honig nicht trennen konnten.

So sind wir Menschen aber auch.

Oben.

Ein Schmetterling flatterte hoch, hoch hinauf ...

„Lieber Autor, ich kenne die Geschichte."

Ich glaube nicht. Höre nur zu: Ein Schmetterling flatterte hoch, hoch hinauf. Da ward er in der Freiheit sich erst seiner Schönheit bewußt und vor Allem freute er sich, mit einen Blick von droben so viel, viel mehr zu umspannen, als unten je möglich war. Er rief den Anderen, die unten geblieben waren, zu, ihm nachzukommen; aber sie wollten nicht, denn sie mochten sich von ihrem Honig nicht trennen. Der Schmetterling fürchtete sich nun, von plumpen Hufen zertreten zu werden, wenn er niederstiege. Weil er aber auch den Honig nicht ganz entbehren konnte, flog er nach einer Berghalde, auf der schöne Blumen standen und die für Esel zu steil war. Hier schwebte er fröhlich von Blüthe zu Blüthe und sammelte so viel Honig, wie er nöthig hatte, und war glücklich, daß ihm das verdrießliche Niedersteigen erspart geblieben war. Und wenn er sah, daß ein Schmetterling unten zu dicht an das Fahrgleis kam, in dem so viele Schmetterlinge zertreten werden, ... versuchte er, zu warnen, und bewegte seine Flügel mit zitternden Schlägen. Aber Das wurde nicht gesehen. Ja, der Bergschmetterling wurde von Denen unten überhaupt nicht mehr bemerkt; denn sie waren zu sehr beschäftigt, ihren Honig zu sammeln, und wußten nichts davon, daß es oben auch Blumen giebt.

Eduard Douwes Dekker.
(Multatuli).



Der Zionisten-Kongreß in Basel.

Zum dritten Mal hat Basel im August dieses Jahres Juden aus allen Ländern in seiner Mitte gesehen. Advokaten und Aerzte, Journalisten und Kaufleute waren zusammengekommen, um im großen Kasinosaale vier Tage hindurch über das Schicksal des jüdischen Volkes und die Gründung eines „Judenstaates" in Palästina zu berathen. Herr Herzl, der Feuilleton-Redakteur der „Neuen Freien Presse", hat als Eröffnungrede ein Feuilleton über die „Zukunft der Bewegung" vorgelesen und Herr Nordau, der pariser Korrespondent der Vossischen Zeitung, ist eigens aus Rennes hergeeilt, um die Verfolgungen der Juden im letzten Jahre pathetisch zu schildern und alle Anwesenden zu Thränen zu rühren.

Dadurch kommt dann eine unglaubliche Begeisterung über die Versammlung, die sich in „nicht enden wollenden" Hochrufen Luft macht. Wenn Einer aber doch an der Messiasähnlichkeit der „Führer" zu zweifeln wagt, dann wird ihm das Wort entzogen. Wer eine Rechnungablage über die Schekelgelder*) verlangt, wird als „Verräther des Judenthumes" gebrandmarkt. Und wer so neugierig ist, sich nach den diplomatischen Chancen des „Judenstaates" zu erkundigen, wird darauf verwiesen, daß Sultan Abd ul Hamid auf ein Geburtstagstelegramm dankend erwidert habe, daß sich Kaiser Wilhelm für „die Sache" interessire und daß nur ein Böswilliger die für wenige Eingeweihte bestimmten diplomatischen Geheimnisse öffentlich diskutirt zu hören wünschen könne. Schließlich erfolgt die Wiederwahl des „Welt-Aktion-Komitees", dem fünfundzwanzig Doktoren, darunter fünf Rabbinen und sechs Advokaten, angehören, — und mit den üblichen Hochs wird die Versammlung geschlossen. Von einer ernsten Debatte über Programm, Taktik und Organisation, von einer klaren Darlegung der Ziele und Bestrebungen ist keine Rede; nichts als Beifallklatschen, wechselseitige Beräucherung, schwülstige Phrasen und Stimmungmacherei: ein abstoßender Anblick für jeden politisch gebildeten Menschen. Das sind keine Männer, sondern große Kinder. Ihre Mehrheit rekrutirt sich aus dem russischen Judenthum, das politisch noch gänzlich unreif ist. Deshalb sind auch in diesem Jahr viele westeuropäische Zionisten überhaupt ausgeblieben und die Zahl der Delegirten war erheblich geringer als im Vorjahre. Immerhin schlugen diesmal einige Russen mit westeuropäischer Bildung schärfere Accente an und traten der Diktatur Herzls, seinen maßlosen Versprechungen und seiner unparlamentarischen Leitung der Debatten mit Entschiedenheit entgegen.

Herr Herzl hat ausführlich auf seine Audienz bei Kaiser Wilhelm in Palästina hingewiesen und besonders betont, daß der Deutsche Kaiser der vor ihm erschienenen Deputation erklärt habe, „allen denjenigen Bestrebungen sein wohlwollendes Interesse zu schenken, die auf die Hebung der Landwirthschaft Palästinas zum Besten der Wohlfahrt des türkischen Reiches unter voller Respektirung der Souverainetät des Sultans abzielen." Das war der Haupttrumpf des Kongresses. Die verbindlichen — man könnte auch sagen: unverbindlichen — Worte des Kaisers, der die zionistische

*) Die Schekelgelder — jeder Zionist hat jährlich einen Schekel (eine Mark) zu bezahlen — haben im vorletzten Jahr 63 000 Frcs., im letzten Jahre 114 000 Frcs. betragen. Der Kongreß erfährt nur die Gesammtsumme der Einnahmen und Ausgaben. Eine spezielle Rechnunglegung durch das Aktion-Komitee findet nicht statt.

Deputation auf Intervention des Großherzogs von Baden empfangen hatte, wurden zu einem Ereigniß ersten Ranges aufgebauscht. Herr Herzl, der sich gerade durch mysteriöse diplomatische Andeutungen und Vorspiegelungen seinen Anhang verschafft hat, hatte eben einen solchen „Schlager" nöthig, um die Abgesandten des durch seine politische und ökonomische Lage zur Verzweiflung getriebenen jüdischen Proletariates weiter vertrösten zu können und das bevorstehende Fiasko noch einmal hinauszuschieben. Da die „diplomatische" Interventionpolitik Herzls bisher sonstige Erfolge nicht aufzuweisen hat, mußte also der Deutsche Kaiser herhalten; und Das war um so nöthiger, als auch die Gründung der „Jüdischen Kolonialbank" völlig mißlungen ist.

Die „Jüdische Kolonialbank", deren Gründung vom vorjährigen Zionistenkongreß beschlossen wurde, war dazu ausersehen, als juristische Person die Unterhandlungen mit der türkischen Regirung wegen des Ankaufes von Palästina oder wegen der Erlangung von „charters" zu führen. Da aber die jüdischen Millionäre und selbst Baron Edmund Rothschild in Paris, Sir Samuel Montagu in London, die sich für die Kolonisation in Palästina interessiren, von der Gründung nichts wissen wollten, blieb nichts übrig als der Versuch, das Gründungkapital der in London registrirten Bank — zwei Millionen Pfund Sterling —, auf Appoints von ein Pfund Sterling vertheilt, durch eine jüdische Volkssubskription zusammenzubringen. In ganz Deutschland und Oesterreich-Ungarn fand sich keine einzige Bank, die als Subskriptionstelle dienen wollte. Die Subskriptionen mußten durch Agitatoren und Vertrauensmänner eingesammelt werden; und wie wenig die „Bankgründer" selbst auf Erfolg des Unternehmens, das übrigens von der demokratisch-sozialistischen Parteigruppe unter der Führung Bernards Lazare heftig bekämpft worden ist, rechneten, geht daraus hervor, daß sie trotz der Kleinheit der Appoints noch Zahlungen in Raten bewilligten. Nach dem Prospekt sollte die Bank ihre Thätigkeit schon beginnen, sobald nur 250000 Pfund Sterling — also ein Achtel des Bankkapitales — eingezahlt sein würden. Doch selbst die bescheidensten Erwartungen sollten enttäuscht werden. Zwar haben sich nach den Mittheilungen der Kongreßleitung etwa hunderttausend Subskribenten gefunden, aber das erforderliche Minimalkapital wurde nicht erreicht. Darüber wird sich auch Niemand wundern; denn wenigstens neun Zehntel der Subskribenten gehören den untersten Proletarierschichten Osteuropas an. Ihnen, die allerlei phantastischen Vorspiegelungen zugänglich sind, fiel es nicht schwer, Antheilscheine zu zeichnen, dagegen wohl um so schwerer, mehr als die erste Anzahlung von vier Mark zu leisten. Für die Geheimnißkrämerei der Kongreßleitung ist es charakteristisch, daß sie nicht einmal mittheilte, wie viele Aktien gezeichnet worden sind und wie hoch das eingezahlte Kapital ist, — für ihre Effekthascherei ist es um so charakteristischer, daß mit der Anzahl der Subskribenten renommirt wurde. Der Vorsitzende des Bankkomitees, ein Mynheer aus dem Haag, hat am achtzehnten Juli in London erklärt, man werde sich im nächsten Jahre lediglich auf die Verwaltung der anvertrauten Gelder beschränken müssen. Die Türkei, deren Schulden die Kolonialbank konvertiren wollte, wird sich also inzwischen anderweitig umsehen müssen und die Gründung des „Judenstaates" auf Aktien wird wohl gerade so lange auf sich warten lassen wie das Tausendjährige Reich.

Mit Abschluß des Kongresses ist die Arbeit der Kongreßbesucher noch nicht zu

Ende. Sobald diese wohlhabenden Sommerausflügler ihre schweizer Vergnügungsreise beendigt haben, gehen sie unter das Volk. Monate hindurch werden die geistig und physisch heruntergekommenen, politisch rechtlosen und am Hungertuch nagenden Judenmassen in den dumpfen Ghettos von Galizien, Rumänien und Rußland — nicht etwa belehrt, aufgeklärt, zur wirthschaftlichen Selbsthilfe angeregt oder organisirt, sondern — durch Andeutungen, mystische Verheißungen, ja, sogar durch bündige Versprechungen der baldigen Rückkehr nach Palästina in einen wirren Rausch versetzt. So hat Herzl vier Wochen nach dem vorjährigen Kongreß, am dritten Oktober 1898, sich nicht gescheut, in einer londoner Versammlung russischer Juden zu erklären: „Ich werde mich nicht in eine Detailmalerei der Rückkehr einlassen, denn sie steht unmittelbar bevor. Ich weiß, was ich sage; ich habe noch nie so bestimmt gesprochen. Ich erkläre Ihnen heute, daß der Augenblick nicht mehr fern ist, da sich die Juden in Bewegung setzen werden."

Seitdem sind mehr als zehn Monate vergangen und die Sache steht natürlich noch auf dem selben Fleck, d. h. sie bleibt nach wie vor das Phantasiegebilde eines ruhmlüsternen Mannes. Die Hauptsache für ihn und seinen Freund Nordau ist ja doch, daß man von ihnen redet und schreibt. Jeder Kongreß erfüllt den Zweck, diese beiden Herren zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu machen und ihre Häupter mit der Aureole der „Judenretter" zu krönen. Es ist ja gerade Sauregurkenzeit und die Blätter haben genügend Raum, um mit mehr oder weniger Ausführlichkeit die mehrtägigen Kasino-Vorstellungen von Basel zu schildern. Vielleicht glauben sie auch damit ihren Lesern einen richtigen Begriff vom Zionismus zu geben. Und darauf spekuliren die „Judenstaats"-Fabrikanten, die den Kongreß „machen" und in Wahrheit eine Karikatur des Zionismus darbieten.

Zionismus und zionistische Partei sind eben so sehr zweierlei Dinge wie der Liberalismus und die liberalen Parteien oder wie die christlich-soziale Idee und der unter dieser Maske auftretende Antisemitismus. Der Zionismus, über den viel gespottet und gegen den besonders im Lager der Reform-Rabbiner mehrfach protestirt wurde, verdient weder Protest noch Spott. Wie der Sozialismus für den industriellen Proletarier, so ist der Zionismus für das jüdische Lumpenproletariat in den östlichen Ländern, in Galizien, Rumänien und Rußland — und da wohnen doch ungefähr neun Zehntheile der gesammten Judenschaft —, die einzige Form des Protestes gegen seine Bedrücker. Das jüdische Proletariat besteht zum größten Theil aus kleinen Händlern, Maklern, Schankwirthen, Hausirern und allerhand Deklassirten, paupers,*) die kein Klassenbewußtsein haben können und zum Klassenkampf nicht fähig sind. Die wirthschaftliche Entwickelung wird diese Verhältnisse nicht so bald ändern, denn die genannten Länder sind in Bezug auf großkapitalistische Produktionweise noch sehr im Rückstand. Mögen sich daher auch einzelne jüdische Intelligenz- oder Arbeiter-Proletarier der sozialistischen Bewegung anschließen: die jüdischen Volksmassen haben innerhalb der sozialistischen Partei nichts zu suchen und von ihr nichts zu erwarten. Inzwischen wird aber ihre Lage schlimmer, die antisemitische Strömung und die damit verbundenen Bauernexzesse drängen die Juden vom flachen Land in die

---

*) Vergl. mein Buch „Unter jüdischen Proletariern". Verlag von L. Rosner, Wien 1898.

Städte (in Rußland dürfen die Juden auf dem flachen Lande überhaupt nicht wohnen), wo sie das Angebot in ihren Gewerben noch vermehren. Der Nachwuchs, dem die Beamten-Karriere verschlossen und der Zutritt zu den freien Berufen erschwert wird, sieht sich gezwungen, dem väterlichen Erwerb nachzugehen, obgleich er seinen Mann nicht mehr zu ernähren vermag. In religiöser Beziehung orthodoxe Fanatiker, kulturell rückständig, moralisch durch die Nothlage entgleist, mit einem standard of life, der an das Leben der chinesischen Kulis erinnert: so vegetiren Millionen von Juden im Osten. Wer kann und soll diesem Bettlervolk helfen? Eigentlich brauchen sie keine Almosen, sondern nur Arbeitgelegenheit, die Möglichkeit, ihre physische Kraft zu verwerthen, da der Kleinhandel und Schacher nichts mehr tragen. Aber die reichen Juden machen lieber Wuchergeschäfte mit Kavalieren; und besitzen sie Fabriken, so boykottiren sie jüdische Arbeiter (Poznanski und Silberstein in Lodz, die Beide achttausend Arbeiter beschäftigen, u. s. w.) Die sozialistische Partei geht nur im Klassenkampf auf. Sie vermochte noch nicht einmal alle qualifizirten jüdischen Arbeiter zu organisiren.

So blieb dem jüdischen Proletariat nur ein Hoffnungstrahl: der Zionismus. Seine ersten Vorkämpfer waren Moses Heß, Marxens Freund, und der odessaer Arzt Dr. Pinsker. Was ihnen die Feder in die Hand drückte, war nicht so sehr die wirthschaftliche Noth der jüdischen Massen wie die gesellschaftliche Zurücksetzung und die politische Rechtlosigkeit ihrer Glaubensgenossen. Weil die Juden seit achtzehn Jahrhunderten verfolgt und verachtet wurden, bliebe ihnen, so meinten sie, nichts Anderes übrig als: das europäische Exil zu verlassen und sich eine eigene Heimstätte zu suchen. Heß schlug Palästina, die alte Heimath, vor; Pinsker hielt auch Nordamerika für möglich. Dieser Zionismus hatte also nur einen nationalen, keinen wirthschaftlichen und noch viel weniger einen proletarischen Charakter.

Besonders bei Heß, den Arnold Ruge den „Kommunistenrabbi Moses" nannte, ist es befremdend, keinen einzigen sozialen Gedanken in der Begründung seines Zionismus zu finden. Es scheint, daß er — eben so wenig übrigens wie Marx — von den wirthschaftlichen Verhältnissen der Juden im Osten gar nichts wußte. Dr. Pinsker wieder war ein Millionär, den es mehr schmerzte, daß jüdische Wucherer- oder Hausherrensöhne in Rußland nicht Lieutenants werden können, als daß jüdische Proletarier am Hungertyphus sterben, wenn sie nicht schmuggeln oder ihre Töchter verkuppeln wollen.

Der von Heß angeregte Gedanke kam gleichzeitig mit dem Erscheinen der pinskerschen Schrift zum praktischen Durchbruch. Zahlreiche — meist dem Kleinhandels- und Handwerkerstande angehörige — jüdische Familien siedelten nach Palästina über und gründeten dort Ackerbau-Kolonien. Zuerst aus den bescheidenen eigenen Mitteln, dann mit Unterstützung des Barons Edmund Rothschild in Paris wurden solche jüdische Ackerbau-Kolonien geschaffen; und wenn sie auch heute noch theilweise auf Subventionen angewiesen sind, so ist doch im Gegensatz zu Argentinien diese Kolonisationprobe gelungen. Alle Besucher der Judenkolonien — jüngst erst hielt Generalmajor Sir Wilson in der londoner „Chovevi Zion Assooiation" einen Vortrag darüber — sprachen mit vollster Anerkennung über die Vorzüge des palästinensischen Bodens für die Landwirthschaft, über den Fleiß der jüdischen Bauern und die von ihnen erzielten Resultate. Die in allen europäischen Staaten gebildeten zionistischen Verbände (in Deutsch-

land der Verband „Esra", der im letzten Jahr ein Einkommen von achtzehntausend Mark aufwies) betrachteten es als ihren Hauptzweck, die bereits vorhandenen Judenkolonien zu unterstützen und zu erweitern; der national gedachte Zionismus bekam einen wirthschaftlichen Unterbau. Das letzte Ziel, Gründung eines jüdischen Gemeinwesens, wurde kluger Weise nicht ausgesprochen; man überließ seine Realisirung der historischen Entwickelung, für die die Voraussetzungen erst noch zu schaffen waren. Aber der Zionismus war nicht, wie ihn manche prinzipielle Gegner darzustellen versuchen, nur eine Sache der galizischen, rumänischen und russischen Juden. Die deutschen, französischen und englischen Juden haben eingesehen, daß auch ihr Interesse ins Spiel kommt, und zahlreiche Kolonisation=Vereine (in Großbritannien allein giebt es ihrer neunundzwanzig) begründet. Denn die Emigranten aus dem Osten fallen der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last, sie beeinflussen die Kriminalstatistik ihrer Glaubensgenossen ungünstig und sind im besten Fall gefährliche Konkurrenten, so daß sie, wie es im Juli vorigen Jahres in Frankfurt a. M. sich ereignete, gelegentlich auf Anzeige ihrer eigenen einheimischen Glaubensgenossen ausgewiesen werden. Wenn es also das Moment der Blutsverwandtschaft oder der Humanität nicht schon zu Wege brachte, so mußte ein wohlverstandener Egoismus die westeuropäischen Juden veranlassen, die Ansiedelung der östlichen Juden in Palästina zu unterstützen. Die vom Baron Hirsch ins Leben gerufene „Jowish Colonisation Association" in Paris hat übrigens in letzter Zeit unter Einstellung der Kolonisation in Argentinien ihre Thätigkeit gleichfalls auf Palästina gerichtet. Unabhängig von der Kolonisation Palästinas traten dann auch kulturelle Bestrebungen auf. Nur ein geringer Theil des Proletariates konnte in Palästina kolonisirt werden, aber Allen sollten die Segnungen der Kultur zugänglich gemacht werden. Im Volke selbst standen Schriftsteller und Agitatoren auf, die sich der Aufklärung der Massen widmeten. In der Sprache der Massen, Hebräisch und Jüdisch=Deutsch, entwickelte sich eine Belletristik. Wochenschriften, ja sogar Tageszeitungen in hebräischer Sprache („Hazefirah" in Warschau und „Hamelitz" in St. Petersburg) vermitteln dem Ghetto die neuesten Weltereignisse; Uebersetzungen von Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing, Brehm, Darwin, Spinoza u. s. w., mit deren Verlag zwei Genossenschaften („Achiasaf" und „Tuschija" in Warschau) beschäftigt sind, eröffnen der jüngeren, bisher ganz auf Talmudstudium beschränkten Generation den Einblick in eine neue Welt. Das Endziel blieb Zion, aber auf dem Wege nach Zion sollten die dumpfen Massen aufgerüttelt, zur Selbsthilfe angeregt, vom Druck des Talmuds und der das Volk verdummenden Wunderrabbinen befreit und zu modernen Menschen gemacht werden. Nicht Deutsche, Polen oder Russen, wie es die Assimilation bisher vergeblich versuchte, sondern Menschen sollten sie zuerst werden, diese Insassen des Ghettos, die sich mehren, wie es Gott befahl, und sich von Brot, Zwiebel und Rettich nähren, zu deren Erwerb sie ihr ganzes angestammtes Raffinement aufwenden müssen.

Dieser Zionismus hatte keine Partei, kein Programm, keine Organisation, keine tönenden Phrasen, keine Kongresse, die „Weltblätter" schrieben nichts über ihn, — aber er war eine Idee, die gerade wegen ihrer Volksthümlichkeit, und weil sie keine Lösung vom historischen Judenthum verlangte, die Massen begeisterte und ihnen neues Leben einhauchte. Am finsteren Ghetto zog eine Lichtsäule vorüber und das Ghetto wurde hell und begann, sich zu regen.

Dem westeuropäischen Juden, der höchstens hie und da von Judenexzessen im Osten liest, aber aus eigener Anschauung das ökonomische und moralische Judenelend nicht kennt, fällt es schwer, die volkspsychologische Bedeutung des Zionismus zu würdigen. Wenn er aber den Verhältnissen näher tritt und das Vorurtheil der alleinseligmachenden Assimilation überwindet, wenn er sich überzeugt, der Zionismus verlange von ihm nicht, daß er nach Palästina auswandere, sondern, daß er nach Maßgabe seiner Kräfte dazu beitrage, die jüdischen Massen im Osten geistig zu heben, politisch zu bilden und durch Kolonisirung in Palästina — auf die Frage „Warum gerade in Palästina?" ist zu erwidern, daß nur dort bisher günstige kolonisatorische Resultate erreicht worden sind — aus ihrer ökonomischen Nothlage und von barbarischen Verfolgungen zu befreien, so wird sich auch der westeuropäische Jude dem Zionismus kaum verschließen.

Von diesem Zionismus sind aber die Bestrebungen scharf zu trennen, die die zionistische „Partei" auf dem Kongreß und außerhalb des Kongresses proklamirt. Die Partei ist ein Kunstprodukt, eine künstlich geschaffene Sekte, die durch ihren Personenkultus, ihre Verschwommenheit und Romantik den Zionismus in den Augen jedes Verständigen diskreditiren muß. Weder Herzl noch Nordau kennen die ökonomische Lage und das kulturelle Niveau der jüdischen Massen genügend und darum haben sie auch kein Verständniß für die civilisatorische Kleinarbeit, die zu leisten ist. Aber die Gründung eines „Judenstaates" sagte ihnen zu; und diese Gründung wollten sie in die Hand nehmen. Mit großer journalistischer Gewandtheit wurde der Gedanke in die Blätter lancirt, gute Freunde, denen man dafür gelegentlich ein Feuilleton abnahm, leisteten Vorspann, — und eines Morgens erwachten die beiden Herren als die messianischen Führer des jüdischen Volkes... Die Zionisten folgten ihnen willig; ohne ihre bisherige Thätigkeit aufzugeben, glaubten sie, Männern ihr Vertrauen schenken zu dürfen, deren „Verbindungen" des Endziel näher zu rücken schienen, — und so wurden Herzl und Nordau die Häupter der zionistischen Partei.

Zwei Jahre dauert bereits dieser Zustand. Was haben die „Führer" und die von ihnen geschaffene „Partei" für ihr Volk geleistet?

Was haben sie geleistet? Sie haben durch ihr auffälliges Gebahren den Argwohn der ohnehin ängstlichen Türkei geweckt und dadurch eine schärfere Handhabung des Judeneinwanderungverbotes nach Palästina bewirkt, die jede größere Kolonisationthätigkeit lähmt, und sie haben alle Bestrebungen zur Verbreitung der Aufklärung paralysirt. Dafür haben sie auf Fürstenschlössern antichambrirt und um die Gunst der Großkapitalisten gebuhlt; sie haben das Volk wie ein unmündiges Kind behandelt und, statt es zur Selbsthilfe zu erziehen, durch maßlose Versprechungen in eine Ekstase versetzt, die die Urtheilskraft und jede selbständige Initiative erstickt. Die Partei ist reaktionär und antiproletarisch geworden. Aber das vernichtende Urtheil, das diesen Herren gilt, trifft nicht die Volksidee des Zionismus. Wenn die zionistische „Partei" an ihrer Grundsatzlosigkeit und an der Phraseologie ihrer Führer, an dem grassen Widerspruch zwischen Erwartungen und Erfolgen zerfallen sein wird, wird die Idee um so mächtiger aufleben. Wann Das eintreten wird, läßt sich nicht voraussehen; die wahren Volksfreunde unter den Juden sehen diesem Tag aber ohne Besorgniß entgegen.

Wien, im August 1899. Dr. Saul Rafael Landau.



Ja und Amen.

Der Kaiser habe nachmittags im Park von Sanssouci Lawn-tennis gespielt, heißt es im Hofbericht. Ei, warum soll der Kaiser denn auch nicht im Park von Sanssouci Lawn-tennis spielen? Die Börsenleute würden ja gern das Selbe thun, wenn in der Burgstraße ein Tennisplatz läge, — das Wetter ist günstig. Eine Krise giebts nicht. Quieta non movere. Das bischen Frondiren soll gnädig verziehen sein, denn es gehört mit zum großkurfürstlichen Programm. Der beschränkte Unterthanenverstand sage freudig zu Allem „Ja und Amen".

Es war in der Generalversammlung der Oesterreichischen Kreditanstalt. Nach langem Meinungskampf über die Gründerrechte erklärte der Regirungskommissar, daß, wie immer der Beschluß der Versammlung ausfallen sollte, er nicht als statutenwidrig anzusehen sein werde, worauf ein widerhaariger Aktionär, der Führer der Opposition, reumüthig alle Ausstellungen, die er an den Vorschlägen der Verwaltung gemacht hatte, zurücknahm und nach einem verständnißinnigen Seufzer nichts als „Ja und Amen" sagte. Was blieb ihm als gutem Wiener Anderes übrig? Giebt es für den Wiener Höheres auf der Welt als seine Kreditaktie und sein „Zeugerl"? Und dennoch versuchte Mancher den Generalgewaltigen der Kreditanstalt über den dunkelsten Punkt der beabsichtigten Kapitalserhöhung, die Gründerrechte, zu „examiniren", — wie Herr von Mauthner es unwirsch nannte. Es ist lange her, daß sich die edlen Fürsten Schwarzenberg, Fürstenberg und Auersperg, Graf Chotek, S. M. von Rothschild, Louis von Haber und Leopold Lämel zusammenthaten, um einen Mittelpunkt für den oesterreichischen Geldverkehr zu schaffen. Schwarzenberg zahlte die eine, Rothschild die andere Hälfte des Grundkapitales ein. Dann mußte das Kapital von sechzig auf vierzig Millionen Gulden herabgesetzt werden; und jetzt erst wagt die Verwaltung wieder eine Vermehrung um zehn Millionen. Zugleich will man den Erben der Gründer, von denen die Meisten wohl keine einzige der ersten Aktien mehr besitzen, ein besonderes Geschenk machen und dazu sollen die Aktionäre einen Betrag von vier Gulden von jeder Aktie hergeben. Dagegen zu putschen, ist zwecklos, denn die Majorität hat zu entscheiden. Diese schlägt sich auf die Seite der Verwaltung, — und die Verwaltung bietet, um nicht langwierigen Feststellungsklagen ausgesetzt zu sein, den Aktionären zwei Drittel der neuen Aktien, den Erben der Gründer das letzte Drittel zum Bezug an.

An sich ist es nur erfreulich, daß die Kreditanstalt wieder zu frischerem Leben erwacht ist, wenn auch die treibende Kraft des Herrn Wittgenstein allmählich erlahmt und dem Institut nur noch in beschränktem Maß zu Gute kommen kann. Der Einfluß der Bank dehnt sich über alle Gebiete der oesterreichischen Volkswirthschaft aus und eben so ist sie durch ihre Bank- und Kommissionsgeschäfte mit einer außerordentlich großen Reihe von industriellen und landwirthschaftlichen Unternehmungen an einer günstigen Entwickelung des Gewerbefleißes und der Bodenproduktion auf das Stärkste interessirt. Hauptsächlich entscheiden für diese Wechselbeziehungen gute Ernteergebnisse an Brotfrucht und Zuckerrüben und ein allmähliches Erstarken der Konsumtionkraft der Bevölkerung. Uebrigens nimmt die Kreditanstalt auch unter den Großindustriellen der österreichisch-ungarischen Monarchie eine hervorragende Stellung ein. Mit ihren Mitteln wird Zucker erzeugt, Papier und Filz hergestellt, Petroleum raffinirt, werden Seifen und Kerzen,

Teigwaaren und Webstühle fabrizirt, elektrotechnische Anlagen gebaut, Patronen geliefert u. s. w. Die letzten Wochen waren ihr außergewöhnlich günstig und Schlag auf Schlag fielen die Gewinn bringenden Treffer: die Emission der hirtenberger Aktien, die Gründung der Maschinenfabrikgesellschaft Tanner, Laetsch & Co., die Angliederung der skodaschen Fabrik nnd dadurch die Wiederherstellung der Freundschaft mit dem Eisenkartell, die Dividendenerklärung der vor einem Jahr gegründeten Versicherunggesellschaft „Providentia“ und — last not least — der Eintritt der Firma Mendelssohn & Co. in die Rothschildgruppe. Diese Erfolge sind der Lohn einer überaus lebhaften Thätigkeit, die denn auch im Abschluß des ersten Halbjahres für 1899 zum ziffernmäßigen Ausdruck gelangt ist. Seit Jahren hatte das Bankgeschäft keinen solchen Aufschwung erlebt. Freilich muß man sich hüten, daraus übereilte Schlüsse auf das Endergebniß des Jahres zu ziehen. Ist doch die Lehre des Jahres 1881 noch unvergessen, das trotz einem glänzenden ersten Semester der Kreditanstalt einen ganz unbefriedigenden Jahresabschluß brachte. Wichtig sind die im Vergleich zur entsprechenden Zeit des Vorjahres außergewöhnlich hohen Zinssätze dieses Frühlings. Zur Deckung der Kurseinbußen au sfrüheren Konsortialgeschäften, wie der ungarischen Investitionrente, der vom Reichsfinanzministerium übernommenen Eisenbahnobligationen und der Kaschau-Oderberg-Aktien, dienen ältere Reserven. Aus der Anlage von dreißig Millionen Gulden in Reports, die in den erhöhten Geldansprüchen der Börse begründet war, schreibt sich eine Verstärkung der Zinseinnahmen her. Leicht hat es die Kreditanstalt aber nicht, denn ihre Geldverhältnisse hängen nicht von Wien, sondern von Berlin ab, wo immer noch die Politik der starken Hand obwaltet. Bei der Ultimoversorgung zeigte sich ein über Erwarten großer Stücküberfluß in Kreditaktien. Die Contremine, die sonst zu jedem Ultimo Stücke suchte und billig hereinnahm, hatte nämlich, durch die Kapitalsvermehrung aus der Fassung gebracht, ihre Positionen preisgegeben, während sehr bedeutende Hausseengagements schweben. Die Zeiten, in denen Kreditaktien dazu dienten, mit billigem Geld schwierige Verpflichtungen zu prolongiren, scheinen dahin zu sein. Uebrigens erwartete die Verwaltung, auch von der Spekulation nur „Ja und Amen“ zu hören. Aber die Aeußerung des Herrn von Mauthner, eine Kapitalserhöhung sei kein Haussemotiv, hat doch arg verstimmt. Wie, man hätte sich an die Aktionäre gewandt, um neue Mittel aufzubringen, ohne auf eine verbesserte Verzinsung zu rechnen? Also wäre auch hier nur Agiotage der Lockvogel und vermöchte selbst so vorsichtige Herren wie die Leiter der Kreditanstalt zu bethören? Das mag nun so oder anders sein, jedenfalls wird ein Wettjagen um den Erfolg entstehen, das Provisionen und Spesen genug kosten wird; und der deutsche Sparer mag den Wunsch, Kreditaktien sein Eigen zu nennen, resignirt immer weiter hinausschieben. Noch kämen sie ihn theurer zu stehen als die Aktien der großen deutschen Banken, deren Geschäftsbetrieb er zwar auch nicht zu kontroliren vermag, die ihm aber inzwischen höheren Gewinn bringen und in soliden politischen Verhältnissen wurzeln, während die oesterreichischen Papiere vor „schwarzen Sonnabenden“, sei es im Kampf der Nationalitätengruppen, sei es im Kampf der Börsenspekulanten, niemals sicher sind. Die Vorgänge in Graslitz sind ein Fanal, das beachtet werden sollte. Die österreichischen Banken haben heute allen Grund, ihr Geld zusammenzuhalten. Schade daher um die Million

Gulden, die die Kreditanstalt jetzt Leuten zuwendet, die es wahrlich nicht nöthig haben und zum größten Theil nicht einmal mehr in Beziehung zu ihr stehen.

Um unter allen Umständen Geschäfte zu machen, stürzt sich das oesterreichische Kapital mit einer an ihm bisher ungewohnten Energie auf den Export. Das ist für eine mit primitiven Mitteln arbeitende Industrie ein gefährliches Experiment, zumal sie im eigenen Lande nicht allzu viel Seide spinnen kann. Ein nicht minder gefährlicher Heißhunger nach Geschäften treibt die deutschen Maschinenfabrikanten in die ungarische Tiefebene. Mit geheimnißvoller Miene werden dann einigen neugierigen Aktionären Andeutungen über Unternehmungen gemacht, die dort ein Dorado finden sollen; detaillirtere Angaben seien der Konkurrenz wegen nicht angängig; die dividendenlüsternen Aktionäre bewilligen die geforderten Mittel „unbesehens“ —: und die Aufklärung bringt der nächste oder übernächste Geschäftsbericht mit erheblichen Verlustabschreibungen aus dem ungarischen Unternehmen. So ist es der Aktiengesellschaft Ludwig Loewe & Co. mit ihrer ungarischen Gewehrfabrik, so der Aktiengesellschaft vorm. Frister & Roßmann mit ihrem budapester Zweiggeschäft ergangen und die selbe Erfahrung werden in einigen Wochen die Aktionäre der Maschinenbauanstalt, Eisengießerei und Dampfkesselfabrik Paucksch machen. Auch dieses solide Unternehmen alten Schlages, dem der Osten Deutschlands genügende Thätigkeit bietet, konnte dem Reiz nicht widerstehen, sich in Budapest mit größeren Arbeiten zu engagiren. Es ist dabei nicht auf seine Kosten gekommen; und die Folge wird eine Schmälerung der Dividende sein.

Auch die Aktionäre der Deutschen Gasglühlichtgesellschaft müssen in Sack und Asche trauern. Stetig und sicher ist ihre Dividende abwärts gegangen. Aus einhundertunddreißig wurden hundert, aus hundert wurden achtzig, dann sechzig und jetzt sind es nur noch achtundzwanzig Prozent. Der alte Königswarter pflegte zu sagen, ein Geschäft müsse seine Spesen vertragen. Bei der Auer-Gesellschaft waren aber die Spesen über das Geschäft hinausgewachsen; und als die Patentklagen, die zu Dutzenden gegen die rivalisirenden Gesellschaften angestrengt worden waren, nicht mehr verfingen und als es keine einstweiligen Verfügungen mehr gab, um der Konkurrenz die Fabrikation von Brennern und Glühkörpern zu untersagen, nützte auch der schönste Löwe auf den Plakatbildern nichts mehr. Eine bittere Erinnerung mag es für die Aktionäre der Auer-Gesellschaft sein, daß sich im dritten Jahr nach der Gründung die Generalversammlung mit einer Dividende von hundert Prozent einverstanden erklärte, obgleich der erzielte Gewinn ein Mehr gerechtfertigt hätte. Mit „Ja und Amen“ wurden aber die plausibel klingenden Gründe der Verwaltung gebilligt: die überschüssige Summe sollte im Sinn einer Stabilisirung der Dividenden Verwendung finden. Ach, diese Stabilisirung ist ganz in Vergessenheit gerathen, denn es kommt immer anders, — und zwar nicht nur beim Theater, von dem der alte Laube Das zu behaupten pflegte. Das mögen sich auch die Gründer der Cementfabriken hinter die Ohren schreiben, die in Erwartung der großen Kanalbauten in allen Theilen Deutschlands an der Arbeit sind. Die Banken haben ihnen zu ihrem löblichen Thun jede gewünschte Summe zur Verfügung gestellt. Aber selbst wenn im Herbst die Ausführung des ganzen Kanalbaues bewilligt wird, vergehen noch Jahre, bis die erste Tonne Cement Verwendung finden kann. In der Zwischenzeit mögen die neuen Fabriken sich von patriotischen Hochgefühlen nähren. * * *

♣

Notizbuch.

Gegen den Mittellandkanal, dieses Kulturwerk allerersten Ranges, hetzen und wühlen nur die nichtsnutzigen Agrarier, deren nie zu stillende Begehrlichkeit, deren Habgier und beschränkte Selbstsucht neidisch auf das Blühen der Industrie und die dadurch bedingte Förderung des vaterländischen Wohlstandes blickt. So wird uns die Sache seit Monaten in der „liberalen" Händlerpresse geschildert. Vor mir liegt ein Rundschreiben, das die Handelskammern zu Altona und Harburg „an die deutschen Handelskammern und sonstigen wirthschaftlichen Vereine und Körperschaften" richten. Darin wird gesagt, der Plan des Rhein-Elbe-Kanals würde, wenn er ausgeführt werde, „für die deutschen Seeinteressen große Gefahren heraufbeschwören." Der neue Kanal, für den vorläufig 237 Millionen deutschen Geldes gefordert werden, würde in erster Linie Rotterdam, Antwerpen, Amsterdam Nutzen bringen; „die von Natur günstige Lage und Stellung der fremdländischen Häfen aber noch obendrein durch künstliche Anlagen stärken zu wollen, widerspricht doch jeder nationalen Verkehrspolitik; und wenn, nach einem neuerdings viel gehörten Worte, unsere Zukunft auf dem Wasser liegt, so ist das vorliegende Kanalprojekt damit nicht vereinbar." In den Jahren von 1875 bis 1897 hat der Tonnenverkehr in den Häfen von Rotterdam und Antwerpen sich von 100 auf 342, in den Häfen von Hamburg, Altona, Harburg und Bremen dagegen zusammen nur von 100 auf 305 Prozent gehoben. Das beweist, wie schwer die deutschen Nordseehäfen gegen die fremden Häfen an den Rheinmündungen zu kämpfen haben. „Der gefährlichste Gegner der deutschen Seehäfen ist Rotterdam. Wenn Preußen Rotterdam durch den Mittellandkanal unterstützt, steht der Sieg des holländischen Hafens über Hamburg fest. Schon heute versorgt Rotterdam fast das ganze Rheingebiet bis zur schweizer Grenze. Diese gefährliche Konkurrenz des ausländischen Hafens würde aber durch den Bau des Mittellandkanals noch weiter verstärkt und gefestigt. In Rotterdam und Antwerpen kann man schon jetzt im vertrauten Kreise hören, wie man dort gleichzeitig der Freude über den Bau des Mittellandkanals und dem Erstaunen über die von uns betriebene niederländische Kanalpolitik Ausdruck giebt. Darüber sollte sich jeder Deutsche klar werden, daß für unsere Machtbestrebungen zur See Holland und Belgien der Pfahl im Fleisch ist, denn Macht zur See läßt sich nur schaffen auf der Grundlage eines eigenen blühenden Seehandels; geht der eigene Seehandel und die eigene Handelsflotte aber in fremde Hände über oder wird ihre Entwickelung gehemmt, was durch den Mittellandkanal sicher geschehen wird, so verkümmert mit ihr auch die Kriegsmarine und damit alle Hoffnung, die wir auf überseeische Erfolge hegen." Den selben Standpunkt vertreten bekanntlich auch die Hamburger, die in der Erkenntniß ihrer Interessen recht schlau zu sein pflegen. Gewiß läßt sich gegen solche Erwägungen Einiges vorbringen. Ein dreister Schwindel aber ist es, wenn immer wieder gesagt wird, nur die Thorheit und Selbstsucht der Agrarier sträube sich gegen den Kanal. Die Antipathie, die unter den kanalfeindlichen Rhedern der Hansastädte gegen die verrufenen Ostelbier herrscht, sollte selbst unseren „Freisinnigen" genügen.

* * *

Für die Spreeregulirung, für die Beseitigung der Wasserschäden in den Provinzen Brandenburg und Schlesien ist in den Kassen des preußischen Staates kein Geld vorhanden. Die Spreeufer versumpfen, im Oderbruch und im Havelluch herrschen in jedem Frühjahr die schlimmsten Nothstände und Herr von Miquel fand die Forderung von 10 Millionen zur Beseitigung dieser Schäden unerschwinglich. Wenn man ihn aber

fragt, woher denn die 300 Millionen für den Mittellandkanal kommen sollen, dann antwortet der Organisator der Niederlage, schelmisch lächelnd: Wir habens ja dazu!

* * *

In Europa ist der Staat immer die organisirte Bürgerschaft gewesen, mochte diese nun mit der Einwohnerschaft zusammenfallen oder ein herrschender Stand sein. Im monarchischen Staat ist der Monarch mehr das Symbol der Macht, d. h. des Gesammtwillens, als ihr Inhaber; gewöhnlich der Hebel, durch den der Gesammtwille die Maschine in Bewegung setzt; Leiter des Gesammtwillens nur dann, wenn eine außerordentliche Persönlichkeit, sei es die des Monarchen selbst oder die seines ersten Dieners, mit außerordentlichen Verhältnissen zusammentrifft. Die orientalisch-mystische Auffassung des Königthumes ist auf verschiedenen Wegen bei uns eingedrungen, hat aber immer nur dann entscheidenden Einfluß erlangt, wenn die Verwirklichung der europäischen Staatsidee an technischen Schwierigkeiten scheiterte, wie im Rom der Caesaren. Wo die Umstände der Freiheit günstig waren, da hat selbst in dem durch und durch mystischen Mittelalter die beiden „heiligsten" Monarchen, den Kaiser und den Papst, keine abergläubige Scheu der „Unterthanen" vor Rebellion und Verjagung geschützt. Der moderne Absolutismus ist in dem der Mystik feindlichen achtzehnten Jahrhundert ausgebildet worden. Im heutigen Preußen wird die mystische Auffassung des Königthumes durch die Stellung des Monarchen an der Spitze eines ganz einzigartigen Kriegsheeres und durch seinen Charakter als Beschützer der evangelischen Kirche gefördert, aber die Zeit, wo ihm Das vorübergehend den Schein der absoluten Gewalt verleihen konnte, ist vorüber. Die realen Mächte, die den Kurs unseres Staatsschiffes bestimmen, sind die größeren, — vorzüglich die adeligen — Gutsbesitzer und die Industriellen. Mit Diesen sind die Inhaber des mobilen Kapitals, mit Jenen die der bureaukratisch-militärischen Gewalt theils durch Interessengemeinschaft, theils durch Personalunion verflochten. Die übrigen Schichten bestimmen den Gang der Politik nicht unmittelbar, sondern nur bald als Hilfstruppen der Herrschenden fördernd, bald durch passiven Widerstand den Staatswillen hemmend; und daß solchen passiven Widerstand, wenn die Widerstrebenden zahlreich genug sind, nicht einmal ein Bismarck zu brechen vermag, das hat ja die Welt erfahren. Die größte Schwierigkeit erwächst nun den Herrschenden aus dem Interessenkonflikt zwischen Landwirthschaft und Industrie, der durch die Eifersucht der Bourgeoisie auf die bevorrechtete Stellung des alten Adels verschärft wird. Die Sammlungpolitik hat den Zweck, durch Kompromiß oder durch Unterordnung der industriellen Bourgeoisie unter den Grund- und Militäradel beiden Gruppen die gemeinsame, wenn auch nicht gleich vertheilte Herrschaft zu sichern; und in der entscheidenden Sitzung am neunzehnten August hat Herr von Kardorff noch einmal mit dem gewöhnlichen Mittel, durch Uebertreibung der von der Sozialdemokratie drohenden Gefahr, die Industriellen zur Nachgiebigkeit zu bewegen gesucht. Vorläufig nun hat sich der adelige Grundbesitz, obwohl ihm der feindliche Partner an Geldmacht überlegen ist, wieder als der Stärkere erwiesen und die Königsmacht, die die Streitenden selbst unvorsichtig mit dem Schein mystischer Allmacht bekleidet hatten, ist dabei als quantité négligeable bei Seite geschoben worden. Der Kaiser weiß jetzt, daß es nicht sein Wille ist, dem Alle gehorchen, sondern daß Jeder nur seinem Inteteſſe gehorcht und daß der Wille des Monarchen nur dann Etwas vermag, wenn er mit dem aus den mächtigen Gruppenvelleitäten resultirenden Kollektivwillen zusammentrifft; schwerlich wird er noch einmal in die ihm von Höflingen beigebrachte falsche Auffassung zurückfallen, deren Gefährlichkeit die „Zukunft" so oft her-

vorgehoben hat. Das ist die Bedeutung des Ereignisses. Ob die Machtstellung der „Konservativen“ wünschenswerth, ob sie haltbar ist und ob sie in der Kanalfrage Recht haben: Das sind Fragen, auf die ich nicht eingehe. ß.

*

Wie furchtbar verherend die langwierige Kanalkrisis auf die politische Einsicht nicht nur, nein, auch auf den Stil liberaler Redakteure gewirkt hat, mag die folgende bilderreiche Notiz lehren: „Die Kanalkommission ist zu einer Zwickmühle für die Regirung geworden... Dr. Lieber will, daß Unterausschüsse eingesetzt werden, die Kirchthurmsinteressen mit zarter Hand zu pflegen, auf daß sie blühen und noch üppiger denn je zuvor ins Kraut schießen... Die Regirung tanzt den tollen Kompensationspuk mit... Die agrarischen Renner dürfen nur mit der Kandare geritten werden und zahm werden sie erst, wenn sie das Bild der Auflösung des Abgeordnetenhauses an der weißen Wand der Zukunft erblicken... Herrn von Miquel graust es, wenn er daran denkt, mit einer anderen Mehrheit regiren zu müssen, und somit lavirt er weiter, bis er eines Tages das Kanalkind tot im Arm hält.“ Vossische Zeitung Nr. 292. Die Zerfahrenheit der Wetterpropheten bezeichnet ein Triumphschrei, den die Tante nach dem dortmunder Tage ausstieß: „Die Rede des Kaisers ist ein klärendes Ereigniß. Die bisher Unentschlossenen auf der Rechten werden sich jetzt schnell entschließen und es werden voraussichtlich mehr umfallen, als man bis gestern glauben konnte... Die Konservativen haben ein gefährliches Spiel getrieben und das Spiel verloren.“ Vossische Zeitung Nr. 375. Es kam wieder einmal anders.

* * *

Die Berichterstattung über den Dreyfusprozeß wird im schönsten Hintertreppenstil fortgesetzt. Die nach Rennes entsandten Herren begnügen sich nicht mit einer ruhigen und sachlichen Schilderung der sachlichen Schilderung der forensischen Vorgänge: sie ergreifen Partei, verdächtigen die Richter, besonders den Vorsitzenden, der den Debatten einen vor Kriegsgerichten bisher unbekannten Spielraum zu lassen scheint, und lügen und fälschen, als hätten sie Jahre lang in einem Spionagebureau Dienste gethan. Jeder dem Angeklagten günstige Zeuge sieht „ungemein sympathisch“ aus, jeder andere wird unter der widrigen Maske eines Schurken oder Idioten vorgeführt. Ein paar Stichproben: „Daß Dreyfus weder der Form noch der Sache nach gesetzlich und rechtlich schuldig ist, daran zweifelt heute kaum einer der Hetzer.“ Vossische Zeitung Nr. 366.

„Für Oberst Jouaust ist offenbar das Urtheil des höchsten Gerichtes nicht vorhanden. Er hat auch anscheinend die Untersuchungakten nicht gelesen.“ Vossische Zeitung Nr. 372. (Daß die Richter die Akten genau kennen, beweist der stenographische Bericht.)

„Rennes ist die schwärzeste Stadt Frankreichs. Der Klerikalismus ist allmächtig und alleinherrschend... Kein Wunder, daß die Bevölkerung im Herzen mit Quesnay und gegen Dreyfus ist.“ Vossische Zeitung Nr. 374.

„Es ist jetzt festgestellt, daß die sieben Richter des Kriegsgerichtes kein Wort von der Untersuchung des höchsten Gerichtes gelesen haben und von dem Fall nichts wissen, als was die Libre Parole und das Petit Journal sie gelehrt hat. Oberst Jouaust ist eisern vom Bestande des berühmten Syndikates überzeugt und möchte gern herausbringen, wer es leitet und wie viele Millionen es besitzt.“ Vossische Zeitung Nr. 375.

„Diese erstaunliche Enthüllung“ — die Erzählung von den für die Dreyfussache aufgewandten Millionen — „ruft einen unwiderstehlichen Heiterkeitausbruch im Saal hervor, dem Oberst Jouaust selbst, zum ersten Male lächelnd, blos mit einer väterlichen Handbewegung wehrt.“ Vossische Zeitung Nr. 376.

„Dreyfus übte die übermenschliche Selbstbeherrschung, während der ganzen Rede Merciers, deren jedes Wort ihm doch Wuthschreie entlocken konnte, völlig ruhig zu bleiben; er biß sich nur die Lippen und eine immer tiefere, zuletzt purpurne Röthe überzog seine abgehärmten Wangen. Erst zu allerletzt brach seine angehäufte Empörung in einem Gebrüll aus, unter dem der Saal erschauerte, während Mercier feuerroth wurde. Dreyfus brüllte mit einer wahren Löwenstimme ... Es ist aufgefallen, daß die Richter heute Dreyfus viel wohlwollender anblickten." Vossische Zeitung Nr. 377.

„Die Kugel ist in die Lunge gedrungen. Labori liegt im Sterben." Vossische Zeitung Nr. 378. (Der Vertheidiger war von einem Hallunken leicht verwundet worden.)

„Das Befinden Laboris ist so gut, daß er sehr bald den Verhandlungen wieder persönlich wird beiwohnen können". Vossische Zeitung Nr. 382.

„Oft durchbohrt Roget Dreyfus mit Blicken, schweigend Pause machend. Das Auditorium ist höchst beklommen. Dreyfus überwindet sich mit Kraft. Als Roget aufsteht, schreit Dreyfus mit thränenerstickter, aus tiefstem Herzen donnernder Stimme auf: Es ist schrecklich, Das zwei Stunden lang anhören zu müssen als Unschuldiger". Vossische Zeitung Nr. 382.

„Mit dumpfer Stimme hatte General Roget, der tapfere Kriegsmann, diese Worte ausgestoßen. Dann aber brach er, wie der Bericht verzeichnet, in Thränen aus". Vossische Zeitung Nr. 384. (Der Bericht, auch das Stenogramm des Hauptdreyfusblattes, deutet mit keiner Silbe an, Roget habe mit dumpfer Stimme gesprochen oder gar geweint.)

„An das traurige Ende knüpft der traurige Anfang sich an. Gestern hat Dreyfus wehrlos der Geschicklichkeit des Generals Roget gegenübergestanden, fast ohne jede Unterstützung durch seinen Vertheidiger Demange, der weder die Verhandlungen vor dem Kassationhof hinreichend zu kennen noch sich auf Zeugenvernehmung zu verstehen scheint. Und heute hat die Verhandlung abermals mit der Aussage des Generals Roget begonnen, nur daß Demange endlich seiner Aufgabe eingedenk geworden ist und die Rolle des stillschweigenden Zuschauers mit der des Fragers vertauscht hat. Wann endlich wird dem phlegmatischen Demange wieder ein Mann von dem Temperament, der Sachkunde und der Schlagfertigkeit Laboris zur Seite stehen, um eine einseitige Beeinflussung des Gerichtshofes zu verhüten?" Vossische Zeitung Nr. 384.

„Der erste heute aufgerufene Zeuge ist Hauptmann Cuignet, ein kleiner blonder Mann, der eine gut auswendig gelernte Anklagerede im donnerndsten Befehlston herausschmettert ... General Boisdeffre, der nächste Zeuge, spricht wie ein Haudegen des Theaters der alten Schule, das erste Wort jedes Satzes wie einen Fluch mit heiserer Stimme herauspolternd, das Folgende mit geringerer Heftigkeit nachknurrend." Vossische Zeitung Nr. 388.

„Merciers und Rogets wilde Ausfälle auf Picquart prallten an der vornehmen Ruhe des Obersten wirkunglos ab." (Von „wilden Ausfällen" ist im Stenogramm nicht die leiseste Spur zu finden.) Vossische Zeitung No. 387.

„Die böswillige Parteinahme des Vorsitzenden Jouaust." Vossische Ztg. Nr. 391.

„Die Vertreter der ersten deutschen Blätter werden hier in einer Weise behandelt, die man höchstens Gauchos oder Feuerländern achselzuckend verzeihen würde." Vossische Zeitung vom 8. August 1899. Also spricht Max Nordau. In Wien aber liest mans anders: „Die Presse und das Publikum haben keinerlei Beschwerden mehr und es herrscht wieder Einvernehmen." Neue Freie Presse vom 8. August 1899.

„Sein etwas vorspringendes Kinn wie auch seine Lippen zeigen Festigkeit, seine hohe

Stirn und seine klugen Augen große Intelligenz. Wenn sein Gesicht nicht schön genannt werden kann, so war doch der Gesammteindruck, den man heute von Dreyfus empfing, ein entschieden sympathischer. Mit der Lupe konnte heute der ärgste Feind an dem Mann nichts Antipathisches entdecken. Seine Erscheinung, sein Gebahren, seine Sprache appelliren an das allgemein Menschliche. Nie während des Verhöres oder während der Verlesung entschlüpfte ihm auch nur die leiseste Geberde oder ein Wort der Affektation. Es ist unmöglich, daß ein Mensch Stunden lang sich nicht die geringste Blöße in dieser Hinsicht geben könnte, wenn Derlei in seiner Natur gelegen wäre. Dreyfus sprach mit fester Stimme ohne Forcirtheit. Er sprach nicht zum und nicht für das Publikum und erhob sein Organ nicht höher, als es nothwendig schien, um sich seinen Richtern verständlich zu machen; nur, wie er seine Unschuld betheuerte, und Das gleich zu Anfang, da schwoll seine Stimme an, aber auch da war sie nicht forcirt. Er verursachte in diesen Momenten im Publikum tiefe Erregung. Seine lauten Betheuerungen schnitten Einem ins Herz, um so mehr, als sie ohne jedes Beiwerk herauskamen, ohne jede Weinerlichkeit, männlich und entschlossen. Nie schrie er, stets wußte er sich zu beherrschen, wiewohl man zuweilen den ganzen Mann vom Scheitel bis zur Sohle vibriren sah; nie stotterte er. Wenn es Jemanden giebt, welcher der heutigen Sitzung beigewohnt hat und noch von Dreyfus' Schuld faselt, dann fehlen ihm Augen, Ohr und sicherlich die prinzipiellsten physiognomischen Vorkenntnisse. Dreyfus sprach mit solcher Unbefangenheit und in so natürlichen Accenten, daß man förmlich ungeduldig wurde, seine Unschuld nicht jeden Augenblick von den Richtern anerkannt zu sehen. Und es war doch keine kleine Prüfung für Dreyfus, eine Stunde lang stehend die ihm zusetzenden Fragen Jouausts zu pariren, wo jedes Zögern, jedes unangebrachte Bindewort, jede kleinste Geste ihn gefährden konnte. Aber so glänzend hat Dreyfus diese Prüfung bestanden, daß er an Ort und Stelle die Gegnerschaft des simplen Mannes von der Straße, des ohne Karten zugelassenen Theiles der renneser Bevölkerung, überwunden hat." Neue Freie Presse vom 8. August.

„Wie einen Schulbuben, der auf einer Lüge ertappt worden ist, kanzelt Casimir-Perier Mercier ab, der dasteht, als ob er Ruthenstreiche erhielte ... Mercier steht giftig lauernd da, als ob er auf eine Gelegenheit warte, wo er Casimir-Perier einmal den Affront heimzahlen könnte ... Cavaignacs posirte Sicherheit schlug sofort in Beklemmung um, als er nach seinem auswendig gelernten Speech auf Fragen zu antworten hatte. Schon harmlose Fragen einzelner Richter trieben ihm den Schweiß auf die Stirn. Mehr als einmal stotterte er ... Es ist ein jämmerliches Schauspiel, das diese Zeugen bieten, die nichts, aber auch nicht das Geringste, zu bezeugen wissen. Bei Alledem wäre es kindisch, sich darüber zu täuschen, daß es nicht Oberst Jouaust ist, der diese Zeugen entmuthigt ... Konstatirt muß werden, daß Jouaust, als er von dem Attentat auf Labori sprach, kein Wort zu viel sagte. Er wußte, daß wir Alle von dem Attentat Kenntniß haben, ehe er den Saal betrat, und begann doch die Sitzung mit der Mahnung an das Auditorium, die Kundgebungen vom Samstag nicht zu wiederholen, ohne des Attentates zu erwähnen. Als hierauf Demange vom Attentat berichtete und um die Suspendirung der Sitzung bat, gewährte Jouaust dieses Ansuchen, indem er kurz und sehr trocken Demange beauftragte, Labori die Hoffnung auf Besserung seines Zustandes auszusprechen. Man hätte erwarten dürfen, daß Jouaust etwas weniger wortkarg im eigenen wie im Namen der übrigen Richter der Entrüstung über das Attentat Ausdruck gebe. Nichts Dergleichen geschah ... Le Hérisse, der nationalistische Deputirte für Rennes, unter-

zeichnete folgende Proklamation des Maires von Rennes an die Einwohner der Stadt: ‚Liebe Mitbürger! Ein scheußliches Attentat, dessen Urheber sich keiner Partei zurechnen darf, hat heute unsere theure Stadt Rennes entehrt. Ihr werdet Euch nicht durch einen Wahnsinnsakt erregen lassen, der nur den Gegnern des Werkes der Gerechtigkeit und Wahrheit dienen kann, das mit ihrem Patriotismus und gesunden Menschenverstand die Mitglieder des Kriegsgerichtes zu verrichten berufen sind. Widersteht den Provokationen, woher immer sie kommen mögen, und bewahrt jene würdevolle Ruhe, von der Ihr nie abgewichen seid. Ihr werdet Euch so um Frankreich und die Republik wohlverdient gemacht und den guten Ruf unserer altbretonischen Stadt gewahrt haben.‘ Diese scheinheilige Litanei wird Niemanden täuschen.“ Neue Freie Presse vom 15. August.

„Picquarts Aussage war vom Anfang bis zum Ende ein Meisterstück der Rhetorik und Dialektik. Welcher Abstand zwischen ihm und den Generalen hinter ihm!“ Neue Freie Presse vom 19. August.

„Alles erhebt sich gespannt, die Blicke auf die Thür gerichtet, durch welche Labori eintreten soll. Da ist er auch schon. Eine Minuten lange Beifallssalve empfängt ihn. Er schreitet leicht und sicher einher, nur ein blasses, noch schmerzverzogenes Gesicht, das er aber mit einem Lächeln erheitert, verräth seine Leidenstage. Er grüßt nach allen Seiten und tauscht rechts und links Händedrücke. Seine hohe Gestalt im hermelinbesetzten Talar ragt aus der ihn umgebenden Menge hervor. Labori weint, er kann kein Wort hervorbringen. Er beginnt mit voller, tiefbewegter Stimme zu sprechen. Seine Bewegung wuchs derart, daß er stellenweise Thränen niederkämpfen mußte. Die Richter scheinen von diesem Gefühlsausbruch, der sich in geradezu dramatischen Tönen Luft macht, betroffen und diese Beklommenheit wirkte auf das Auditorium zurück, so daß eine peinliche Stimmung entstand.“ Neue Freie Presse vom 22. August. — „Rennes, 22. August. Der heutige Tag war nach jeder Richtung hin erfreulich. Laboris Erscheinen, die allgemein menschlichen Accente, die dabei zum Durchbruch kamen, waren eine glückliche Einleitung.“ Neue Freie Presse vom 23. August.

„Peinlich hat es berührt, daß Oberst Jouaust ganz überflüssiger Weise ins Verhör Dreyfus' auch dessen vorübergehende Jugendbeziehung zu einer Dame hineinzerrte, was gegenüber der anwesenden Gattin ein unschöner Vorgang war.“ Neue Freie Presse vom 8. August. (Die Gattin hat den Gerichtssaal nicht betreten.)

Aus dem Berliner Tageblatt: „Die Affaire Dreyfus hat uns auch den Menschen in seiner höchsten Vollendung gezeigt, die feinste Kulturblüthe des Menschenthums: die Gestalt Picquarts ... Heute hat er diese Befangenheit, diesen Rest von Unfreiheit abgestreift. Man bemerkte Das sofort, als er mit schnellem, sicherem Schritt in den Saal trat, sich vor den Richtern verbeugte, sich dann bequem im Sessel zurücklehnte, ohne jeden Zwang das rechte Bein über das linke Knie legte und mit lauter, klarer, klangvoller Stimme seinen Vortrag begann. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage: Eine Stimmung verbreitete sich im Saal, wie sie entsteht, wenn Lohengrin über die Wasser heranzieht. Es ist etwas so Harmonisches, Abgeklärtes in dieser Erscheinung und dabei etwas so Starkes, Männliches, Imponirendes. Ein geborener Fürst. Und indem er spricht, zugleich liebenswürdig und doch, ohne es zu wollen, herablassend, ist es nicht als ob er eine Zeugenaussage macht, — es ist, als ob er Gesetze ertheilt.“ Theodor Wolff, der Rudolf Mosse mit Stolz seinen Onkel nennt und den wir mit nicht geringerem Stolz den Unseren nennen, hält doch stets den höchsten Record geschmackloser Albernheit. Diese Wahrnehmung ist nicht neu, eben so wenig wie die läppische Hysteriker-

begeisterung dieses Herrn mit der geknickten Untertertianerbildung, der, ehe er sein Militärjahr abdiente, schon berufen war, im Berliner Tageblatt Theater nnd Literatur kritisch zu beleuchten, und der, seit er den Dragonerrock ausgezogen hat, in diesem Weltblatt allen politischen, kulturellen, ethischen und aesthetischen Fragen vom Standpunkte des echt pariserischen Viveurs aus die Antwort findet. Früher hielt er Mussets Rolla für eine Frau, Mussets tragisches Spiel On ne badine pas avec l'amour für eine „allerliebste Plauderei"; jetzt läßt er Medea munter die Drachensaat säen, der die geharnischten Männer entsteigen. Die Thatsache aber verdient festgehalten zu werden, daß für das Berliner Tageblatt „der Mensch in seiner höchsten Vollendung, die feinste Kulturblüthe des Menschenthumes" ein Mann ist, der nicht nur das rechte Bein ohne jeden Zwang über das linke Knie zu legen vermag, sondern der auch sechzehn Monate lang das schmutzige Geschäft eines Spitzelaufsehers trieb, Hunderttausende für die Anwerbung von Spionen und für den Ankauf gestohlener Dokumente ausgab, der belforter Staatsanwaltschaft geheime Aktenstücke, die einen Angeklagten belasten sollten, zur Ansicht schickte, mit agents provocateurs korrespondirte und die politischen Gespräche der in Staatsbetrieben beschäftigten Arbeiter belauern ließ. Diesem geborenen Fürsten, dieser feinsten Kulturblüthe des Menschenthumes ähnlich zu werden, muß nun das Streben jedes gebildeten Deutschen sein. Das Ziel kann er nur erreichen, wenn er pünktlich an jedem Morgen und Abend das Berliner Tageblatt liest. Und wer — so heißt es ja wohl gewöhnlich in den Quartalseinladungen dieser „größten deutschen Zeitung" — das Berliner Tageblatt gründlich kennen lernen will, Der fordere die Nachlieferung der Augustnummern und lese darin die Berichte über den Dreyfusprozeß.

* * *

Vor einem Jahr, als die Reichstagswahlen in Sicht kamen und es sich darum handelte, den verhaßten Agrariern einen möglichst vernichtenden Streich zu versetzen, wurde in der liberalen Presse behauptet, der Vorstand des Bundes der Landwirthe habe seine Mitglieder, statt ihnen Vortheile zu verschaffen, geschädigt und besonders bei der Vermittlung des Kaufes von Thomasmehl betrügerische Manipulationen angewandt. Wochen lang wurde diese Behauptung wiederholt und die Grimasse sittlicher Entrüstung war so lebhaft, die Fülle der angeführten Details so groß, daß sogar manche Freunde der landwirthschaftlichen Bestrebungen stutzig wurden und fürchteten, der Bundesvorstand habe mindestens leichtfertig gehandelt. Jetzt zeigt es sich, daß man es mit einer zum Zweck des Bauernfanges erfundenen Verleumdung zu thun hatte. Der Bundesvorstand hat eine große Anzahl von Redakteuren verklagt und in allen Fällen ist gerichtlich festgestellt worden, daß — wie es in einer von einem Beklagten unterzeichneten Ehrenerklärung heißt — „der Bund der Landwirthe in jeder Beziehung die Rechte und Interessen seiner Mitglieder in vollstem Maße vertreten hat." Solche Wahlmanöver waren in Deutschland bisher kaum bekannt. Wer aber etwa glauben wollte, die erlogene Behauptung sei von allen privilegirten Kämpfern für Wahrheit und Gerechtigkeit jetzt ausdrücklich und unzweideutig zurückgenommen worden, Der hätte die Rechnung ohne die besondere Moral neuliberaler Zeitungschreiber gemacht. Von der Sache wird einfach nicht mehr geredet; und wenn ein Weilchen verstrichen ist, wird man keck auch wieder durch eine gerichtlich dann vielleicht ungreifbare Anspielung auf „die bekannte merkwürdige Geschäftsgebahrung der Bündler" das gute Herz der liberalen Leser erfreuen.

* * *

Der preußische Eisenbahnminister hat es bekanntlich für anständig gehalten, die

„Zukunft“ und den „Simplicissimus“ vom Zeitschriftenverkauf auf den Bahnhöfen auszuschließen. Von diesem Verbot, das alle Kriterien eines zur Strafe für politisches Verhalten verhängten wirthschaftlichen Boykotts, also eines von der Regirung amtlich bekämpften und verpönten Systems trägt, sind nun auch hessische Bahnhöfe betroffen worden. Die Sache kam in Darmstadt am dritten Juni in der zweiten Kammer der Landstände zur Verhandlung. Der Vertreter der hessischen Regirung zog sich auf den Standpunkt zurück, der Staatsvertrag vom Juni 1896 gebe der „gemeinschaftlichen Verwaltung der Bahnen“ das Aufsichtrecht über die Bahnhofsbuchhandlungen, — und in dieses Recht habe Hessen nicht hineinzureden. Der Interpellant, der Abgeordnete Köhler, sagte: „Ich fühle mich bevormundet, wenn mir von dem königlich preußischen Eisenbahnminister vorgeschrieben wird, was ich lesen darf und was nicht. Wenn der ‚Simplicissimus‘ und die ‚Zukunft‘ den Herren in Berlin nicht gefallen, so werden wir in die Unmöglichkeit versetzt, sie zu lesen, obgleich es eine Menge Leute giebt, die diese Schriften verlangen... Etwas Vernünftiges und Anständiges kann man auf den Bahnhöfen selten kriegen. Nun halte ich und mit mir mehr als Hunderttausende der besten Menschen die ‚Zukunft‘ von Harden und den ‚Simplicissimus‘ für ganz vernünftige Schriften; vielleicht ist Das aber auch mit bestimmend gewesen dafür, daß man diese Schriften ausgeschlossen hat: dadurch wollte man wohl klare Ordnung schaffen, die darin besteht, daß eben nur noch schlechtes Zeug geboten wird. Als ich die Interpellation einreichte, glaubte ich, daß nur die Preußen auf ihrem Boden den ‚Simplicissimus‘ und die ‚Zukunft‘ verboten hätten; zu meinem Erstaunen habe ich aber gefunden, daß wir in Hessen auch hierin wieder einmal den Preußen nachgeahmt haben und daß man auch auf unserem Bahnhof diese beiden Preßerzeugnisse nicht mehr bekommen kann. Man macht ja jetzt in Hessen Alles den Preußen nach. Das gehört beinahe zum guten Ton; aber ich denke, wir sollten uns dagegen wehren. Wenn überhaupt eine Censur gehandhabt werden soll, so wünschte ich, daß Das in Darmstadt und auf den paar Bahnhöfen, die wir noch haben, wo also der Bahnhofsbuchhändler sich noch auf hessischem Boden befindet, in der Richtung geschähe, daß man für den Verkauf von guten Schriften sorgt; und zu diesen rechne ich mit in erster Linie auch den ‚Simplicissimus‘ und die ‚Zukunft‘. Beides sind bedeutende Erscheinungen der modernen Literatur und jeder Politiker sollte Kenntniß von ihrem Inhalt nehmen. So weit wir noch auf den Bahnhöfen die Macht haben — das Meiste ist ja längst aus den Händen gegeben und mit jedem Tage werden wir ein Bischen Macht mehr los und werden zuletzt nur noch so eine mediatisirte Standesherrschaft darstellen — aber so weit wir auf unseren Bahnhöfen noch Herren sind, möchte ich wünschen, daß für den Vertrieb einer besseren Literatur gesorgt und die erwähnten Schriften wieder freigegeben werden.“ Der Abgeordnete Dr. Schroeder: „Es war mir ganz unglaublich, daß derartige Verbote in Form einer Censur auf unseren Bahnhöfen gehandhabt würden. Ich will nicht eingehen auf die Tendenz und Haltung des ‚Simplicissimus‘ oder der hardenschen ‚Zukunft‘. Ich stehe in dieser Beziehung nicht ganz auf dem Standpunkt des Herrn Vorredners, habe aber auch die Auffassung, daß Das, was dort ausgesprochen wird, ungehindert müßte ausgesprochen werden, so weit es nicht vor den Strafrichter gehört. Es ist richtig gesagt worden, die Censur sei aufgehoben worden, die hier geübte Censur aber sei viel schlimmer, als sie in Oesterreich oder sonstwo geübt werden kann.“ Der Abgeordnete Bähr: „Man sieht immer mehr, daß wir uns im Schlepptau der preußischen Regirung befinden und daß wir bei der Berathung über die Verpreußung der Eisenbahnen Recht hatten, wenn wir vorgeschlagen haben: § 1. Das Großherzogthum Hessen wird zur preußischen Provinz erklärt.

—

Dann hätten wir die ganze Diskutirerei nicht mehr; so werden wir langsam nach und nach abgeschlachtet." Der Abgeordnete Ulrich: „Für uns ist die Hauptsache, daß man in Form einer Art von Censur dem die Eisenbahn benutzenden Publikum die Möglichkeit nimmt, sich gewisse Erzeugnisse der Literatur zu kaufen, während man andere Erzeugnisse der Literatur, die absolut nicht den Werth haben wie die gerade verbotenen, vollständig zuläßt, ja sogar seitens der Direktion empfiehlt ... Wenn einmal das Recht in der Weise, wie es hier geschehen ist, gehandhabt wird, so kann jedes beliebige Preßerzeugniß kurzer Hand verboten werden und dagegen müssen wir als Volksvertreter Protest einlegen." Der Abgeordnete Dr. Osann: „Ich muß sagen, die Antwort des Finanzministeriums hat mich auch nicht befriedigt. Ich habe vor allen Dingen daraus nicht entnehmen können, ob er auch der Ansicht ist, daß Werke wie die ‚Zukunft' und der ‚Simplicissimus' von der Bahnhofsliteratur ausgeschlossen werden sollen. Man kann ja über diese Zeitschriften verschiedener Ansicht sein; sie haben aber literarische, politische und historische Bedeutung gewonnen und sie stehen auf einem Standpunkt, der mit unserer Staatsordnung sich verträgt; und wenn sie hier und da über das Ziel hinausgehen und mit dem Strafgesetz in Widerspruch treten, so ist Das an und für sich kein Grund, solche Zeitschriften von der Bahnhofsliteratur auszuschließen. Es ist sicher, daß gerade diese Literatur, und zwar von dem intelligenteren Theil der Bevölkerung, gewünscht und gelesen wird." Der Abgeordnete Schmeel: „Ich begreife in der That nicht, wie die Schriften, um die es sich hier handelt — es sind allgemein bekannte Zeitschriften —, vom Verkauf ausgeschlossen werden konnten. Es ist richtig: sie bringen manchmal Etwas, das nicht nach allen Seiten hin angenehm berührt, sie fällen ein freies Urtheil in Wort und Bild, aber wir wollen doch nicht den Grundsatz anerkennen, daß man da mit Spießen und Stangen vorgeht und eine derartige Zeitung unterdrückt." Der Centrumsabgeordnete von Brentano: „Ich fühle mich vollständig frei von jeder Sympathie für den ‚Simplicissimus' und ich fühle mich noch viel freier von jeder Vorliebe für die ‚Zukunft'. Allein ich gestehe zu, daß es sich doch um ein Prinzip handelt und daß gewisse Herren nicht so Unrecht haben, wenn sie sagen: Das, was heute mir geschieht, kann morgen Dir geschehen." Auf keiner Seite wurde der Boykott vertheidigt oder auch nur entschuldigt, auf keiner Seite die tiefe Antipathie gegen das berliner Regime ängstlich verborgen. So macht Preußen, mit der Hilfe des Herrn Thielen, in Deutschland moralische Eroberungen.

* * *

Im Kamminer Kreisblatt soll neulich — in Nr. 92 — das folgende Inserat zu lesen gewesen sein: „Suche 20 Arbeitleute für die Dreschmaschine. Tagelohn 3 Mark, Suff und Fraß frei. Franz Krüger in Pribbernow." Sollten mit Herrn Krüger seine Berufsgenossen nicht ein derbes deutsches Wort sprechen, so würden sie sich nicht wundern dürfen, wenn solche Roheiten zu verallgemeinernden Weherufen über ostelbische Zustände und zu schiefen Vorstellungen über die Ursachen der Leutenoth führen.

* * *

In einem kleinen Ort Westpreußens wurde im Mai dieses Jahres ein Kriegerdenkmal enthüllt. Da die Kosten des Denkmals aber noch nicht gedeckt waren, wandte der Landrath, als dem Denkmalskomitee Vorsitzender, sich im Juni in einem Rundschreiben „an den patriotischen Sinn aller derjenigen Bewohner des Kreises, welche ein Einkommen von über 3000 Mark jährlich versteuern, mit der herzlichen Bitte, zehn Prozent ihrer Jahressteuer an unseren Schatzmeister innerhalb vierzehn Tagen einzuzahlen." Der Ukas war an jeden „Wohlhabenden" persönlich adressirt und schloß mit dem Satz: „Der auf

Sie entfallende Antheil beträgt so und so viel Mark." Es versteht sich, daß auf diesem — nicht mehr ungewöhnlichen — Wege der Betrag bald aufgebracht war. Empfiehlt es sich aber nicht, erst, ohne sanften Druck, das nöthige Geld zusammenzubringen und dann das Denkmal zu bauen, statt durch nachträgliche Bettelei, die der Amtscharakter des Sammelnden noch besonders häßlich erscheinen läßt, die Kreiseingesessenen zu ärgern? Und muß denn überhaupt in armen Provinzen und Kreisen der banausische Denkmalsrummel, den Lagarde mit Recht so verabscheute, künstlich gezüchtet werden?

* * *

Im Berliner Lokal-Anzeiger konnte man neulich lesen: „Wie sehr der Kaiser in Anspruch genommen ist und welche Fülle von Geschäften oft an einem Tage auf ihn einstürmt, Das hat der gestrige Tag bewiesen. Das Publikum macht sich davon kaum die richtige Vorstellung, wenn es die einzelnen Mittheilungen aus dem kurzen Register des Hofberichtes oder sonstige Nachrichten über die Thätigkeit des Kaisers liest. Man muß die einzelnen Programmpunkte eines Tages zusammenfassen, um zu erkennen, welche außerordentliche Fülle von Obliegenheiten der Kaiser zu erfüllen hat; man wird erkennen, daß zur Absolvirung solch eines außerordentlich großen Tagesprogrammes ein ungemein kräftiges Nervensystem gehört. Schon früh begann gestern das Tagewerk des Monarchen. Um neun Uhr fuhr er bei dem Landesausstellunggebäude vor, um die Modelle für das Denkmal des Großen Kurfürsten, das in Minden aufgestellt werden soll, in Augenschein zu nehmen. Es wird gar viele Menschen geben, die eine halbstündige, ernste Beschäftigung mit Kunstwerken ermüdend genug dünkt; der Kaiser aber fuhr, nachdem er Skizzen und Modelle eingehend besichtigt hatte, sofort nach dem in der Lützowstraße belegenen Atelier des Bildhauers Brütt. Nachdem er auch hier, entsprechend seinem künstlerischen Interesse, die Werke des Künstlers betrachtet hatte, nahmen ihn Geschäfte politischer Natur in Anspruch. Er sprach bei dem Staatssekretär von Bülow vor und auf die Konferenz mit Diesem folgte im Schloß ein Vortrag des Geheimen Rathes von Lucanus. Daran schlossen sich wieder offizielle Empfänge, so des Generals von Loë, und erst jetzt gönnte sich der Kaiser — wenn man so sagen darf — eine kurze Erholung, nämlich bei der Frühstückstafel. Da aber an dieser Gäste Theil nahmen und der Kaiser eine lebhafte Konversation liebt, so kann man von einer ‚Ruhepause' nicht wohl sprechen. Der Nachmittag brachte weitere Atelierbesuche und es gehört ein hoher Grad Kunstbegeisterung und Aufnahmefähigkeit dazu, nach einem solchen Vormittage noch drei Künstler, nämlich Professor Lessing, Begas und Schott, zu besuchen. Der schwerere Theil des Tages, die Repräsentation im Großen, kam später. Um acht Uhr begann die große Galatafel zu Ehren des Geburtstages der Königin von England. Nur wer erwägt, wie bei allen Ceremonien, bei allen Vorkommnissen, der Herrscher den Mittelpunkt bildet, wie er überall zu hören und zu sprechen hat, wird ermessen, welche immense Leistung die Durchführung eines solchen Programmes ist." Diese Schilderung mag gut gemeint sein, aber sie giebt, da Maecenatenthum und Repräsentation ja nicht die wichtigsten Pflichten des Monarchen bilden, doch einen recht seltsamen Begriff von der Tagesarbeit des Königs und Kaisers. Immerhin ist sie Darstellungen vorzuziehen, in denen der regierende Herr die schrecken den Züge eines zornigen Rächers parlamentarischer Abstimmungen trägt. Diese Darstellungen sind durch die Ereignisse widerlegt worden. Eigentlich: durch das Ausbleiben der angekündigten Ereignisse. Kein Sturm hat sich erhoben, nicht einmal ein Stürmchen, die Minister sind noch im Amt und der Freiherr von Zedlitz und Neukirch ist, noch nicht aus dem Staatsdienst gejagt. Die Fackeltanzlust der Kanalkulturkämpfer war also verfrüht.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 9. September 1899.

Lemurien.

Die alten Römer waren unbarmherzige, den milden Regungen einer höheren Humanität unzugängliche Herren. Sie scheuten vor dem grausamsten Gebrauch ihrer Macht nicht in frommem Schauder zurück und trafen die Frevler am Staatsgedanken, die Verbrecher und Störenfriede mit der ganzen Härte der Vergeltungstrafe. Ob das ius talionis auch gegen politisch ungeberdige Quiriten gebraucht, ob die Widerstrebenden aus den Pfründen gejagt, öffentlich gestäupt und entmannt wurden? Vielleicht waren die Römer schon in mythischer Zeit zu gute, zu weit vorausschauende Politiker, um so thörichte Gräuel zu dulden; vielleicht wußten sie damals schon, daß man mit Ruthenstreichen die Geister nicht zur Ruhe zu bringen vermag. Mit denen gingen die sonst so harten Herren gar sänftiglich um. Gegen die bösen Geister, die Larven oder Lemuren, wurde nicht Feuer, nicht Schwert angewandt. In jedem Frühjahr, wenn im Mai die Iden nahten, versammelten sich um die Mitternachtstunde die Hausväter, raunten feierliche Formeln und streuten schwarze Bohnen ins Dunkel. Dadurch, hofften sie, würden die Spukgeister sich bannen lassen. Diese Sitte aus den Kindheittagen des politisch starken Lateinervolkes haben dann die Germanen übernommen, als sie das Erbe der Römermacht antraten, und bis in die Zeit der Heiligen Alliance und der gegen finstere Umsturzpläne gerüsteten Metternichtigkeit wurden im deutschen Gebiet Lemurien veranstaltet. Doch der Glaube an die geheimnißvolle Macht wunderthätiger Murmelsprüche war dahin und die schwarzen Bohnen schreckten selbst in nächtiger Spukstunde keine arme, verwirrte Seele mehr. Die mannbare Menschheit Europas merkte allmählich, daß nur

eine gute, starke, tapfere That die bösen Geister zu bannen vermöge. Und als unter dem klirrenden Tritt eines von Genies Gnaden gekrönten Plebejers das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zusammenbrach, da meinten die mündigen Völker, der Epoche entwachsen zu sein, wo der Aberglaube im Fest der Lemurien Sättigung suchte. Die Regirung, unter der Preußen leidet und, wenn sie noch lange sinnlos waltet, ein zweites Jena erleben muß, hat diesen hochmüthigen Wahn aus den Hirnen gescheucht. Sie hat zuerst mit dem Schwert gerasselt, mit der hohen Lohe ihres Zornes gedroht und dann, als sie ihr Vermögen etwas nüchterner berechnet hatte, sich mit Murmelsprüchen und mit dem Ausstreuen schwarzer Bohnen begnügt. Das, sagt sie, soll den bösen Geist der Unzufriedenheit bannen, der heimlich durch das Land schleicht und schon bis hinauf zu den Gipfelchen dringt, auf denen in unnahbarer Sicherheit bisher die Mandarinen thronten. Die excellente Genossenschaft vergaß dabei nur, daß der moderne Sinn, dem das jus talionis unsittlich scheint, in den Lemurien eine die Lachlust der Betrachter hervorlockende Kinderstubenkomoedie sieht. Freilich: auch solche Komoedien sind nicht immer gefahrlos. Wenn Kinder mit dem Feuerzeug spielen, kann ein schlecht behüteter Funke einen herabhängenden Fensterschleier entzünden, der Gardinenbrand kann die Tapete ergreifen und bald kann das ganze Haus in Flammen stehen. Deshalb ist es rathsam, den Kindern vorsichtig auf die Finger zu gucken.

Das preußische Staatsministerium hat ungefähr anderthalb Dutzend Beamte, Regirungpräsidenten und Landräthe, aus ihren Stellen gejagt und auf Wartegeld gesetzt. Als es diese Heldenthat vollbracht hatte, ließ es in der ministeriellen Berliner Korrespondenz der Welt verkünden, die Beamten seien „selbstverständlich" nicht für ihr den Mittellandkanal ablehnendes Landtagsvotum bestraft worden. Selbstverständlich — Schopenhauer hatte einen so berechtigten Widerwillen gegen dieses Wort — glaubte kein Mensch an diese Verkündung. Bei dem Erlaß, den das Staatsministerium an die Oberpräsidenten sandte und im Staatsanzeiger drucken ließ, wird den fortgeschickten Beamten nachgesagt, sie hätten „die Aktion der Regirung erschwert, die Autorität der Regirung geschwächt, die Einheitlichkeit der Staatsverwaltung gefährdet, deren Kraft gelähmt, Verwirrung in den Gemüthern hervorgerufen und sich durch dieses Verhalten mit allen Traditionen der preußischen Verwaltung in Widerspruch gesetzt." Wären diese Vorwürfe berechtigt, dann wäre das Ministerium verpflichtet gewesen, so unbrauchbare Beamte so schnell wie möglich für immer aus dem Dienst zu entfernen. Das ist nicht geschehen. Die Beamten, die sich am Schluß der Kanaldebatte durch ihre Abstimmung

das Mißfallen der Minister zugezogen haben, bleiben als Wartegeldempfänger dem Disziplinargesetz unterworfene Beamte und können wieder angestellt werden. Sie werden, so darf man behaupten, wieder angestellt und vielleicht noch befördert werden, wenn sie sich bereit zeigen, im nächsten Jahr für den Kanalplan zu stimmen. Sie sollen durch die Maßregelung gekirrt und dahin gebracht werden, daß sie, gegen den Willen ihrer Wähler, die gouvernementalen Wünsche unterstützen. Ob viele von den bestraften Herren ihre völlige Entlassung aus dem Staatsdienst fordern, ob andere hohe Beamte ihrem Beispiel folgen und ob die konservativen Fraktionen dafür sorgen werden, daß ein unzweideutig klares Gesetz die Möglichkeit schafft, ein die Verfassung bewußt oder leichtfertig verletzendes Ministerium zur Verantwortung zu ziehen? Die Antwort auf diese Fragen muß abgewartet werden. Einstweilen haben wir es mit den dem Betrachter sichtbaren Erscheinungen zu thun. Aber der Thatbestand wäre nicht vollständig geschildert, wenn verschwiegen würde, daß die starke, thatkräftige Firma Hohenlohe & Co. zweien ihrer Theilhaber die Prokura entzogen hat: dem Kultusminister Bosse und dem Minister des Innern Freiherrn von der Recke. Der Kultusminister hatte einem Hilfsarbeiter, der eben gegen den Kanal gestimmt hatte, die Stellung im Ministerium gekündigt. Der Freiherr von der Recke hatte vor der zweiten Abstimmung den ihm unterstellten Verwaltungbeamten offen gesagt, sie würden ihr Amt verlieren, wenn sie sich nicht schnell noch zur Kanalfrömmigkeit bekehrten. Das Scheiden dieser Minister — sie sind durch die Herren Studt und von Rheinbaben ersetzt worden — ist politisch ohne Bedeutung. Herr Bosse, ein Günstling des Herrn von Boetticher, dem der Dankbare dann den Text des berühmten Reinigungzeugnisses lieferte, fiel durch einen betrübenden Mangel an geistiger Kultur auf. Herr von der Recke war ein ruhiger Bureaukrat, der nach dem Schema seine Arbeit erledigte und sich in die schwere Kunst des Verstellens nicht schicken konnte. Auffallen konnte bei diesem Ministerwechsel höchstens, daß Herr von Rheinbaben, der ungewöhnlich begabt sein soll und als ein möglicher Finanzminister galt, nun wohl nicht ohne Miquels Hilfe auf den schwierigsten Posten gestellt wurde, wo in kurzer Zeit Herfurth, Eulenburg, Köller und Recke verbraucht worden sind. Wirklich wichtig ist im Grunde aber nur die Thatsache, daß zwei Minister entfernt werden mußten, weil sie das stille, verborgene Planen ihrer lieben Kollegen mit unbequemer Rücksichtlosigkeit enthüllt hatten. Das Staatsministerium wollte Beamte für ihre der Pflicht gemäße politische Abstimmung dadurch strafen, daß es ihnen

den Brotkorb höher hing. Nach dem Wortlaut der preußischen Verfassung sind Abgeordnete an Aufträge und Weisungen nicht gebunden und können für ihre Abstimmung nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Also mußte der Schein gemieden werden, die Strafe sei eine Folge der Abstimmung. Diesen verdammt gescheiten Plan, den nur böse Menschen herzlich dumm nennen können, haben die Herren Bosse und Recke täppisch durchkreuzt. Und heute zweifelt kein im Besitz seiner fünf Sinne gebliebener Bürger daran, daß in der ministeriellen Berliner Korrespondenz eine Unwahrheit stand und daß den Beamten die Möglichkeit zu weiterem Wirken genommen und das Gehalt gekürzt worden ist, weil sie nicht für den Kanal gestimmt haben.

Das ist ihr einziges Verbrechen. Sie haben nicht agitirt, die Regirung nicht angegriffen, in der Opposition keine führende Rolle gespielt. Sie wären fast sämmtlich auch sicher bereit gewesen, bei einer neuen Landtagswahl die Politik der Regirung zu vertreten. Das konnten sie, ohne lächerlich zu werden, getrost thun; sie konnten den Wählern sagen: In diesem einen Punkt, der an keine Lebensfrage des Staates grenzt, sind wir persönlich anderer Ansicht als die Regirung, der wir in allen Grundfragen des Rechtes und der Macht unbedingt folgen; die Regirung hat für ihre Ansicht die und die Gründe, die wir Euch loyal und ohne boshafte Glossen vorführen, — nun wählt zwischen uns und den argentarischen Freihändlern, bei deren Unterstützung selbst dem großen Grafen Caprivi unheimlich zu Muth wurde. Es sollte nicht sein. Das Geschrei liberaler Profitwütheriche, die nicht laut genug nach einer starken Hand, einem eisernen Besen, nach einer Dezimirung der konservativen Beamtenschaft heulen konnten, hat gewirkt. Weil sie fanden, die Trace eines Kanals, dessen Bau mindestens dreihundert Millionen kosten würde, sei dem Landesinteresse nicht günstig, weil sie sich dem sachlichen Widerspruch des wichtigsten Gewerbes und der größten Seestädte anschlossen, werden Beamte, die der allgemeinen Richtung der preußischen und der deutschen Politik zustimmen, vor allem Volk wie Schulknaben abgestraft. Und damit wird amtlich kund und zu wissen gethan: Beamte, auch solche, die über das Wohl und Weh ganzer Provinzen zu entscheiden haben, sind Commis der Minister, deren Anschauungen sie sich bis ins kleinste, scheinbar unbeträchtlichste Detail aneignen müssen, wenn sie nicht den Verlust ihres Einkommens riskiren wollen; Beamte sind auch als Abgeordnete verpflichtet, nicht nach dem Willen ihrer Wähler, sondern nach der Weisung des ihnen vorgesetzten Ministeriums zu stimmen. Für diese Verfügung, die den preußischen Verwaltungbeamten zum Tshinownik erniedert, die ihn politisch kastrirt und zu einem ministerialen Eunuchen macht

— die alten ministeriales bildeten bekanntlich das Hausgesinde des gebietenden Herrn und leisteten ihm Lakaiendienste —, für diese Verfügung trägt der Besitzer des russischen Gutes Werki die Verantwortung, der „vornehme alte Herr, der ein patriotisches Opfer bringt“ und von dem der schlaue Li-Hung-Tschang in Friedrichsruh zu dem über Schlaflosigkeit und politische Sorgen klagenden Bismarck mit listigem Lächeln sagte: „Der Fürst zu Hohenlohe schläft gewiß ruhiger als Sie!“

Sogar bei dem anständigen, von Richter befehligten Theil unserer Liberalen hat der neueste Streich Entrüstung erregt. Aber die Sache stimmt eigentlich eher zur Heiterkeit als zu grimmem Zorn. Das System ist ja nicht neu. Der Versuch, den Ausdruck politischer Ueberzeugung durch wirthschaftliche Schädigung zu strafen, wurde bis jetzt nur gegen die Verleger von Zeitungen oder Zeitschriften gemacht. Die „Zukunft“ und der „Simplizissimus“ wurden — dem Herausgeber der „Zukunft“ war vorher für artiges Verhalten vergebens die Zuwendung „interessanter“ Nachrichten in Aussicht gestellt worden — aus den Bahnhofsbuchhandlungen entfernt. Ja der Besitzerin der Posener Zeitung wurden die amtlichen Annoncen, die Druckaufträge und die Wasserstandsnachrichten entzogen und nahegelegt, entweder die Zeitung zu verkaufen oder den Hauptredakteur auf die Straße zu jagen. Und es ist ein spaßhafter Zufall, daß der selbe Herr, der dieses System in Posen vertreten mußte, jetzt dessen Segnungen am eigenen Leibe zu spüren hat: Herr von Jagow minderte die Einnahme der Posener Zeitung, weil sie politisch nicht willfährig genug war, Herrn von Jagows Gehalt ist um mindestens die Hälfte vermindert worden, weil er als Abgeordneter nicht die erwartete Fügsamkeit zeigte. Schätzt die Regirung ihre Beamten wirklich so gering, daß sie glaubt, die kleinen Boykottmittelchen, die gegen Verleger unwirksam blieben, könnten Regirungpräsidenten und Landräthe kirren? Sie wird über das Echo, daß ihr Erlaß gerade im konservativen Lager wecken muß, eines Tages noch staunen. Ihre Unklugheit hat für die „Untergrabung der Autorität“ mehr gethan, als eine ganze Horde von Umsturzmännern es vermöchte. Ein schlecht behüteter Funke kann einen herabhängenden Fensterschleier entzünden, der Gardinenbrand kann die Tapete ergreifen und bald kann das ganze Haus in Flammen stehen ... Die alten Römer waren so kluge Leute; schade, daß die Regirung, unter der Preußen leidet, ihnen nur den Bohnenwahn der Lemurien abgeguckt hat, den die politische Weisheit der reifenden Nation als ein ehrwürdiges Rudiment des Kinderglaubens früh mitleidig belächeln lernte.

♣

Velazquez.

(Geboren 1599.)

Der Stern Velazquez scheint sich augenblicklich in seiner größten Erdnähe zu befinden. Velazquez, vor hundert Jahren nur Wenigen bekannt, ist heute für das Abendland der Maler schlechthin, der Maler unserer Probleme, der Alles besitzt, was wir haben möchten. Er ist der Einzige unter den alten Meistern, dem man nicht mit historischen Erwägungen entgegenkommen muß. Er spricht zu den Modernen in ihrer modernen Sprache; und würde man sein Papstportrait aus der Galerie Doria in Rom auf eine unserer Jahresausstellungen bringen, so wäre der erste Eindruck nicht der des „Altmeisterlichen“: es würde nur als Meisterwerk überhaupt wirken.

Als Velazquez anfing, zu malen, hatte er keine poetischen Ideen im Kopf. Die Malerei interessirte ihn nicht als ein besonderes Mittel, Empfindungen mitzutheilen; er war nur Beobachter des Wirklichen, nur Mann des Auges. Er ist es zeitlebens geblieben. Das Ziel der Kunst schien ihm zu sein, den Eindruck der Dinge überzeugend und erschöpfend wiederzugeben. Wer Das konnte, war ein Meister, — einerlei, was sein Bild vorstellte.

Einen Velazquez zu sehen, ist immer eine Ueberraschung, selbst wenn man nicht zum ersten Male kommt. Die nordischen Galerien besitzen einzelne gute Werke, allein es sind wenige und gerade keine Hauptwerke. Man muß Madrid gesehen haben, um eine Vorstellung zu bekommen, wer Velazquez war. Photographien sind ganz unzureichend. Auch die Kunst der braunschen Kohlendrucke versagt hier; und selbst vor den vortrefflichen Aufnahmen des Prado durch die Photographische Gesellschaft in Berlin wird die schmerzliche Sehnsucht nach den Originalen größer sein als die Freude des Wiedererkennens.

Der Eindruck der versammelten Werke des Meisters in der spanischen Nationalgalerie ist eine Reise nach Spanien werth. Man darf sagen: wer diese Sammlung nicht gesehen hat, Der weiß überhaupt nicht, was der Malerei möglich ist. Die großen Namen aller Schulen sind dort vertreten und stehen zur Vergleichung offen: neben Velazquez wird Jeder irgendwie unwahr erscheinen. Die Zeitgenossen sagten Das so: er gebe die Natur, die Anderen nur Malerei.

Auf den Laien wird zunächst die Lebendigkeit seiner Physiognomien wirken, das unmittelbar Ergreifende seiner Portraits. Er hat Alles gemalt: Könige und Bettler, Narren und Helden, Frauen und — nicht zuletzt — Kinder. Jede Existenz scheint völlig erschöpfend und greifbar dargestellt. Man schwört auf die absolute Wahrheit der Farbe, schwört, daß die Haut, das Haar

genau diese Nuance gehabt habe. Unvergeßlich ist das flaumige, schimmernde Fleisch jugendlicher Gestalten, das weiche, blonde Seidenhaar kleiner habsburgischer Prinzessinnen und mit nichts zu vergleichen, wie er den Glanz der Luft wiedergiebt und den Ton der Stunde trifft.

Ueber diese Qualitäten giebt sich jeder Beschauer bald Rechenschaft. Zurückhaltender im Erstaunen pflegt das Publikum gegen das scheinbar Selbstverständliche zu sein: daß die Figuren so körperlich wirken und der Raum in die Tiefe bis zur Illusion zurückgeht. Die Reiterbilder in offener, heller Landschaft wirken völlig mit der Kraft des Natureindruckes. Wie für Lionardo war es für Velazquez das Urproblem der Malerei, den Dingen ihr Relief zu geben und auf der Fläche den Schein des Dreidimensionalen zu gewinnen. Er hat als Vertreter des Kellerlichtes angefangen, überzeugt, daß nur durch schwarze Schatten der Eindruck des Körperlichen zu gewinnen sei — so sind z. B. die Borrachos, die Trinker, gemalt —, und er endet mit einer Modellirung ohne Dunkelheiten, wo Hell vor Hell steht und doch die vollkommen klare, räumlich-körperliche Wirkung da ist. Das Bild der Uebergabe von Breda („Die Lanzen") ist das berühmte große Beispiel einer Malerei im vollen, allverbreiteten Tageslicht, das die Schatten auffrißt und wo Velazquez — moderne Fragestellungen vorausnehmend — die wirklichen Valeurs der farbigen Erscheinung mit absoluter Genauigkeit festzuhalten versucht hat. Er sieht durchaus farbig, aber die Farbe ist nicht mehr die alte, laute Farbe, die nur trennend und zerstückend wirken kann, sondern eine gedämpfte Farbe, die zum Ton sich einigt. Er hat immer die Luft mitgemalt, in der die Figuren stehen. Und Das giebt seinen Bildern die entscheidende Wahrheit der Wirkung.

Ein anderes modernes Problem ist in den „Meninas" behandelt, dem großen Portraitbild, wo der Prinzessin Margarethe von zwei Edelfräulein (meninas) ein Schälchen Wasser servirt wird. Hier ist er der Meister des feinen Grau. Ein tiefes Zimmer mit beschränktem Licht. Die subtilen Abstufungen des Tones lassen den Raum mit stereoskopischer Deutlichkeit erscheinen und fast erschreckend lebendig bewegen sich die Personen darin. Die Farbe fehlt auch hier nicht, sie ist nur verhalten; man wartet auf den Sonnenstrahl, der das bunte Leben aufleuchten ließe.

Diesen Effekt hat Velazquez in dem dritten großen Meisterbilde gemalt, den Spinnerinnen. Wir sehen in eine Werkstätte, wo Teppiche gearbeitet werden. Es ist ein heißer Sommertag, die Arbeiterinnen sitzen hinter geschlossenen Läden. Nur hinten, im Ausstellungraum, kommt Licht herein, ein breiter Strahl, der nun, von der Wand zurückgeworfen, ein unbeschreibliches, vielfältiges Farbengetümmel wachruft. Rembrandt hat in der „Nachtwache" etwas Aehnliches gemacht; allein er besaß nicht das gleiche Auge für die Valeurs.

Der Impressionismus darf in Velazquez seinen bedeutendsten Ahnen feiern. Es war bei ihm schon das klar erkannte Ziel, dem er sich konsequent nähert, die Dinge nicht so zu malen, wie sie einzeln und von Nahem gesehen aussehen, sondern, der Gesamterscheinung gerecht zu werden. Er unterdrückt Details, wie die Theilungen des Fußes in Zehen selbst bei Vordergrundfiguren, wenn er glaubt, daß sie dem Beschauer, der den Blick auf das Ganze gerichtet hat, nicht zum Bewußtsein kämen. Er malt das Unmalbare, nämlich die Bewegung; und in der verschieden deutlichen Ausführung, je nachdem ein Ding sich ruhig präsentirt oder nur als flüchtiger Schein vom Auge wahrgenommen wird, besteht wieder ein wesentliches Stück der illusionären Wirkung. Wie er den Eindruck des rollenden Rades interpretirt (bei den Spinnerinnen), fällt uns nicht auf, weil es jetzt Alle so machen; damals aber war es etwas Neues. Doch auch bei viel geringeren Bewegungen schon schwächt er die Deutlichkeit, wofür die Behandlung der verschiedenen Hände auf dem Bilde der „Meninas" ein lehrreiches Beispiel ist.

Als unnachahmlich gilt seine Pinselführung. Einzeln gesehen, sind seine Striche unverständlich; doch für den Fernblick bekommen sie das wunderbarste Leben. Mit dem geringsten Aufwand von Mitteln erreicht er das Vollkommene. Wie er die Fläche behandelt („wo Alles ist und nichts erscheint": Winckelmann), die Handfläche zum Beispiel bei dem Bildhauerportrait im Prado: Das ist die unmittelbare geniale Transkription der Erscheinung in eine andere Sprache, in die Bildsprache nämlich, die ja auf ganz andere Mittel angewiesen ist, wenn sie die selbe Wirkung wie die Natur erreichen will. Für den Kenner liegt in diesen Betrachtungen der größte Genuß.

Die unverschmolzenen, mit langstieligen Pinseln hingesetzten Striche sind von vielen Anderen auch probirt worden; allein was Velazquez fast vor Allen voraus hat, die auf impressionistische Fernwirkungen ausgingen, ist die Klarheit des Bildeindrucks. Er entläßt den Beschauer nicht mit dem Eindruck einer vibrirenden Menge hellerer und dunklerer Flecken, wo die Form verloren gegangen ist: er giebt die Hauptsache mit erschöpfender Klarheit und ist räumlich immer sofort deutlich.

Man stellt sich diesen Maler, der zeitlebens nur den Problemen seiner Kunst nachgegangen ist, gern als völlig unabhängigen Menschen vor. Seine Entwickelung ist eine so rasche und seine Resultate sind so ungewöhnliche, daß man sich nicht denken kann, er habe auf bestimmte Besteller Rücksicht nehmen müssen. Das Publikum konnte ja unmöglich Schritt halten. In der That ist er „ein Maler ohne Publikum" (Justi) gewesen, d. h. er malte nur für eine Person, für den König. Velazquez hat sich früh bemüht, in die Nähe des Thrones zu kommen. Der unbefangenste Neuerer fühlte sich wohl an dem ceremoniellsten Hofe Europas. Jung traf er zusammen mit

einem jungen König, der, ein passionirter Kunstfreund, mit ihm ein Bündniß einging, das ein Leben lang gedauert hat und intimer Art gewesen ist. Als Hofmaler Philipps des Vierten und später sogar als Hofmarschall hat Velazquez seine Kunst ausgebildet. Der König besuchte seinen Künstler fast täglich in der Werkstätte und ist ein verständiger Schüler gewesen. Ohne diesen intimen Verkehr wäre es undenkbar, daß Velazquez der Maler des Hofes hätte bleiben können. Merkwürdiger aber als die Gunst des Königs ist die künstlerische Frische und Triebkraft, die sich der Künstler in dieser Stellung bewahrte. Er ist nie auch nur einen Augenblick stehen geblieben und hat das Erreichte immer nur als Ausgangspunkt für weitere Entwickelungen benutzt. Sein Stil hat sich nie zur Manier verknöchert. Das wunderbar abgekürzte und vereinfachte Verfahren der ganz reifen Arbeiten glaubt Justi freilich auch zum Theil aus spanischem Phlegma erklären zu dürfen (kunsthistorische Einleitung zum Bädecker für Spanien).

Die Hofstellung brachte neben vielen Vortheilen eine große Beschränkung im Stofflichen mit sich. Velazquez mußte so viele Portraits malen — und zwar meistens die selben Personen —, daß er außerhalb Spaniens fast nur als Portraitist bekannt ist. Es läßt sich annehmen, daß dieser Zwang nicht als Beengung von ihm empfunden wurde. Das, was ihn bei der Arbeit interessirte, das rein malerische Problem, blieb sich ja überall gleich. Und er hatte die besondere Disposition zum Portraitmaler. Er, eine kühle, beobachtende Natur, konnte der fremden Individualität ein vollkommnerer Spiegel sein, als wenn er von lebhafterem Temperament gewesen wäre. Man kann viele seiner Portraits beisammen sehen: jedes ist anders. Was sonst so leicht bemerkbar wird, ein Zug von Familienähnlichkeit, der alle Köpfe unter einander verbindet, Das fehlt bei ihm völlig. Er beweist hier eine erstaunliche Fähigkeit der Selbstentäußerung. Wenn man einen zweiten Großen mit ihm zusammenstellen wollte, so müßte man auf Holbein zurückgehen. Den größten Gegensatz zu ihm bildet jedenfalls sein Zeitgenosse Van Dyck, dessen dreihundertjähriger Geburtstag ebenfalls in diesem Jahre gefeiert wird.

Wenn bei Gelegenheit des Centennariums Deutschland seinen Besitz an Bildern des Velazquez nachzählt, so ist das Resultat, im Vergleich zu England etwa, nicht glänzend. Die Deutschen können sich damit trösten, daß sie ein Buch besitzen wie Justis Velazquez: es ist das Beste, was über den Künstler geschrieben worden ist, und wahrscheinlich die vollkommenste Malerbiographie, die überhaupt existirt.

Basel. Professor Heinrich Wölfflin.



Die soziale Komplikation.

Jedem, der sich nicht von vorn herein einer feststehenden Geschichtmetaphysik verschrieben hat, muß die große Bedeutung der inneren Werthungen des Menschen für das Erfassen alles historischen Geschehens auffallen. Die historischen Perioden in ihrer Abgrenzung von einander und die Einordnung der Einzelergebnisse der Detailhistorik ergeben überall Werthungen, die an sich und scheinbar ohne jede Beeinflussung eine primäre Evolution durchgemacht haben. Wer in der Geschichte mehr als bloße Produktionveränderungen sieht und an einen vorwirthschaftlichen Zustand der Menschheit glaubt, wird sich daher fragen, warum alle neuere Geschichtphilosophen, sowohl die biologischen Soziologen in Frankreich und England als auch die Anhänger des ökonomischen Materialismus und die deutschen Erkenntnißtheoretiker, die primäre Evolution der menschlichen Werthungen so wenig berücksichtigt haben. Zwei Momente standen, wenn mich nicht Alles täuscht, einer richtigen methodischen Auffassung entgegen. Erstens hielt man die Werthungen für konstanter, als sie es in Wirklichkeit sind. Man glaubte, daß die grundsätzlichsten Werthungen des Menschen, seine Vorstellungen von Glück, Vornehmheit, Gut und Böse u. s. w. sich im Verhältniß zur Technik und zur Entwickelung sonstiger Vorstellungen nur überaus langsam entfaltet hätten, und noch Buckle erklärte in seiner „History of Civilisation" die Sittlichkeit im Gegensatz zum menschlichen Denken für einen fast konstanten Faktor des allgemeinen Fortschrittes. Zweitens glaubte man nicht, daß diese Werthungen je ihrer Subjektivität entkleidet und einer objektiv geschichtphilosophischen Betrachtung unterworfen werden könnten. Gerade die jüngste Zeit schien Das zu bestätigen. Nietzsches Evolutiontheorie der inneren Werthe trug bei aller Genialität so sehr seine persönlich-individuellen Züge und erschien in so hohem Maße als eine von der berückenden Kunst des sprachbeherrschenden Meisters getragene Umdichtung der historischen Wirklichkeit, daß gerade sie die Meinung, als ob alle menschlichen Werthungen der geschichtphilosophischen Betrachtung entrückt seien, nur verstärken konnte.

Und doch bin ich anderer Ansicht. Zahlreiche Thatsachen nöthigen uns, einen gewissen Zusammenhang der inneren Werthe mit den äußeren Daseinsbedingungen der Menschen anzunehmen. So wird man bei einer rauhen bäuerischen Bevölkerung schwerlich Geschmack, Feinheit des Intellektes, Neigung zum Zergliedern des eigenen Ichs oder Formenreichthum der Sprache antreffen; und von den Deutschen während der Dauer des Dreißigjährigen Krieges war selbst in den höheren Ständen unmöglich ein Seelenleben zu erwarten, dessen Elemente durch ein überwiegendes Interesse an Wissenschaft und Kunst bestimmt werden. Immer wird ein Zusammenhang zwischen den inneren Werthen der Durchschnittsindividuen einer Zeit oder Gegend und der Summe ihrer äußeren Lebensbedingungen vorhanden sein. Gerade die

Durchschnittsmenschen liefern aber den Maßstab für die Werthevolution. Das Genie kann noch so viele Werthe selbstherrlich schaffen: der Charakter der Durchschnittsmenschen ändert sich nur sehr allmählich, denn erstens ist der Einfluß neuer Werthe überaus langsam und zweitens entscheidet für die Werthungen der Menschen hauptsächlich das Gemeinschaftliche. In jeder Gegenwart pflegen die bloßen Nuancenunterschiede der Werthung überschätzt zu werden; blickt man aber auf frühere Perioden zurück, so wird bei allen Verschiedenheiten der Genies und der Durchschnittsmenschen in Bezug auf intellektuelle Bethätigung und Temperament ihre weitgehende Uebereinstimmung innerster Werthungen richtig erkannt. Gemeinsam ist einer Zeitperiode in erster Linie eine gewisse Grundstimmung und Grundwerthung; sonst gäbe es überhaupt kein unterscheidendes Zeitkolorit. Der Intellekt, der Grad des Kunstschaffens und der Gelehrsamkeit bleiben dabei immer noch individuell äußerst verschieden. Daher konnte Nietzsche auch gleich Meister Burckhardt, dem er so viel verdankt, von Werthungen ganzer Völkergruppen und Zeitalter sprechen: von Werthen der Renaissance, von den vornehmen Werthschätzungen der Römer und von den Sklaveninstinkten der Juden. Also: die Durchschnittswerthung einer Periode steht in einem gewissen Zusammenhang mit den äußeren Daseinsbedingungen der Durchschnittsmenschen dieser Periode. Man darf deshalb annehmen, daß die Werthsumme des primitiven Durchschnittsmenschen sich auf der Verlängerunglinie des Momentanen befand und daß der primitive Mensch in irgend einem Zeitpunkt keine andere Werthbestimmung gekannt habe als diejenige, die im Augenblicksleben wurzelt. Erinnerung, Ueberdenken und Ueberprüfen hatten keinen Antheil an seinen Genüssen und an seinen Leiden. Sein Dasein war volles Gegenwartleben, von dem er nichts für seine Selbstbesinnung abzog und nichts der Sorge um die Zukunft opferte. Die Befriedigung des Hungers, des Durstes und des Geschlechtstriebes: Das waren seine primären und einzigen Werthe. Dieser Zustand blieb jenseits von Glück und Unglück — es sei denn, daß man auch im rein Animalischen Glück und Unglück unterscheiden will —: ein dumpfes und doch in seiner eigenartigen Fülle starkes Triebleben. Aber alle Werthe, die wir in der eigentlichen Geschichte finden, vermögen uns doch nichts von jenem vorgeschichtlichen Urzustande der Seele wiederzugeben. Für den primitiven Menschen gab es kein: „Es war“ und kein: „Es wird sein“, sondern nur ein: „Es ist“.

In langsamer und allmählicher Entwickelung änderte der Kampf ums Dasein die einfachen Durchschnittswerthe des primitiven Individuums. Ich meine den Kampf ums Dasein in seiner allgemeinsten Form, ohne komplizirte ökonomische oder biologische Hypothesen. Die äußeren Lebensbedingungen änderten sich allmählich — aber nicht ausschließlich — unter dem Druck des technischen Produktionprozesses; und parallel mit den äußeren Veränderungen vollzog sich die Evolution der inneren Werthe. Ja, es darf angenommen werden, daß die Durchschnittswerthe des Menschen bereits geraume Zeit sich von dem Grundcharakter des Momentanen entfernt hatten, während die äußeren Bedingungen noch im vorwirthschaftlichen Zustande beharrten. Wenigstens wird diese Annahme durch die elementare Wirkung, die der primitiven Phantasie zuzuschreiben ist, nahe gelegt. War der primitive Mensch selbstsüchtig und grenzenlos grausam, ein äußerst beschränkter und roher Egoist, so war er doch nicht ehrgeizig. Erst der Kampf ums Dasein gebar den Ehrgeiz. Der Krieg der einzelnen, oft sehr nah

verwandten Volksstämme unter einander züchtete kriegerische Eigenschaften und machte aus der kriegerischen Tüchtigkeit eine Nothwendigkeit. Dadurch entstanden kriegerische Gelüste auch ohne unmittelbaren Zweck. Die Entwickelung der Phantasie schritt fort, die wirthschaftliche Technik nahm ihren Anfang und der Mensch begann, sich auf sich selbst zu besinnen. Indem er seine kriegerische Thätigkeit betrachtete, lernte er sie schätzen und fing an, sie zu werthen. Das kriegerische Element wuchs ihm gleichsam seelisch an, er erfreute sich am Besitz guter Waffen, an seiner Geschicklichkeit, sie zu handhaben, und an dem Muthe, der durch diese Handhabung gestählt wurde. Was früher als Nothwendigkeit einem unmittelbaren Zweck gedient hatte, wurde auch ohne alle Nothwendigkeit zum mittelbaren Werth und jener Ehrgeiz wurde entfacht, der später für Unzählige, im Guten und Bösen, zur Triebfeder ihrer Handlungen werden sollte. Damit war bereits eine Werthung erreicht, die dem Augenblicksleben so wenig angehört, daß es vielmehr kaum ein anderes persönliches Wesensmoment giebt, das den Genuß des Augenblickes stärker als sie beeinträchtigt. Allerdings wird dadurch auch ein höheres Genießen gewonnen, ein übermomentanes Glück, das von der Vergangenheit zehrt und sehnsüchtigen Blickes in die Zukunft schaut. Diesem Genießen mit allen seinen Seligkeiten und seinem steten Gebundenhalten der Seele vermögen sich heute nur zwei Typen zu entziehen: der Asket, der dem Nirwana zusteuert, und der Denker, der dem ewigen Rhythmus von Gedanken und Leben lauscht, um sich im amor dei intellectualis zu verlieren. Wir sind da mit einem Ruck weit von den Durchschnittswerthungen des primitiven Menschen abgewichen. Die Wirklichkeit hat aber in mühsäliger Entwickelung diesen Weg gefunden. Jahrhunderte mußten vergehen und Generationen phantasieloser Menschen ins Grab sinken, die primitive Nahrungsorge mußte sich zur volkswirthschaftlichen Technik entfalten, bis die ersten mittelbaren Werthe, außer dem Ehrgeiz die Eitelkeit, die Freude am Besitz und andere, entstanden. Man braucht keine moderne Vererbunghypothese um ein solches Werden mittelbarer Werthe organisch zu erklären. Diese Werthe, die sich nicht mehr auf der Verlängerunglinie des Momentanen befanden, wurden durch die eiserne Nothwendigkeit des Kampfes ums Dasein erzeugt, durch die zunehmende Phantasie gefördert und durch die werdende wirthschaftliche Technik fest geschmiedet. So ergiebt sich zwanglos etwa folgendes Schema: Der Vorfahr war ein kriegerischer Häuptling; bei seinem ersten Nachkommen war diese kriegerische Eigenschaft besonders ausgeprägt, bei dem Nachkommen in der nächstfolgenden Generation hatte sich die Lust an kriegerischer Auszeichnung bereits zum herrschenden Triebe verdichtet und der jüngste Nachkomme empfindet den kriegerischen Ehrgeiz schon als Selbstwerth. Setzt man an die Stelle von vier sich in dieser Art ablösenden Generationen etwa dreißig bis vierzig, so hat man wahrscheinlich die historische Wirklichkeit. Meine Erklärung bedarf keiner anderen Stütze als des Ueberganges von der primitiven Nahrungsuche zum volkswirthschaftlichen Zustand. Es gab eine Zeit, in der die Resultate der technischen Thätigkeit des Individuums mit seinem Tode für die Gemeinschaft verloren gingen. Das muß irgend einmal sich geändert haben, sonst hätte sich keine Volkswirthschaft entwickelt. Genau so viel Anpassung und Vererbung, wie hier zur Erklärung des Ueberganges zu Hilfe genommen werden muß, gehört dazu, das Werden mittelbarer Werthe zu erklären. Man hat nur anzunehmen, daß der Prozeß nach dem aufgestellten Entwickelungschema sich zu vollziehen begann, als das ausschließlich individuell-tech-

nische Leben der Menschheit bereits ein Ende genommen hatte. Der Urahn mußte einem Stamm angehören, der die rein individuelle Nahrungsuche bereits aufgegeben hatte, sonst wäre die psychische Entwickelung der Werthe nicht so vor sich gegangen und der Ehrgeiz des Urenkels hätte nicht entstehen können. Also die unmittelbaren, momentanen Werthe hörten auf, charakteristisch für die Durchschnittsmenschen einer gewissen Periode zu sein. Nehmen wir irgend einen auf höherer Stufe stehenden Indianerstamm als Beispiel, so finden wir bei ihm schon eine ganze Anzahl von Werthen, die nicht mehr dem im Augenblick sich erschöpfenden Leben des primitiven Individuums angehören: der Sioux-Indianer kennt die Sehnsucht nach kriegerischer Auszeichnung, die Freude an der Organisation und an einer primitiven Stammespolitik. Je weiter sich die Menschheit entwickelt, desto mittelbarer werden die Werthe; und blickt man zurück, so stellt sich die ganze Menschheitgeschichte, so weit es sich um die Evolution der inneren Werthe handelt, als ein großes Abweichen und Ablösen von der Vorherrschaft der momentanen Werthe dar. Immer mehr Dinge, die im Mittelbaren wurzeln, werden für den Durchschnitt der Individuen Selbstwerth. Ich fasse diesen gewaltigen historischen Prozeß unter dem Begriff der sozialen Komplikation zusammen und sage: Die Evolution der inneren Werthe hat sich nach dem Gesetz vollzogen, daß die Durchschnittswerthe in ihrer Gesammtheit immer mitttelbarer wurden oder — genauer ausgedrückt — daß sie einen immer höheren Grad der sozialen Komplikatiou erreichten.

Für das Werden der inneren mittelbaren Werthschätzungen des Menschen ist die Zeit Homers höchst charakteristisch, da in ihr der Uebergang von momentanen zu Komplikationwerthen besonders greifbar hervortritt. Die homerischen Gedichte spiegeln mit seltener Treue einen Zustand der Menschheit wieder, der trotz aller ansetzenden Kultur und einer außerordentlichen Reihe kräftiger Impulse noch viel unmittelbares Leben aufweist. Diese Periode, mit ihrer entwickelten wirthschaftlichen Technik, die längst aufgehört hat, primitiv zu sein, mit den ummauerten Städten, den reichen Geräthschaften und schwer gepanzerten Streitern, zeigt eine ungemein frische Natürlichkeit der Menschen, aber auch Ehrgeiz, Spottsucht und Neid: neben wilden, ungebändigten Trieben selbständige Werthe, die uns Modernen wohlbekannt sind. Zwischen primitiven Menschen mit der reichsten Fülle naiver Züge stehen die hämische Gestalt des Thersites und der schlaue Odysseus.

Die Menschheit entfernte sich im Laufe der Geschichte auch von diesem relativ komplikationlosen Zustand. Unmittelbare Frische und Natürlichkeit ging immer mehr verloren und die Durchschnittswerthungen zeigten bald eine größere Liste mittelbarer als unmittelbarer Schätzungen. Die Frage entsteht nun: woran können wir den Komplikationgrad der vom Urzustande entfernteren Menschen messen? Die Frage ist nicht so schwer zu beantworten, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Das allgemeinste Resultat der Evolution der Werthe nennen wir Kultur. Der primitive Mensch hat keine und selbst der homerische Held hatte nur wenig davon. Die Kultur ist bis zu einem gewissen Punkte der Geschichte Endprodukt und zugleich Endziel der Bewegung aller Werthe. Die gesammte Evolution der inneren Schätzungen des Menschen hat keinen anderen Sinn und Zweck als den, Kultur zu erzeugen. So sind die Komplikationwerthe, die über die ersten mittelbaren Schätzungen hinausragen, durchgängig Kulturwerthe. Die soziale Komplikation mußte nothwendig Kulturwerthe erzeugen. Folglich kann

man den Komplikationgrad an der Stärke und Intensität der Kulturnothwendigkeit messen. Es giebt eine Periode in der Geschichte, in der die sozialen Komplikationwerthe den nothwendigen Kulturgrad nicht im Geringsten überschritten. Ich meine die Renaissance. Hier haben wir eine historische Epoche vor Augen, in der die großen und freien Instinkte erst durchbrachen, nachdem die Kulturarbeit nach innen und außen vollbracht war. Man lese bei Burckhardt nach, wie die äußere Verfeinerung des Lebens, die höhere Form der Geselligkeit, die persönliche Beziehung zu Wissenschaft und Kunst selbst bei Individuen vorhanden waren, deren Grausamkeit, Egoismus und ungebändigter Lebenstrieb jedem primitiven Menschen Ehre gemacht hätten. Was uns in dieser Periode vor Allem interessirt, ist die Vollendung der Persönlichkeit. Das Streben nach Vielseitigkeit brachte Individualitäten hervor, die von den scholastischen Gelehrtengestalten des Mittelalters sehr verschieden waren. Die Gelehrsamkeit wurde im täglichen Leben angewandt; Erweiterung der Kenntnisse bedeutete keine Störung der Produktivität und die Historie lastete noch nicht auf den Entschlüssen. Diese Thatenmenschen erweiterten den Typus der Persönlichkeit zu dem des allseitigen Gewaltmenschen, wie ihn uns Burckhardt anschaulich in der Person des Leon Battista Alberti schildert, eines Mannes, der eben so wunderbar sprach, wie er vortrefflich focht und ritt, die Philosophie eben so beherrschte wie die naturwissenschaftliche Bildung seiner Zeit und außerdem noch Musiker und Bildner war: eben so witzig wie kernig, trotz aller Lebensfreude und Tapferkeit ein fast nervös zu nennender Mitlebender an und in allen Dingen der Zeit. Er vertritt charakteristischer selbst als Lionardo, der als genialer Mensch über den Durchschnitswerthen stand, das Wesen der Renaissance. Unmittelbarstes Leben, gleichsam gebändigt von der Kultur, nicht ausgerottet. Die ganze Wiedererweckung des Alterthumes, der Humanismus, war weit entfernt von jeder alexandrinischen Gelehrsamkeit, deren eingetrockneter Wissenschaftbetrieb ohne Leben und Unmittelbarkeit so abschreckend ist. Wir besitzen ein Selbstbekenntniß der gesammten Renaissance, Nietzsches Zarathustra vergleichbar, die Selbstbiographie des dekadenten Menschen, der eine freiere Zukunft ersehnt, in der Rede des Pico della Mirandola „Ueber die Würde des Menschen.*) Da heißt es: „Mitten in die Welt, spricht der Schöpfer zu Adam, habe ich Dich gestellt, damit Du um so leichter um Dich schauest und sehest Alles, was darinnen ist. Ich schuf Dich als ein Wesen, weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich allein, damit Du Dein eigener freier Bildner und Ueberwinder seiest; Du kannst zum Thier entarten und zum gottähnlichen Wesen Dich wiedergebären. Die Thiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was sie haben sollen, die höheren Geister sind von Anfang an oder bald hernach, was sie in Ewigkeit bleiben werden. Du allein hast eine Entwickelung, ein Wachsen nach freiem Willen, Du hast Keime eines allartigen Lebens in Dir." Eine Periode, die solche Menschen wie Alberti und einen solchen Begriff der Menschheit überhaupt erzeugen konnte, hatte den Zusammenhang mit der Natur noch nicht verloren; ihre Durchschnittswerthe sind mittelbare Bestimmungen, die an die Kulturnothwendigkeit absolut gebunden sind. Was im Durchschnittsleben solcher Menschen nicht unmittelbar war, wird unbedingt durch die Civilisation gefordert. Es giebt kein überflüssiges

---

*) Burckhardt, „Kultur der Renaissance", Bd. II, S. 73.

Mehr; die Kultur ist kein Luxus, sondern eiserne Nothwendigkeit; und Denken und Empfinden dienen allgemein noch starken Lebensinstinkten. Das neunzehnte Jahrhundert verhält sich dazu schon wie die homerische Zeit zu der Periode der primitiven Menschen. Sein Komplikationprozeß bedeutet: Einengung, Einschränkung und Begrenzung des Momentanen. Die homerische Epoche offenbart uns die erste Stufe dieses Einengungprozesses: starke mittelbare Werthe neben den unmittelbaren. Die Renaissance bildet die zweite große Etappe: starke unmittelbare Bestimmungen, gedämpft, gemildert und stilisirt durch die Alles beherrschenden kulturnothwendigen Elemente. Das neunzehnte Jahrhundert ist die letzte Phase des Einengungprozesses. Die mittelbaren Werthe treten losgelöst und ungebändigt von der Kulturnothwendigkeit auf. Sie haben den guten, starken Damm der Renaissance überschwemmt und es giebt bereits zahlreiche Werthe, die nicht mehr an der Nothwendigkeit gemessen werden können. Vier große psychische Entwickelungstadien des Menschen, die je durch eine Evolution der durchschnittlichen Werthe gekennzeichnet sind, treten nach Alledem hervor. Erstens: der seelische Zustand des primitiven Menschen, in dem alle inneren Schätzungen und Bestimmungen auf der direkten Verlängerunglinie des Momentanen liegen; zweitens: die Periode der relativen Komplikationlosigkeit, mit ihren starken mittelbaren Werthen neben der Schätzung des Momentanen; drittens: die Zeit der absoluten Kulturnothwendigkeit aller mittelbaren Werthe, in der die unmittelbaren Schätzungen noch nicht ganz zurückgedrängt sind und die mittelbaren von der Tendenz der Vervollkommnung der Persönlichkeit beherrscht werden; viertens: die Periode der unbedingten sozialen Komplikation, wo die Werthe, die in der Verlängerunglinie des Momentanen liegen, vollständig von starken mittelbaren Selbstwerthen zurückgedrängt werden, ohne daß eine Kulturnothwendigkeit dazu nöthigt.

Ich komme jetzt von dieser konkreten Darstellung zu meinem abstrakt gefaßten Satze zurück und kann mich nun so ausdrücken: Die gesammte Evolution der Werthe wird durch die Entfernung von den Augenblickswerthen und durch den zunehmenden Grad der sozialen Komplikation bestimmt. Was folgt nun daraus für die allgemeine soziale Gesetzmäßigkeit? Nicht mehr und nicht weniger, als daß dadurch für die innere Geschichte die kausale Reihe rückwärts, nach dem Anfang der menschlichen Entwickelung hin, ungezwungen geschlossen wird. Es kann kein primitiverer Zustand gedacht werden als der, wo sich alle menschlichen Bestimmungen auf der Verlängerunglinie des Momentanen befanden. Von da an habe ich die ganze psychische Evolution konsequent abgeleitet. Die Frage aber, ob in dieser Kausalreihe doch auch teleologische Momente mitenthalten sind, werde ich später berühren.

Selbstverständlich wäre es irrig, Komplikationwerthe etwa nur in solchen Bestimmungen zu sehen, die wir uns als schlechte, unedle und unvornehme zu bezeichnen gewöhnt haben. Der ganze Trieb nach Erkenntniß in allen seinen Abstufungen und Auswüchsen ist nur ein Spezialfall des sozialen Komplikationprozesses. Der primitive Mensch hatte keinen Entwickelungtrieb. Herbert Spencer weist in den „Principles of Sociology“ mit Recht darauf hin, daß niedrig stehende Völker nicht einmal für ihnen ganz Neues auch nur einen Funken von Interesse zeigen. So schauten die Australier Gegenstände, die ihnen völlig unbekannt waren, ohne eine Spur von Neugier an. Der Erkenntnißtrieb entstand durch die Nothwendigkeit, die Umwelt zu beherrschen. Einmal vorhanden, begann er, sich zum

Selbstwerth zu entwickeln. Aus dem Trieb zur Erkenntniß heraus entfaltete sich das Wissen als Selbstwerth, — und endlich wurde sogar das bloße Sammeln von Daten, die allenfalls indirekt dem Wissen, der eigentlichen Erkenntniß aber gar nicht dienen, Selbstzweck. Selbstverständlich ist, daß die immer stärker werdenden Komplikationwerthe auch auf die soziale Entwickelung großen Einfluß üben. Ohne die gesammte mittelbare Werthung, die über das Kulturnothwendige weit hinausgeht, wäre das Geld nicht zu seiner Allmacht gelangt.

Nun bleibt aber doch scheinbar der Einwand bestehen, daß der hier angenommene Urzustand des Menschen durch keinerlei Daten nachgewiesen ist. Darauf entgegne ich: Der von mir als Komplikationprozeß bezeichnete Evolutionprozeß der inneren Werthe könnte auch ohne empirische Bestätigung richtig sein; d. h. wir könnten einen solchen Zustand annehmen, selbst wenn wir keine Beweise dafür in der Anthropologie und Ethnologie fänden. Die Geschichte der Wissenschaft ist ja voll von Beispielen einleuchtender Theorien, deren erstes Entwickelungsglied lediglich eine nothwendige Konstruktion ist. Seit Cuvier sind solche Konstruktionen in der Paläontologie gebräuchlich und in der Soziologie geht Morgan von einem Urzustand aus, den er nicht beweisen kann, denn die von ihm angenommene erste Familienform, die Blutsverwandtschaftfamilie, existirt nirgends. Diese Annahme ist der morganschen Theorie aber nie zum Vorwurf gemacht worden; und was man an ihr mit Recht kritisirt, hat mit dem hypothetischen Urzustand nicht das Geringste gemein. Meine erste Darstellung der sozialen Komplikation (vergl. „Das Problem", Leipzig 1892) hat keine empirische Grundlage. In der That müßten wir uns einen solchen Ausgangspunkt vorstellen, selbst wenn wir nirgends Spuren von ihm fänden, weil die ganze spätere Geschichte, die Entwickelung der Werthe, zu der Annahme drängt. Sicher gab es einmal Menschen, die den Gebrauch des Feuers nicht kannten, nur haben wir keine Spuren von solchen Menschen. Bücher, dieser vorsichtige Entwickelunghistoriker und methodisch behutsame Nationalökonom, kommt für den empirischen, mit dem Feuer bekannten, also eigentlich nicht mehr primitiven Menschen, der in zahlreichen Exemplaren noch vorhanden ist, ohne Kenntniß meiner Theorie zu dem selben Resultat in Bezug auf die Werthungen. Auf Grund zahlreicher Reiseberichte und Schriften der Ethnologen schildert er die sogenannten „niederen Jäger" und die schon etwas höher stehenden Stämme, deren Trachten, Ehegewohnheiten, Götterglauben bisher viel gründlicher als ihre wirthschaftliche, — besser gesagt — vorwirthschaftliche Verfassung durchstöbert worden sind. Er schildert den Wilden als ohne jedes Interesse für die Erscheinungen seiner Umgebung. Sein ganzer Lebenszweck ist Essen, Trinken, Schlafen und Schutz gegen die ärgsten Unbilden der Witterung. Sein Geist ist auf die Gegenstände beschränkt, die sich sehen, hören und fühlen lassen. „Das Selbe also," sagt Bücher (Die Entstehung der Volkswirthschaft, zweite Auflage, Tübingen 1898), „was das Thier treibt, die Erhaltung des Daseins, ist auch der maßgebende Antrieb des Naturmenschen. Dieser Trieb beschränkt sich räumlich auf das einzelne Individuum, zeitlich auf den Augenblick der Bedürfnißempfindung. Mit anderen Worten: der Wilde denkt nur an sich und nur an die Gegenwart; was darüber hinausläuft, ist seinem Geistesleben so gut wie verschlossen."

Diese Schilderung des Gegenwartlebens der Wilden drückt fast mit den selben Worten meine Grundanschauung von den Werthen aus, die sich auf

—

der Verlängerunglinie des Momentanen befinden. Dabei spricht Bücher nicht vom ganz primitiven, vom eigentlichen Urmenschen, sondern von dem Menschen einer relativ viel späteren Periode. Es ist also selbstverständlich, daß der Mensch, der das Feuer noch nicht kannte, noch in viel höherem Grade die von mir angenommenen Ausgangswerthe besaß.

Ich komme nun zu meinem Hauptproblem: Ist die Evolution menschlicher Werthe ein objektiver Prozeß? Ich meine, daß die Komplikationtheorie die Durchschnittswerthe der Menschen einer Periode — und darauf kommt es mir allein an — als beinahe unabhängig von subjektiven Entwickelungmomenten aufdeckt. Die Hauptmerkmale sind allen Individuen einer bestimmten Zeit oder Gegend, mit Ausnahme einiger einsam dastehenden Genies — und theilweise sicher auch Diesen — gemeinsam. Prüfen wir die seelischen Zustände in unserer Zeit: in dem Einen ist der Ehrgeiz stärker, in dem Anderen die Eitelkeit und wieder in einem Anderen der faustische Erkenntnißtrieb; aber höchst mittelbare, über das Momentane hinausragende und der Kulturnothwendigkeit nicht unterworfene Werthe besitzt fast ein Jeder. Wie gering ist dagegen — Das wird allgemein zugegeben werden — heutzutage die Zahl vollkommen natürlicher oder auch nur im Sinn der Renaissance natürlicher Menschen! Wie Wenige leben sich aus oder kennen wenigstens den Begriff des relativen Glücklichseins, der die Renaissancemenschen erfüllte! Zwei Grundtypen können wir heute unterscheiden: die Dekadenten und die relativ Gesunden. Die Proletarier sind in ihrer Mehrzahl sicherlich keine Dekadenten. Wie steht es um ihr psychisches Leben? Als Individuen besitzen sie zwar nicht jenen naiven Idealismus, der sie als Klasse auszeichnet; immerhin sind sie aber idealistischer als alle anderen Bevölkerungschichten. Sind sie deshalb auch freier, seelisch unmittelbarer, ungebundener? Nein. Man beobachte in Volksversammlungen die organisirte Arbeiterschaft. Was tritt an den Einzelnen am Stärksten hervor? Ehrgeiz und ein noch stärkerer, zum Selbstwerth gewordener Erkenntnißdrang. Es ist unglaublich, was Alles ein deutscher Sozialdemokrat gelesen haben möchte. Seine — unverschuldete — Halbbildung treibt ihm sogar neue, der höheren Bourgeoisie unbekannte mittelbare Werthe zu. Wie der Durchschnittsbourgeois der höchsten Schicht seinen Lebenszweck darin sieht, es den Aristokraten gleichzuthun, ist es höchstes Ziel der intelligentesten Arbeiter geworden, die „Gebildeten“ nachzuahmen. Sie möchten sich, um mich eines beliebt gewordenen Ausdruckes zu bedienen, am Liebsten zu „intellectuels“ ausbilden: nicht zu freien Geistesmenschen, sondern zu „intellectuels“ mit allen ihren Gebrechen, ihrer Wichtigthuerei und ihrem geistigen Hochmuth. Und auch die unorganisirten Arbeiter stehn unter dem Druck solcher mittelbarer Werthe. Sie sind nur ungebildeter und roher.

Ich habe also die innere Entwickelungsgeschichte in vier Perioden zerlegt und jede dieser Perioden lehrt, daß ihre Geschichte von Menschen getragen wurde, deren ungeheure Mehrzahl trotz allen individuellen Unterschieden die selben Werthe bekannte. Demnach gehen die subjektiven Aeußerungformen der Werthbestimmung im Einzelnen als historische Faktoren in objektive Werthe über. Welchen heuristischen Werth hat nun diese ganze Theorie? Ich stehe auf dem Standpunkt, daß es noch für lange Zeit unmöglich bleiben wird, die Geschichte aus einem Prinzip einheitlich zu erklären. Alle und jede Geschichtphilosophie ist also vor-

läufig ein Provisorium. Den Zwecken dieses Provisorium dienen die Geschichtzusammenfassung oder historische Formenlehre und die Geschichterfassung oder Entwickelunglehre der inneren Werthe. Die Komplikationtheorie kann eine gesetzmäßige Entwickelunglehre liefern, wenn man ihr nicht allzu viel aufbürdet. Nicht, als ob man durch sie eine beliebige historische Periode erklären könnte; aber man kann fragen: Inwieweit waren die Menschen damals der sozialen Komplikation unterworfen? Aus der Beantwortung ergeben sich dann von selbst orientirende Winke. Nehmen wir das Jahr 1848 in Deutschland mit seiner — so möchte es scheinen — nur von wirthschaftlichen Momenten getragenen politischen Geschichte als Beispiel. Wie erklärt sich die Ohnmacht des deutschen Bürgerthumes? Nur wer eigensinnig darauf besteht, daß das geistige Leben unmittelbar und unbarmherzig von der jeweiligen Produktionweise beherrscht werde, kann die Frage umgehen: Von welchen allgemeinen Motiven waren die Vertreter der bürgerlichen Revolution damals geleitet? Selbst der oberflächliche Psychologe wird bald auf ihren Mangel an politischem Realismus stoßen. Gründlich läßt sich aber dieser Mangel nur aus den ganzen Werthungen der Menschen jener Zeit verstehen; und so geräth man ganz von selbst und unumgänglich auf die soziale Komplikation. Ich habe absichtlich eine Periode gewählt, deren Zusammenhänge verborgener sind; in anderen Perioden liegen die Zusammenhänge so offen zu Tage, daß ein bloßer Hinweis genügt. Die Renaissance, die Zeit der klassischen Blüthe Athens im perikleischen Zeitalter drängen förmlich zur Beachtung der Komplikationwerthe. Selbstverständlich — und hiermit beantworte ich die bereits gestreifte Frage — führt meine Auffassung der Evolution der inneren Werthe auch teleologische Elemente mit sich, besonders, je mehr man sich den heutigen Zuständen nähert. Aber diese teleologische Beimischung ist geringer als in jeder anderen Geschichtauffassung und wird von vorn herein unter den methodisch zulässigen Hypothesen mit in den Kauf genommen. Auch die materialistische Geschichtauffassung, um nur ein Beispiel zu erwähnen, enthält, wie besonders Stammler treffend nachgewiesen hat, teleologische Elemente.

Schließlich noch Eins: selbst wenn die soziale Komplikation noch so wenig zur Einzelerklärung leistete, würde sie als allgemeines provisorisches Erklärungprinzip ihren Werth haben können. Sie schlägt eine Brücke zwischen dem inneren Geschehen des Individuums und den großen historischen Prozessen; und auch einer provisorischen, einer hölzernen Brücke wird man sich so lange bedienen müssen, bis eine eiserne, aus rein kausalen Ketten geschmiedete uns über den gewaltigen Strom des historischen Geschehens aller Zeiten führt.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.



Voltaire und die Komnenen.

Am elften Juli 1769 kam Graf Joseph Gorani, ein mailänder Abenteurer, der damals in Genf lebte, nach Ferney, um, wie schon früher mehrfach, einige Tage bei Voltaire zuzubringen. Kaum war er angekommen, so führte ihn der Dichter in sein Studirzimmer und fragte ihn nach den näheren Umständen, unter denen er in Lissabon und in Wien, trotzdem ihm beide Städte große Aussichten geboten hatten, sein Glück verfehlt habe. Offenbar wollte er sich nur von dem Grade von Aufrichtigkeit überzeugen, der dem Mailänder eigen war, denn er hatte sich schon vorher durch zwei Landsleute Goranis über seine Schicksale unterrichten lassen.

Gorani erzählte ihm, daß er bei dem Grafen Pombal in hoher Gunst gestanden, jedoch die Erlaubniß von ihm nicht habe erhalten können, ein schönes, talentvolles und hochgebildetes Mädchen zu heirathen, dessen Reichthümer seinem Leben eine andere Wendung gegeben haben würden. Ihr Vater war Jude gewesen und sie selbst als Christin geboren; der Minister meinte aber, daß die Sündenschuld der Juden, Lutheraner oder Kalvinisten erst in der vierten Generation erlösche. Bei dem Schreckensregiment, das Pombal ausübte, war es Gorani auch unmöglich, das Vermögen seiner Geliebten außer Landes zu bringen, ja, es war ihm schwer geworden, sich der Freundschaft des allmächtigen Günstlings zu entziehen und Portugal überhaupt zu verlassen. Endlich gelang es ihm doch, zu entkommen; er wandte sich nach Wien und gewann die Gunst der Kaiserin Maria Theresia und des Fürsten Kaunitz; der Fürst gönnte ihm sogar die hohe Ehre, mit Gesandten, Ministern und anderen hohen Würdenträgern beim Diner hinter seinem Stuhle stehend zuzusehen, wie er sich nach eingenommener Mahlzeit Mund und Zähne mit der selben widerlichen Ungenirtheit reinigte, die ihm später Talleyrand nachgemacht hat.

Da Gorani sein diplomatisches Geschick durch eine klug und vorsichtig abgefaßte Denkschrift über portugiesische Verhältnisse bewiesen hatte, so wurde er zum Gesandten bei der Republik Genua ernannt; zum Unglück verzögerte sich seine Abreise; die Kaiserin fragte ihn gelegentlich nach seiner Ansicht über einen Aufsatz, den sein Landsmann Daelli eingereicht hatte. Darin wies Daelli die Bedrückungen nach, die sich die Steuerpächter in der Lombardei auf Befehl des geldgierigen und bestechlichen Kaunitz und unter der Konnivenz des Grafen Firmian, Präsidenten des mailänder Staatsrathes, gegen die Bevölkerung der Lombardei zu Schulden kommen ließen. Gorani bestätigte Daellis Angaben, seine Ernennung wurde widerrufen und seine Karriere in Oesterreich war zu Ende.

Fast noch mehr als diese Schicksale Goranis interessirte den Dichter jedoch die Heirath seiner Schwester, von der er nur dunkle Gerüchte vernommen hatte und über die ihm jetzt zum ersten Mal authentische Mittheilungen wurden.

Goranis Vater hatte zu seinem eigenen und seiner Kinder Unglück in Marianna Belcredi eine jener gefährlichen Frauen geheirathet, die die Geistlichen mit ihrer angeblichen Frömmigkeit, ihre Familie mit ihrer Herrschsucht und die

gleichgiltige Außenwelt mit unverlangten Wohlthaten quälen. Sein ehrenhafter, aber unselbständiger Vater war auf Betreiben Mariannas als Verschwender des Landes verwiesen worden: der Sohn, der einen Theil des Siebenjährigen Krieges erst als Fähnrich, dann als Lieutenant in einem österreichischen Regiment mitgemacht hatte, empfing, als er, von Allem entblößt, nach Mailand schrieb, um Unterstützung zu erbitten, statt des Geldes nur fromme Ermahnungen.

Die Offenheit, mit der Joseph Gorani in Wien die Mißbräuche aufgedeckt hatte, die in der Steuerverwaltung der Lombardei herrschten, zog ihm, als er nach der Vaterstadt zurückgekehrt war, viele Feindschaften zu, besonders auch die des Marquis Belcredi, eines Bruders seiner Mutter. Da seine Mutter, die nach Monza gezogen war, für nichts als Kirchenbesuch und Messehören Sinn hatte und ihre jüngste Tochter Maria, ein eben so schönes wie begabtes Mädchen, vollständig vernachlässigte, nahm Joseph sie zu sich, bezog mit ihr ein Landhaus in Lucernate und vollendete in ihrer Gesellschaft sein erstes Werk, eine Art von Fürstenspiegel, das, unter dem Titel „Der wahre Despotismus", auf historischer Grundlage die Regirungskunst eines weisen Herrschers zu schildern suchte und ihm die volle Anerkennung der literarisch gebildeten Mitwelt eintrug.

Aber die Mutter fürchtete für das Seelenheil Marias und eilte nach Lucernate, um sie fortzuholen. Joseph hatte Wind davon bekommen und flüchtete mit der Schwester nach Alessandria, wo er sie im Hause zweier Tanten unterbrachte; leider langweilte sich Maria bei den guten Damen und ging nach Mailand zurück. Hier hätten sich unfehlbar die Pforten eines Klosters hinter ihr geschlossen, wenn nicht im Augenblick der höchsten Gefahr ein Retter in Gestalt eines Bewerbers erstanden wäre, der bereit war, der schönen Maria seine Hand zu reichen. Freilich war er sechsundsechzig Jahre alt, geizig, hartherzig, herrschsüchtig, roh und lüderlich, ja, er hatte schon zwei Frauen nach unglücklicher Ehe begraben; aber er war, wie Joseph versichert, ein echter Komnene und bezog außer seinen sonstigen — sehr geringen — Einnahmen Jahresgehalt vom Papst, dem Könige von Spanien, der Republik Venedig und der Kaiserin von Oesterreich.

Seit Isaak als Erster seines Hauses im Jahre 1057 den Kaiserthron von Byzanz bestiegen hatte, haben noch fünf andere Komnenen am Bosporus geherrscht. Ein Zweig dieser Familie gründete das Kaiserthum Trapezunt; und Fallmerayer, der größte Kenner des griechischen Orients, beschreibt die kärglichen Ueberreste der großartigen Bauten, mit denen sie ihre Hauptstadt geschmückt hatten. David, der letzte Kaiser von Trapezunt, trat sein Reich an Mahommed den Zweiten ab und wurde auf seinen Befehl mit Weib und Kindern verrätherisch ermordet. Für den letzten Komnenen erklärt man gewöhnlich den Johannes Andreas Angelus Flavius, der, im Jahre 1718 in das römische Patriziat aufgenommen, von Kaiser Karl dem Sechsten als Großmeister des Konstantinordens anerkannt wurde. Diesen Orden hatte sein Ahn, Kaiser Isaak, im Jahre 1190 gestiftet; und der Großmeister des Ordens genoß das seltene, fast unerhörte Vorrecht, an der päpstlichen Tafel speisen zu dürfen, galt souverainen Fürsten im Range gleich, durfte Adels- und Doktordiplome verleihen und Münzen prägen lassen.

Beständigkeit der Ansichten und feste Ueberzeugungen waren nicht gerade Voltaires starke Seite; man braucht sich daher nicht allzu sehr zu wundern, wenn der selbe Mann, der den Islam in seinem philosophischen Wörterbuche dem

Christenthum gegenüber aufs Wärmste lobt, zu der Zeit, wo der Schwager des Komnenen seinen Lebenspfad kreuzte, ein wüthender Türkenfeind war und fortwährend sein Käthchen, wie er frecher Weise die Frau in der Intimität seines Hauses nannte, die er offiziell als Semiramis des Nordens gefeiert hat, aufforderte, die Türken aus Europa zu vertreiben und ihre eigene Herrschaft in Konstantinopel aufzurichten. Im Grunde mochte dieser seltsamste aller Menschen, Faun, Wucherer, Witzbold, Gauner und Menschenfreund in einer Person, der Kaiserin mit der Möglichkeit der Eroberung der Türkei wohl nur deshalb schmeicheln, weil sie sich gerade im Kriege mit dem Sultan befand. Sie aber bei guter Laune zu erhalten, war schon deshalb von Interesse für ihn, weil er ihr in Ferney billig hergestellte und eingekaufte Uhren und Schmucksachen in ganzen Kisten zu übersenden und zu hohen Preisen zu verkaufen pflegte.

Am Sonderbarsten benahm sich Voltaire stets, wenn er den Staatsmann spielte. Er glaubte sich offenbar gerade für diese Thätigkeit besonders geeignet und meinte wahrscheinlich, man sei schon dann ein gewiegter Diplomat, wenn man nur ordentlich lüge und intriguire. Da Katharina nur dreißigtausend Mann gegen die Türken im Feld stehen hatte, weil sie den größten Theil ihrer Streitkräfte in Polen brauchte, wollte ihr Voltaire durch eine Diversion zu Hilfe kommen und entwarf mit Gorani folgenden Plan:

Gorani sollte seinen Schwager aufsuchen, sich von ihm mit schriftlichen Vollmachten versehen lassen und dann mit seiner Schwester nach Ferney kommen. Mit dem Komnenen selbst war nichts zu machen, da er schon durch seine Feigheit verhindert war, eine politische Rolle zu spielen. Voltaire wollte dann der Kaiserin auseinandersetzen, Gorani habe als Vertreter einer hohen Familie, deren Andenken in Griechenland und der Türkei noch immer lebendig sei, die Möglichkeit in der Hand, die Griechen zum Abfall von der Türkei aufzuwiegeln. Glückte der Aufstand, so sollten Gorani und seine Schwester die Früchte des Abenteuers ernten, zu dem der Komnene nur den Namen herzugeben habe.

Ganz Feuer und Flamme für diese Idee, reiste Gorani nach Italien ab. Schon auf der Reise erfuhr er aber, daß Voltaire ihn belogen hatte. Der große Schriftsteller hatte sich den Anschein gegeben, als habe er selbst den Plan ersonnen: Gorani erfuhr unterwegs von einem russischen Offizier, der es offen erzählte, daß die Kaiserin dem Dichter den Auftrag ertheilt hatte, ihr einen muthigen Abenteuerer zu verschaffen, den sie unter dem Namen Laskaris, Palaeologos oder Komnenos gegen die Türken ausspielen könnte.

Als er in Lucernate angekommen war, fand Gorani das Nest leer. Die schöne Maria war mit dem Komnenen auf Reisen gegangen und Gorani ließ, unbeständig und flatterhaft, wie er war, das ganze Projekt fallen. So mußten sich denn die armen Griechen noch gedulden, bis der Philhellenismus in unserem Jahrhundert zum Ausbruch kam und ihnen die Aufrichtung eines konstitutionellen Staatswesens von ungeahnter Herrlichkeit nebst dem hohen Genuß ermöglichte, zum Dank dafür dem Europa, das sie befreit hatte, Millionen schuldig zu bleiben.

Hamburg. Professor Dr. Franz Eyssenhardt.



Die Gesegnete.

Das Weibchen war seltsam anzusehen. Nicht, als ob Gott ihm eine Auszeichnung verliehen hätte, die es stolz und heiter aller Welt zeigen dürfte, — nein, als trüge es eine unfaßliche Bürde, einen Sack voll Düsterkeit und Lasten, die es beschämten und zu Boden zogen, deren sie nie froh werden könnte: so trug sie ihr Höckerchen, diesen gesegneten Leib, in dem ein zweites Dasein pochte. Auf ihrem Gesicht lag Mißmuth; eine gelbe Gereiztheit, die sich in die Mundwinkel grub und ihren philisterhaften Zügen etwas Malitiöses gab. Ein langes, dunkelgraues Cape, häßlich wie ein Kapuzinermantel, bedeckte ihres Körpers Aermlichkeit; und, um nicht aufzufallen in diesem Zustand, mit keiner Faser ihres Wesens, hatte sie ihr blondes Haar an den Schläfen noch glatter zurückgestrichen, als sie es sonst trug. Ihr Rock, vorn zu kurz und hinten zu lang, mußte jeden Menschen von Geschmack irritiren. Aber dieses seltsame, zeitweilig so reduzirte Exemplar von Weiblichkeit hing am Arm eines Mannes, der „Weibelchen" zu der düsteren Schicksalsträgerin sagte und, obgleich selbst jung, hübsch und wohlproportionirt, in ihrer Erscheinung keinen Widersinn zu entdecken schien.

Er war höherer Bureaubeamter. Er wußte nur, daß er und „Weibelchen" ein Kind erwarteten, das sie sich schon lange gewünscht hatten, das ihnen die undenkbar langen Stunden, die außer seiner Bureauzeit lagen, verkürzen würde und das den Erben repräsentirte, den Weibelchens Eltern, die alten Superintendents, für ihre ersparten fünfzigtausend Mark nöthig hatten. Er wußte — mit einem Wort —, daß er im Begriff war, eine bürgerliche Familie zu begründen, in der, Gott sei Dank, für solide Auskömmlichkeit von vorn herein durch die alte Generation gesorgt war, und Alles schien ihm so vollkommen, daß er Weibelchens vorn zu kurzen Rock, wie gesagt, wirklich nicht bemerkte. So wenig wie die gelben Flecken der Gereiztheit und das ganze verschämte Bürdetragen, das an Maurerweiber erinnerte, die, verbissen und gedemüthigt, auf offener Straße den Männern am Bau Ziegelsteine zulangen. Sie gingen die Kaiserpromenade entlang; und da der Frühling Allen im Blut quirlte, fühlte auch der Beamte ein menschliches Rühren: ihm war, als sollte er singen. Aber ein Blick auf seine Frau belehrte ihn eines Besseren.

Rings um sie her war Frühling. Die Kinder tanzten in der Sonne und alle Menschen waren wie erlöst. An den Baumzweigen drängten sich schmeichlerisch grüne, wollüstige Kätzchen, ein altes Weib, das Veilchen verkaufte, verbreitete einen Duft von Glück und Freude den ganzen Weg entlang. Sonntagsreiter galoppirten den Mittelweg entlang, in Equipagen und Droschken saß ein heiter gekleidetes Sonntagspublikum, aufgeräumte Kontoristen ratschten muthwillig mit ihren Stöckchen an den Gartenzäunen hin und die Soldaten, die ihre Mädels am Arme führten, waren Schwerenöther und ließen die Säbel rasseln. In diesem Frühlingstrubel ging das gesegnete Weib mit verdrießlichem Gesicht dahin; sie ging wie auf Eiern, so vorsichtig und gespreizt, als müsse jeder feste Tritt ihr unfehlbar Verderben bringen. Ab und zu seufzte sie auf, und wenn andere Frauen ihr begegneten, die eine Bürde, wie sie, nicht hatten, musterte sie sie schon von Weitem mit feindlichen, mißgünstigen Blicken. Ihre Konversation war einsilbig. Sie beschränkte sich auf gelegentliche Bemerkungen. „Sieh mal, Albert, wie wahnsinnig", wenn irgend ein Damenhut mit wehenden Federn oder

herausfordernden Bändern auftauchte. Oder: „Die ist doch gemalt“, wenn ein blühendes Gesicht ihnen begegnete. Albert sagte dann jedesmal in begütigendem Ton: „Gewiß, mein Kind, — verrückt!“ Oder: „Natürlich ist Die gemalt“, — was die gesegnete Frau zu beruhigen schien. Denn sie machte dann jedesmal einen leichteren, freieren Schritt, in dem Bewußtsein, daß sie weder für wahnsinnig noch für gemalt angesehen werden könne. Aber wenn der Blick eines Vorübergehenden sie streifend traf, erröthete sie und murmelte: „Nein, wie peinlich! Jeder sieht Einen an!“

Unter dieser erquicklichen Zwiesprache waren die Beiden in die Waldchaussee eingebogen und hier geriethen sie in einen wilden Korso, der sich den etwas abschüssigen Pfad zum Waldterrain herunterbewegte. Hundert und aberhundert Radfahrer und Radfahrerinnen ließen hier ihre blanken Stahlrosse über die Unebenheiten des trockenen Bodens gleiten, silberhelle Glöckchen klangen, weiße Mützen leuchteten, bunte Schärpen flatterten und schlanke Mädchen, in kurzen Röcken und Hosen, mit schottischen Strümpfen und zierlichem Schuhwerk, zogen im Vorbeisausen die Blicke der an den Seiten promenirenden Fußgänger ungenirt auf sich. Die Frau am Arm ihres Mannes war stehen geblieben. Ihr Herz klopfte in rascheren Schlägen, ihr Blut war empört; und fassunglos, voll Verachtung und Entrüstung streifte ihr Blick diese unzähligen kurzgeschürzten Erscheinungen. „Ist es nicht entsetzlich, Albert? Diese Degeneration ...“ Albert that, als wäre es mehr denn entsetzlich. Er zog seine Frau fester an sich, um sie aus dem verwirrenden Strudel hinwegzuführen, in den er nur verstohlen seine Blicke schweifen ließ. Aber plötzlich fuhren Beide erschreckt zusammen. Im Begriff, den Fahrdamm zu überschreiten, waren sie, ohne es zu sehen, einem der heransausenden Räder vor die Lenkstange gerathen.... Ein heftiges Klingeln in ihrem Rücken. Das laute „Holla!“ einer Frauenstimme ... Zitternd blieben sie stehen, um ein Haar gestreift, beinahe niedergerissen von den Speichen des Rades.

Eine schreckliche Empörung flammte in dem Beamten auf. Degeneration, Entartung: ja, sie hatte Recht, seine Frau. Diese schamlosen Frauenzimmer, die sich hier draußen wie die Wilden tummelten und mit ihren unweiblichen Passionen anständige Passanten in Lebensgefahr brachten .... Dem mußte der gesittete Staatsbürger endlich einmal entgegentreten. „Das ist unerhört!“ rief die gesegnete Frau. „Albert, soll man sich Das bieten lassen? Herunter mit der Person vom Rad! Wo ist die Polizei?“ „Herunter mit Ihnen!“ rief der Beamte, keuchend vor Zorn, während er sich nach seinem Stock bückte, den ihm die vorbeistreifende Lenkstange aus der Hand geschlagen hatte. „Ich verklage Sie! Ich verklage Sie wegen unverantwortlicher Fahrlässigkeit. Um ein Haar hätten Sie meine Frau zu Fall gebracht. Nennen Sie mir Ihren Namen!“ Herausfordernd trat er an das Rad; in der Staubwolke konnte er erst jetzt die Missethäterin genauer mustern. Plötzlich zuckte er zusammen. Ueber seine Stirn schoß ein brennendes Roth, vor seinen Augen flimmerte es. „Den ... Namen“, stieß er tonlos nochmals hervor, „Sie ... Sie haben uns ... beinahe ....“ Sie standen einander nun gegenüber, die Drei: er, die Fremde und die gesegnete Frau. Die Fremde, die auf den brüsken Anruf abgesprungen war, ein großes, schlankes, dunkles Mädchen, hielt die Lenkstange ihres Rades mit der einen Hand, während die andere kräftig und fest auf dem Sattelknopf lag. Sie blickte dem Wüthenden furchtlos ins Auge.

„Herr Regendank,“ sagte sie, „Sie?“

Nur drei Worte. Aber für den Beamten lag darin eine Welt... Sie erkannte ihn also, wie auch er sie wieder erkannt hatte, dieses Mädchen, diese Kontormamsell, mit der er einst so vergnügte Stunden verlebt hatte, — einstmals, als er, ein unbesoldeter Ministerialbeamter, noch im Alexanderplatzviertel sein Garni gehabt hatte. „Herr Regendank", sagte sie. Damals hatte sie „Georg" gesagt... Großer Gott!... Dieses ganze, längst vergessene „Einstmals" stürmte auf ihn ein. Die Briefe, die er nach der verwirrenden „Mittheilung" uneröffnet hatte zurückgehen lassen, die ihm in angstvollen, überstrudelnden Worten ein „Ereigniß" ankündeten: „Nicht hart sein, Georg.. Mitleid haben.. Du warst es ja, Du.. Gott, Gott, siehst Du nicht mein Elend?" Und wie er von der Wirthin erfahren hatte, daß sie dagewesen war, verstört und bleich, mit finsteren Drohungen, — und wie sie immer wieder gekommen war. „Lassen Sie das Fräulein nicht herein!" hatte er zu der Frau gesagt. „Ich fühle mich für ihr Mißgeschick nicht verantwortlich." Und feig, zitternd hatte er sich in seinem Innern das Selbe gesagt. Ah, plötzlich aus heiler Haut, aus ein paar fidelen Schäferstunden heraus, zum Urheber gemacht zu werden, zum Vater eines fremden Wesens. Diese berliner Mädels! Wie raffinirt sie sich Das ausklügeln... Er aber, er war nicht dumm. Er war doch nicht aus der Provinz!

„Herr Regendank", wiederholte das Mädchen noch einmal. Langsam, mit seltsamer Betonung. Ihr Blick ruhte groß auf ihm und einen Augenblick spannten sich ihre Züge. Die Nasenflügel blähten sich, ein Zucken lief über ihr Gesicht: es war, als flammte in diesem Antlitz, über das plötzlich eine rothe Welle schlug, eine Feuersbrunst der Leidenschaft auf, die den Mann, der vor ihr stand, vernichten müsse... Aber es währte nur eine Sekunde lang. Dann wurde das Gesicht wieder glatt. Ihre Augen maßen ihn und dann die Frau an seinem Arm. Ein Lächeln, voll von Hohn und Verachtung, flog über die Beiden hin, die, Arm in Arm, in ihrer hochmüthigen Wohlanständigkeit vor ihr standen, — Beide noch eben bereit, ihr wie bissige Wächter der Sitte entgegenzukläffen. Plötzlich schwang sie sich wieder aufs Rad. Mit einer brüsken Bewegung stieß sie den Mann, der ihr im Wege stand, beinahe zu Boden. Aber geschickt riß sie noch im letzten Moment das Rad zur Seite. „Aus dem Wege!" befahl sie und ihre Hand zuckte nach der Peitsche, die für Hunde und Strolche am Sattel befestigt war. Doch blieb es bei der Bewegung; und ruhig, als sei nichts geschehen, fuhr sie mit kräftiger, rascher Wendung davon. Ihre ebenmäßige Gestalt, ihre schlanken Hüften, ihre kräftigen Beine, die bis über den Ansatz der Waden hinauf sichtbar waren, entschwanden den Blicken der Zurückbleibenden. Frau Regendank stand noch immer wie gelähmt; dann fragte sie mit überschlagender Stimme, während sie den Arm des Mannes mit ihrer Hand umkrampfte: „Albert, wer war diese Person?" „Eine gleich Dir," wollte es ihm entfahren, „die auch ein Kind von mir unter dem Herzen getragen hat, eine Gesegnete so wie Du." Aber nur eine Sekunde durchzitterte ihn dieser wahnsinnige Vernichtungdrang... Dann zerstoben die Feuerfunken seines entsetzten Gehirns. Sie war ja davon, auf und davon, sie kreuzte seinen Weg nicht mehr! Seine Brust hob sich tief, sein Auge ward ruhig; und belehrend sprach er zu ihr, der wahrhaft Gesegneten, während er doch noch nach Athem rang: „Eine von Denen, die anständige Frauen nichts angehen. Eine Verlorene aus der Zeit, die jeder Mann einmal vergeudet hat... Frage nicht weiter!"

Elsbeth Meyer-Förster.



Die Wahlaussichten der Sozialdemokratie.

Nach den letzten Wahlen zum Reichstag konnte man häufig hören, die sozialdemokratische Bewegung sei in den Großstädten zum Stillstand gekommen und nehme nur auf dem Lande noch zu. So richtig dieser Schluß an der Hand gewisser Einzelresultate schien, so wenig trifft er für die Gesammtheit oder auch nur für die Mehrzahl der deutschen Großstädte zu.

Von der Fülle der Momente sind hauptsächlich zwei für die Beurtheilung der Frage wichtig: nämlich erstens, daß die 397 Wahlkreise noch immer auf der Volkszählung von 1867 (in Elsaß-Lothringen von 1871) beruhen, woraus sich große Verschiedenheiten in der Bevölkerungzahl auch unter den rein städtischen Wahlkreisen ergeben, und zweitens der Zug der Bevölkerung, ganz besonders aber der ärmeren Klassen, nach den Vororten, der in den Großstädten seit einer Reihe von Jahren hervortritt. Dadurch haben einzelne städtische Wahlkreise, so z. B. Berlin I, in der Bevölkerungzahl zu Gunsten anderer Stadttheile oder der Vororte stetig abgenommen. Die Vorstadtwahlkreise — der Typus eines solchen ist Charlottenburg — spielen also eine wichtige Rolle.

Die nachstehende Tabelle ergiebt die Bewegung der sozialdemokratischen Stimmenzahlen in den rein städtischen Wahlkreisen:

Wahlkreis:	1871	1881	1893	1898	+ oder — 1893/1898
Königsberg i. Pr.	303	248	10968	13522	+ 2554
Danzig-Stadt	—	34	4265	3822	— 443
Berlin I	97	37	4069	3635	— 434
Berlin II	180	3159	26669	26269	— 400
Berlin III	519	2452	12732	11411	— 1321
Berlin IV	1104	13573	46356	45293	— 1063
Berlin V	—	160	9729	10025	+ 296
Berlin VI	—	10629	51569	58778	+ 7209
Stettin	284	910	9586	10145	+ 559
Breslau I	175	5243	12736	12544	— 192
Breslau II	134	4955	13645	14896	+ 1251
Magdeburg	265	5541	16633	20125	+ 3492
Elberfeld-Barmen	5605	7949	19005	24145	+ 5140
Köln-Stadt	—	2474	12093*)	9008*)	— 3085*)
Aachen	—	588	3029	2536	— 493
München I	812	1970	8065	7733	— 332
Dresden-Altst.	1317	9079	15035	17113	+ 2078
Leipzig-Stadt	2477	6482	11784	11739	— 45
Hamburg I	1886	7601	16935	18500	+ 1565
Hamburg II	2893	9497	20681	21791	+ 1110
Straßburg i. E.-Stadt	—	89	6206	8816	+ 2610

*) Dieser Rückgang ist auf eine Aenderung in den Beziehungen der Vorstädte zu Köln, die vor 1893 eingemeindet worden waren und irrthümlich 1893

Von den 21 Wahlkreisen zeigen also 11 einen Gewinn, 10 einen Verlust an sozialdemokratischen Stimmen. Die Entvölkerung der eigentlichen Stadtcentren tritt in Berlin besonders hervor: die vier ersten — zum Theil sehr umfangreichen — Wahlkreise der Reichshauptstadt zeigen einen unerheblichen Rückgang, aber der sechste, der noch aufnahmefähig für die zuströmende Bevölkerung ist, deckt den Ausfall beinahe doppelt. Die Summe der in den 21 Wahlkreisen abgegebenen sozialistischen Stimmen war 1893: 331788, 1898: 351867, die Zunahme betrug also 20079 oder 6,5 Prozent, während die Bevölkerung der betreffenden Städte in dem fünfjährigen Zeitraum von 1890 bis 1895 um 9,5 Prozent wuchs. Danach wäre die Sozialdemokratie in den Großstädten im Verhältniß zur Bevölkerungzunahme zurückgegangen; daß Dies aber nur scheinbar der Fall ist, ergiebt die folgende Zusammenstellung von städtisch und ländlich zusammengesetzten Wahlkreisen, zum großen Theil „Vorstadtwahlkreisen", in die sich ein beträchtlicher Theil der städtischen Bevölkerung ergossen hat:

Wahlkreis	1871	1881	1893	1898	+ oder — 1893/98
Charlottenburg	—	1265	31424	42699	+ 11275
Halle	—	1137	12991	17840	+ 4849
Altona	3875	6971	20448	22589	+ 2141
Hannover	1986	5515	19538	25045	+ 5507
Dortmund	—	890	17170	19864	+ 2694
Düsseldorf	—	305	9367	10712	+ 1345
Krefeld	672	398	3730	5144	+ 1414
Frankfurt a. M.	447	4704	13482	20019	+ 6537
München II	—	2972	21842	23116	+ 1274
Nürnberg	340	9669	18015	22598	+ 4583
Dresden-Neustadt	1132	6231	14420	18094	+ 3674
Leipzig-Land	—	10503	33349	38933	+ 5584
Chemnitz	3959	10256	23296	24772	+ 1476
Stuttgart	491	4131	13340	17954	+ 4614
Braunschweig	2022	5703	15470	14657	— 813
Hamburg III	292	6108	32936	41838	+ 8902

Von den 16 Wahlkreisen ergiebt nur ein einziger einen Rückgang, alle anderen ein starkes Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen. Insgesammt wurden abgegeben 1893: 300818, 1898: 365842. Das ist ein Mehr von 65024 oder 21,6 Prozent, während die Bevölkerung von 1890 bis 95 nur um 11,2 Prozent wuchs. Ist in einzelnen Wahlkreisen, wie in Chemnitz, München II und Dortmund, die Zunahme unbedeutend, so ist sie dafür in Hannover, Stuttgart, Hamburg III und Leipzig-Land um so ansehnlicher.

Die Annahme, daß die Sozialdemokratie in den Großstädten zurück-

---

mit in dem Stadtkreis wählten, zurückzuführen. Im Landkreis Köln stieg aus dem selben Grund die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen 1893 bis 1898 von 1492 auf 6980.

gegangen sei, stützt sich wohl auch darauf, daß sie allerdings 1898 vier rein städtische Mandate verloren hat: dagegen haben ihr aber die Städte der zweiten Tabelle drei Mandate zugebracht; und der Verlust eines Sitzes kann unmöglich als Symptom eines allgemeinen Rückganges gedeutet werden. Im Gegentheil: zählt man die Ergebnisse der beiden Tabellen zusammen, so erhält man für 1893 eine Stimmenzahl von 632606, für 1898 eine solche von 717709, also eine Zunahme von 85103 oder 13,4 Prozent, während die Zunahme der Bevölkerung nur 10,4 Prozent betrug.

Noch deutlicher sprechen die Wahlergebnisse der den Großstädten benachbarten Wahlkreise, die zum großen Theil Vororte von Großstädten einschließen:

Wahlkreis	1871	1881	1893	1898	+ oder — 1893/98
Königsberg i. Pr.-Land	—	—	4400	6616	+ 2216
Niederbarnim	—	935	17044	23017	+ 5973
Randow-Greifenhagen	2123	159	10508	10552	+ 44
Aschersleben-Kalbe	227	298	13630	17090	+ 3460
Aachen-Land	—	—	2365	1335	— 1030
Hanau (Frkf. a. M.-Land)	1141	4803	9902	12692	+ 2790
Dresden-Land	748	3789	15650	22335	+ 6685
Straßburg i. E.-Land	—	—	4028	2507	— 1521
Pinneberg-Elmshorn	1815	1157	13097	15928	+ 2831
Erlangen-Fürth	861	2674	6983	10045	+ 3062

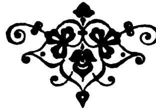
Diese Zahlen zeigen, daß in den „Vorstadtwahlkreisen“ die sozialdemokratischen Stimmen von 1893 bis 1898 eine Steigerung von 97607 auf 122117 erfahren haben, d. h. von 24510 oder 27,2 Prozent. Hiergegen ist der Bevölkerungzuwachs um mehr denn 12 Prozent zurückgeblieben.

In den Großstädten hat demnach die Sozialdemokratie keine Einbußen erlitten und auch die Ergebnisse der überwiegend großstädtischen Wahlkreise sind günstig für sie ausgefallen. Nach der Volkszählung von 1895 hatten, außer den bisher genannten, 59 Wahlkreise überwiegend städtische Bevölkerung. In diesen wurden abgegeben 1893: 379610, 1898 jedoch 453742 sozialdemokratische Stimmen. Das bedeutet eine Zunahme von 74132 oder 19,5 Prozent; die Bevölkerung dieser Kreise wuchs aber im selben Zeitraum nur um 9,2 Prozent. Zwar ging die Sozialdemokratie in zehn von diesen Wahlkreisen — meist rheinischen, die vom Centrum beherrscht werden — zurück, um so erheblicher waren aber ihre sonstigen Gewinne, besonders in den Fabrikstädten. Bei der Verwandlung Deutschlands aus einem Ackerbau- in einen Industriestaat, die sich langsam, aber sicher vollzieht, und dem Wachsthum der städtischen Bevölkerung ist danach mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß auch in diesen 59 Kreisen die Sozialdemokratie noch weiter an Terrain gewinnen wird.

Wie verhält sich schließlich das bei den letzten Reichstagswahlen zu Tage getretene Anschwellen der sozialistischen Stimmen auf dem Lande zur Bevölkerungzunahme? In den überwiegend ländlichen Wahlkreisen Deutschlands wurden

1893 nur 344000, 1898 aber 462000 sozialdemokratische Stimmzettel abgegeben. Das bedeutet also ein Plus von 118000 oder 34,3 Prozent. Der Löwenantheil hieran entfällt auf die Landstädte; aber auch in Gegenden, die fast ausschließlich Ackerbau treiben, war ein erhebliches Steigen sichtbar. Und wenn also in den großen und mittleren Städten die Sozialdemokratie in den letzten Jahren zwar keine reißenden, aber doch immerhin starke Fortschritte gemacht hat, so ist der Umstand, daß die Zahl ihrer Anhänger auch auf dem platten Land so erheblich gewachsen ist, von doppeltem Gewicht.

Leipzig. Paul Schwabe.



Skizzenbuch eines Flaneurs.

In einem Zimmer wurde Offenbach gespielt und durch das geöffnete Fenster strömte eine Fluth von klingenden, singenden Perlen auf die Straße, die verwundert aufzuhorchen schien. Wer Das spielte, mußte Einer sein, der sich seinen eigenen Geschmack bewahrt hatte, um durch den Wust banaler Gassenhauer, markerschütternder Märsche und gequält lustiger Epigoneneinfälle zu dem übermüthigen Götterliebling, dem Meister unerschöpflicher Melodienfülle, zurückzukehren: zu Jacques Offenbach, dem lachenden Unsterblichen, dessen Börsianerkopf mit dem goldenen Zwicker äußerlich so gar nichts von dem Genius der ewigen Jugend und Göttlichkeit verräth. Und aus dem geöffneten Fenster strömte unversieglich die Fluth der klingenden, singenden Perlen und das silberne Lachen des Hexenmeisters der Bouffes-Parisiens, Heinrich Heines vaterlandlosen Kollegen in Apoll.

* * *

Neulich hörte ich im Vorübergehen, wie Zwei von den neuesten Prophezeiungen über den Weltuntergang redeten. Ich hätte ihnen zum Trost gern gesagt, daß ich nichts davon halte. Ich glaube nicht an den baldigen Weltuntergang. Ich erinnere mich ganz gut, es war vor achthundertachtundneunzig Jahren, da wurde das selbe schreckhafte Märchen den Menschenkindern erzählt; und damals stand doch wie zur Beglaubigung ein verhängnißvoll leuchtendes Zeichen am Himmel. Als man nämlich das Jahr Tausend nach Christi Geburt schrieb, kamen Schrecken und Furcht über alle Menschen, „denn mit einem Male erschien ein großer Komet am Himmel". So las ich als kleiner Knabe in einer Deutschen Geschichte für Kinder, die mir sammt ihren Bildern in gutem Gedächtniß geblieben ist. Damals hatte ich den Kopf voll von Rittern, Schwertern und Armbrusten. Ich zog mit „dem berühmten und großen Kaiser Carolus Magnus" gegen die wilden Sachsen und ich machte alle Kreuzzüge mit. Ich war mit der

Deputation, die Heinrich dem Vogler die Krone überbrachte, als er gerade an seinen Netzen beim Finkenfang war. Wie liebenswürdig hat er uns empfangen! Dieses Geschichtbuch, „allen braven deutschen Kindern" gewidmet, war die Quelle meiner knabenhaften Begeisterung. Was ich darin las, übersetzte ich sofort in die Wirklichkeit. Wenn ich mit meinen Kameraden Krieg spielte und auf Vorposten stand, mußte ich an das grauenhaft schöne Bild „Bewaffnete von der Burg nach dem Feinde spähend" denken. Ich erwartete jeden Augenblick, daß aus dem Gebüsch ein stahlschwarzer Ritter treten würde, und um mir Muth zu machen, brach ich in ein wildes Kriegsgeschrei aus. Ich wurde in Folge der Deutschen Geschichte, die doch allen braven Kindern gewidmet war, ein sehr schlimmer Junge, — einer der schlimmsten Buben des Mittelalters. Denn ich lebte nur im Mittelalter; blos zu den Mahlzeiten fand ich mich in die Neuzeit hinein.

So war ich denn auch dabei, als sich im Jahre Tausend alle Leute vor dem Weltuntergang fürchteten. Ich war damals der einzige Muthige und lachte das dumme Volk aus. Allerdings, wenn ich auf dem Bilde den Kometen ansah, der die nächtliche Landschaft mit der Ritterburg und dem Teich so grell beleuchtete, mußte ich gestehen, daß man dabei das Gruseln lernen konnte. Aber wenn ich umblätterte, war ich doch wieder muthig.

Und so kann ich heute vom Weltuntergang reden als Einer, der schon einmal dabei war, und ich wiederhole in diesem stolzen Bewußtsein meine Versicherung: Es ist nichts mit dem Weltuntergang!

* * *

Die alte Zeit lebt auch noch in unserer Stadt. Es geht ihr zwar herzlich schlecht, ja, man könnte sagen, daß sie schon im Todeskampf liegt. Unbarmherzig rückt man ihr mit Demolirungen und Regulirungen auf den Leib. Aber ganz tot sind sie, die alte Zeit und das alte Wien, noch nicht. Rührend ist die Zähigkeit, mit der das Alte für jeden Zolles Breite seines angestammten Bodens kämpft. Durchfretten und fortwursteln möchte es sich nach der echt österreichischen Devise des Ministers, der, als er diese Worte fand, tiefer in unser Herz geschaut haben muß, als es sonst wohl Ministern gelingt. So giebt es ganz nah bei der modernen Verkehrsader unserer inneren Stadt, da, wo man im fluthenden Gedränge einander auf die Fortschrittsbeine tritt, noch ein unglaubliches Winkelwerk von alten Häusern und wehmüthig gekrümmten Gassen, in deren Enge sich beständig ein Duft von Kolonialwaaren erhält, während das Auge, sobald es sich an das ewige Halbdunkel gewöhnt hat, über den niedrigen Hauseingängen hie und da alte Sinnbilder und kurios verwitterte Inschriften entdeckt. In einem dieser Häuser wohnt ein alter Advokat. Durch einen pechschwarzen Hof tappte ich an einem Winterabend nach der ängstlich gewundenen Treppe. In ganz kleinen Zimmerchen hausten der alte Advokat und sein Schreiber. Die Gesetzesausgaben in den dunklen Regalen schienen die ältesten zu sein; die Uhr war alt, die Lampe, der Schreiber. Und der Advokat selbst sah nicht im Mindesten aus wie die jetzigen Advokaten. Alles schien hier wie aus einer vergessenen Zeit stehen geblieben zu sein. Nur als er daran ging, die Kosten aufzustellen, verjüngte er sich plötzlich. Seine Expensennote berechnete der alte Advokat so schneidig wie nur irgend ein junger.

* * *

Durch unsere Straßen flattern wie anmuthige Schmetterlinge die kleinen Putzmacherinnen, Mamsellen und die anderen kleinen Personen verwandter Branchen, — „klein" gilt hier als Kosewort und als Ausdruck der Beliebtheit, deren sich die oft sehr schlank gewachsenen Mädchen im vollsten Maß erfreuen. Und auch Schmetterlinge sind sie eigentlich nicht, da sie Fleiß und Leichtsinn auf graziöse Art vereinigen: jedenfalls sehr beschäftigte Schmetterlinge. Das Kleid ist einfach, wenn auch geschmackvoll, aber ein artiger Hut, hübsches Schuhwerk, ein feiner Schirm deuten auf Sinn für Eleganz und verrathen dem Kenner diskrete Hilfsquellen, die der jungen Dame, obgleich sie so ganz nur von ihrem Geschäftsgang eingenommen zu sein scheint, neben der eintönigen Arbeit fließen. Vielleicht lugt auch ein seidener Unterrock gerade weit genug hervor, um zu flüstern, seine Trägerin sei nicht ganz unvertraut mit den Genüssen der vielbeneideten Lebewelt, sie habe auch schon in cabinets particuliers Champagner genippt, die Opernredoute besucht, manchmal in einer Loge gesessen und es sei nicht ausgeschlossen, daß sie im Sommer einen vierzehntägigen Urlaub an einem verschwiegenen Alpensee verbringen wird.

Das sind die schönen, bunt gefärbten Schmetterlinge. Daneben giebt es aber einfarbige, die nur Motten geworden sind und denen die Natur den eitlen Flügelstaub versagt hat.

Interessant sind auch die Raupen und Larven solcher Schmetterlinge. Das sind die ganz jungen Geschöpfe, die im Geschäft noch nichts gelten, die großen Schachteln selber schleppen müssen, deren Kleidchen einfach und gar nicht geschmackvoll sind, mit abgetragenen Hüten, halbzerbrochenen Schirmen und traurig vertretenen Schuhen. Sie könnten sich, wie Odysseus, den „Niemand" nennen. Aber die Ungelenkigkeit ihrer Gestalten ist doch nur jugendliche Herbheit und ihre frischen Gesichtchen enthalten das Versprechen, daß auch sie in zwei, drei Jahren als halbseidene Schmetterlinge auskriechen werden. Mit den Schuhen, Schirmen, Hütchen und Röckchen werden sich auch ihre Ansichten über die Liebe gewaltig verändern, Ansichten, die ich, als heute Zwei an mir vorbeitrotteten, in folgendem Bruchstück erhaschte: „Ja, wenn er fesch wär', dann hätt' ich ihn auch gern, wie die Else den Ihrigen." „Das sag' ich auch; Hauptsache ist, daß man Einen gern hat, das Andere ist Nebensache." Sie flötete Das mit der Fistelstimme ihrer fünfzehnjährigen Ueberzeugung. Aber ich dachte an das Couplet: „Das wird sich nicht halten, nicht halten!" Eine reichere Erfahrung wird die Erkenntniß zeitigen, daß die Nebensache eigentlich die Hauptsache ist, denn sie bedeutet: hübsche Toiletten, Theater, Champagner und so weiter ... Ja, die Raupen und Schmetterlinge sind ein Theil der Naturgeschichte der Großstadt.

* *
*

Alle Gewerbe hatten im Mittelalter ihre eigene Gasse, nur nicht die Zeitungen; denn die gab es noch nicht. Dafür holen sie in unserer Stadt heute ihr Mittelalter nach und hausen in einer engen Straße beisammen, als ob eitel Friede unter ihnen wäre. Aber ihre Schilder raufen sich und die elektrischen Bogenlampen suchen einander zu überstrahlen. Die Leute jedoch, die sich den Tag über durch die Gasse der Zeitungen drängen, läßt dieser Wettkampf kalt. Stellen Suchende sind es, gescheiterte Existenzen oder dem Scheitern nahe, die hier im Meer der Großstadt den rettenden Leuchtthurm suchen. Sie drängen sich vor

den ausgehängten Annoncentafeln und die Parteirichtung, die sich bekämpfenden Tendenzen sind ihnen wahrlich gleichgiltig. Eine Frau, die vor einiger Zeit jung und hübsch gewesen sein mag — vielleicht trug sie damals schon das selbe schwarze Kleid wie heute —, liest die kleinen Anzeigen unter „Dienst und Arbeit". Vielleicht würde ihr einfallen, daß sie einmal auf der selben Seite eine Annonce las, die mit „Jene hübsche Blondine" anfing und eigens für sie eingerückt war. Aber die Noth hat wenigstens das Gute, daß sie überflüssige Gedanken nicht aufkommen läßt, und in den abgehärmten Zügen ihres blassen Gesichtes steht ebenfalls deutlich zu lesen: „Dienst und Arbeit."

* * *

Aristoteles hat den Menschen ein politisches Thier genannt, ohne dabei einen bestimmten Abgeordneten im Auge zu haben. In Wien haben selbst die Tauben entschieden politische Neigungen. Nirgends rasten und nisten sie so gern wie in den monumentalen Verzierungen öffentlicher Gebäude. Auf dem Reichsrathsgebäude, auf sämmtlichen Ministerien, wo sie einander beständig die wichtigsten Amtsgeheimnisse zugirren, auf dem Gebäude, wo sie über unseren Staatsschulden brüten, auf der Universität — und zwar merkwürdiger Weise nur auf der Seite der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät —: überall sind sie von den Hausmeistern höherer Potenz, von denen diese Gebäude betreut werden, ungern gesehene Gäste. Diese Gewohnheit des Federvolkes stammt nicht erst von heute. Schon Kaiser Franz fütterte regelmäßig die Tauben, die die Hofburg bevölkerten, und eine schalkhafte Anekdote erzählt, wie er sie gegen den wiener Magistrat schützte. Vielleicht haben die Tauben aus dankbarer Erinnerung an den guten Kaiser ihre Vorliebe für Staatsgebäude gefaßt und vererbt. Jedenfalls muß es diese politischen Vögel aber tief schmerzen, wenn man ihnen hier und da durch Anbringung von Drahtgittern zu verstehen giebt, daß man sie unsauberer Umtriebe für fähig hält. Sollte aber am Ende auch bei den Tauben die Beschäftigung mit der Politik den Charakter verdorben haben?

* * *

Ne urbs ruinis deformetur, — auf daß die Stadt nicht durch Ruinen entstellt werde! Die Römer haben es Einem herzlich schwer gemacht, auf den beliebten Eingang: „Schon die alten Römer ..." zu verzichten. So sehr ist es wahr, daß die schlaueste Weisheit, der kundigste Blick für alle Anforderungen des Lebens ihre Gesetze durchdringt, deren Sprache ein unerreichtes Muster von Größe und Kraft ist. Und was dieses Volk von Lebenskennern und Lebenskünstlern als richtig anerkannt hatte, Das erhob es zum Gesetz. Nicht Gesetze um der Gesetze willen —: immer ist das Gesetz wegen eines höheren, oft sehr entlegenen Zweckes da. Heute wäre es unserem Gemeinwesen zuträglich, eine Novelle mit strengen Bestimmungen zu erlassen: Auf daß die Stadt nicht durch Neubauten entstellt werde!

* * *

Der wiener Volksprater ist traulich und traurig zugleich. Er ist traulich durch die Erinnerungen, die hier für uns wurzeln — thörichte Erinnerungen an thöricht glückliche Zeiten —, traurig durch all das Unvollkommene, das uns auf Schritt und Tritt begegnet. An diesen Schaustellungen, die wir nicht näher kennzeichnen wollen, finden Leute ihre volle Befriedigung. Und selbst die geschmack-

lose Beleuchtung, in der elektrische Bogenlichter, Gaslaternen und Wachskerzen abends sich mit einander messen, thut ihnen nicht weh. Vor einem Museum unangenehmer Dinge dröhnt eine fürchterliche Musik, halb Leierkasten, halb Orgel, — eine unvollkommene Orgel, eine Orgel, die cancanisirt. Unvollkommene Menschen ringsum, verkümmerte Existenzen. Vor dieser Bude preist ein Ausrufer „Astarte, die Königin der Luft". In seiner Stimme zittert es tragisch, als hätte er einmal den König Lear spielen wollen. Und auch die Natur ringsum ist unvollkommen. Schöne Baumgruppen, aber die Tramwaygleise machen einen Strich durch die Stimmung; grüne Wiesen mit guter Aussicht auf grelle Plakate.

* * *

Nie ist dem Menschen wohler, als wenn er nicht weiß, warum ihm wohl ist. Das ganze Glück der Jugend beruht auf diesem Zustande, der später nur gelegentlich und zufällig mit seinem „unvernünftigen Sonnenglanz" wiederkehrt. Dafür genießt man ihn dann wie der Wüstenwanderer den Palmenschatten und das Quellengemurmel der Oase. Man ist dann im Stande, sich über Sachen von der entsetzlichsten Dagewesenheit zu freuen, und läßt Schopenhauer einen guten Mann oder einen traurigen Asketen sein. Mir kommen an diesem offenen Hoffenster tausend liebe Dinge in den Sinn; und wäre ich nicht gar so klug, ich machte am Ende gar ein Gedicht. Warum grüße ich die Schwalbe, deren Gezwitscher hoch über meinem Hof einen Moment sich vernehmen läßt? So hat sie schon dem Verfasser des griechischen Schwalbenliedes vor vielen tausend Jahren gezwitschert. Warum empört mich nicht das Klavierspiel meiner Nachbarin, die sentimentale Melodien stümpert? So hat sie von je her gestümpert. Warum plätschert der Röhrbrunnen unten heute so beruhigend, so still und bewegt, als käme er aus einer Quelle, die Eichendorff besungen hat, und nicht aus der städtischen Hochquellenleitung? Er gießt Ruhe auf meine Seele, die träumen möchte, — aber sie weiß nicht, wovon. Vielleicht ist es Das, was mir diesen Augenblick so süß macht: die Gewißheit, daß ich nichts will?

* * *

Man mag in Wien geboren und noch so fest mit der Stadt verwachsen sein: eine Vollmondnacht webt stets von Neuem einen überraschenden Schleier um sie. Wie ein lichter Traum liegt sie vor mir. Das süße Mondlicht klettert auf die Dächer und Thürme; die Sterne blinzeln vertraut, als wären sie Mitwisser beseligender Geheimnisse. Ich gehe durch die leeren Straßen so leicht, leichter als am Tage. Die Zeit steht still und die Schlange des Grames liegt gekrümmt in ein Nichts. Rolle Dich nie mehr auf, schnödes Gezücht! Ist Das die selbe Stadt noch? Die Gebäude erheben edlere Umrisse in das blinkende Strahlenmeer, wie ein Elfenreich winkt ein weißes Wolkengebäude hinter den lautlosen, harmonischen Zweigen des Parkes. Der begegnende Wächter der Nacht und der Gewölbe ist eine vertraute Gestalt; behagliche Rauchringe bläst er empor und beweist, wie anspruchlos das Blümlein Glück ist. Auch ich bin heute glücklich und ich möchte ihn grüßen, wie wenig es sich auch schickt. In der Ferne dämmern in sanfter Schwellung die Berge, die an die Busenlinien der wiener Frauen erinnern sollen.... Ich biege um die Ecke meiner Straße. Selbst die Kaserne ist von dem gütigen Mondlicht mit Schönheit begnadet und reckt sich wie eine von Zinnen gekrönte Burg der Sage.

Wien. Emil Rechert.



Selbstanzeigen.

Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.

Ein stark optimistischer Hauch weht über die ganze schreibende Menschheit — besonders in der schönen Literatur — hin: sie dünkt sich groß und frei, kräftig vorwärts schreitend, „übermenschlich“. Aus dem deutschen Dichterwald klingt ein Liederchorus, durchfluthet von Sonnenglück, durchjauchzt von Sinnengluth, von stolzem Selbstbewußtsein getragen ... So sagt man und es hört sich ja ganz hübsch an... Wenn ich aber dem Leben an der Neige des Jahrhunderts lausche, höre ich andere Töne und sehe gebeugte Rücken, geballte Fäuste, gierige Augen bleicher, darbender Gestalten, Frauen, die ungestüm nach Liebe schreien, vor der Zeit gealterte Jünglinge und Greise, die nach Leben fiebern: viel wildes, ungestümes Geschrei!

Da habe ich denn der Nachtseite des Lebens das Wort gegeben: sie klagt, sie philosophirt, sie ironisirt, sie verzweifelt, „sie sieht dem Weltgeist ins harte Gesicht“ und fleht um Barmherzigkeit. Und doch weiß sie, daß dem Weltgeist das Wehgeschrei der Kreatur eben so wohlgefällig ist wie ihr Jauchzen. Der Weltgeist liebt eben die brutale, farbensprühende Verschiedenheit der Welt, die er sich zu seinem eigenen Plaisir geschaffen hat. Während die kleine Menschenmoral sich müht, auszugleichen und den Schaden zu bessern, will die Göttermoral das Gegentheil. In unbeschränkter Schöpferlaune fährt sie fort, an ihrem Riesenwerk zu schaffen: die farbenschimmernden, prächtigen Blumen und Vögel und das widrige Reptil, Helden, Sieger, Welteroberer und die Kleinen, die Dummen, die ungekannt und unbeweint sterben, — sie Alle gelten ihr gleich. Den Kranken, den Hungrigen, den Unbefriedigten, den Schuldbeladenen, den Verwelkten, den Vereinsamten, den Schmachbedeckten und Lebensmüden ist mein schmerzlicher Sang geweiht.

Amsterdam. Edgar von Müller.



Vater Milon und andere Erzählungen aus dem literarischen Nachlaß von Guy de Maupassant. Autorisirte Uebersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlag von Emil Goldschmidt, Berlin 1899.

Als der Tod dem schaffensreichen Leben Maupassants ein jähes Ende bereitete, blieb ein reicher, zum Theil schon zur Veröffentlichung vorbereiteter Nachlaß zurück. Der erste, von Maupassant noch selbst geordnete Band daraus erscheint jetzt unter dem Titel „Le Père Milon“; gleichzeitig erscheint die einzige autorisirte Uebersetzung. „Dieser erste Band des Nachlasses“ — sagt die französische Vorrede etwas summarisch — „enthält eine Reihe von Geschichten, deren Grundidee Maupassant in einigen seiner Bücher später wieder aufgenommen und weiter ausgestaltet hat. Sie lassen uns also, ganz abgesehen von dem Interesse, das sie an sich zu beanspruchen haben, die Entwickelung des maupassantschen Denkens und Schaffens bis in seine Anfänge zurückverfolgen.“ Der posthume Novellenband zeigt alle Vorzüge Maupassants; jedes seiner achtzehn Genrebildchen ist mit unnachahmlicher Klarheit und Knappheit entworfen und enthält in meisterhafter Beschränkung eine ganze, reiche Welt. Die darin gegebenen Naturschilderungen sind impressionistische Kabinetstückchen, die den berühmten Reisebildern aus Afrika nicht nachstehen. Im Brennpunkt des

Interesses steht überall das Weib, das treue und ungetreue, das liebende und ungeliebte, das lieblose und liebebedürftige, das alternde und jugendfrische. In der Form der Uebersetzung habe ich nicht die Pfade der „freien“ Verdeutschung eingeschlagen, mich vielmehr nach Möglichkeit an das Original gehalten und nur an Stellen, wo allzu naive Eindeutigkeiten dem deutschen Geschmack und der deutschen Sprache widerstrebten, eine Milderung des Ausdruckes eintreten lassen. Der nächste Band erscheint voraussichtlich im Monat September, natürlich wiederum in beiden Sprachen.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.



Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland. Geschichte und Kritik. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Verlag von O. Wiegand, Leipzig 1899.

Ein parteiisch für meine „Hundert Jahre Zeitgeist“ eingenommener Freund äußerte mir gegenüber einmal, an diesem Buch sei Alles gut, nur der Titel nicht. Da man meistens das Lob eben so selbstverständlich wie den Tadel schwerverständlich findet, empfand auch ich die Einschränkung des Lobes mehr als das Lob selbst, zumal ich mir stets auf die Wahl der Titel meiner Schriften — keine kleine Schwierigkeit bekanntlich! — Etwas einbilden zu dürfen geglaubt hatte. Und nun sollte ich es plötzlich bei einer meiner Hauptschriften verfehlt haben. Ja, sagte mein Freund, man dürfe doch nicht in den Krankheiten der Zeit allein die Signatur des Zeitgeistes finden. Das wäre ungefähr so, als ob man bei der Schilderung eines Landstriches nur von den Sümpfen und anderen üblen Bodenverhältnissen reden wollte, die unter Umständen es bedenklich machen könnten, sich dort anzusiedeln. Ich hätte gern etwas Passendes erwidert. Unglücklicher Weise fiel mir nichts ein, auch nachträglich nicht, denn, daß ichs nur eingestehe: der Titel besteht in der That nicht ganz zu Recht. Er besticht durch eine gewisse Kürze, aber der Hinweis auf den Inhalt ist undeutlich. Was ich geben wollte und nach besten Kräften gegeben habe, war einzig darauf gerichtet, das Verständniß der Gegenwart dadurch zu erschließen, daß ich sie aus der Vergangenheit erstehen ließ. Die „herrschend gewordene, tonangebende Gesammtrichtung des Meinens, Urtheilens, Empfindens, des Geschmacks und, von ihnen beeinflußt, des Strebens und Wollens“ zu untersuchen und abzuleiten, war mir Hauptaufgabe, wie ich Das im Vorwort — allerdings nicht im Titel — nachdrücklich hervorgehoben habe. Die Vergangenheit war mir nur die Unterlage und gelangte eben deshalb nicht zu einer ausführlichen, selbständigen Würdigung. Die Thatsache einer zweiten Auflage, die mir Gelegenheit gegeben hat, viele Lücken auszufüllen und auch die jüngste Vergangenheit zu berücksichtigen, giebt mir die Beruhigung, daß ich die mir gestellte Aufgabe nicht ganz verfehlt habe. Denen, die in dem angedeuteten Sinn einen zuverlässigen Wegweiser suchen, bietet sich das Buch als ein solcher an und wird ihnen, hoffe ich, durch Nacht und Nebel einen einheitlichen Zusammenhang der viel verschlungenen Wege des Jahrhunderts zeigen. Wer aber ein ausgeführtes Bild der geistigen Vergangenheit in den sämmtlichen Zeitabschnitten des Jahrhunderts bei mir zu finden glaubt — wozu ihn der Titel vielleicht verführen könnte —, Der würde sich täuschen. Ihn vor dieser Täuschung zu bewahren, ist der Zweck des Pater peccavi, das ich hiermit vor einem zahlreichen Leserkreis ablege.

Dresden-Plauen. Julius Duboc.



Non possumus.

Es geht nicht weiter. Matt und mühsam schleppt sich die Börse durch den Spätsommer. Die Dividendenpapiere können nicht höher steigen; und wohl der Spekulation, wenn es nur noch ein, zwei Jahre gelingt, die Erträgnisse in Einklang mit dem wahnsinnigen Aktienkurs zu erhalten. Nirgends in der Welt ist mehr Verlaß, nicht einmal auf Herrn von Miquel. In Oporto wüthet die Pest, in Paris brodelt ein Hexenkessel und in Transvaal droht die Bombe zu platzen. Der Herbst kann böse Tage bringen.

Schon ist mancher Bankdirektor kleinlaut geworden, der noch im Frühjahr die wohlmeinenden Warnungen des Reichsbankpräsidenten in den Wind schlug. Selbst Mendelssohn braucht Geld. Er hatte mit der Handelsgesellschaft zusammen sechs Millionen Mark dreieinhalbprozentige Frankfurter Stadtanleihe übernommen, suchte aber schleunigst, die dafür verwendeten Mittel wieder flüssig zu machen, und beantragte die Zulassung des Papieres zum Börsenhandel, um es dann mit um so sichererm Erfolg dem Publikum anbieten zu können. Bei jedem anderen Bankhaus wäre Das nicht weiter aufgefallen, aber Mendelssohn pflegt über so große Mittel zu verfügen, daß er es eigentlich nicht nöthig haben sollte, im denkbar ungünstigsten Moment ein Papier wenig beliebter Gattung in den Verkehr zu bringen.

Die Städte sind mit der Deckung ihres Geldbedarfes übel dran. Nur wenn es sich um sehr ansehnliche Posten handelt, erscheint die Seehandlung auf dem Plan und um das Geschäft nicht zu verderben, schließt sich ihr dann wie ein Kometenschweif der ganze Schwarm der konkurrirenden Banken an. Damit ist das Konsortium fertig und die Stadtgemeinde ist ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Das Publikum subskribirt auf die Anleihe, denn es spart bei der Zeichnung Provision und Courtage, die mit dem Ankauf an der Börse verbunden wären. Aber „Nach uns die Sündfluth", lautet die Devise der Königlich-Preußischen Seehandlungsozietät. Der brave Steuerzahler, der sich zur Abnahme eines tüchtigen Postens Stadtanleihe hat verleiten lassen, mag sehen, wie er mit diesem Besitzthum für immer, diesem wahren „κτῆμα ἐς ἀεί", zurecht kommt. Er hat ein unverkäufliches Papier, denn in den meisten Fällen hält es die Seehandlung nicht einmal für der Mühe werth, die Zulassung der Anleihe zur berliner Börse, an der sie einen Markt finden könnte, zu veranlassen; geschweige denn, daß sie eine Pflicht anerkennt, die vom Publikum zum Verkauf gestellten Obligationen wieder zurückzunehmen und dadurch den Kurs auf angemessener Höhe zu erhalten. So büßt nicht nur der durch irgend welche Verhältnisse zum Verkauf genöthigte Inhaber selbst Tausende ein, sondern auch der Besitz aller Anderen, die an der selben Anleihe betheiligt sind, wird entwerthet, ohne daß doch ein innerer Grund dafür vorhanden war.

Noch übler geht es den kleinen Kommunen, denen sich natürlich das millionenlüsterne Herz der Seehandlung und der übrigen Mitglieder der Hochfinanz unbarmherzig verschließt. Die Sparkassen sind bereits über die Gebühr in Anspruch genommen; auch der Lebensquell der anderen öffentlichen Kassen hat all-

mählich aufgehört, frisch und munter zu sprudeln; und so bleiben den mit bescheideneren Mitteln wirthschaftenden Städten und Städtchen nur noch die Hypothekenbanken. Mit ein Achtel Prozent Provision vierprozentige Kommunalobligationen auszugeben und den dazu gehörigen Anleihedienst bis ins Kleinste regeln zu müssen, ist aber keineswegs verlockend; es müßten denn schon, wie für das bisher einzig privilegirte Hypothekenbankinstitut Preußens, besondere Gründe vorliegen, den geldbedürftigen Gemeinden mit ein paar tausend Mark gefällig zu sein. Das Herrenhaus hat nun nach unsäglich blamablem Hin und Her diesen Kommunalobligationen der Hypothekenbanken die Mündelsicherheit zuerkannt. Es wußte offenbar nicht einmal recht, in wessen Interesse die Forderung der Mündelsicherheit überhaupt erhoben worden war. Eine große That ists überhaupt nicht. Seit der Herrschaft des Börsengesetzes kranken die kleinen Geldnehmer daran, daß ihnen der Rath des Provinzialbankiers fehlt, denn das Großbankenthum führt die Sense unerbittlich wie der Tod, der Herrscher über Alle, die da leben. In Nürnberg werden in der nächsten Woche die Vertreter städtischer Verwaltungen zusammentreten, um über Mittel und Wege zur Befriedigung des Kommunalkredites zu berathen. Wenn die Herren nur etwas früher aufgestanden wären, als ihnen die Flucht aus der Geldklemme noch nicht so gut wie abgeschnitten war. Heute bleibt kaum etwas Anderes übrig als die Begründung einer Central-Kommunalbank. Würde ihr die Seehandlung Geld zu den bei ihr üblichen Sätzen zur Verfügung stellen? Ich bezweifle sehr, daß Herr von Zedlitz auf seinem wankenden Thron genügenden Halt findet, um einen solchen Gedanken zu verwirklichen. Einstweilen vergnügt er sich noch immer damit, die Diskontpolitik der Reichsbank zu durchkreuzen, damit ja deutsches Gold recht lebhaft nach dem Ausland abfließe: Das kann durch alle offiziösen Dementis, d. h. Entschuldigungversuche, nicht bemäntelt werden. Aber ein Wundermann ohne Gleichen ist er doch, dieser geniale Politiker, Zeitungschreiber und Seehandlungpräsident! Was noch keinem Sterblichen zuvor gelang, ihm ist es gelungen, nämlich zu beurtheilen, was die Darlehensnehmer mit dem Geld anfangen, das er ihnen freundlich zu drei bis dreieinhalb Prozent vorstreckt, während die Reichsbank zu gleicher Zeit fünf bis sechs Prozent berechnet. Die Glücklichen, die er bevorzugt, müßten doch wirklich — nach dem miquelschen Kernwort — die „größten Esel“ sein, wenn sie die empfangenen Summen nicht schleunigst durch gute Freunde in Gold umgesetzt und bei den lohnenden Wechselkursen nach London geschickt hätten.

Auch der Staatsbürger, der einer ländlichen Genossenschaftkasse angehört, kann für sein Theil mit der Finanzpolitik der Seehandlung auf Kosten des Gemeinwohles ganz zufrieden sein. Hat sie ihrer Kollegin, der Preußischen Central-Genossenschaftkasse durch etliche Millionen doch ermöglicht, sich bis zum ersten April 1900, also noch für sieben Monate zur Gewährung von Darlehen gegen dreieinhalb Prozent zu verpflichten! Da aller Wahrscheinlichkeit nach der heutige offizielle Diskont von fünf und der Privatdiskont von vierfünfachtel Prozent schon im Lauf der nächsten Wochen eine weitere Steigerung erfahren werden, so giebt es nur noch ein Mittel in der Welt, um der bösen Geldnoth zu entrinnen: Jedermann suche Mitglied einer von der Preußenkasse mit Staatsmitteln alimentirten ländlichen Pumpgenossenschaft zu werden. Hosiannah dem Triumvirat Miquel-Zedlitz-Huene. Wie herrlich wird dann im Geschäftsbericht der Central-

Genossenschaftkasse die Ausdehnung des Verkehres gerühmt werden können und zugleich — da zeigt sich freilich der Pferdefuß! — die Nothwendigkeit betont werden müssen, das Betriebskapital abermals aus der Tasche des preußischen Volkes um fünfzig Millionen Mark zu erhöhen. Daß im Ministerrath ein ehrlicher Mann mit einem muthigen „Non possumus“ dazwischen führe, ist nicht zu befürchten, wenigstens nicht, so lange Herr von Miquel das Wort führt, und vorläufig scheint er noch nicht hinreichend amtsmüde zu sein.

Das liebe Geld! Es giebt immer gute Seelen, die, vom Korybantenlärm betäubt, für Hunderttausende mühelos Millionen einzuheimsen hoffen, aber selten ist der Schlußeffekt des allzu süßen Rausches etwas Anderes als Katzenjammer gewesen. Eine Firma der Textilbranche hat kürzlich ihre Insolvenz erklärt und man erfährt zum größten Erstaunen, daß die angemeldeten Forderungen drei Millionen Mark betragen. Das ist nicht nur für deutsche Verhältnisse ungeheuer viel, sondern wirft auch ein grelles Schlaglicht darauf, wie leicht selbst große Bankhäuser sechsstellige Beträge für Unternehmen übrig haben, die irgendwie zu kontroliren, ihnen ganz unmöglich ist. Und wofür war das Geld verbraucht worden? Zum großen Theil für Kunstgriffe, wie sie dem Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes zum Anlaß gedient haben. Zum Glück ist der Fall aber doch vereinzelt. In der ganzen berliner Kleiderstoff-Engrosbranche sind in den letzten zehn Jahren überhaupt nur drei Zahlungstockungen vorgekommen, obgleich das Textilwaarengeschäft recht schwere Zeiten hinter sich hat und sich erst seit wenigen Monaten, seit der Steigerung der Wollpreise, zu erholen beginnt. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird sich auf der nächsten londoner Wollauktion die Haussebewegung fortsetzen. Zeitige Eindeckung ist daher dringend zu empfehlen, — wenn sich nur die erforderlichen Geldmittel auftreiben lassen.

Ja, das liebe Geld! Die ersten Vertreter der Hochfinanz haben den traurigen Muth, vier Millionen Mark Obligationen der deutsch-österreichischen Mannesmann-Röhrenwerke unter anscheinend günstigen Bedingungen dem Publikum zum Bezug anzubieten. Nach dem letzten Abschluß beläuft sich die Unterbilanz dieser seit dem Jahre 1890 bestehenden Aktiengesellschaft, deren Grundkapital ursprünglich auf fünfunddreißig Millionen Mark bemessen war, später aber vermindert werden mußte, auf rund achtzehn Millionen Mark! Die Herren Mannesmann ließen sich für die Einbringung ihrer Röhren-Patente das Sümmchen von sechzehn Millionen bezahlen und weigern sich, die ihnen von den Aktionären streitig gemachten zehn Millionen Mark zurückzugeben. Den Erwerbern von Obligationen wird für unkündbare Forderungen nicht einmal ein dingliches Recht eingeräumt. Aber trotzdem werden sich auch für diese Obligationen Liebhaber finden, die von dem Antheil der Mannesmannröhrenwerke an der industriellen Hoch-Konjunktur zu profitiren hoffen, wenn sie neben viereinhalb Prozent Zinsen eine fünfprozentige Amortisationprämie — versprochen erhalten. Die fetten Weiden sind abgegrast, da findet auch die dürre Heide ihre Schafe. Bald fordert auch die Dortmunder Union neues Kapital: ein „Non possumus“ Herrn von Hansemann gegenüber wäre aber sehr am Platz.

Lynkeus.



Pchar=ke=bogi.

Ein koreanisches Märchen.

Acht Güter besitzt der Mensch:

Ein Ahnengrab. Ein schönes Weib. Langes Leben. Viele Kinder. Viel Brot. Viel Geld. Viele Freunde. Bildung.

Es giebt aber Menschen, die keins von diesen Gütern besitzen, und diese Menschen nennt man Pchar=ke=bogi, Achtmal=Unglückliche.

Ein solcher Mensch war Ninoran=Dui, den sein Weib verlassen hatte.

Da geschah es, daß Ninoran=Dui ein anderes Weib traf, ein junges, hübsches, reiches Weib, mit Namen Dü=Si. Dü Si verliebte sich in Ninoran=Dui. Und Ninoran=Dui verliebte sich in Dü Si. Weil aber das Unglück der Achtmal=Unglücklichen auf Alle übergeht, die sie lieben, so war auch für Dü=Si die Verbindung mit Ninoran=Dui verhängnißvoll: ihr Vieh starb; ihr Acker trug keine Frucht und ihre Wirthschaft ging zu Grunde.

Das Ende davon war, daß Dü=Si, als sie eines Tages erwachte, ihren geliebten Ninoran=Dui nicht mehr an ihrer Seite fand. Ein Brief, den Ninoran=Dui zurückgelassen hatte, sagte ihr, er liebe sie noch immer von ganzem Herzen, aber er müsse sie jetzt verlassen, weil er ihr nur Unglück gebracht habe.

Da begann sie bitterlich zu weinen; denn sie liebte ihn mehr als allen Reichthum. Das Wenige, das ihr noch geblieben war, vertheilte sie unter die Armen und zog fort aus ihrer Heimath.

Sie kam durch ein Thal, vergoß viele Thränen und dachte bei sich: Wenn ich doch Brot genug hätte, um alle Hungernden zu speisen, und Geld genug, um alle Armen zu beschenken! Dann gäbe es kein Leid mehr in der Welt.

Als sie Das bei sich dachte, sah sie plötzlich einen schönen, starken Mann vor sich, der mit Blumen und Aehren bekränzt war und auf einem Stier ritt. Er hielt den Stier an und sprach:

„Liebe mich und sei mein Weib!"

„Ich liebe einen Achtmal=Unglücklichen und kann keinen Anderen lieben", antwortete Dü=Si. „Aber wenn Du willst, kannst Du mein Bruder werden."

Und sie wurden Bruder und Schwester. Sie ritzten sich die Finger, schrieben ihre Namen mit Blut auf den Saum ihres Kleides, schnitten die beschriebenen Streifen ab, tauschten und bargen sie an der Brust. Dann zogen Beide ihres Weges.

Müde vom Wandern trat Dü=Si in ein Haus, legte sich nieder und schlief ein. Da erschien ihr im Traum ein alter Mann mit silberweißem Antlitz und Hauptshaar und sprach: „Der Mann, den Du auf dem Stier gesehen und mit dem Du Dich verbrüdert hast, bin ich. Ich bin der Thalgeist. Dein Wunsch ist mir bekannt. Hier hast Du einen Beutel mit Reis; ein Korn genügt, um den größten Kessel zu füllen. Und so viel Reis Du auch aus dem Beutel nimmst: er wird nie leer!" Nach diesen Worten verschwand der Geist und Dü=Si erwachte. Neben ihr lag ein kleines Säckchen mit Reis.

Das nahm sie und ging weiter.

Das Thal hörte nun auf und Dü-Si begann einen großen Berg hinan zu steigen. Auf der Höhe stand schöner, dichter Wald. Im Wald war eine kleine Hütte und in der Hütte saß ein junger, hübscher Holzhauer an einem Feuer. Er kochte Wasser in einem Kessel.

„Was thust Du ins Wasser hinein?“ fragte Dü-Si und blieb am Eingang der Hütte stehen.

„Ich habe nichts zum Hineinthun“, erwiderte der Holzhauer, „weder Reis noch Wurzeln.“

Da trat Dü-Si in die Hütte, nahm ein Reiskorn aus dem Beutel und warf es in den Kessel. Der füllte sich alsbald bis an den Rand mit Reis und Beide, der Holzhauer und Dü-Si, wurden satt.

Nach dem Abendessen sprach der Holzhauer zu Dü-Si: „Liebe mich und laß uns Mann und Frau sein!“

„Ich kann Dich nicht lieben“, antwortete Dü-Si. „Ich liebe meinen Mann, einen Achtmal-Unglücklichen. Aber wenn Du willst, kannst Du mein Bruder werden.“

Damit war der Holzhauer einverstanden und sie verbrüderten sich.

Bald darauf kam die Nacht herauf und Dü-Si schlief fest ein. Im Traum erschien ihr ein alter Mann mit silberweißem wallenden Bart, der ritt auf einem ungeheuren Tiger und sprach: „Der Holzhauer, mit dem Du in der Hütte gegessen hast, bin ich. Ich bin der Berggeist. Dein Wunsch ist mir bekannt. Hier hast Du einen Goldklumpen; so viel Gold Du auch von dem Klumpen abschlägst: er wird nie kleiner.“

Der Alte verschwand und Dü-Si erwachte. Da war kein Holzhauer und keine Hütte mehr zu sehen, aber neben Dü-Si lag ein Goldklumpen. „Jetzt weiß ich, was ich zu thun habe“, sagte Dü-Si. „Ich baue auf dieser Stelle eine Stadt. Dann werden alle Hungernden und Armen zu mir kommen und unter ihnen finde ich vielleicht meinen Achtmal-Unglücklichen.“

Und Dü-Si that, wie sie gesagt. Da kamen zu ihr alle Bettler, alle Hungernden und alle Armen. Und ihre Hoffnung ging auch in Erfüllung, denn eines Tages kam ihr Mann, der Pchar-ke-bogi.

Als Dü-Si ihn sah, eilte sie ihm entgegen und machte ihm Vorwürfe, daß er sie verlassen hätte. Der Pchar-ke-bogi war glücklich, sie wiedergefunden zu haben, und sie nahm ihm einen Eid ab, daß er sich nie von ihr trennen dürfte. Dann lebten sie sehr zufrieden mit einander und speisten und tränkten alle Bettler, die zu ihnen kamen.

Eines Tages hatte Dü-Si aber all ihr Geld ausgegeben und mußte in die Nachbarstadt schicken, um dort Etwas von dem Goldklumpen gegen gemünztes Geld umzutauschen.

Dü-Si übergab den Goldklumpen Ninoran-Dui und legte ihm ans Herz, in der Stadt ein großes Stück abzuschlagen und möglichst viel Geld dafür mitzubringen, damit er nicht so bald wieder in die Stadt zu ziehen brauche.

Ninoran-Dui belud einen Esel mit dem Gold und machte sich auf den Weg.

Unterwegs kam er an einen Bach. Und da Ninoran-Dui ein Achtmal-Unglücklicher war, geschah es, daß gerade um diese Zeit ein starker Regen fiel, der den kleinen Bach in einen großen Strom verwandelte, und in dem Strom

ging der Esel sammt dem Golde unter. „Nein!“ rief da der Pchar-ke-bogi voller Verzweiflung, „Das darf nicht sein! Allzu viel Unglück habe ich meinem Weibe schon gebracht! Entweder rette ich das Gold oder auch ich gehe unter!“

Damit stürzte er sich in das Wasser und ertrank. Dü-Si wartete lange auf Ninoran-Dui; endlich konnte sie die Ungewißheit nicht mehr ertragen und ging selbst aus, ihn zu suchen.

Als sie an den Ort kam, war inzwischen das Wasser gefallen und der Strom war wieder ein kleiner Bach geworden. Am Ufer aber sah sie das Gold und den toten Ninoran-Dui liegen. Da war sie ganz untröstlich, ging fort und weinte unaufhörlich. Endlich kam sie in eine ganz einsame Gegend. Da setzte sie sich nieder und weinte um ihren lieben Achtmal-Unglücklichen und um alle Achtmal-Unglücklichen, — weinte, bis sie starb. Und aus ihren Thränen entsprang an derselben Stelle ein Bach, der „Thränenbach.“

Ein Kaufmann ritt einst in Geschäften nach der Stadt, verlor den Weg und gerieth an die Stelle, wo Dü-Si lag. Als er das Weib erblickte, stieg er nach der Landessitte vom Pferd ab und schritt zu Fuß vorüber. Da bemerkte er, daß sie sich nicht rührte, und überzeugte sich, daß sie tot war. Er grub ihr ein Grab und beerdigte sie.

Bald darauf fand er den richtigen Weg, kam wohlbehalten in der Stadt an und brachte seine Geschäfte zum erwünschten Abschluß. Das schrieb er dem Zusammentreffen mit dem Weib zu, das er beerdigt hatte, ritt auf dem Rückwege wieder zu dem Grabe und betete da, nachdem er drei Gläser Reisbranntwein darüber ausgegossen hatte.

Als er zu Hause angekommen war, erzählte er Verwandten und Bekannten von seinem Erlebniß und von seinen guten Geschäften. Andere Kaufleute, die in die Stadt ritten, besuchten nun auch Dü-Sis Grab, beteten dort und hatten Glück in ihren Unternehmungen.

Eines Tages kam ein Unglücklicher an das Grab. Der weinte bitter über sein Leid und schlief auf dem Grabe ein. Im Traum erschien ihm ein junges, schönes Weib, ganz weiß gekleidet, die weinte mit ihm und tröstete ihn und sprach: „Trinke aus diesem Bach; sein Wasser ist rein, weil es aus Thränen besteht, die um Unglückliche geflossen sind. Wenn Du davon trinkst, wird Dein Leid verschwinden, weil Du alle anderen Unglücklichen lieben wirst, wie die Arme sie geliebt hat, deren Thränen den Bach gebildet haben.“

Da begannen auch andere Unglückliche nach Dü-Sis Grab zu wallfahren und der Ruhm der Stätte wuchs mehr und mehr. Ueber dem Grabe wurde ein Stein errichtet, der die Inschrift trug: „Dem tugendhaften Weibe“. Und diese Inschrift besagt die Wahrheit, weil die Frau, die in dem Grabe ruht, die Unglücklichen geliebt hat. Ihrer sind Viele in der Welt.



Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 16. September 1899.

Dreyfus.

Wenn diese Zeilen gelesen werden, wird die heißeste Wuth der durch den in Rennes gefällten Urtheilsspruch Enttäuschten vielleicht verraucht, der Ton der über die französische Grenze geschleuderten Beschimpfungen vielleicht schon ein Bischen gemildert und einem ruhigen Wort die Stimmung günstiger sein. Vielleicht. Sicher ists leider durchaus nicht. Der ganze ekle Hader ist bisher fast ausnahmelos so völlig im aberwitzigsten Tollhäuslerstil behandelt, von allen Seiten ist in dem angeblich für die Wahrheit geführten Kampf so viel gefälscht und gelogen worden, daß bis zur Ernüchterung der Geister noch eine hübsche Weile verstreichen kann. Es ist ein Schauspiel, wie die Geschichte noch keins bot, wie nur unsere Epoche, mit ihren entwickelten Formen der Zeitungindustrie, es bieten konnte. Alfred Dreyfus, früher Hauptmann im vierzehnten französischen Artillerieregiment, dann Hilfsarbeiter im Großen Generalstab, ist von zwei Kriegsgerichten des Landesverrathes schuldig erkannt worden. Dreyfus ist ein Mann, der stets den wildesten Haß gegen das Deutsche Reich, gegen Alles, was deutsch heißt, zur Schau getragen hat. In seinen Briefen nennt er die Deutschen „ehrlose Räuber", deren Bekämpfung sein ganzes Leben geweiht sei. Als er, der im Elsaß geborene Sohn eines jüdischen Fabrikanten, am Sedantage in seiner — seit einem Vierteljahrhundert wieder deutsch gewordenen — Heimath eine deutsche Militärkapelle spielen hörte, findet er in der Thatsache, daß deutsche Soldaten auf deutschem Boden den Jahrestag eines nationalen Sieges, den Geburtstag ihrer Einheit und Macht, feiern, eine „freche Beschimpfung des französischen Schmerzes; er „beißt zornig in seine Bettücher" und schwört,

alle Kraft und Intelligenz fortan nur noch gegen die „ehrlosen Räuber“ zu verwenden. Den deutschen Militärbevollmächtigten bei der pariser Botschaft, der, nach der in allen sogenannten Kulturstaaten geltenden Moral, die Geheimnisse der französischen Landesvertheidigung zu erspähen und zu erkaufen sucht, nennt er le misérable auteur d'un crime infâme, den man, am Besten durch Frauenlist, auf ein neutrales Gebiet locken nnd dort durch Bedrohung an Leib und Leben zur Enthüllung seiner Geheimnisse zwingen müsse. Und über das Schicksal dieses Mannes, der, trotzdem er klug und gebildet ist und nicht einmal die Entschuldigung durch einen ererbten Rassezorn vorbringen kann, mit solchem Behagen in der widrigsten, geschmacklosesten Chauvinphrase schwelgt, wird im Deutschen Reich mehr geredet, geschrieben, gedruckt als über die größten Förderer germanischer Macht und germanischen Geistes. Der Prozeß, in den dieser Mann verwickelt ist, nimmt in deutschen Zeitungen seit Jahren einen unendlich viel breiteren Raum ein als je ein deutsche Nationalgeschicke entscheidender Vorgang; und der Ausgang dieses Prozesses in vorläufig letzter Instanz wird von der deutschen Bevölkerung mit einer Spannung erwartet, mit einer hitzigen Empörung aufgenommen, als handle sichs um die dem deutschen Wesen heiligste Sache. Nie, nicht beim Tode der beiden ersten Kaiser, deren Ableben doch eine wichtige Wende der deutschen Geschichte bezeichnete, nicht bei Bismarcks Entlassung und Tod, hat man ein annähernd so weit gehendes Interesse, einen solchen Eifer, schnell die detaillirtesten Nachrichten zu verbreiten, gesehen. Und daß für einen Rechtsfall jemals bei uns eine leidenschaftliche, die Massen ergreifende Theilnahme zu spüren war, wird kein unbefangener Beobachter behaupten können. Für Ziethen, Schroeder, Koschemann, deren Unschuld an Thaten, die sie im Zuchthaus verbüßen mußten und müssen, doch in hohem Grade wahrscheinlich ist, für die Opfer des löbtauer Prozesses, für den Mann, der, weil in einer — nicht von ihm geschriebenen — Notiz eine Beleidigung des Kaisers und eines prinzlichen Knaben gefunden wurde, auf vier Jahre ins Gefängniß wandern mußte, haben sich nur vereinzelte, rasch verhallende Stimmen erhoben; und was an schamlosen Rechtsbeugungen aus der Fremde, aus Ungarn, Italien, Amerika und dem britischen Indien, zu melden war, Das wurde in unseren bourgeoisen Blättern kaum flüchtig erwähnt und von den Lesern in der nächsten Minute vergessen. Gewiß bleibt auch Alfred Dreyfus, der Hasser und Schmäher des deutschen Namens, ein menschlichen Mitleids würdiger Mensch; und ich würde, selbst wenn er schuldig wäre, dem Unglücklichen, der so furchtbar gelitten hat, das

Mitleid nicht versagen. Aber ziemt dem Deutschen nicht da, wo es sich um einen Mann handelt, der seinen Deutschenhaß als schönsten Paradeschmuck, als wirksamste Defensivwaffe zur Schau trägt, Gelassenheit und Zurückhaltung? Für Dreyfus sind die Deutschen ehrlose Räuber, — und die Deutschen führen sein trauriges Schicksal auf allen Jahrmärkten spaziren, erheben sich als Rächer eines angeblich ihm widerfahrenen Unrechtes, klatschen in die Hände, wenn ihnen im berliner Wintergarten und in ähnlichen Lokalen sein Bild vorgeführt wird, und kennen kein höheres, kein tieferes Interesse als das, um ihn zu trauern, mit ihm zu empfinden, für ihn zu kämpfen. Right or wrong, my country: zu diesem Grundsatz hat sich, unter Bismarcks Beifall, sogar Bamberger einst im Reichstag bekannt. Jetzt scheint er vergessen, vergessen die Pflicht des Deutschen, in reservirtester Haltung zuzusehen, wenn ein gebildeter Mann abgeurtheilt wird, der zu seiner Vertheidigung vorbringen läßt, er habe die Deutschen ehrlose Räuber genannt und dem Kampf gegen diese Räuber sein Leben geweiht.

Wie Das möglich wurde? Seit fast zwei Jahren habe ich es hier häufig zu schildern versucht. Nicht die Leser: die Schreiber tragen die Schuld. Sie haben dem Publikum — combien faut-il de sots, pour faire un public? fragte schon Chamfort — nicht den wirklichen Dreyfus gezeigt, sondern einen ins Idealmaß erhöhten Heros, keusch, rein und übermenschlich edel. Wer zu ihm stand, war ein Halbgott: der Oberstlieutenant Picquart, der anderthalb Jahre die schmutzigen Geschäfte des Spionagedienstes leitete, Arbeiter durch Spitzel belauern und durch eine komplizirte Schallröhrenanlage die intimsten Privatgespräche des Personals der Deutschen Botschaft belauschen ließ — durch eine Anlage, die er ganz allein, ohne den ihm Vorgesetzten davon Meldung zu machen, einführte und die dem General Gonse mit den Regeln internationalen Anstandes unvereinbar erschien; der Hauptmann Freystätter, der auf Madagaskar dreißig Eingeborene ohne Untersuchung und Urtheilsspruch erschießen ließ und den Antisemitismus so weit trieb, daß er erklärte, Juden überhaupt nur zu duzen; der für Drumont begeisterte Oberst Cordier, der, als die Abkommandirung Alfreds Dreyfus zum Großen Generalstab bekannt wurde, ausrief: „Das fehlte gerade noch, daß sie uns hier einen Juden hineinsetzen!" Die Liste wäre leicht zu erweitern. Alle diese Leute wurden in Zeitungen, in denen sonst die leiseste antisemitische Regung als ein Zeichen unausrottbarer Verthiertheit geschildert wird, als leuchtend weiße Lichtalben vorgeführt; und es versteht sich, daß es Herrn Trarieux, dem juristischen Berather der pariser Börsencoulissenhäuser, und

Herrn Clemenceau, dem Intimus des Panamadiebes Cornelius Herz, nicht schlechter erging. Sie Alle kämpften für die Wahrheit, die Gerechtigkeit, für der Menschheit heiligste Güter. Und wer wüßte nicht, daß dieser Kampf die Lebensaufgabe der Presse ist? Herr Oppert aus Blowitz hat es ja erst neulich gesagt; bewiesen hatte dieser hehre Dreyfuskämpe es schon lange... In den Animirkneipen der Winkelgassen findet man immer Bilder und Büsten der Herrscherfamilie und an patriotischen Gedenktagen strömen die Prostituirten, mit Kornblumensträußchen vor der Brust, auf die Straßen, — natürlich nicht etwa, um Kunden zu fangen, sondern um Stunden des Hochgefühles mit dem Volke zu feiern. So pflanzten jetzt die schmierigsten Zeitungschreiber, die ihr Leben lang Freibillets und die Gunst der Theatermädchen erpreßt, in Vorzimmern gedienert, als Offiziöse falsche Nachrichten lancirt, jeden unsauberen Gewinn gesucht, jeder Nichtigkeit Reklamedienste geleistet und, unter der Vorspiegelung, ihre innerste Ueberzeugung zu vertreten, die ihrem Fühlen und Wollen widerstrebenden Weisungen ihrer Brotherren ausgeführt hatten, das hell strahlende Banner der Wahrheit und Gerechtigkeit auf. Sie waren in den Gründergeschichten und Theaterskandalen der letzten Jahre so schmählich verdächtigt worden und lechzten so brünstig nach Reinigung: hier konnten sie sich in ihrer ganzen lauteren Größe zeigen. Ein alter französischer Spruch sagt: La vérité ne fait pas autant de bien au monde, que ses apparences y font de mal. Wir habens erfahren. Was uns als unanzweifelbare Wahrheit geboten wurde, war zum beträchtlichen Theil Lug und Trug. Die Frage, ob der französische Hauptmann schuldig oder unschuldig sei, wurde schon längst nicht mehr gestellt. Jeder gesittete, vernünftige Mensch weiß, daß Dreyfus unschuldig ist: Das schrieben Tag für Tag Leute, die weder die Akten des ersten Kriegsgerichtes noch die Geheimpapiere der Armeeverwaltung kannten, weder den Angeklagten noch die Ankläger je gesehen hatten. Die Gegner der Wiederaufnahme des Verfahrens waren Hallunken oder Idioten. Der frühere Generalstabschef Boisdeffre wurde der schimpflichsten Verbrechergemeinschaft mit dem Gauner Walsin-Esterhazy beschuldigt. Der frühere Kriegsminister General Mercier, ein ziemlich skrupelloser Vertreter der Machtpolitik und der Kaiphasmoral, aber ein Mann von großer Geschicklichkeit und von unbestrittenen Verdiensten um die Heeresorganisation, wurde als meineidiger Schurke und Auswurf der Menschheit hingestellt; auch als erbärmlicher Feigling, weil er vor dem Kriegsgericht offen sagte, er habe zu einer bestimmten Zeit, als Frankreichs Armee nicht schlagfertig und das

Bündniß mit Rußland nach dem Tode Alexanders des Dritten zweifelhaft geworden war, den Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges befürchtet, der ihm eine unter diesen Umständen erdrückende Verantwortlichkeit aufgebürdet hätte; ganz gewissenlose Leute pflegen in solchen Entscheidungstunden, deren furchtbare Folgen im Wesentlichen ja doch der gemeine Mann zu tragen hat, nicht zu zittern. Der General Gonse, dessen „hohe Loyalität und Ehrenhaftigkeit" der Anwalt Demange in seinem Plaidoyer nicht laut genug loben konnte, wurde uns als ein eisgrauer Lügner im Tressenrock geschildert. Von Alphonse Bertillon sagte der selbe Demange, der kluge, taktvolle Vertheidiger des Hauptmannes Dreyfus, am achten September 1899: Il me faut rendre à M. Bertillon, que je connais depuis de longues années, l'hommage qui est dû à la droiture de sa conscience et à la fertilité de son labeur... On l'a appelé un homme de génie, quand il a créé l'anthropométrie, et il a rendu à la société un service inoubliable; in unseren Zeitungen ist dieser Bertillon ein tückischer Narr, ein Toller, der in die Gummizelle gehört. Und alle diese Männer, Generale, Minister, hohe Beamte, sind zu einem Verbrecherklümpel vereint, um einem kleinen jüdischen Hauptmann den Todesstoß zu versetzen; ihre Macht ist nicht groß genug, um ihn still zu beseitigen: sie müssen ihn des Landesverrathes anklagen und verurtheilen lassen. Dieses Ziel erreichen sie dadurch, daß sie den Richtern, die in der Hauptverhandlung nicht die geringste Spur eines Schuldbeweises finden, im letzten Augenblick gefälschte Schriftstücke in die Hände schmuggeln... Aus solchem Material ist die Stimmung entstanden. So sieht der Held, so die Lichtalbenschaar, so der schwarze Schwarm der nichtswürdigen Feinde aus. Der Zeitungleser kann die einzelnen Angaben nicht kontroliren, er hält, was er liest, für lauterste Wahrheit und freut sich, gerührten Herzens, daß im berliner Wintergarten, auf dem danziger Dominiksmarkt und auf anderen Meßplätzen in ergreifenden Bildern das Schicksal Alfreds Dreyfus geschildert wird.

Heute kennen wir den Werth dieses Kinderstubenmärchens. Wir wissen aus seiner eigenen Aussage und aus dem Zeugniß eines anderen jüdischen Offiziers, daß Dreyfus im Generalstabsdienst unter antisemitischen Vorurtheilen nicht im Geringsten zu leiden hatte. Wir wissen, daß die Mercier, Boisdeffre und Genossen ihn kaum kannten und von jeder Antipathie gegen ihn frei waren. Wir wissen aus dem Zeugniß der Kriegsrichter von 1894, daß die Vorlegung der Geheimpapiere im Berathungzimmer — die der frühere Reichsgerichtsrath Mittelstaedt für einen nach seiner Erfahrung bei Landesverrathsprozessen nicht ungewöhnlichen Vorgang nannte — auf das damalige

Urtheil nicht den mindesten Einfluß geübt hat; insbesondere hat der Hauptmann Freystätter, einer der Heroen der Dreyfuspresse, erklärt, an der Schuld des Angeklagten sei 1894 „nicht der Schatten eines Zweifels“ möglich gewesen und diese felsenfeste Ueberzeugung hat er als Richter schon ins Berathungzimmer mitgebracht. Das Selbe hat der Oberst Maurel, der dem ersten Kriegsgericht vorsaß, erklärt. Wir wissen, daß alles Geschwätz von jesuitischen Machenschaften, die in dem Dreyfushandel wirksam gewesen seien, und von der „Hand des Paters du Lac“, der die Generale heimlich geleitet habe, in den Bereich der Fabel gehört. Was übrig bleibt, ist für Den, der Dreyfus für unschuldig hält, betrübend genug. Ein Hauptmann, der sich durch Neugier, aufdringlichen Spürsinn und renommistisches Wesen bei den Kameraden unbeliebt gemacht hat, wird, weil seine Handschrift der eines gestohlenen Spionenbriefes sehr ähnlich ist, des Landesverrathes beschuldigt. Allerlei üble Indizien scheinen gegen ihn zu sprechen. Die höchsten Häupter des Heeres bekunden, nur er könne der Verräther sein. In seiner Angst und Verwirrung leugnet er Dinge, die er gar nicht zu leugnen brauchte, und macht sich dadurch doppelt verdächtig. Und obwohl strikte, unzweideutige Beweise fehlen, wird er verurtheilt. Wenn man diese Geschichte, die den ganzen Kern des Dreyfushandels enthält, einem Unbefangenen erzählte und hinzufügte, der Verurtheilte sei, wie man absolut sicher wisse, unschuldig: glaubt irgend ein in unserer Welt erwachsener Mensch, daß der Solches Vernehmende wie vor etwas Unerhörtem in starres Staunen versinken, daß er Anderes sagen würde als ungefähr: „Der arme Kerl! Wieder ein Opfer der läppischen Handschriftenvergleichung und der Klassen- und Kastengerichtsbarkeit, die nicht nach bündigen Beweisen, sondern nach Eindrücken und Sentiments zu urtheilen hat!“ Um den Weltensturm zu entfesseln, der seit anderthalb Jahren tobt, mußte man eben Schauermären erzählen.

Die mächtigen Freunde Alfreds Dreyfus haben die Wiederaufnahme des Verfahrens durchgesetzt, die unter Tausenden sonst kaum ein Verurtheilter erreicht. Damit, sagten sie, seien sie ans Ziel ihrer Wünsche gelangt; vor der Entscheidung des neuen Kriegsgerichtes würden sie sich, wie sie auch ausfallen möge, ehrerbietig beugen. Das Verfahren begann unter den für Dreyfus günstigsten Umständen. Das Ministerium, dessen Präsident, Herr Waldeck-Rousseau, sich schon früher, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Reinach, auf einem nicht ganz loyalen Wege für Dreyfus verwandt hatte, ließ keinen Zweifel darüber, daß die Freisprechung ihm willkommen sein würde. Der Kriegsminister, der durch seine persönliche Tapferkeit und durch seine

Schuldenlast berühmte General Galliffet, griff wiederholt mit Maßregeln ein, die nur als dem Angeklagten nützlich gedeutet werden konnten. Neunundzwanzig öffentliche Sitzungen, zu denen den Reportern der ganzen Erde bequeme Sitze reservirt waren, wurden abgehalten und kein winzigster Papierfetzen, der in dem Verfahren erwähnt wurde, blieb dem Angeklagten und dessen Vertheidigern verborgen. Dem den antidreyfusistes verhaßtesten Entlastungzeugen, Herrn Picquart, wurde der weiteste Spielraum gegönnt; seine erste Zeugenaussage dauerte sechs Stunden, länger als irgend eine andere. Dem Angeklagten wurde weder vom Vorsitzenden noch vom Staatsanwalt ein hartes Wort gesagt und er wurde in seiner Redefreiheit niemals beschränkt. Die Gewissenhaftigkeit und Unbefangenheit, der Ernst und der Eifer des Gerichtshofes wurden in dem Hauptdreyfusblatte, dem Figaro, täglich gerühmt. Als die Beweisaufnahme geschlossen war, sprach der Vertheidiger Demange acht Stunden lang; immer wieder erklärte er, sein Klient könne nicht verurtheilt werden, weil er nicht überführt, ein unbedingt konkludenter Beweis seiner Schuld nicht erbracht sei. Die zweite Behauptung scheint mir, nachdem ich die Sitzungstenogramme vom ersten bis zum letzten Buchstaben aufmerksam gelesen habe, unzweifelhaft richtig: ein zwingender Beweis, wie der gelehrte Richter ihn fordern müßte, ist für die Schuld des Angeklagten nicht erbracht worden. Eben so unzweifelhaft falsch aber ist die erste Behauptung. Ein Kriegsgericht hat, wie ein Schwurgericht, nicht nur aus greifbaren Beweisen, sondern aus der Summe seiner Eindrücke das Urtheil zu schöpfen, aus der conviction intime, wie die französische Rechtsformel lautet. Das weiß Herr Demange natürlich ganz genau. Das sollten auch in Deutschland Alle wissen, die sich an den Fall Kotze mit seinem löschpapiernen Indizienbeweis und an unzählige Schwurgerichtsurtheile erinnern. Von den Kriegsrichtern haben Zwei gefunden, der Schuldbeweis sei nicht ausreichend; die übrigen Fünf haben nach ihrer conviction intime Dreyfus des Landesverrathes schuldig gesprochen. Dieser Spruch wurde nach einem öffentlichen, in legalen Formen geleiteten, von keinem offiziellen oder offiziösen Druck zu Ungunsten des Angeklagten beeinträchtigten Verfahren gefällt, — nach einem Verfahren, in dem, wie ich beiläufig erwähne, die später zu betrachtende Erklärung der deutschen Regirung keine, auch nicht die allergeringste Rolle spielen konnte, weil sie dem Gericht nicht amtlich unterbreitet war, für die Richter also nicht existirte. Ob das Verfahren sonst zu Bedenken Anlaß giebt, ob man berechtigt ist, die Richter und das französische Volk zu schelten und zu schmähen: darüber und über Deutschlands Haltung in der leidigen Sache will ich in der nächsten Woche noch ein paar Worte zu sagen versuchen.

♣

Parodistische Geschichtauffassung.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae.
Hieronymus adversus Rufinum.

Der die sozialdemokratische Partei bedienende Verlag von Dietz in Stuttgart hat sich vor einer Reihe von Jahren die Aufgabe gestellt, eine umfassende Geschichte des Sozialismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart herauszugeben. Da es aber keinen sozialistischen Publizisten giebt, der den ganzen Entwickelungsgang der sozialistischen Ideen zu übersehen vermag, so hat sich — nach den Worten des Prospektes vom Jahre 1894 — „eine Reihe sozialistischer Schriftsteller zusammengethan, um mit vereinten Kräften das Werk der Herstellung einer den gewachsenen Ansprüchen der Zeit entsprechenden Geschichte des Sozialismus zu unternehmen." Das Werk ist heute noch immer nicht vollendet, — allem Anschein nach ist es sogar für längere Zeit ins Stocken gerathen. Erschienen ist bisher die Geschichte des Sozialismus in der Vergangenheit (bis etwa zum Jahre 1730), bearbeitet in Einzeldarstellungen von Kautsky, Bernstein, Hugo und Lafargue, und die Geschichte speziell der deutschen Sozialdemokratie in zwei Bänden von Franz Mehring. Mit diesem Buche will ich mich hier beschäftigen.

Mehring hat, wie man zu seinen Gunsten sagen muß, Jahre lang die verschiedensten Zeitungen mit gewandt und oft geradezu lustig geschriebenen Korrespondenzen und Leitartikeln bedient und ist erst neuerdings langweilig geworden, seit er als berliner Korrespondent der stuttgarter „Neuen Zeit" mit feierlichem Ernste, der dem Schalk nicht steht, Woche für Woche die nicht mehr ganz neue Pointe vom Untergange des Klassenstaates und vom Siege des „klassenbewußten Proletariates" variirt. In seiner publizistischen Thätigkeit hat er sich schon höchst vielseitig gezeigt: er hat nach einander bei der Demokratie, der Sozialdemokratie, den Nationalliberalen, den Sezessionisten, den Fortschrittlern und dann abermals bei der Sozialdemokratie als journalistischer Helfershelfer Dienste genommen und jedesmal für Alle, die an der Richtigkeit seiner jeweiligen Dogmen zu zweifeln wagten, die selben zerschmetternden Flüche gehabt. Und diese Kunstfertigkeit, mit der naivsten Miene jedesmal zu verbrennen, was er eben noch angebetet, und anzubeten, was er kurz zuvor verbrannt hat, ist für mich das Belustigendste an Mehrings journalistischer Karriere. Die Betrachtung dieser Kunstfertigkeit wird auch, wie wir gleich sehen werden, lärlich zeigen, was vom Historiker Mehring und von seinem Geschichtwerk zu halten sei.

Mehring hat nämlich schon einmal — im Jahre 1879 — eine „Geschichte der Sozialdemokratie" geschrieben. Und da er gerade im Dienste der nationalliberalen Presse stand, so hat er damals pflichtschuldigst die Sozialdemokratie nicht nur aufs Schärfste kritisirt, sondern sogar aufs Cynischste für

die Attentate von Hödel und Nobiling verantwortlich gemacht und überhaupt mit ganzen Ladungen von Schimpfwörtern übergossen, — wie er umgekehrt in seiner „Geschichte der Sozialdemokratie“ vom Jahre 1898 Alles vom marxistisch-sozialdemokratischen Standpunkte aus beurtheilt: was Marx denkt, ist immer genial; was er thut, erhält regelmäßig Lobeshymnen; alle Ereignisse werden in das Prokrustesbett seiner materialistischen Geschichtauffassung gezwängt und so analysirt, wie sie sich darin ausnehmen; die Parteischablone allein entscheidet, welche Personen (so weit es sich nicht um persönliche Gegner Mehrings handelt) begeistert auf den Schild gehoben werden; fast alle Gegner des Sozialismus werden in unglaublicher Weise herabgesetzt oder beschimpft, — was aus dem Munde eines Mannes, der Jahre lang in den selben Ausdrücken von den hervorragendsten Sozialisten gesprochen hat, unvergleichlich komisch klingt.

Mehring sucht sein Buch als wissenschaftlich zu etikettiren. In Wahrheit hat es auch nicht das Geringste mit Wissenschaft zu thun. Wie sehr es vielmehr dreiste und tendenziöse Mache ist, wird sofort klar, wenn man die jetzige Darstellung einfacher Thatsachen mit der früheren Darstellung der selben Thatsachen auf Grund genau des selben Materiales vergleicht. Dafür nur einige Beispiele, denen ich hundert andere hinzufügen könnte.

In dem Bericht über die Gerichtsverhandlung gegen den sozialistischen Redakteur Hepner heißt es

in der früheren Darstellung:	in der jetzigen Darstellung:
„Hepner faselte wie ein dummer Junge.“ (S. 131).	„Hepner begnügte sich, mit gutem Takte durch drastischen Witz die gegen ihn gerichtete Anklage zu verspotten.“ (S. 309).

Von der Anschuldigung, daß die sozialistischen Abgeordneten in den siebenziger Jahren im Reichstag immer nur die selbe agitatorische Rede hielten, heißt es

in der früheren Darstellung:	in der jetzigen Darstellung:
„Positiv blieb es nach wie vor eine und die selbe Rede, wer immer und worüber er sie hielt; in dieser tötenden Gleichförmigkeit spiegelt sich treffend das geistige Leben des Zukunftstaates.“	„Es ist nicht wahr, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten immer nur die eine ‚sozialdemokratische Rede‘ gehalten hätten. Ohne nach den zweifelhaften Lorbern parlamentarischer Geschwätzigkeit zu trachten, sprachen sie einfach und klar und sachlich über jede Frage, bei der sie zum Worte kamen.“ (S. 350.)

Ueber die Verhaftung des Redakteurs Dentler heißt es

in der früheren Darstellung:	in der jetzigen Darstellung:
„Wenige Wochen später wurde dieser Agitationcoup wiederholt bei der Be-	„In ähnlich feierlicher Weise (wie Heinsch) wurde am achtundzwanzigsten

stattung Dentlers, eines Strohredakteurs des berliner Parteiorgans. Er befand sich in den letzten Stadien der Schwindsucht, als man ihn auf den verantwortlichen Posten stellte und die Auer, Most, Rackow, welche thatsächlich die ‚Berliner Freie Presse' leiteten, ihr Lügen- und Verleumdungsystem auf das Konto des totkranken Mannes fortsetzten. Entweder blieb er ungeschoren mit Rücksicht auf seinen körperlichen Zustand, — und dann war dem Preß- und Strafgesetz die schönste Nase gedreht, oder er wurde verfolgt wegen der Vergehen, für welche sein Name haftete, — und dann war ein neuer Märtyrer geschaffen. Polizei und Staatsanwalt entschieden sich für den minder humanen Weg; Dentler wurde verhaftet und starb im Gefängnißlazareth, noch ehe die Untersuchung gegen ihn geschlossen war. Wieder geleiteten ihn Tausende zur Gruft, aber immer glückte diese Demonstration nicht im gewünschten Maße. Die Betheiligung der Arbeiter selber war viel geringer als in den früheren Fällen; auch in ihren Kreisen brach sich endlich eine lebhafte Entrüstung Bahn gegen die namenlose Frivolität dieses Demagogenthumes." (S. 173.)

April 1878 Paul Dentler bestattet, ein Redakteur der ‚Berliner Freien Presse', der, gleichfalls in hohem Grade schwindsüchtig, in der Untersuchunghaft gestorben war, obgleich der Gefängnißarzt seine Freilassung beantragt hatte. Ein Heer, das seine gefallenen Kämpfer so zu ehren wußte, war nicht zu foppen, wie etwa die biedere Bourgeoisie: so viel begriffen Bismarck und Die mit ihm auf die Plünderung der Massen sannen." (S. 378.)

Man beachte wohl: Mehring kennt, wie die frühere Darstellung ergiebt, die Einzelheiten des Falles Dentler genau; er weiß genau, welche Agitationcoups und Frivolitäten die berliner Parteiführer auf dem Gewissen gehabt haben, ja, er hat dieses Gebahren selbst öffentlich mit den schärfsten Worten gebrandmarkt, — jetzt hat er die eiserne Stirn, sich zu stellen, als wisse er von Alledem nichts, so daß das schlechte Licht ganz auf die Vertreter der Staatsgewalt fällt und es ihm schließlich sogar möglich wird, die Sache noch zur höheren Ehre der Sozialdemokratie zu wenden. Es giebt wirklich keinen parlamentarischen Ausdruck, um ein in derartiger Absichtlichkeit auf Täuschung gerichtetes Verfahren gebührend zu brandmarken.

Der Leser ist nunmehr über den „Charakter" dieser Art von Geschichtschreibung bereits orientirt. Darum begnüge ich mich, die folgenden Beispiele ohne Kommentar anzuführen.

Ueber Eugen Dührings Beziehungen zur Sozialdemokratie nach seiner Vertreibung vom Katheder heißt es

in der früheren Darstellung:

„Die Aktien von Dühring stiegen noch höher, als er kurz nach dem Kongresse wegen harter und unwahrer Angriffe auf einige seiner Kollegen an der berliner Hochschule gemaßregelt und von seinem Lehrstuhl entfernt wurde. Auf der ganzen Linie der sozialdemokratischen Presse... wurde er in gebundener und ungebundener Rede als Märtyrer verherrlicht... Als er selbst mit Vorträgen hervortrat, erklärte er von vorn herein, daß er sich die Ziele seiner wissenschaftlichen Forschungen nicht durch die Bedürfnisse der politischen Tagesagitation festsetzen lassen werde, und dies Bekenntniß genügte, ihn von der schwindelnden Höhe der Popularität in den tiefsten Abgrund der Verworfenheit zu schleudern. Die selbe Linie der sozialdemokratischen Presse, deren Stückpforten ihn bis dahin mit Lorberkränzen überschütteten, eröffnete nunmehr ein Bombardement, dessen Geschosse nicht härter und spitzer sein konnten, wenn sie gegen den verrottetesten ‚Bourgeois‘ geflogen wären.“ (S. 163.)

in der jetzigen Darstellung:

„Es gelang dem offiziellen Universitätklüngel, dem Dühring um seiner guten Seiten willen längst ein Dorn im Auge war, den verhaßten Gegner durch ein schmähliches Ketzergericht lahmzulegen. Auf die fadenscheinigsten Gründe hin wurde Dühring vom Katheder vertrieben. Seine sozialdemokratischen Anhänger traten tapfer für ihn ein... Dühring selbst machte sich aber unmöglich, indem er sich nunmehr offen als Sektenstifter aufthat und die unfehlbare Autorität eines Sektenhäuptlings beanspruchte. Das war für klassenbewußte Arbeiter zu dumm; und mit Dührings Einfluß auf die revolutionäre Arbeiterbewegung war es für immer vorbei.“ (S. 385.)

Ueber die Ausführung des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie in den ersten Wochen heißt es

in der früheren Darstellung:

„Seitdem (d. h. seit Erlaß des Gesetzes) ist ein kurzer Monat ins Land gegangen und es läßt sich vorläufig so viel feststellen, daß hinter dem Versprechen der Regirung, das Gesetz eben so energisch wie loyal zu handhaben, ein ehrlicher und voller Ernst gestanden hat.“ (S. 202.) „Mit der Energie ist die Loyalität in der Ausführung des Sozialistengesetzes Hand in Hand gegangen. Namentlich in so weit, als die Grenzlinie, welche die sozialdemokratische von anderen Parteien scheidet, streng innegehalten ist. Nicht so ganz

in der jetzigen Darstellung:

„Die Hauptschläge fielen gleich in den ersten Wochen... Der Brutalität dieses Massenmordens entsprach seine Perfidie. Mochte man noch so verächtlich von der Kurzsichtigkeit der Nationalliberalen denken, die sich durch Bismarcks und Eulenburgs Redensarten über die ‚loyale Handhabung‘ des Gesetzes hatten täuschen lassen, so wurde dadurch natürlich der Wortbruch der Regirung in keiner Weise entschuldigt. Sie trat alle ihre halben und ganzen Versprechungen mit Füßen, unterdrückte nicht die ‚gemeingefährlichen

zweifelfrei dürften allerdings einzelne gegen die Sozialdemokraten selbst getroffenen Maßregeln sein; indessen wird darüber die Beschwerdeinstanz zu befinden haben." „Auch die fortschrittliche Presse scheint sich allmählich in die für sie anscheinend sehr unbequeme Thatsache zu finden, daß das Gesetz da ist, um ausgeführt zu werden und nicht blos die Gesetzsammlung um einige Makulaturblätter zu bereichern. Wenigstens sind neuerdings die katonischen Schreie von dieser Seite, welche anfangs über jedes auffallendere Verbot laut wurden, mehr und mehr verstummt." (S. 202/3.)

Bestrebungen' der Sozialdemokratie, sondern Alles, was zu ihr gehörte." (S. 409.)

Ganz besonders erheiternd wirkt der Umfall Mehrings in der Beurtheilung des pariser Commune-Aufstandes von 1871. Hierüber hatte er eigene Studien gemacht, die er Ende der siebenziger Jahre zum Theil in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlichte; aus diesen Studien heraus ist eine Ausführung erwachsen, die sich in seiner Schrift gegen „Herrn Stoecker" vom Jahre 1882 findet. Ich entnehme daraus im Folgenden eine besonders bezeichnende Stelle. Es heißt also

in der früheren Darstellung:

„Der tiefe und weise Sinn unserer Städteordnung, die, wie Fürst Bismarck einmal im Reichstage sehr treffend sagte, den besseren Communards als unbewußtes Ideal vorschwebte, hat tausendfältige Frucht getragen und trägt sie noch heute." („Herr Stoecker", S. 90.)

in der jetzigen Darstellung:

„Bismarck trug dem Reichstage die verblüffende Entdeckung vor, der berechtigte Kern der pariser Commune sei die Sehnsucht nach der preußischen Städteordnung gewesen, dieser verhunzten Parodie auf unabhängige Verwaltung der Gemeinden." Der bebelschen Antwort „glaubte die hohe Versammlung die unbändige Heiterkeit spenden zu sollen, welche sie dem skurrilen Einfalle Bismarcks versagt hatte." (S. 306 bis 307.)

Ich lasse jetzt einige Geistesblüthen folgen, in denen sich unser Chamäleon in der ganzen Nacktheit seiner streberischen Aufdringlichkeit zeigt. In seinem ersten, für die Bourgeoisie bestimmten Buche über die deutsche Sozialdemokratie stellt Mehring die von dieser Partei beliebte Umschmeichelung der Massen mit den schärfsten Worten an den Pranger, im zweiten, für die Massen bestimmten Buch umschmeichelt er selbst die Massen in wahrhaft verbrecherischer Weise. Es heißt also

in der früheren Darstellung:

„Was den Arbeitern in der That von der Sozialdemokratie geboten wurde, war nur erstens ein in allerhand phantastischen Zauberformeln abgefaßter Wechsel auf irgend eine ungeheure Umwälzung in irgend welcher Zukunft, zweitens und vornehmlich ein Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, das grenzenlos ihr ganzes Denken und Sein überwucherte. Ein ähnlicher Größenwahn hat als Völkerkrankheit noch niemals in der Weltgeschichte bestanden; selbst ein Perserfürst ist niemals so hündisch umschmeichelt worden, wie der Arbeiter, und zwar im individuellsten und subjektivsten Sinne des Wortes, von den kommunistischen Demagogen umschmeichelt wurde.“ (S. 180.)

in der jetzigen Darstellung:

„Nicht nur in seiner klaren und kräftigen Politik wuchs das klassenbewußte Proletariat über die herrschenden Klassen empor, sondern auch in Dem, worin diese Klassen von je her ihr unveräußerliches Besitzthum gesehen hatten: in der Gesinnung des Gentleman, in dem echten Herzenstakte menschlichen Empfindens.“ (S. 523.)

„Wer historisch zu denken und zu urtheilen vermag, wird die revolutionäre Arbeiterbewegung immer nur nach ihren großen historischen Zusammenhängen auffassen. Aber freilich wird sich auch ihm in anderer Weise empfindlich machen, wie klein der Einzelne gegenüber dieser ungeheuren Weltwende ist. Er wird den sieghaften Lauf des Stromes verfolgen, aber von Dem, was in purpurner Tiefe lebt, von der geistigen und sittlichen Energie, von dem menschlichen Adel, von dem Thatendrang und Wissensdurst, der in Tausenden von Einzelschicksalen die Wasser vorwärts treibt, wird er nur eine schwache Vorstellung geben können. Hier wäre eine unerschöpfliche Fundgrube des herrlichsten Stoffes für moderne Dichter, die dieses Namens würdig sein wollen... Gerade aus den Tiefen menschlicher Erniedrigung ringt sich die Arbeiterklasse zu einem menschenwürdigen Dasein empor, aber in diesem Ringen entfalten sich alle jene Züge echter Menschlichkeit, die der kapitalistische Philosoph Nietzsche nicht genug zu schmähen weiß: Gemeinsinn, Wohlwollen, Rücksicht, Fleiß, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Nachsicht.“ (S. 545—547.)

Wahrhaftig, „noch niemals in der Weltgeschichte ist selbst ein Perserfürst so hündisch umschmeichelt worden wie der Arbeiter“ hier von Mehring, — seitdem dieser vielseitige Herr im Dienste der Arbeiterpartei steht.

Und so schließt das heutige mehringsche Buch mit folgender Apotheose der sozialdemokratischen Massen:

„Der Emanzipationkampf der modernen Arbeiterklasse ist der glorreichste und größte Befreiungkampf, den die Weltgeschichte kennt, und Jahrhunderte deutscher Schmach löscht die Thatsache aus, daß die deutsche Sozialdemokratie diesen Kampf in der Vorhut führt.“ (S. 548.)

Während das frühere Buch über das selbe Thema zu diesem Schluß kam:

„Die deutsche Sozialdemokratie ist mit jedem Jahre ihres Bestehens geistig und sittlich zurückgegangen; sie ist hart an der Grenze des Menschenmöglichen angelangt, und so weit ihr noch eine Entwickelung möglich ist, muß sie in den völligen Wahnsinn umschlagen... Immer, wenn man sich in Geschichte und Wesen der Bewegung vertieft, steht man unter dem Gefühl, als sei diese nationale Krankheit die große Kehrseite unserer nationalen Erfolge, ihre Ueberwindung die entscheidende Probe darauf, ob wir die gewaltigen Loose, die wir aus der Urne des Weltschicksales zogen, zu behaupten und zu verdienen verstehen. Wie der innerste Kern der Sozialdemokratie Haß gegen das Vaterland ist, so ist unsere mächtigste Waffe gegen sie die Liebe zum Vaterland. Fester, tiefer, treuer müssen wir verwachsen mit dem nationalen Staate... Erst dann, aber dann auch gründlich, wird die Sozialdemokratie überwunden sein, wenn die lockende Stimme des Versuchers, wo immer sie auf deutschem Boden sich erhebt, erstickt wird von dem brausenden, jubelnden Rufe: Hie Deutschland allewege!“ (S. 324—325.)

— —

Wie wenig Mehring auch nur im Geringsten gewillt ist, irgend welchen sachlichen Erwägungen sein Ohr zu leihen, zeigt sein Verhalten in der Frage der sozialen Entwickelung der Kulturländer. Ich will zum besseren Verständniß die Entwickelung des Problems zunächst objektiv darstellen.

In den siebenziger und achtziger Jahren hatten die sozialistischen Theoreme selbst auf uns Bekenner der Sozialreform, so kritisch wir ihnen auch gegenüberstanden, so weit abgefärbt, daß wir Alle mit den Klassikern des Sozialismus, Rodbertus und Marx, thatsächlich zu einer pessimistischen Auffassung des immanenten Entwickelungsganges des sich selbst überlassenen Verkehres neigten. Wir glaubten aufrichtig, daß bei schrankenlos fortgesetzter kapitalistischer Produktionweise die wenigen Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer und die mittleren Vermögen immer kleiner an Zahl werden müßten. Der diese Anschauung in das Gebiet der Märchen verwies, war Julius Wolf. Er bewies in seinem durch Geist, Kühnheit und umfassendes Wissen gleich ausgezeichneten Werk über „Sozialismus und kapitalistische Wirthschaftordnung“ (1892), daß in der modernen bürgerlichen Gesellschaft immanente Wohlstandstendenzen wirksam sind, die sich dauernd Geltung zu verschaffen wissen. Seitdem ist durch hundertfältige Zeugnisse die Besserung der Lage der Arbeiter konstatirt und Bestandtheil der Ueberzeugung der Gelehrten aller — auch der sozialistischen — Richtungen ohne Ausnahme geworden.

Wollte Mehring ehrlich sein, so mußte er also in seinem ersten Buch über die Sozialdemokratie, entsprechend dem damaligen Stande der Wissenschaft, die in Rede stehende Frage im pessimistischen Sinn entscheiden, während er sich in seinem zweiten Buche zu einer optimistischeren Auffassung bekennen mußte. In Wirklichkeit entscheidet sich Mehring natürlich jedesmal so, wie es in seine jeweilige Parteischablone paßt, ohne von der geringsten Rücksicht auf Wissenschaft und Sachkunde angekränkelt zu sein. Im Jahre 1879 kam es ihm darauf an, der Sozialdemokratie — deren Fahne er wenige Jahre zuvor verlassen hatte — eins zu versetzen, und so wandte er sich mit vollster Lungenkraft gerade gegen die Verelendunglehre: „Ueberblicken wir" — orakelte er damals — „die reiche Mannichfaltigkeit unseres nationalen Lebens, dann erkennen wir deutlich, eine wie unendliche Strecke Weges uns von den extremen Mißgebilden der großen Industrie trennt; die Prophezeiung des Kommunismus von dem nahenden Weltsturz, der Scheidung des Volkes in wenige Milliardäre und die zahllos wimmelnden Millionen des Proletariates erscheint uns dann weniger als seine schlimmste denn als seine groteskeste Lüge." (Mehring, „Deutsche Sozialdemokratie", Seite 236). 1882 schreibt er sogar noch schärfer: „Herr Stoecker pflegt von der Noth der industriellen Arbeiter in oft verleumderischer Weise zu sprechen, — ich sage mit vollem Bedacht: ‚in verleumderischer Weise', denn ... Stoecker und Todt schildern in übertriebener Weise die Leiden der arbeitenden Klassen, ohne jemals auf die unbestreitbaren Fortschritte hinzuweisen, welche die Arbeiter während der letzten Jahrzehnte immerhin in ihrer Klassenlage gemacht haben." (Mehring, „Herr Stoecker, der Sozialpolitiker", S. 61.)

Die „groteske Lüge", die nach seiner eigenen Aussage nur der „Verleumder" vertreten kann, wird mit dem Augenblick, wo Mehring bei einer anderen Partei Dienste nimmt, als unumstößliche Wahrheit verkündet. Und Dem gemäß donnert er heute im rollenden Brustton der Ueberzeugung gegen die Gesellschaftordnung, die „eine kleine Minderzahl in den Schoß des Reichthumes und der satten, zahlungfähigen Moral, die große Mehrheit in den Abgrund des Elendes und des Verbrechens schleudert." So bündig hat thatsächlich noch niemals ein Autor seine mala fides an den Pranger gestellt, — so offen noch niemals die Wahrheit, ohne den geringsten Versuch einer Entschuldigung, mit Füßen getreten!

Nicht minder wird Mehring durch seine Stellung zur deutschen Arbeiterversicherung gekennzeichnet. Dies monumentale Werk erdreistet er sich heute, wegwerfend als „Bettelreform", als „verbesserte Armenpflege", als „Almosen- und Lakaien-Sozialismus" zu bezeichnen.

Auch hier wußte es Mehring ehedem anders. 1882, wo erst nur der die Unfallversicherung betreffende Gesetzentwurf eingebracht worden war,

erklärte er schon den Plan geradezu für „großartig“ („Herr Stoecker“, S. 46.) und schrieb begeistert:

„Mit dem Verschwinden der sozialdemokratischen Agitation schlummerten alle sozialreformatorischen Pläne glücklich ein und würden auch heute noch in einem wahren Dornröschenschlaf liegen, wenn sich nicht die geniale Kraft des Fürsten Bismarck durch das wuchernde Gestrüpp der Einbildungen und der Vorurtheile breite Bahn gebrochen hätte, sie wieder zu erwecken ... Fürst Bismarck hat durch das Anfassen der sozialen Reform so viele ellenlange Perrücken ausgeklopft, so viele Spinnweben zerstört, so viele schiefe und schielende Vorurtheile in den Kehrichtwinkel der Zeitgeschichte geworfen, daß, wer nur immer politisch und psychologisch einigermaßen auf diesem Gebiet bewandert ist, seine aufräumende Thätigkeit nicht anders als preiswürdig finden kann. Es war eine Art von Herkulesarbeit, die sich getrost neben jedes andere unsterbliche Verdienst des Reichskanzlers stellen darf.“ (a. a. O. S. 39.)

Wer danach, und sei es selbst der dümmste Zeitungleser, Mehring auch nur noch ein Wort glaubt, ist wahrhaftig werth, nach jenem goethischen Wort, ausbündig von solchem Zeitungsgeschwister zum Narren gehalten zu werden.

Aber vielleicht hat seine Darstellung Vorzüge? In der That erkenne ich sie bis zu einem gewissen Grade an: nämlich, so weit es sich darum handelt, journalistisch mit großen Theaterworten um sich zu werfen. Aber ein Anderes ist es, allwöchentlich in Leitartikeln mit mächtigen Tamtamschlägen den baldigen Sieg des „klassenbewußten Proletariates“ (Mehrings bis zum Ekel wiederholte Lieblingsphrase!) und den nahen Untergang seiner Feinde zu verkünden, — ein Anderes, Geschichte zu schreiben. Wie wenig Mehring für diese Aufgabe geeignet ist, zeigt deutlich genug der Ton, auf den sein Werk gestimmt ist. Georg Friedrich Knapp, selber ein Meister sozialgeschichtlicher Darstellung, sagt einmal: „Wer Geschichte schreibt, ist selber eine Art von Herrscher: zwar nicht im Gegenwärtigen, aber im Vergangenen; zwar nicht im Reich der Thaten, aber im Reich der Anschauungen; er herrscht über die Könige, wenn sie dahin gegangen sind, woher sie nicht wiederkehren; also geziemt ihm eine königliche Sprache.“ Wie weit sich Mehring von einer solchen Sprache entfernt, mag der Leser an den folgenden Beispielen beurtheilen. „Im Jahre 1871“ — heißt es also in dieser lieblichen Historie — „begann der offene Kampf Bismarcks gegen die Sozialdemokratie, anfangs ruck- und stoßweise geführt mit dem lässigen Hochmuth eines größenwahnsinnig gewordenen Junkers, dann, in dem verzweifelten Kampf um die eigene Existenz, immer verzweifelter, bis diese Existenz ehr- und ruhmlos zusammenbrach.“ „Bismarcks bonapartistische Instinkte mußten angenehm gekitzelt werden von dem Gründungschwindel, der die ganze Nation in eine Spielhölle verwandelte, um sie en masse beschwindeln zu können.“ „Konnte Bismarcks, dieses ‚rechten Prahlhansens‘, Thorheit noch übertroffen werden, so wurde sie von der Thorheit der liberalen

Bourgeoisie übertroffen." „Die Begründung der Vorlage betreffend Unfallversicherung troff von arbeiterfreundlichen Redensarten ... Bei ihrer Berathung im Reichstage that Bismarck dann noch ein Uebriges, ganz nach der Art plumper Demagogen, die, wenn sie einmal den Mund aufthun, ihn nicht voll genug zu nehmen wissen. Dieser Mensch, der eben Hunderte von Arbeiterfamilien seinen sultanischen Launen geopfert hatte, vergoß heuchlerische Thränen über die Enterbten und die Arbeitergreise, die langsam auf dem Kehricht verhungern müßten. Jetzt zeigte sich, ein wie trauriger Stümper er war, selbst nur verglichen mit einem d'Israeli oder Louis Bonaparte." Bismarck war ein „plumper Taschenspieler, mit dem verglichen selbst ein Louis Bonaparte in den unverdienten Ruf eines staatsmännischen Genies gelangen konnte." „Der bismärckische Despotismus wollte am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nach der Weise eines toll gewordenen Hamsters regiren." Bismarck „war thatsächlich der Beschränkteste jener Profitwütheriche, die, ehe sie den Bruchtheil eines Pfennigs opferten, lieber alle Gebote der Menschlichkeit zertraten".

Vollends in sinnlose Wuth geräth Mehring, wenn er auf Politiker zu sprechen kommt, die er mit seinem persönlichen Hasse beehrt, wie Eugen Richter, Leopold Sonnemann und Professor Adolf Wagner. Hier wird seine Sprache so unglaublich roh, daß es dem auf Anstand haltenden Schriftsteller unmöglich wird, in diese Kloake von Schimpfwörtern und Verleumdungen hineinzugreifen. So sind in Mehrings Buch Form und Inhalt an Cynismus einander ebenbürtig.

— —

Das also ist der offizielle „Historiker" der Sozialdemokratie, — und solcher Art ist seine Geschichtschreibung! Nirgends Spuren eines eigenen Gedankens, nirgends Verständniß für die inneren Triebkräfte der sozialistischen Arbeiterbewegung, nirgends Einsicht in die Bedingungen ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Entwickelung. Anstatt Dessen immer und überall einzig die selben, mit Kraftausdrücken gewürzten Phrasenschauer. Und diese unsagbaren Verdächtigungen, Verleumdungen und Beschimpfungen der anders gesinnten Politiker: und Das noch dazu durch einen Mann, der — um in seinem Stile zu reden — heute grün nennt, was er gestern blau nannte und was er morgen roth nennen wird; der Jeden einen Narren oder Schurken schilt, der an die gleißende Schlangenhaut nicht glaubt, die er heute trägt, und gleichermaßen Narren oder Schurken Alle, die noch an die gleißende Schlangenhaut glauben, die er gestern erst abgelegt hat. Für ernst denkende Männer kommt ein Autor nicht in Betracht, der in Wahrheit nichts weiter ist als ein — Tintenkuli der Partei, der er jeweilig dient.

Professor Georg Adler.



Die Katholikenversammlung.

War Das ein Leben in unserer schönen Stadt! Schön ist sie nämlich, sowohl in ihren alten wie in ihren neuen und in den mittleren, vom großen Friedrich angelegten Theilen. Von Sommers Anfang an Korrespondenzen mit aller Welt und Komiteesitzungen über Komiteesitzungen! Man beginnt, eine Festhalle zu zimmern neben dem Saale der „Erholung“. Daß sie eine neue Zierde der Stadt wäre, könnte man nicht sagen; aber sie liegt zum Glück versteckt und wird gleich nach dem Fest wieder abgebrochen. Dann geht es ans Abputzen, Tünchen und Malen der Häuser; zögert der Besitzer eines Hauses, dessen Vorderseite nicht mehr ganz schmuck aussieht, so wird ein sanfter Druck auf ihn ausgeübt. Wären unsere Maler- und Anstreichergesellen nicht fromme Lämmlein geistlicher Hirten und Musterexemplare der dem Staat so sehr am Herzen liegenden Arbeitwilligen, so hätten sie eine hübsche Lohnerhöhung durchsetzen und sich einen vergnügten Winter bereiten können. Ob es mit Rücksicht auf die Katholikenversammlung geschehen ist, daß man fensterlose Häuserseiten mit einer Hanswurstjacke bunter Plakatmalerei bekleidet hat, oder nur, weil der Strom des neuesten Architektengeschmackes zufällig gerade in diesem Sommer Reiße erreicht hat, danach wage ich nicht zu forschen. Inzwischen ist von kunstsinnigen und gelehrten Lokalpatrioten ein ausschließlich den erwarteten Gästen gewidmeter Fremdenführer zusammengestellt und sind wirklich sehr hübsche Fest-Ansichtpostkarten von hiesigen Künstlern entworfen und in Stuttgart ausgeführt worden; selbstverständlich wird auch eine Festzeitung vorbereitet. Vom ersten August an schlagen Fleisch, Butter und Eier auf; auch die Hühner und Tauben, die aber, weil sie von den Gastwirthen wenig begehrt werden — wer hätte in einer solchen Campagne Zeit, Tauben zu rupfen oder Tauben zu essen? —, schon vor dem Fest zur Betrübniß der enttäuschten Bäuerinnen durch Ueberangebot wieder wohlfeil werden. Was die in den Gastwirthschaften angehäuften Wein- und Biervorräthe und die von auswärts verschriebenen Kellner betrifft, so gehen darüber märchenhafte Zahlenangaben um. Und für Alles sorgen die unermüdlichen Herren der verschiedenen Komitees: für eine Sanitätkolonne, für ein wohlkalkulirtes System von Extrazügen, für Omnibusverbindungen, für eine Posthilfsstelle im Hauptversammlunglokal, sogar für eine improvisirte Pferdebahn ohne Gleise.

Zuletzt macht man sich an den Bau der Ehrenpforten und an die Ausschmückung der Stadt; und endlich bricht er an, der große Tag, der siebenundzwanzigste August! Bei blitzendem Sonnenschein kommen die ersten Gäste durch die im buntesten Schmuck prangenden Straßen gezogen. Es sind meistens Männer der schwieligen Faust, mit Gesichtern, die ein hartes Leben theils in harte und rohe Formen gehämmert, theils mit tiefen Furchen durchzogen hat; denn es ist Sonntag, und darum hat man diesen ersten Tag den katholischen Arbeitervereinen eingeräumt. Fünftausend haben sich eingefunden mit mehr als fünfzig Fahnen. Auf zehntausend schätzt man die anwesenden Fremden, die sammt den Einheimischen in den Straßen auf und ab wogen und sich in den Sälen drängen. Dem Wohnungkomitee verursacht dieser Andrang keine Schmerzen, denn es sind wenig Nachtgäste darunter. Auch mit Diesen, die erst von Sonntag

Abend an eintreffen, wird es spielend fertig, da sogar die Evangelischen und die Juden (3536 und 367 von unseren 189000 Civilseelen; außerdem gereichen 5517 Militärpersonen der Stadt zur Zierde) im Wohnungangebot (wie auch in der Ausschmückung der Häuser) mit den Katholiken gewetteifert haben. Honny soit qui mal y pense und etwa Geschäftsrücksichten wittert! Das Geschäft versteht sich, wie die Moral, beim modernen Menschen immer und überall von selbst; aber unsere Evangelischen und Juden sind wirklich von Herzen froh, daß der Kulturkampf vorüber ist, leben mit ihren katholischen Mitbürgern im besten Einvernehmen und sind außerdem lokalpatriotisch stolz darauf, daß sich die nicht große Stadt der Aufgabe gewachsen zeigt, eine solche Menge von Fremden unterzubringen und angenehm zu unterhalten. Die Aufgabe hat sich schließlich leichter erwiesen, als sie anfänglich schien, weil, wie die Pessimisten richtig vorausgesehen haben, die Gäste aus dem Westen und Süden unseres Vaterlandes nur spärlich eingetroffen sind. Zwar ist es, wie Herr Porsch richtig und witzig bemerkte, aus dem Westen nach dem Osten genau so weit wie aus dem Osten nach dem Westen; aber der Zug nach dem Westen beherrscht nun einmal uns Ostländer; ein Gegenzug aber will nicht entstehen. Noch immer glauben die Westländer dem alten Goethe, daß man in Schlesien fern von gebildeten Menschen lebe, und man rechnet uns zu Polen, wo nicht viel zu holen sei. Ich halte Das, nebenbei bemerkt, nicht gerade für ein Unglück, denn auch so schon sind unsere Wohnungen theuer und unsere Sommerfrischen überfüllt genug.

Heiterer als das sonntägliche war das Bild, das uns der Montag bot: ein paar hundert Geistliche, theils mit hageren und asketisch strengen, theils mit Bacchusgesichtern, ein feuerrother Kardinal und die papageibunte Schaar der Musensöhne, die, bald „bummelnd", bald in offener Halle beim Frühschoppen sitzend, bald mit prachtvollen Fahnen in einem endlosen Zuge schöner Wagen einherrasselnd, die Augen und Herzen unserer Frauen und Jungfrauen erfreuten. Vom Montag Morgen bis Donnerstag Nachmittag dauert die Arbeit in einer verwirrenden Menge von geschlossenen und öffentlichen Versammlungen, Ausschuß- und Vereinssitzungen. Kommerse bilden den Uebergang von der Arbeit zum Vergnügen, und während hier und dort die ecclesia militans das Schwert des Wortes schwingt, verrichtet an andern Orten die ecclesia jubilans, cantans et bibens ihr Werk, unterstützt von den wackeren Musikern unserer vier Militärkapellen, die sich von morgens bis nach Mitternacht die Lungen ausblasen. Nur die in den Gesellenvereinen geborene ecclesia saltans findet weder Raum noch Zeit zur Daseinsbethätigung. Mit dieser Hervorkehrung der heiteren Seite des Festes — als ein solches wird die Generalversammlung offenbar von Stadt und Umgegend und wohl auch von der Mehrzahl der Theilnehmer aufgefaßt — soll kein Tadel ausgesprochen werden. Eine Kirche, die das Volk an der freien Entfaltung seiner Natur hindert, kann niemals Volkskirche werden. In England hat trotz den großartigen Erfolgen Cromwells, der mehr Geist hatte als alle englischen Könige zusammengenommen und England zum Range einer Weltmacht erhob, der Puritanismus schmählich Fiasko gemacht; nach des großen Protektors Tode nahm das Volk den Sohn des enthaupteten Karl mit offenen Armen auf und begrüßte seine lüderlichen Kavaliere mit Jubel. Nicht die Frömmigkeit des siebenzehnten, sondern erst der „Gewerbefleiß" des neunzehnten

Jahrhunderts hat den gemeinen Mann im Merry England so ganz auf den Hund gebracht, daß er über einen Witz nicht mehr lacht, weil er ihn nicht versteht, und daß die Abgeschmacktheiten der Temperenzler und der Heilsarmee nöthig sind, ihn aus der Verthierung zu erretten, in die er versunken ist.

Was in den Sitzungen der „Sechsundvierzigsten General-Versammlung der Katholiken Deutschlands" berathen und in den öffentlichen Versammlungen gesprochen worden ist, wissen die Leser aus den Zeitungen. Es ist natürlich im Wesentlichen das Selbe wie in allen früheren Jahren und wenig kommt darauf an, mit was für neuen Variationen die alten Themen umsponnen werden. Die Hauptsache bei diesen Versammlungen ist, daß die Theilnehmer durch ihre bloße Anwesenheit die Einmüthigkeit der deutschen Katholiken und die unerschütterte und unerschütterliche Festigkeit des hierarchischen Baues der katholischen Kirche bezeugen. Es giebt größere, imposantere Versammlungen, deren Mitglieder nicht weniger einmüthig scheinen und deren alkoholische oder ideale Begeisterung sich noch stürmischer äußert, die aber trotzdem nichts bezeugen und nichts bedeuten. Vor fünfundfünfzig Jahren habe ich an großen Versammlungen theilgenommen, in denen der Ruf: „Rom wird und muß fallen" brausenden Widerhall fand; aber diese begeisterten Kämpfer haben den Bau der alten Kirche so wenig erschüttert, wie kleine Knaben einen alten Dom erschüttern, wenn sie mit ihren Federmessern an einem der Steinblöcke eines seiner Pfeiler herumkratzen. Auch die Theilnehmer solcher Versammlungen konnten sich ohne Selbsttäuschung sagen: Millionen stehen hinter uns; aber mit dem „hinter uns stehen" war dann weiter nichts gemeint, als daß diese Millionen den Katholizismus hassen, jederzeit in ein Pereat einzustimmen und der verhaßten Institution zu schaden bereit sind. Bei einer deutschen Katholikenversammlung ist Das anders. Die Theilnehmer — wie viele ihrer sind, darauf kommt wenig an, und schrumpfte ihre Zahl mit der Zeit auf hundert zusammen, so schadete es nichts —, die Theilnehmer wissen, daß vor fünfundzwanzig Jahren der damals mächtigste Staat der Welt darauf ausgegangen ist, innerhalb seiner Grenzen die Organisation der katholischen Kirche zu zerstören, daß er dabei von seinen Machtmitteln rücksichtlos Gebrauch gemacht hat und daß sein Unternehmen an dem passiven Widerstande der Katholiken gescheitert ist. Das also wissen die Theilnehmer und sagen einander durch ihre bloße Gegenwart, ohne daß es vieler Worte bedürfte: Wir Alle und die Abwesenden, die wir vertreten, würden bei einem zweiten Angriff nicht allein eben so fest, sondern, durch die Erfahrungen des ersten Kampfes und durch unseren Sieg gekräftigt, noch fester stehen.

So weit sich der Lauf der Welt voraussehen läßt, habe ich immer einen sicheren Treffer gehabt; nur einmal habe ich mich schmählich blamirt. In meiner Erklärung vom zweiundzwanzigsten April 1870 schrieb ich: „Dieses System (das des neunten Pius und der Jesuiten), offiziell zum Prinzip erhoben, müßte wegen seiner inneren Unwahrheit den Organismus der katholischen Kirche auflösen, und zwar in Anbetracht der Zeitumstände in nicht langer Frist." Man ist eben immer ein schlechter Prophet, wenn man mit persönlichen Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen in die Ereignisse verwickelt ist. Schon nach einem Jahre sah ich meinen Irrthum ein. Daß der Fortschritt der Wissenschaft die Religion vernichten könne, hatte ich niemals geglaubt oder gefürchtet. Eine beethovensche Symphonie kann man nicht widerlegen, schreibt Fr. A. Lange. Nun, eine Religion

auch nicht, denn sie ist eine Seelensymphonie. Sie entspringt aus den Bedürfnissen der Seele und befriedigt sie. Sie giebt dem geistigen Auge den Horizont, dessen es bedarf, um nicht durch Schweifen ins Grenzenlose krank zu werden, sie steckt den Strebungen ein Ziel und gewährt dem Gemüthe Trost. Wie könnte irgend ein wissenschaftlicher Fortschritt die Seele veranlassen, auf eins dieser Güter zu verzichten? Die Physik belehrt uns nur über Erscheinungen, über das Wesen der Dinge sagt sie nichts. Welche Metaphysik wir annehmen: Das hängt nicht von irgend einer physikalischen Erkenntniß, sondern von unserem Willen, unserem Geschmack und unserem Herzensbedürfniß ab, so weit es nicht durch Geburt und Erziehung für unser ganzes Leben entschieden ist. Die moderne Astronomie, Physik und Biologie, die in unseren Schulen gelehrt werden, beeinträchtigen den Glauben nicht im Mindesten. Dieser hängt so wenig von ihnen ab wie die Entscheidung unseres musikalischen Geschmackes für oder gegen Wagner. Wie die Kirche die Buchdruckerkunst benutzt, mit der man sie schon mehr als einmal vernichten zu können geglaubt hat, so benutzt sie alle technischen Errungenschaften, die wir dem Fortschritte der Naturwissenschaften verdanken. Der Katholik fährt heute mit Dampf oder Elektrizität zu seinen Versammlungen und Wallfahrtorten und die Kirche eines mexikanischen Nonnenklosters soll die elektrische Beleuchtung früher gehabt haben, als die Straßen unserer Hauptstädte sie bekamen. Also, daß das Heiligthum der Religion vom Fortschritte der Naturwissenschaften und von der Philosophie nichts zu fürchten habe, daran hatte ich niemals gezweifelt. Aber in jener Krisis bildete ich mir ein, der Widerspruch zwischen der ultramontanen Vorstellung von der Kirche und der geschichtlichen Wirklichkeit müsse die katholische Kirche auflösen. Als ob die Kirchgemeinden aus lauter Professoren der Kirchengeschichte bestünden! Für die ungeheure Mehrzahl der Katholiken — mit anderen Kirchen und Religionen verhält es sich eben so — ist der Widerspruch gar nicht vorhanden, er übt daher auch keine auflösende Wirkung aus. Selbst wenn man den Gläubigen auf den Widerspruch hinweist, macht Das keinen Eindruck, schon aus dem Grunde nicht, weil er weiß, daß die Gelehrten einander widersprechen und daß in der gelehrten Welt heute nicht mehr gilt, was gestern gegolten hat, daher auch morgen nicht mehr gelten wird, was heute gilt. Wäre er gleichgiltig gegen die Kirche, so würde er sich die Sache vielleicht überlegen; aber Das ist er nicht, weil die katholische Kirche — und darin ruht eben ihre Macht — die Bedürfnisse seines Herzens und Verstandes besser befriedigt und seine Phantasie angenehmer beschäftigt, als irgend eine andre Religion vermöchte. Dazu ist jede Religiongesellschaft eben eine Gesellschaft, ein Komplex geselliger, gemüthlicher, verwandtschaftlicher, wirthschaftlicher, politischer und juristischer Beziehungen, aus dem sich der Einzelne nicht ohne Erschütterung und Schädigung seiner Existenz losreißen kann, und von der ältesten, mächtigsten und bestorganisirten aller europäischen Religiongesellschaften gilt Das natürlich in noch höherem Grade als von den jüngeren und schwächeren. Daraus erklärt es sich, daß in Oesterreich, wo die national gesinnten Deutschen den Katholizismus aufs Grimmigste hassen und wo nicht einmal die Polizei eine Katholikenversammlung vor Insulten zu schützen vermag, die geplante Abfallbewegung dennoch nicht in Fluß kommt. Man schimpft und man zieht gegen Katholiken, die sich als solche bekennen, mit Knüppeln los; aber ausscheiden, zum Protestantismus übertreten —: nein, dazu kann man sich

nicht entschließen. Und die zahllosen Vereine und Genossenschaften, mit denen heute die katholische Kirche den verschiedensten Bedürfnissen entgegenkommt — sogar in Italien, was sehr viel sagen will! —, beweist die ungeschwächte Anpassungsfähigkeit und die jugendliche Triebkraft des alten Stammes. Hat ihm der preußische Staat in seiner Vollkraft mit einem Bismarck an der Spitze nichts anhaben können, wie sollten ihn da Professorenargumente ernstlich verwunden? Wer würde nicht darüber lachen, wenn Jemand von den gelehrten Beweisführungen der Frau von Suttner etwas für die deutsche Armee fürchten wollte? Die katholische Kirche aber ist älter, größer und wurzelt tiefer in den Bedürfnissen der Menschen als irgend ein moderner Staat mit seiner Armee.

Die deutsche Nationalkirche ist ein Traum gewesen und der deutsche Staat hat die Thatsache, daß reichlich ein Drittel seiner Angehörigen eine Provinz der römisch-katholischen Kirche bildet, einfach hinzunehmen. Die in buntem Farbenglanz prangende Blüthe des katholischen Verbindungwesens aber bürgt dafür, daß auch der Staat im engeren Sinne, die höhere Beamtenschaft, in Zukunft zu einem nicht unbeträchtlichen Theil aus Katholiken, und zwar aus „ultramontanen“ Katholiken, bestehen wird. Für den Staat bedeutet Das keine Gefahr; schon Bismarck hat Das, nachdem er seinen Irrthum eingesehen hatte, öffentlich erklärt und dem Zentrum das Zeugniß ausgestellt, daß es zu den „Staat erhaltenden“ Parteien gehöre. Wer das Gegentheil behauptet, möge uns doch einmal klar machen, wie er sich eine Gefährdung des Staates durch die Kirche denkt; er wird außer hohlen Redensarten nichts zu sagen wissen. Was ich selbst im Jahre 1870 im Streit gegen das Vatikanum angeführt habe, daß der Papst die Katholiken vom Unterthaneneide entbinden könne, war doch nur Phantasterei. Wenn der Papst diese Narrheit beginge, so würde er seine Frommen betrüben und den „Kladderadatsch“ erfreuen, sonst aber keine Wirkung erzielen. Der Papst mag so mächtig sein, wie er will: so bald er seine eigenthümliche Machtsphäre überschreitet, ist er ohnmächtig, gerade so wie ein Bismarck, wie der Deutsche Kaiser und andere Machthaber.

Höchstens könnte man von einer indirekten Schädigung des Staates insofern sprechen, als der konfessionelle Zwiespalt vielleicht — gewiß ist Das durchaus nicht — das Nationalbewußtsein schwächt. Aber hätten wir etwa eine ungetheilte Volksseele, wenn es keine Katholiken gäbe? Ist nicht der Gegensatz zwischen Sozialisten und Kapitalisten, nicht blos der Gegensatz der Interessen, sondern auch der der Anschauungen, zehnmal schroffer als der zwischen Katholiken und Protestanten und stehen einander Atheisten und Christen nicht weit feindlicher gegenüber als gläubige Protestanten und Katholiken? Wo Diese einander noch hassen, da ist heute nicht mehr die Religion schuld, sondern nur noch die Konkurrenz; auf Konkurrenzneid läuft auch der Paritätstreit hinaus, der ein Streit zwischen Personen und Familien ist und den Staat nur insofern angeht, als ihm die unangenehme Aufgabe zufällt, den Streit schlichten zu müssen. Das Endergebniß unserer Betrachtungen lautet also: Nicht die Religion ist abgethan, wie fossile Fortschrittler sich eingebildet haben und sich vielleicht heute noch einbilden, sondern der Kulturkampf und Alles, was damit zusammenhängt, ist abgethan. Parlons d'autre chose! Wenden wir uns zu den wirklichen Aufgaben der Gegenwart!

Neisse. Karl Jentsch.



John Ruskin als Sozialreformer.

Im Bereich des Aesthetischen ist der Dilettant der Genießende. Er nimmt zwar an den Hervorbringungen der Kunst innerlich Antheil und führt in der Kritik das große Wort, aber sein Verhältniß zu den Hervorbringungen ist ein passives. Anders in der Politik. Die großen Persönlichkeiten, die man als „Träger" der geschichtlichen Bewegungen zu bezeichnen liebt, die Heldenspieler in dem anfang- und endlosen Drama der Geschichte sind Muster von Dilettantismus. Ihr Denken über das eigenste Gebiet ihrer Bethätigung ist aphoristisch und ihre Einheitgedanken, ihre höchsten Verallgemeinerungen sind lückenhaft und roh. Die Auffassung des gesammten sozialen Lebens als eines zusammenhängenden Problems, das sich mit Worten eindeutig umschreiben und mit kontrolirbaren Mitteln lösen läßt: diese Auffassung, die der Wissenschaft als Ideal vorschwebt und methodologisch jeder wissenschaftlichen Leistung zu Grunde liegt, findet man bei den Thatmenschen fast nie. Caesar, Cromwell, Napoleon, Bismarck, sie Alle zeigen das selbe Phänomen: ihr Wille ist eine Zeit lang stetig auf ein bestimmtes Ziel gerichtet und dieser stetigen Willensrichtung ist ihre ganze Gedankenarbeit ausschließlich unterthan. Alle diese Männer haben eine intensive Intuition vom Leben; und daraus entspringen ihre Ueberzeugungen, denen mit Argumenten gar nicht beizukommen ist. Im Gegensatz zu ihnen waren die großen Denker und Gelehrten in der Politik meist erfolglos, wenn nicht gar klägliche komische Figuren.

Wer sich den großen Einfluß zu erklären sucht, den John Ruskins sozialpolitische Schriften, Das heißt seine Sammlungen von Aphorismen über die Sozialreform, in den Ländern englischer Zunge gehabt haben, wird nothwendig auf Gedanken dieser Art geführt. Von Systematik ist bei ihm keine Spur. Wo man hingreift, klaffen Widersprüche: ja, hin und wieder begegnet man, ganz wie bei den Thatmenschen, einer ausgesprochenen Verachtung aller Elemente wissenschaftlich-systematischer Arbeit. Logik, gedankliche Architektonik und Grammatik werden fast als Feinde des Lebens behandelt, als die Mächte, die der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe ankränkeln. Der Krebsschaden der Renaissance war nach Ruskin dieser logische Hang, die Systemwuth, wie er sagt; in der Kunst führe dieses Streben zu inhalts- und gemüthsleerer Virtuosität, in der Wissenschaft zur Scholastik und zu unfruchtbarer Tiftelei. Hierin verhält sich Ruskin eben so wie Carlyle, von dem er als Sozialreformer die entscheidenden Anregungen empfangen hat. Freilich: Carlyle macht öffentlich vor Kant, Fichte und Schelling seine Reverenz und acceptirt ihr Arbeitresultat, aber über ihre Arbeitmittel macht er sich in den Tagebüchern heimlich lustig. Aber Ueberzeugungen muß man haben, Auslegungen des Lebens, in die der ganze Mensch mit Kopf und Herz eingeht, und Gesinnungen muß man bethätigen: you must live up to them, wie der bezeichnende englische Ausdruck lautet. Beide, John Ruskin und Thomas Carlyle, sind als Schriftsteller der Sozialreform Dilettanten aus Prinzip, nicht aus Schwäche. Denn an natürlicher Denkkraft und Denkschärfe stehen sie hinter den Männern der strengsten Wissenschaftlichkeit keineswegs zurück. Ich bezweifle sehr, ob die Logikenmühle carlylescher Erfindung, John Stuart Mill, einer der wissenschaftlichsten Köpfe der Gelehrtengeschichte, so viel und so wirksam „Gesinnung" verbreitet hat wie Ruskin, Carlyle oder William Morris.

Ruskins Schriften sind darum geschichtliche Dokumente ersten Ranges. In den Handbüchern der Nationalökonomie fristet er zwar — meist nur in einer Anmerkung — ein kümmerliches Dasein, in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts lebt er aber als eine Centralgestalt und, so weit ein Schriftsteller Das sein kann, als eine Centralgewalt. Um die Größe seines Einflusses richtig zu bezeichnen, muß man schon auf Erscheinungen wie Voltaire und Rousseau zurückgreifen. Kein moderner Schriftsteller ernsten Charakters wird in England mehr gekauft und gelesen als Ruskin; seine Bücher dürften an Verbreitung selbst der Bibel und Shakespeare schwerlich viel nachgeben. In tausend offenen und verdeckten Kanälen, durch Fach- und Unterhaltungliteratur, Zeitungen, Flugschriften, Volksversammlungen, durch Vorträge von Pädagogen und Sozialreformern, endlich durch die Ruskingesellschaften fließen seine Gedanken, seine Witzworte, seine Aphorismen, seine Bilder der Masse zu; und in dem kaum entwirrbaren Knäuel von Vorstellungen, die sich — ähnlich wie theils neben-, theils gegenstrebige Luftschichten — im geistigen Leben der Gegenwart theils verbünden, theils bekämpfen, brechen sie überall hervor.

Dieser merkwürdige Mann — 1819 geboren und ein Schotte gleich Carlyle und Mill — stand bis zum Jahr 1860 der wirthschaftpolitischen Bewegung äußerlich ganz fern. Sein Arbeitgebiet war die Aesthetik. Als Kunstkritiker und Kunsthistoriker hatte er sich durch die „Modern painters" und „Stones of Venice" einen Ruhm begründet, der an sich schon für ein Menschenleben genügt hätte. Zwei der gangbarsten ästhetischen Begriffe, „Gothik" und „Renaissance", hatte er umgedeutet oder, wie heute der Ausdruck lautet, zu neuen Werthen umgeprägt. Mehr als Das: er hat sie in Kurs gebracht. Sie haben sich unter seinen Händen von ästhetischen Begriffen zu Kulturbegriffen erweitert. „Gothik" bedeutet bei Ruskin nicht mehr eine besondere Weise der Kunstübung, sondern eine eigene Denk-, Fühl- und Wirthschaftweise; eben so „Renaissance". Im Gegensatze zu fast allen anderen Künstlern und Kunstschriftstellern hat sich Ruskins Kulturideal durch die Beschäftigung mit dem Aesthetischen erweitert, statt verengt, und sich zum sozialpolitischen Ideal entwickelt. Die Schrift, die diese Wendung in Ruskins Leben bezeichnet, heißt: „Unto This Last". Sie erschien zuerst in Essayform in dem von seinem Freunde Thackeray herausgegebenen „Cornhill-Magazine", konnte aber nicht bis zu Ende veröffentlicht werden, weil die Abonnenten in entrüsteten Massenzuschriften mit Abfall drohten. Fast alle Tagesblätter erklärten sich gegen Ruskin und die sichtlich betretenen Autoritäten der „dismal science" erhoben einstimmig den Vorwurf der Unzünftigkeit. Aber es war nicht möglich, die Schrift totzuschweigen, als sie bald danach, auf Ruskins eigene Gefahr und Kosten gedruckt, in Buchform erschien. Diese dilettantische Sozialwissenschaft, im Wesentlichen negativer Art — nämlich ein Angriff auf die manchesterliche Staats- und Wirthschaftauffassung —, erwies sich so wirksam, wie sonst nur der Dilettantismus in der Politik zu sein pflegt. Ich fasse Ruskins Leitsätze kurz zusammen:

Die klassische Oekonomie betrachtete die bestehende Organisation des Wirthschaftlebens ausschließlich als Mittel zu dem Zweck, Tauschwerthe zu produziren. Die Voraussetzung für diese Auffassung war die Fiktion vom ökonomischen Menschen. Das ökonomische Problem isolirt die selbstsüchtigen Kräfte und betrachtet die sozialen Affekte als zufällige Elemente der menschlichen Natur; nur Geiz und der Wunsch, vorwärtszukommen, sind stetig. Man eliminire nun die nicht stetigen

Elemente und prüfe, nach welchen Gesetzen der Arbeit, des Kaufs und Verkaufs die größte Anhäufung von Kapital zu erhalten ist. Sind diese Gesetze einmal bestimmt, dann mag das Individuum von „affektiven" Elementen so viele, wie es will, zur Geltung bringen, es mag sich dann auch selber ausrechnen, in welchem Maße durch die Einführung dieser „störenden" Elemente der Interessenkalkul verschoben wird. Daß diese manchesterliche — oder besser: waarentechnische — Auffassung des Wirthschaftlebens im Hinblick auf den üblichen Betrieb von Industrie und Manufaktur, von Handel und Gewerbe zum großen Theil richtig ist, wird man kaum bestreiten können. Menschlichkeitregungen haben im Konkurrenzsystem neben der Profitwuth keinen Platz. Es fragt sich nur, ob die bestehenden Austauschgesetze ewigen Charakter behalten sollen, ob die menschliche Gesellschaft die Kontrole über die sogenannten natürlichen, also dem Willenseinfluß entrückten Marktgesetze für ewig aus Händen gegeben habe, kurz: ob die waarentechnische Produktion wirklich die Geltung eines unabänderlichen Naturgesetzes behalten soll und behalten kann. Ruskin leugnete Das. Er leugnete sogar, trotz seinem Pessimismus in Bezug auf die Wirkungen des Kapitalismus (Anarchie in der Produktion, Demoralisirung der Arbeiter durch die Art der Arbeit an sich und durch das entwürdigende Verhältniß zwischen ihnen und den Arbeitgebern), daß die mechanistische Staatsformel selbst zur Zeit der höchsten Blüthe des Manchesterthumes alle im Wirthschaftlichen thätigen Kräfte berücksichtigt habe. Alle Wohlfahrteinrichtungen, alle Reformen der Armengesetzgebung, die in der sozialen Gesetzgebung Englands während der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einen so breiten Raum einnehmen, ja, alle berühmten Parlamentsausschüsse zur Untersuchung der Arbeiterverhältnisse, die ganze Fabrikgesetzgebung sprechen ihm dagegen. Sie bedeuten eine Verletzung der Lehre vom ökonomischen Menschen, sie bedeuten eine Verletzung der vorausgesetzten absoluten wirthschaftlichen Freiheit, wie denn den englischen Arbeitern ja sogar die Freiheit, von ihren individuellen Kräften zu Koalitionzwecken Gebrauch zu machen, lange Jahre hindurch versagt worden war. Sie bedeuten endlich und ganz besonders einen Eingriff in die Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber. Und gerade dieses Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer war für Ruskin das Ur- und Grundproblem der Nationalökonomie. Jeder Strike zeige, wie die wirthschaftenden Menschen die Thatsachen des Lebens aufgefaßt sehen wollen, er ist ein Protest gegen den von der „Wissenschaft" proklamirten Waarencharakter der menschlichen Arbeit, eine Auflehnung gegen die Marktgesetze. Die „störenden affektiven Elemente", die die auf die Fiktion vom ökonomischen Menschen aufgebaute Wissenschaft bei Seite gesetzt hat, melden sich da sehr nachdrücklich zum Wort. Ein der Wissenschaft ganz fremder Begriff, die Gerechtigkeit, mischt sich plötzlich in den mathematischen Interessenkalkul. Der Arbeiter will, daß die „Waare" Arbeit unabhängig sei von der Nachfrage; er will Stetigkeit der Beschäftigung und Löhnung nach einem seinen Kulturbedürfnissen, nicht dem minimum-standard of life, entsprechenden Maßstab. Es liegt aber — immer nach Ruskin — nicht in der Natur der Wissenschaft irgend welcher Art, den Einklang so widersprechender Ansprüche und Interessen herbeizuführen. Wissenschaft und Leben stehen demnach im Gegensatz: die Nationalökonomie ist eine Bastardwissenschaft, eine Afterwissenschaft vom Range der Astrologie.

Diesen Gegensatz zwischen Wissenschaft und Leben stellt Ruskin fest, ohne ihn aufzuklären oder zu sehen, worauf er beruht. Setzen wir einen Augenblick voraus, daß die Analyse gesellschaftlicher Thatsachen in einem gegebenen Moment vollständig sein könnte, daß sich, um mit Marx zu reden, das Materielle der Wirklichkeit in das Ideelle des Menschenkopfes um- und übersetzen ließe: so bleibt doch unter den Händen des Forschers das Objekt der Untersuchung, das Leben, nicht mehr das selbe. Vom rein Ideellen, dem Ideologischen, abgesehen, ändern sich die Bedürfnisse und die rein materiellen Bedingungen ihrer Befriedigung gleichzeitig durch Entdeckungen und Erfindungen; die Produktiontechnik, die Besitzverhältnisse verschieben sich, neue Interessenkristallisationen schießen auf, ihr Antheil an der politischen Macht ändert sich u. s. w. Die wissenschaftlichen Begriffe, mit denen wir die Wirklichkeit zu fassen suchen, sind außer den allgemeinsten Formalbegriffen des Denkprozesses selbst in steter Wandlung; und der Fehler eigensinniger Forscher besteht darin, mit alten, unmodifizirten Begriffen eine neue Welt erklären zu wollen. Darin lag auch das Verhängniß der sogenannten klassischen Nationalökonomen, so weit sie Forscher — nicht Interessenten — waren, obgleich sie an Schärfe und Vollständigkeit der Analyse gesellschaftlicher Thatsachen in der Geschichte der Geisteswissenschaften kaum Ihresgleichen haben. Unter den Händen der Interessenten verwandelte sich ihre Lehre in eine Klassenkampfsdoktrin und diese ideologische Verhüllung der Selbstsucht heißt Manchesterthum.

Ruskin ließ sich durch keine Verhüllung über die wahre Natur der an sich schon nie vollständig richtigen und überdies auch durch das Interesse gefälschten Sozialwissenschaft täuschen. Er hebt hervor, daß in der modernen Gesellschaft der industrielle und kommerzielle Typus den kriegerischen zwar überwunden, daß aber die industrielle Gesellschaftform die früheren, wesentlich aus der Feudalzeit stammenden Maßstäbe der sozialen Schätzung doch nicht ganz zu verdrängen vermocht habe. Woher kommt es, fragt er, daß der Soldatenstand noch heute geachteter ist als jeder andere Stand, daß die Vertreter der liberalen Berufsarten, der Arzt, der Lehrer, der Jurist, der Seelsorger in der allgemeinen Schätzung höher stehen als der Händler? Er antwortet: Weil sie Alle eine Ehre haben, die ihnen verbietet, über einen gewissen Punkt hinaus der Selbstsucht zu fröhnen. Der Soldat stirbt eher, als daß er seinen Posten verläßt, der Arzt giebt seine Gesundheit eher preis, als daß er dem mit einer ansteckenden Krankheit Behafteten seine Hilfe versagt. Gemeinere Motive mögen auch den Soldaten, den Arzt, den Juristen zu seinem Beruf geführt haben, aber sie Alle ordnen doch bei Gelegenheit ihr persönliches Interesse dem der Allgemeinheit unter, — und Das adelt sie. Das Grundprinzip des Händlers setzt aber voraus, daß er in Allem, was er thut, nur einen Zweck verfolgt: möglichst viel für sich zu erbeuten, möglichst wenig dem Käufer oder Kunden übrig zu lassen; und man hält es für unmöglich, daß er sich eine Gelegenheit dazu entschlüpfen lasse. Die soziale Motivirung des Verhaltens ist also für die Schätzung des Menschen selbst in unseren Händlerstaaten wesentlich. Sie ist, wie die Forderung der Gerechtigkeit in den Wirthschaftverhältnissen, für Carlyle, Ruskin und ähnliche Denker ein letztes, nicht weiter zu erklärendes, der Analyse unzugängliches, kurz: irrationelles Element des geschichtlichen Lebens. Nicht, was davon in Zahlen sich umsetzen, sondern, was im und vom Leben durch die Zahl sich nicht fassen läßt — der Bruch —, ist das Wesentliche.

„Es liegt Dir kein Geheimniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brüchen."

Ich habe bisher aus Ruskins sozialpolitischen Ansichten Dreierlei hervorgehoben: die dilettantische Form, die Kritik des Konkurrenzsystemes und, als Konstruktionprinzip für die zukünftige Gesellschaft, die Gerechtigkeit. Die Kritik findet sich in fast allen seinen Schriften: in „Unto This Last", in „Munera Pulveris", einem Werk von unbeschreiblichem Glanz der Darstellung, in „Fors Clavigera", einer bändereichen Sammlung von Laienpredigten an die englischen Arbeiter, und in „Timo and Tide", Ruskins Utopie. Alle behandeln sozialpolitische Fragen kasuistisch, von Fall zu Fall, unter Bevorzugung gewisser Lieblingsthemata, die rhetorisch und pathetisch ausgiebig sind: so der „entwürdigenden" Maschinenarbeit, der Knechtung des Menschen durch die Maschine, der Uebersozialisirung der Arbeit, der Verunstaltung von Land und Stadt durch die Ausbreitung der Maschinenindustrie; der Mechanisirung des ganzen sozialen Lebens durch Uebertragung der Methoden des Konkurrenzsystemes auf Künste und Wissenschaft, auf Literatur und Politik; der Auflösung aller moralisch wohlthätigen Organisationformen der Arbeit. In immer neuen Ansätzen giebt er eine Schilderung der Entwickelung des menschlichen Gemeinwesens von der früheren sogenannten organischen Form der Gesellschaft bis zur heutigen künstlich-individuellen Form der Gemeinschaft, ähnlich wie Carlyle. Die Gesellschaft geht nach Beiden ihren pathologischen Gang (Tönnies). Dafür aber machte, im Gegensatz zu Marx und den positivistischen Denkern, Carlyle nicht die materiellen Umstände verantwortlich, sondern das Schwinden idealistischer Denk- und Glaubensformen, denen er gegen die materiellen Bedingungen der Gesellschaft ein selbständiges Eigenleben zuerkannte. Er giebt der Gesellschaft einen ideologischen Unterbau. Ruskin steht zwischen Marx und Carlyle. Er scheint Carlyles Ansichten zu theilen, wenn er, um die Autorität in der Gesellschaft zu stützen, starke Anleihen bei einem sentimentalen Theismus macht; den Verfall der Gesellschaft in Anarchie begründet er aber durch ökonomische Ursachen, besonders den Mißbrauch der Regirungsgewalt durch die herrschenden Klassen. Seine Werththeorie hat einen marxistischen Anstrich; er führt in originellen Wendungen den Werth des Produktes auf die Arbeitzeit, die in ihm steckt, zurück; die Kapitalbildung und die Kapitalansammlung in einzelnen Händen wird durch Okkupation und sonstige Gewaltfaktoren erklärt. Ruskin behauptet, der soziale Nutzen des Reichthumes hänge von seinem Ursprung ab, und da er deutlich sagt, daß keines Menschen Hände ein großes Kapital ehrlich zu erarbeiten, sondern nur mittels sinnreicher Methoden die Arbeit Anderer auszubeuten vermögen (discovery of some method of taxing the labour of others), so kann man sich denken, wie hoch er den sozialen Nutzen des Reichthumes anschlägt. Er verwirft Zins und Grundrente: Kapitalisten und Grundeigenthümer sollen für ihre Ueberwachung entschädigt werden, aber weder Kapital noch Land zinsbar machen dürfen. Er verkündet ferner das Recht auf Arbeit für jeden Arbeitwilligen. Alle diese Anschauungen scheinen folgerecht ins Sozialdemokratische einmünden zu müssen. „Das Volk", ruft er er einmal aus, „hat angefangen, die besondere Form seiner früheren Mißregirung zu verstehen; es hat angefangen, zu argwöhnen, daß seine Herren es alle Arbeit haben thun lassen, selber aber allen Lohn für sich einstreichen; mit

anderen Worten, daß, was sie ‚regiren‘ heißen, nichts Anderes war, als sich vornehm kleiden und auf seine — des Volkes — Kosten gut nähren. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß das Volk in diesem Punkte Recht hat. Die europäische Gesellschaft bestand während der tausendjährigen Feudalzeit aus Bauern, die davon lebten, zu pflügen und zu graben (digging), aus Priestern, die bettelten, und aus Rittern, die raubten. Da die aufgeklärte öffentliche Meinung (luminous public mind) zur völligen Kenntniß dieser Thatsachen gelangt ist, so wird sie eine solche Ordnung der Dinge nicht länger dulden." Im neunundachtzigsten Briefe von „Fors Clavigera" erklärt er ferner, die natürliche Folge dieser Sachlage sei der Uebergang der — politischen — Macht von den oberen Klassen auf die Arbeiterklasse. Dazu stimmen drei seiner Reformvorschläge: die Festsetzung einer Maximalgrenze für industrielles und kommerzielles Einkommen, eine ähnliche Beschränkung des Landbesitzes und die sorgfältig durchdachte Forderung, die Bildung — allgemeine wie technische — zu verallgemeinern. Das sind Vorschläge, die auf ökonomische Gleichheit abzielen.

Danach scheint es fast unverständlich, wie Ruskin sich den demokratischen und sozialistischen Bewegungen seiner Zeit ausgesprochen feindlich gegenüberstellen konnte. Im Lichte dieser Ablehnung besonders aller politischen Gleichheit- und Freiheitbestrebungen (schon in „Unto This Last", 1860) sind die angeführten Aeußerungen als Konzessionen aufzufassen, entstanden aus dem Unmuth über den Mangel an Einsicht und Gerechtigkeitgefühl in den herrschenden Klassen, die er trotz Alledem für berufen hält, den Staat politisch zu leiten. Ruskin ist ein geschworener Feind der Demokratie. Er nennt sich emphatisch einen „Illiberal". Er spricht, wie Carlyle, verächtlich vom Parlament als von einer Schwatzbude (talking-shop) und warnt die arbeitenden Klassen, der Reformthätigkeit der Volksvertretung zu trauen. Jede durch ökonomische und geschichtliche Erwägungen veranlaßte Regung nach Gleichheit wird bei ihm wieder durch die tiefwurzelnde Ueberzeugung von der Unfähigkeit des Volkes, sich selbst zu helfen, aufgehoben. Eine durch Erziehung genährte Unzufriedenheit scheint ihm als wirksamer Faktor des Fortschrittes doch nicht stark genug; er hat sie offenbar nur als Schreckmittel für die herrschenden Klassen benutzt, um ihr „Gerechtigkeitgefühl" aufzurütteln. So schwebt dieses Gerechtigkeitgefühl, zuerst hingestellt als Produkt ökonomischer Nothwendigkeiten, doch wieder in der Luft; es ist abstrakt. Es giebt für Ruskin eine natürliche Sklaverei, nämlich die Unterwerfung unter einen überlegenen Willen, sie ist „eine eingeborene, natürliche, ewige Erbschaft des größeren Theiles der menschlichen Rasse; je mehr freien Willen man ihr läßt, desto mehr Sklaverei wird sie selbst für sich schaffen". Alles Heil, alle Reform ist darum von der moralischen Besserung der herrschenden Volksschichten zu erwarten, ihr guter Wille und ihre Intelligenz wird die Grundbesitzer zu Patriarchen, die Industriellen zu „Kapitänen der Industrie" — nach Carlyle — machen; nur vor einer solchen Reform der Gesinnungen kann der Händlergeist schwinden und nur durch sie wird die bestehende gesellschaftliche Hierarchie auch moralisch gerechtfertigt sein. Von dem Emporsteigen der geistig Minderwerthigen (inferiors) ist am Ende doch nichts zu fürchten, und zwar in Folge der „gesunden Unfähigkeit des Durchschnittes für geistige Arbeit". Der von Nietzsche so sehr glorifizirte „Instinkthaß" gegen geistiges Mittelgut regte sich auch in Ruskin und vertrug sich, sonderbar genug, mit seiner stark moralistischen Weltanschauung und ihren Forderungen vielfach abstrakter Gerechtigkeit.

Es hat sich gezeigt, daß die Logik in Ruskins sozialpolitischen Anschauungen Schiffbruch leidet. Aber er ist kein Mann der Logik, sondern der Ueberzeugungen, die wesentlich durch persönliche Eindrücke und durch Gefühlsreaktionen auf die Umwelt bestimmt und leidenschaftlich verfochten werden. Das ist das Temperament aller Utopisten. Mit der Feder in der Hand schaffen sie Wolkenkukuksheime in Buchform, schön wie Kunstwerke und wahr wie Träume. In diese Klasse sozialpolitischer Träume von höchstem Kunstwerth und von größtem Einfluß auf die Phantasie und die sittlichen Antriebe der Leser gehören Ruskins „Time and Tide“, „On The Old Road“, „Munera Pulveris“, „Fors Clavigera“, „Unto This Last“, überhaupt fast alle Schriften aus der Zeit nach 1860. Wagen sich aber Charaktere, wie er, auf das praktische Gebiet, so giebt es eben selten Anderes als Totgeburten.

Nur, wo sich Ruskin auf ganz nahe Liegendes beschränkte, war er nicht erfolglos. Er hatte vom Vater ein großes Vermögen (etwa zweihunderttausend Pfund Sterling) geerbt, das er seit 1860 im Sinne eines „public trust“, d. h. als öffentliches Geld, betrachtete und verwaltete. Er begann damit, menschliche Arbeit zur Bedienung und Bewirthschaftung auf seinen Landhäusern nicht nach ihrem Marktpreis, sondern nach ihrem Nutzwerth zu kaufen, ausgedrückt in der Summe von Nutz- und Luxusgütern, die er für sie im Einzelfall als entsprechend erachtete. Auf ähnliche Weise erstand und verkaufte er Bilder. Der Maßstab war der subjektive der fairness. Das waren die Anfänge seiner Sozialpolitik. 1864 wurde er Eigenthümer von Arbeiterwohnungen in Marylebone und anderen Theilen Londons und die bekannte Miß Octavia Hill half ihm sie verwalten. Diese unbeschreiblichen Spelunken wurden zuerst in einen menschenwürdigen Zustand gebracht, dann vermiethet. Der Erfolg war der, daß die Arbeiter besser und billiger wohnten als vorher und das Kapital zu fünf Prozent verzinst wurde. Später verkaufte er den Besitz mit einigen tausend Pfund Gewinn an Fräulein Hill. Obgleich er theoretisch Zins und Grundrente verwarf, schloß er also in der Praxis ein Kompromiß. Trotz diesen Erfolgen war er im Jahr 1877 mit seinem Vermögen fertig; seine Großmuth in Geldsachen kannte keine Grenzen. Im Jahr 1872 begann er, seine eigenen Werke zu drucken und zu verlegen. Ruskin gab das Geld und seinen Rath her; das Geschäft selbst aber ruhte in den Händen seines Schülers, des Kupferstechers George Allen, der ihm noch heute vorsteht. Gründliche, künstlerisch schöne und ehrliche Arbeit war das leitende Prinzip; und getreu seiner Abneigung gegen die Maschine bevorzugte er vielfach mit der Hand gefertigtes Papier. Gedruckt wurde in Werkstätten, in denen für die Gesundheit wie den Komfort der Arbeiter das Möglichste geleistet wurde. Der Verlag und die Werkstätten zur Herstellung der Kunstbeilagen befanden sich in Orpington, Kent. Vermieden wurden jede Art von Reklame, Zeitungankündigungen und das sonstige Geklapper des Handels. Ja, seine Feindschaft gegen den Konkurrenzmechanismus ging so weit, daß er Jahre lang sich nicht einmal der Vermittelung der Sortimenter bediente. Es gab also keinen Rabatt, keinen Kredit und der Band kostete in Folge der bei der Herstellung beobachteten künstlerischen und sozialreformatorischen Prinzipien ungebunden 13 Shilling, illustrirt 22 Shilling 6 Pence, so daß das Publikum auf die Kreise der Bücherliebhaber beschränkt blieb. Um die unteren und mittleren Schichten zu gewinnen, zu denen Ruskin hinstrebte, blieb schließlich aber doch nichts übrig als ein Kompromiß mit den

Geschäftsüberlieferungen. Sortimenter, Kredite, Ankündigungen wurden wieder zugelassen; und seitdem ist der Absatz der Werke ungeheuer groß, so groß, daß Ruskin jährlich an Schriftstellerhonorar zwischen vier- und fünftausend Pfund beziehen konnte.

Das bedeutendste praktische Unternehmen Ruskins aber ist die Gründung der Sankt Georgs-Gilde (eigentlich Sankt Georgs-Gesellschaft). Das Motiv der Gründung war negativ Ruskins Haß gegen die großen Industriestädte, diese Brutstätten des Ungeschmackes, mit ihrer durch die abscheulichsten Formen des Kampfes ums Dasein vergifteten Atmosphäre, positiv war es die Ueberzeugung, daß die Landwirthschaft — in deren Betrieb Maschinen verpönt sein sollten — die Basis des nationalen Lebens sei. Die Gesellschaft sollte ein Muster der in „Time and Tide" beschriebenen idealen Gesellschaft sein. Aber erst lange, nachdem die „Konfession" der anzuwerbenden Mitglieder veröffentlicht worden war, konnte der Anfang gemacht werden, denn nur sehr spärlich liefen Beiträge ein: während der vier Jahre von 1870 bis 1874 im Ganzen 370 Pfund Sterling 7 Shilling von vierundzwanzig Personen, darunter sieben Jahressubskribenten. Ruskin selbst steckte etwa 77 000 Mark in das Unternehmen. „Wäre ich ein Schwindler gewesen," schrieb er in hellem Zorn, „das britische Publikum hätte mir mit Vergnügen 200 000 Pfund Sterling statt 7 200 gegeben." Endlich gab er, um aus dem Stadium der literarischen Vorbereitung herauszutreten, 1877 einem kleinen Kreise erklärter Kommunisten, die aber außerhalb der Gilde blieben (wegen des Glaubensbekenntnisses, das unter Anderem Gehorsam gegen die überlieferte Verfassung und die bestehenden Behörden vorschrieb) 2287 Pfund Sterling zum Ankauf einer Farm von ungefähr 14 Acres Land vor den Thoren Sheffields (Abbeydale b. Dore), unter der Bedingung, das vorgeschossene Kapital in sieben Jahren zinsfrei in Raten zurückzuzahlen, worauf sie Eigenthümer der Farm werden sollten. Das Experiment scheiterte aber kläglich. Die Kommunisten hatten weder die geringsten landwirthschaftlichen Kenntnisse noch Kapital zur Bewirthschaftung. Bald gaben sie den Versuch auf und die Sankt Georgs-Gilde blieb glückliche Besitzerin der Farm. Auch mehrere Landschenkungen vermochten den Mangel an Betheiligung weiterer Kreise nicht zu ersetzen. Günstiger entwickelte sich das Museum im Heeley Park (Sheffield), dessen Neuanschaffungen aus den Mitteln der Gilde bestritten wurden, während für Behausung und Unterhaltung der Kunstsammlungen die Stadt Sheffield sorgt. Ausgeschlossen sind Kuriositäten und Gegenstände, die der Form nach unschön oder nach ihrem Inhalt unsittlich sind. Das Ganze ist so zu sagen eine Illustration der ruskinschen Bücher, vornehmlich der ästhetischen. Besondere Beachtung ist dem Kunsthandwerk gewidmet, dem Buchdruck und dem Buchschmuck. Fruchtbar scheinen auch Ruskins Bemühungen für verschiedene aussterbende Hausindustrien gewesen zu sein. Den Anstoß dazu gab der hoffnunglose Kampf, den die Handweber auf der Insel Man gegen die allmächtige Maschinenindustrie führten. Ruskin ließ in Laxey eine Wassermühle bauen; und die Pächter der Umgegend brachten ihre Wolle dahin und erhielten dafür im Austausch Garn und fertige Stoffe, ganz wie in alter Zeit. Die Laxeystoffe fanden große Verbreitung und es zeigte sich, daß es möglich sei, echte, schön gemusterte, dauerhafte Stoffe durch Handarbeiter unter menschenwürdigen gesunden Arbeitbedingungen herzustellen und zu vertreiben, trotz der Maschinenkonkurrenz.

Wie denkt sich nun Ruskin die zukünftige soziale Ordnung? Bei aller Rassen-

verbesserung durch die Verallgemeinerung und Hebung der Erziehung, für die er eingehende Vorschläge macht, glaubt er an „unbesiegbare Verschiedenheiten“ in dem Zeug (clay) der menschlichen Einzelwesen, ja, an dauernde Klassenverschiedenheiten: so zu sagen an die Stabilität der menschlichen Arten. Durch Vererbung und natürliche Assoziationen werden also die Kinder ungelernter Arbeiter wieder am Besten für rohe, körperliche und mechanische Arbeit sich eignen, die Kinder der gelernten Arbeiter, der Handwerker und Mechaniker, für die geschulten, mehr künstlerischen körperlichen Verrichtungen, — und so hinauf bis in die höchsten Berufe, die, jeder durch bestimmte Klassen und Kasten, monopolisirt bleiben. Der Uebergang von der einen Klasse zur anderen, die stetige Erneuerung des Menschenmateriales in ihnen sieht Ruskin als ein bloßes Element der Unruhe, als eine Gefahr für den Bestand der sozialen Ordnung an. Er glaubt fest, daß es Personen gebe, die für die gemeinen, aber gesellschaftlich nothwendigen Arbeiten (mining, stoking, forging) geboren sind, — für Arbeiten also, die Den, der sie verrichtet, zum Sklaven oder Hörigen machen. Es werden täglich Kinder geboren, die „Kandidaten für die Degradation zu gemeiner, körperlicher Arbeit liefern (furnish candidates for degradation to common mechanical business)“. Dieser Standpunkt wird nur durch die Bemerkung gemildert, daß in allen höher organisirten Staaten die gemeinen und mechanischen Verrichtungen fast als schimpfliche betrachtet werden und mit dem Makel einer Strafe behaftet sind (take the aspect either of punishment or probation); darum sollten sie den Verbrechern übertragen werden. Die sonstigen nothwendigen, aber untergeordneten Arbeiten, besonders in Fabriken, seien, so lange harmonische, auf Ehrfurcht beruhende Beziehungen in der Gesellschaft bestehen, das Loos Derer, die zeitweilig zu nichts Anderem fähig sind. Viele Handarbeiten hingegen (mit Ausschluß der mechanischen) — und zwar besonders die landwirthschaftlichen — müßten den oberen Klassen zufallen, um das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist bei ihnen wiederherzustellen. Für das höhere Handwerk wünscht Ruskin die Wiederbelebung der mittelalterlichen Gilden; und was den Grund und Boden angeht, so ist er für eine Nationalisirung unter Staatskontrole der Pächter. Die großen alten Familien der lokalen Magnaten sollen als bezahlte Beamte in ihrem Besitz bleiben und eine Art idyllischen Oberlehnrechtes genießen. „Lebende Tempel geheiligter Tradition“ und „die edelste monumentale Architektur des Königreiches“ nennt er diese Familien ihrer Bestimmung nach. Auch die politischen und militärischen Aemter, die gelehrten und künstlerischen Berufsarten, die Leitung von Industrie und Handel werden in den Händen der jetzigen Inhaber gelassen; freilich werden Diese dann zu Beamten, die der Staat besoldet.

Dilettantisch ist diese Sozialphilosophie, daran ist nicht zu zweifeln. Trotzdem ihr Erfolg! Wollte man Dem gegenüber auf die Widersprüche hinweisen, in denen sich Ruskins Denken bewegt, so bliebe sein Einfluß thatsächlich unerklärt; ähnlich wie eine Kritik Rousseaus nach rein logischen Maßstäben den nachweislichen Einfluß seiner Schriften unerklärt ließe. Worauf beruht aber nun schließlich die Wirkung solcher Geister? Ich habe es schon angedeutet: auf dem emotionellen Charakter ihrer Schriften. Was Ruskin betrifft, so hat er insbesondere gewirkt durch die Wucht seiner Empörung gegen die Händlerkultur als letztes Wort der Entwickelung. Er hat gewirkt durch die Energie, mit der er gegen eine Welt von Widerständen die Organisation der Arbeit verlangte,

die Zeit und Umständen angepaßt war, den Zeitgenossen aber um ihrer Neuheit willen paradox erschien. Er hat gewirkt durch die Schärfe, mit der er auf die natürlichen Ursachen aller gesellschaftlichen Differenzirung hinwies und, ähnlich wie John Stuart Mill, die Schranken zeigte, über die hinaus das Anrecht von Staat und Gemeinde an das Individuum aufhört, berechtigt und nützlich zu sein. Er hat, obgleich er mehr als jeder andere englische Schriftsteller den sozialen Sinn seiner Nation aufgerüttelt hat, vor Allem sich vor einer Einseitigkeit bewahrt, der die meisten Sozialreformer anheimfallen: vor der Einseitigkeit, die soziale Frage losgelöst von allen anderen Kulturfragen zu betrachten. Er kehrt sie um und um, er stellt ihre ästhetischen, ethischen, pädagogischen Seiten ins Licht, er bringt, selbst Gut und Blut aufs Spiel setzend, auf eine Gesammtbetrachtung und Gesammtlösung, er interessirt an ihr alle Klassen und Stände, er erweckt sie zu sozialem Fühlen und Denken und erhebt sich schließlich, alles Detail weit hinter und unter sich lassend, zu einer alles Vergängliche und Nichtige des Tageskampfes verklärenden Ewigkeitbetrachtung. Wenn man sein gesammtes Wirken in Wort und That überschaut, ists wie auf einem hohen Aussichtpunkt, von dem aus man tief unten Gewitter sich entladen sieht: aber der Himmel darüber bleibt ewig heiter und unbewölkt. Wer wollte einem solchen Manne zürnen, weil er in den bitteren Fehden und Diskussionen, die die soziale Frage entfesselt hat, das Recht der Poesie vertreten hat? Wir bedürfen ihrer nur zu sehr, um nicht jede Hoffnung zu verlieren. Ein ABC-Buch für den Parteidrill sind Ruskins Schriften freilich nicht.

Dr. Samuel Saenger.



Selbstanzeigen.

Spinoza und Schopenhauer. Eine kritisch-historische Untersuchung, mit Berücksichtigung des unedirten schopenhauerischen Nachlasses. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, Berlin 1899, Preis 3 Mark.

Schopenhauer war stets geneigt, in Abrede zu stellen, daß seine Philosophie außer durch Plato und Kant durch Vorgänger beeinflußt sei. Von Plato habe er die Ideenlehre zur Begründung seiner Lehre von der ästhetischen kontemplativen Erkenntniß und von Kant die Lehre von der Subjektivität von Raum und Zeit angenommen. Und doch ist sein System auch von den Gedanken Spinazas nicht unwesentlich beeinflußt worden. Schopenhauer ergeht sich wiederholt in Ausdrücken der Bewunderung und grenzenlosen Hochachtung für die Persönlichkeit Spinozas, behandelt aber im Allgemeinen seine Philosophie — mit Unrecht — geringschätzig. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, die Urtheile Schopenhauers über die spinozistische Philosophie einer Kritik zu unterwerfen und an der Hand der ersten — zum Theil leider bis heute noch nicht veröffentlichten — Aufzeichnungen aus Schopenhauers Jugendjahren den Einfluß Spinozas auf Schopenhauer genetisch festzustellen. Es handelt sich um einen Einblick in die Entwickelungphasen der schopenhauerischen Philosophie und ich komme dabei zu Resultaten, die Schopenhauer selbst allerdings nicht anerkannt haben würde.

Dr. Samuel Rappaport.



Goethes Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Verlag von Reinhold Mahlau, Frankfurt a. M.

Bei Gelegenheit der Goethefeier glaubte ich an den einst so berühmten, jetzt der Nation im Ganzen unbekannt gewordenen bedeutendsten Jugendfreund unseres Dichterfürsten erinnern zu sollen. Ich bemühte mich daher, in gedrängter Kürze ein möglichst treues Bild des eigenthümlichen, festen, edlen Charakters und des merkwürdigen Lebensganges dieses hochbegabten Mannes zu geben, der, aus niederem Stand, in Rußland zu hohen Würden emporstieg. Hierbei konnte ich mich auf die tiefgehenden, äußerst sorgfältigen Forschungen Max Riegers, des Großneffen Klingers, stützen, die ungemein viel bis dahin Unbekanntes zu Tage förderten. Der Würdigung seiner Werke, die von Männern wie dem Grafen Schack und dem großen Historiker Schlosser hochgehalten wurden, glaubte ich am Besten durch Wiedergabe einiger charakteristischer Stellen zu dienen.

Frankfurt a. M. Dr. Emil Neubürger.



Ziehens Kaufmännische Reallesebücher. Deutscher, englischer, französischer, italienischer, spanischer Theil. Frankfurt a. M. Karl Jügels Verlag (M. Abendroth) 1899.

Kann und darf der Schulunterricht, ohne sein ideales Ziel der allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung zu vernachlässigen, auf den späteren Beruf des Schülers in weiterem Umfange Rücksicht nehmen? Zur praktischen Beantwortung dieser Frage, deren Berechtigung übrigens in mancher Hinsicht als anerkannt gelten kann, wollen die Herausgeber einen Beitrag liefern, der als erster Versuch dieser Art wohl der Verbesserung fähig sein dürfte, von dem sie aber immerhin eine Förderung der Unterrichtszwecke erhoffen. Diese Lesebücher sind zunächst für die Oberklassen der höheren Handels- und Realschulen bestimmt; sie sollen den Betrieb des sprachlichen Unterrichtes in engere gegenseitige Beziehung zu anderen Lehrfächern setzen und insbesondere der Lecture solche Stoffe zuführen, die dem Gedanken- und Interessengebiet der industriellen und kaufmännischen Kreise angehören. Die einzelnen Abschnitte — Naturgeschichtliches, Erdkunde, Verkehrsleben, Industrie, Handel, Volkswirthschaft — sind der Fachliteratur der Hauptkulturvölker entnommen, und zwar so, daß sie inhaltlich einander möglichst ergänzen und zusammen ein Bild der verschiedenen Wissensgebiete, wenigstens in Umrissen, geben. Die fremdsprachlichen Lesestücke bieten zwar theilweise größere sprachliche Schwierigkeiten, doch wird die zu ihrer Bewältigung erforderte geistige Anspannung den Verstand bilden und nützlich wirken. Vor Allem soll die vorausgesetzte — nicht mühelose, aber lohnende — Mitarbeit des Lehrers dafür sorgen, daß der Lehrstoff durch Weckung des wissenschaftlichen Interesses, des Forschungtriebes, zur Grundlage und zum Ausgangspunkt für weitere Fortbildung werde. Die Bücher können dann vielleicht auch über den Kreis der Schule hinaus für manchen ins Geschäftsleben Tretenden noch einigen Werth behalten und zu ausgedehnterer Lecture, zu wissenschaftlichem Weiterarbeiten Anregung geben.

Frankfurt a. M. Professor Dr. Eduard Wolff.



Abschied.

Es war ihr letztes Zusammensein. Warum das letzte? Sie hatten es selbst so bestimmt in ihrem Souverainetätgefühl, mit dem Raffinement von Feinschmeckern, die zu essen aufhören, so lange das Gericht noch mundet. Eine Großstadtliaison, ohne Romantik, ohne Leidenschaft, aus Bedürfniß nach Sensation: aus jenem Bedürfniß müder, skeptischer Genußmenschen, denen das Heute Alles bedeutet, weil das Morgen sie nicht kümmert und das Gestern sie leer gelassen hat.

Das Champagnerglas stand noch beinahe voll vor ihr, nur der Schaum abgeperlt. Sie war eine unendlich verwöhnte Frau, der vor den Tiefen, der Anstrengung und der Wiederholung graute.

Beide sprachen miteinander ohne Erregung und ohne Stocken, wie gute, sehr alte Freunde mit einander plaudern, — Freunde, die eine hübsche Jugend gemeinsam verlebt haben und sich daran gern erinnern.

Alle kleinen Umstände ihres Liebesabenteuers wurden noch einmal berührt. Wie sie zum ersten Male zu ihm gekommen war ... sie hatte sich geängstet wie ein Kind. Auf dem Tisch standen Rosen in einem Glas. Nebenan spielte Irgendwer Klavier, den Donauwalzer; und sie hatten von russischer Politik geredet. Das war komisch: russische Politik und Donauwalzer! Dann war er einmal krank gewesen; er hatte nicht gewagt, ihr Nachricht zu geben; sie hatte geglaubt, er stürbe, und hatte für ihr Geheimniß gezittert.

Ein gemeinsamer Bekannter hätte sie später fast einmal ertappt. Er kam gerade die Treppe herunter, als sie die Thür aufschlossen. Sie mußten hinter der Thür warten, bis er vorüber war.

Es war nett gewesen: „So aufregend und kindisch!“

Sie sagte Das, auflachend, mit einem ganz kleinen nervösen Schauder, als ob sie fröre. Und er lächelte, über den Rauch seiner Cigarette hinweg, wie über etwas längst Ueberwundenes, sehr Spaßhaftes. Es war sehr nett gewesen! Er fand Das auch.

Nun war es Zeit.

Sie war aufgestanden und reichte ihm die Hand über den Tisch hinweg.

„Also Adieu!“ sagte sie.

Er ergriff die Hand, eine kleine, schmale Frauenhand in hellgrauem Lederhandschuh, matt, wie ohne Knochen, und immer kalt ... Er fühlte die Kälte durch den Handschuh hindurch.

Keinen Augenblick länger, als schicklich ist, hielt er sie fest.

„Adieu!“ sagte auch er.

Natürlich war es ausgemacht, daß sie einander nicht schreiben würden. Wenn der Zufall sie wieder zusammenführte, würden sie sich ohne Aufregung und ohne Sentimentalität wie zwei Freunde begrüßen, die sich einige Stunden im Eisenbahncoupé unterhalten haben und einander nichts weiter zu sagen wissen.

Er half ihr das Cape umnehmen, ein Sommercape noch, mit sehr vielen Spitzen, Schleifen, Rüschen, aus dem ihr feines Köpfchen, schmal und weiß wie eine mysteriöse, exotische, etwas kranke Blume, hervorsah.

„Steh doch," sagte sie, während sie die Haken schloß, „bald werde ich mit den Wintersachen anfangen müssen."

Sie stand vor dem Spiegel und stieß die Nadel durch ihr Hütchen, ein winziges Wunderwerk von Sammet und Federn, die zu beiden Seiten ihrer schmalen Stirn in zwei schwarzen Flügeln aufragten. Dann zog sie den Schleier herunter und dabei schob sie die Unterlippe ein ganz klein wenig vor, so daß die weißen, spitzen Zähnchen sichtbar wurden.

„Ja, es fängt an, kalt zu werden", sagte er.

Das Zimmer war ein Miethzimmer im äußersten Südwesten. Er hatte es herrichten lassen, so gut es ging, ohne Aufsehen zu machen. Trotzdem war es von verzweifelter Banalität geblieben, mit seinem Paneelsofa, dem schreienden Blumenteppich und den rostbraunen Bettportieren, die durch eine riesige baumwollene Trobbel zusammengehalten wurden. Sie hatten oft zusammen über die Häßlichkeit dieses Ungethümes von Trobbel gelacht. Dann hatte sie wie ein Kind damit geläutet. „Große Kuhglocke Du! Klinge doch! Bim, bam, bum!" Die Trobbel war unglaublich.

Eben fiel ihr Blick wieder darauf. Sie lachte hell auf. „Nein, diese Trobbel! Die Trobbel vergeß' ich in meinem Leben nicht."

Er griff danach und strich mit der Hand darüber hin: „Ein mörderischer Geschmack! Daß die Menschen den Muth zu solchen Erfindungen haben!"

Er würde die Miethe bezahlen und ein schweres Trinkgeld dazu. Andere würden in dem Zimmer wohnen .... sich lieben und küssen.

Das war so einfach.

„Soll ich Dich nicht nach Haus begleiten?" fragte er.

„Wozu?" sagte sie kühl. „Ich kann ja eine Droschke nehmen, wie immer."

Das war richtig. Sie hatte es immer so gemacht. Er bestand auch nicht weiter auf seinem Anerbieten.

Sie hatte ihren Schirm genommen und wandte sich zur Thür.

Durch den engen, halbdunklen Korridor gingen sie schweigend neben einander her. Er hörte ihre seidenen Röcke über den Läufer schleifen. Es waren nur wenige Schritte und doch wurde ihm der kurze Weg sehr lang.

„Ich danke Dir", sagte er, schon in der Thür.

Sie nickte nur, etwas spöttisch, mit einem kleinen, ganz kurzen Ruck; vielleicht, weil sein Ton ihr sentimental vorgekommen war.

„Adieu denn!" sagte sie noch einmal in der Thür, ohne ihn anzusehen. Eine Spitzenmasche ihres Aermels hatte sich um einen Handschuhknopf geschlungen und sie suchte sie wieder loszunesteln.

Das beschäftigte sie den ganzen Weg die Treppe hinunter.

Sie sah sich nicht um und ging mit raschen, kurzen Schritten die Straße entlang.

Der Droschkenstand befand sich am Ende der Straße, nur wenige Schritte entfernt, in der entgegengesetzten Richtung, nach der sie fahren mußte. Fünf bis sechs Droschken standen da, die Kutscher daneben, die Gäule dröselten mit hängenden Köpfen. Sie hielt sich nicht auf und ging weiter.

Noch nie hatte sie sich in dieser Gegend umgesehen: eine häßliche, übelriechende Armeleutgegend. Die Stadt hörte hier beinahe auf. Auf der einen Seite war ein Kirchhof, schmutzig-weiß übertünchte Mauern mit spärlichem, an-

geblaktem Baumwerk darüber, Blechkreuze und kleine weiße Säulen. Dann offenes Feld. Dort spielten Kinder, strohköpfige Proletarierkinder, mit fadenscheinigen, ausgewaschenen Kleidern und schrillen Stimmen.

Wie ekelhaft war das Alles!

Auf der anderen Seite liefen Schienenstränge, schnurgerade, rostfarbene Doppellinien, immer eine neben der anderen; und sie kreuzten und verschlangen sich mit dem wirren Netzwerk der Telegraphen- und Telephonleitungen, deren hohe Stangen in regelmäßigen Abständen wie Schildwachen dastanden: so weit man blicken konnte, ein Gewirr von Linien und Streifen, die alle dem selben Ziel zuzustreben schienen, sehr weit hin, wie Ziffern und Reihen eines arithmetischen Exempels von unendlicher Komplizirtheit.

Sie ging auf dem schmalen Feldweg längs des Schienenstranges fort.

Rechts von ihr lag das Feld, grau mit struppigen Rasenflecken wie das Fell eines niedrigen, schlechtgehaltenen Thieres, Sandkuhlen, Brüche. Irgend Etwas von einem Morde, der da passirt war, fiel ihr ein. Das Regenwasser hatte flache, geränderte Tümpel gebildet. An vielen Stellen lagen Haufen von Unrath, leere Blechbüchsen, Glasscherben, verfaulte Holztheile, Papier, — unglaubliche Massen von Papierfetzen. Ueble Gerüche stiegen daraus auf.

Auch vernachlässigte Häuser, einzelstehende, die Fenster mit grauen Lappen verhängt. Eine grobe Männerstimme schimpfte. An der Kette heulte ein Hund.

Arbeiter, die ihre Vorortwohnungen aufsuchten, gingen an ihr vorüber, in schmutzigen, geflickten Röcken, leere Blechkannen oder Bierflaschen schlenkernd. Sie gingen, Einer hinter dem Anderen, in langer, farbloser Reihe. Einige junge Bengel machten über die elegante Dame, die allein ging, ihre Witze und lachten.

Sie verstand nicht, was sie gesagt hatten. Irgend etwas Gemeines. Sie ging ... ging ...

Auf den breiten Schienensträngen glitten die Züge vorüber, ordinäre, billige Vorortzüge, die abends das menschliche Lastvieh in seine Ställe zurückschaffen. Sie kamen näher, immer lauter. Sie schrieen, kreuzten sich und verschwanden in dem Schienenmeer, das gleichmäßig blieb, eine Linie neben der anderen, endlos, ein Alles verschlingendes Streifeneinmaleins.

Die Lichter waren angesteckt worden und glühten nun auch längs des Bahnkörpers, an den steilen, kiesigen Dammseiten, wo man die Erde nackt sah, zerschnitten in ihren Eingeweiden ... rothe, blaue und smaragd-grüne Lichter wie tückische, entzündete Augen. Ab und zu kam auch ein Courierzug, der schneller jagte und sehr laut schrie, mit riesiger, puffender, weißer Dampfwolke. Der Dampf schwebte eine Zeitlang in der Luft und senkte sich dann mit zerflatternden Federfähnchen, die von der Dunkelheit aufgesogen wurden, herab. Und dann wieder die anderen, — die rollenden Käfige der Arbeitsthiere, mit hellen Fensterluken und häßlichen, ordinären Rasselgeräuschen. Sie riefen einander an. Sie gaben sich Zeichen mit den bunten Lichtern. Sie kamen und gingen. Sie belebten die Nacht mit ihren Stimmen. Funken sprühten auch längs der Schienenbänder und in der Luft schwang ein sengender, widerwärtiger Brenzelgeschmack von Kohle.

Wie häßlich! Wie häßlich!

Sie ging noch immer ...

Zu beiden Seiten dehnte sich das Feld, flach, grau, trist, von unendlicher

Traurigkeit, bis zu den Häusern der Vororte, die sich zu zeigen anfingen, mit ihren Hinterwänden, riesigen, kahlen Steinvierecken, nur von regelmäßigen Fensterlöchern durchbohrt.

Die Züge kamen und gingen. Sie hatte zwanzig gezählt. Sie zählte hundert. Sie zählte sie gar nicht mehr. Sie hörte von fern das tiefe, surrende Summsen wie von Bremsen, dann donnerten sie vorüber und verloren sich wieder brummend und grommelnd in der Nacht, wie ein Gewitter, das abzieht. Das Geräusch des letzten, der sich entfernte, vermischte sich schon wieder mit dem des neuen Zuges, der herkam. Die Geräusche setzten gar nicht mehr ab. Sie bildeten in ihrem Kopf eine einzige lange Linie, eins ging in das andere über ...

Und die Schienen dehnten sich ... eine neben der anderen, ganz gerade, ins Weite, wo andere Linien und Streifen sie kreuzten ... In ewigem, ruhlosem, rastlosem Eillauf, durch die Nacht in die Nacht, hörte sie die Züge mit den keuchenden Stößen ihrer Lokomotiven heranschmettern und sich verlieren, in fliehenden Dämpfen, in einer Vibration der Schienen und Drähte, die klirrten, schwangen ... Eisen, das auf Eisen sich rieb, blinde Augen, die glotzten ... rothe, blaue und smaragdgrüne ... Thiere ohne Athem, die liefen, liefen ...

Es war nichts mehr in der Welt als die Nacht und die Stille, die rothen und blauen Feuer und die Züge, die rasselten: eine wahnwitzige, wüthende Galoppade durch Nacht und Stille; eine Maschinerie der Hölle, die abging, man wußte nicht, woher, und hinlief, man wußte nicht, wohin, die mit ihrem Schreien das Echo der Stille weckte und der Nacht ihre seelenlose Bewegung mittheilte.

In ihrem fiebernden Gehirn war alles Andere erloschen und versunken ... Und die Züge kamen und gingen.

Sie liefen ... liefen ...

Am nächsten Morgen meldete der Polizeibericht, daß man auf dem Schienengleise der Potsdamer Bahn den Körper einer elegant gekleideten Dame aufgefunden habe, tot, den Kopf vom Rumpf getrennt.

Man glaubte an einen Unfall, ein Verbrechen, ein Geheimniß. Einige Tage darauf erhängte sich der bekannte Baron M... in einem Miethzimmer des äußersten Südwestens. Er benutzte dazu die braune baumwollene Trobbelschnur, die die Bettportieren zusammenhielt.

Man fand Das ganz und gar nicht chic, sondern geschmacklos.

Hans von Kahlenberg.



Gewehr bei Fuß!

Was läßt die Börse stocken, daß die sonst so bewegliche zu rasten scheint? Sammelt sie ihre Kraft zu einem verstärkten Angriff oder will sie gar dem Gegenüber Zeit lassen, Athem zu schöpfen, damit ihr späterer Obsieg um so stolzer sei? Mit nichten! Das liegt nicht in der Art und Weise der Männer, die mit der Stunde um Existenzen würfeln. Angst, blasse Angst lähmt ihre Glieder. Da machten sie denn aus ihrer Schwäche eine Tugend und ließen sich

mit schönen Worten ob der Vorsicht und der Einsicht rühmen, die sie veranlaßte, dem wilden Treiben für eine Weile zu entsagen. Aber nichts ist schwerer zu heucheln als Gleichgiltigkeit. Als das Bezugsrecht auf junge Kreditaktien nur noch mit dreieinhalb Prozent bewerthet wurde und als mit den Rückgängen englischer Konsols und französischer Rente die letzten Rettunganker ins Treiben geriethen, da wagten selbst die gewiegtesten Akteure nicht mehr, ihre Rolle weiter zu spielen, sondern schlossen sich der haute finance an, die einen stattlichen Posten Verkaufsordres an den Markt brachte, und zerstreuten sich in die Seebäder, um, im Dünensand gelagert, abzuwarten, bis sich der Sturm verzöge, die Tragikomoedie in Rennes ausgespielt und Dom Pauls Widerstand zur Ruhe gebracht wäre, während ihm die eben so unausbleibliche wie für ihn werthlose Versicherung stammesverwandtschaftlicher Sympathien aller deutschen Kannegießer ein Pflaster auf die schmerzende Stelle legen würde.

Das Publikum hat die Arien der Burgstraße so lange mitangehört, ohne im Chorus mitzusingen, daß es einige Unterscheidung für die Art des Intonirens gelernt hat. Auch kann selbst der gutmüthigste Provinzialbankier die Konten seiner Kunden ohne weitere Einlagen nicht mehr erweitern, sondern drängt zu Realisirungen. Schon seit fast drei Monaten kreuzen diese unangenehm vernünftigen Realisirungen die Absichten der Haussefanatiker; jetzt haben sie aber einen Umfang angenommen, der den Lebensnerv der Hausse trifft. Doch was hilfts? Jeden Tag erscheint die „Kölnische Zeitung", sogar in mehreren Ausgaben, und täglich kann der kleine Sparer der Provinzstadt, wenn er neben dem Abonnement auf das Kreisblättchen noch das theurere Abonnement auf das „Weltblatt" erschwingt, schwarz auf weiß lesen, daß die Zechen nicht in der Lage sind, den gesteigerten Ansprüchen an ihre Leistungfähigkeit zu genügen, die bereits aufs Aeußerste angespannt sei. Und jede Woche bringt neue Preiserhöhungen. Wo bleibt aber der Gewinn? Man muß den kleinen Gesichtskreis vieler Leute kennen, die heute in den geringeren Engagements stecken; unter Umständen genügt aber auch ein Blick in die Schlußscheine einer Großbank oder ein Stündchen Aufenthalt in den Kassenräumen ihrer Depositenfilialen, um zu wissen, wer schiebt und wer geschoben wird und wie werthlos die „Stimmung" der Börse ist.

Daß die heutige Situation höchst unbehaglich ist und über kurz oder lang zusammenbrechen muß, ist kaum noch zu bestreiten. Ja, ich halte in diesem Augenblick jeden Optimismus in der Beurtheilung der kommenden Börsenereignisse für Wahnwitz. Bei Alledem bedeutet Das aber zum Glück noch keine nationale Gefahr. Man muß nicht vergessen, daß gerade die Kreise, die die industrielle Hochkonjunktur auf die Börse übertragen haben und Hauptbesitzer der alten und neuen Montanwerthe sind, den Grundstock ihrer Aktien noch zu den früheren, niedrigen — nach meiner Ansicht angemessenen — Kursen erworben haben; nur mit Dem, was sie in den letzten zwei und drei Jahren erübrigten und zur Vergrößerung ihrer Anlagen benutzten, haben sie meistens zu theuer gekauft und dieser neuere Besitz ist neben dem alten, der in der Regel ein in vielen Jahren angesammeltes oder ererbtes Vermögen darstellt, relativ gering. Um dem Glück die Hand zu bieten, entäußerte man sich nach kurzem inneren Kampfe der soliden, aber aussichtlosen und kärglichen Zins tragenden Rentenpapiere und Herr von Miquel mußte, als seine schönen Konsols überall geschmäht und verschmäht wurden, froh sein, sie seinem Schoßkinde, der Preußischen Centralgenossenschaft-

kasse, zum Angebinde machen zu können. Und noch einen gewissen Antheil, der seltener beleuchtet worden ist, hat Herr von Miquel daran, daß die beati possidentes, die nicht auf fortwährendes Umsetzen ihrer Anlagen angewiesen sind, an ihren Montanpapieren zähe festhalten, so lange die Marktberichte aus Oberschlesien und aus Rheinland-Westfalen Befürchtungen über die Zukunft der Eisen- und Kohlenindustrie ausschließen. Gestattet die vielgerühmte preußische Steuergesetzgebung doch — unter Sanktion der Rechtsprechung —, für die Vermögensdeklarationen den Besitz an Werthpapieren zum Einkaufspreis anzugeben, ohne daß der jeweilige Marktpreis, der sich bei börsengängigen Aktien ohne Weiteres nach dem Kurszettel feststellen ließe, in Betracht kommt. Warum also verkaufen, um alsdann die doppelte und dreifache Ergänzungsteuer entrichten zu müssen? Selbst wenn die Aktien um fünfzig Prozent fallen, bleibt den Besitzern, deren Erwerb einige Jahre alt ist, noch ein erklecklicher Gewinn. Die ausgesprochene Mattigkeit, die sich an der Börse zeigte, bedeutet also im Allgemeinen noch keine Verluste. Uebrigens hat die Contremine in Berlin noch keineswegs die Oberhand. Aber schon rüstet sie sich auf die Zeit der Ernte.

Das große, besitzende Publikum ist übersättigt und muß sich nothgedrungen resigniren. Es hat sich so vollständig ausgegeben, daß es nirgends mehr Geld erhalten kann, um neue Engagements einzugehen. Jedermann hat sein Geld in Industriewerthe gesteckt und, wer einen industriellen Betrieb sein Eigen nannte, das Verdiente in diesem eigenen Unternehmen angelegt und es verbessert oder erweitert, um auf diese rechtschaffenste Art Vortheil von der Konjunktur zu ziehen. Leute, die in ihrem Bargelde wühlen könnten, giebt es heute nicht mehr! Es fehlt allenthalben an Geld und Gold, — und daraus ergiebt sich ein hoher Diskontsatz. In den letzten drei Jahren betrug in Berlin die Differenz zwischen dem Bankdiskont und dem Privatdiskont an achtundvierzig Tagen (für die Jahre 1897 und 1898), an zweiunddreißig Tagen (für das laufende Jahr)

	1897:	1898:	1899:					
an	17	16	14	Tagen	0	bis	$^1/_2$	Prozent
„	23	25	13	„	$^1/_2$	„	1	„
„	2	3	4	„	1	„	$1^1/_4$	„
„	3	2	—	„	$1^1/_4$	„	$1^1/_2$	„
„	3	2	—	„	$1^1/_2$	„	$1^3/_4$	„
„	—	—	1	„	$1^3/_4$	„	2	„
	48	48	32					

Also nur an sieben, beziehungweise acht unter 48 und fünf unter 32 Tagen trat eine einprozentige oder mehr als einprozentige Spannung zwischen dem offiziellen Diskontsatz und dem am offenen Markt giltigen Zinsfuß ein, während früher das Verhältniß derartig war, daß mindestens während der Hälfte des Jahres Differenzen von ein bis zwei Prozent sich zeigten. Daraus erhellt, mit welchen Anforderungen das Geldbedürfniß auf den Markt trat, und diese kleine Statistik, im Zusammenhalt mit der Thatsache, daß wir seit anderthalb Jahren einen hohen Bankdiskont haben, sollte Allen, die noch immer nicht anerkennen wollen, wie ernst die Lage des Geldmarktes ist, die Augen öffnen. Noch dazu werden nächstens die amerikanischen Guthaben in Europa fällig. Auch droht die Zufuhr afrikanischen Goldes in Folge der Transvaalkrisis zu stocken. Je mehr sie sich

zuspitzt, desto ängstlicher blicken die Direktoren der Bank von England auf das Zusammenschmelzen ihrer Reserven. Sie werden den Diskont um ein Prozent erhöhen müssen. Ein anderes wirksames Mittel, um Goldbezüge zu verhindern, hat die Finanzpolitik noch nicht ersonnen. Darüber, daß die kontinentalen Börsen dem londoner Markt, die kontinentalen Landesbanken dem Vorgehen der Bank von England folgen werden, kann sich Niemand täuschen.

Darum heißt es für die nächste Zeit: „Gewehr bei Fuß!“ Es wäre nicht einmal nöthig gewesen, daß gar so Vieles just zusammentraf: Rennes und Transvaal, die Kursschwankungen des Minenmarktes und die Schwäche der wiener Börse, die Blamage des neuesten russisch-belgisch-französischen Dreibundes für Gründungen und die allgemeine Geldknappheit, um selbst der Unternehmunglust der Muthigsten Halt zu gebieten. In diesen mannichfachen Nöthen der Staaten und Privaten versteht es die Diskontogesellschaft, immer noch an besonderen, gehäuften Gebresten zu kränkeln. Ihre Leiter haben offenbar auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit König Midas, dem, was er in die Hände nahm, zu lauterem Golde ward, und man braucht nicht gerade ein alter Aktionär der Dortmunder Union zu sein, um sich dreimal zu bekreuzigen, ehe man der Diskontogesellschaft ein Papier abnimmt. Sie hat nun einmal einen unglücklichen Griff! Das altersschwache Gebäude hatte endlich, endlich dem Zeitgeist ein Fensterchen geöffnet und wollte in London eine Filiale aufthun. Monate über Monate suchte Herr von Hansemann und konnte die würdige Persönlichkeit nicht finden, die ihn drüben zu vertreten geeignet wäre. Jetzt, nach merkwürdig langer Zeit, hat man Jemand gefunden, und zwar unter den eigenen Leuten. Darum das lange Zögern? In Rumänien herrschen böse Zustände: die Kaufmannswelt ist korrupt, die Gesetzgebung verpfuscht, das Gerichtswesen unzuverlässig. Dieses Jahr kommt eine Mißernte dazu! Unser Handel wird, wenn er sich Vertrauensfäligkeiten zu Schulden kommen läßt, von den betrügerischen Exporteuren der gesegneten Donauländer ohnehin gebrandschatzt. Und wer hat uns die rumänischen Papiere aufgehalst? Die Diskontogesellschaft ... Ohne gelegentliche Revolutiönchen geht es in Südamerika nicht ab. Venezuela ist jetzt gerade an der Reihe. Und wer hat den deutschen Kapitalisten zu dem zweifelhaften Vorzug verholfen, venezolanische Gläubiger zu sein? Die Diskontogesellschaft! Der Schauplatz dieser Unruhen liegt mir zu fern, als daß ich ihre Bedeutung für die Sicherheit des Schuldendienstes entscheiden könnte. Das überlasse ich dem vielgeprüften Leiter der Diskontogesellschaft. Nur scheint auch ihm jener Schauplatz zu fern zu liegen, was immerhin bedenklich ist. Ja, polnische Großgrundbesitzer von der agrarischen Noth erlösen und deutsche Güter aufkaufen, um sie unter bequemen Bedingungen von Polen besiedeln zu lassen, ist allerdings sehr viel einfacher, aber auch um so komischer. Der Diskontogesellschaft kann allenfalls die Handelsgesellschaft — solamen miseris — zum Troste gereichen. Sie muß ruhig geschehen lassen, daß „ihre“ autonome serbische Monopolverwaltung, die am Längsten autonom gewesen ist, Vertragsbruch im Großen betreibt, wenn auch in der unschuldigen Form eines Tauschgeschäftes. Schade nur, daß Diejenigen nicht befragt wurden, die zu dem Tausch gezwungen werden. Die Handelsgesellschaft hätte die Ehrenpflicht, die Gläubiger zu schützen. Aber was hilft es, Lärm zu schlagen, wo die Börse „Gewehr bei Fuß“ beharrt? Lynkeus.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 23. September 1899.

Der Dreyfus-Lärm.

Zola hat vor der gesitteten, für Wahrheit, Gerechtigkeit, Reinheit begeisterten Menschheit, an die er, in dem dazu besonders geeigneten Blatte des Herrn Clemenceau, jetzt mitunter Offene Briefe richtet, neulich festgestellt, daß das jerusalemitische Verfahren gegen den Galiläer, den wir Jesus von Nazareth nennen, eine nicht annähernd so schändliche That war wie das Verfahren des Kriegsgerichtes von Rennes gegen den früheren Artilleriehauptmann Alfred Dreyfus. Denn, sagt der Patriarch von Medan, Jesus wurde nur einmal verurtheilt, Dreyfus aber zweimal. Die Einfalt könnte zwar beim Hören dieses Weisheitspruches bemerken, daß eine zweite Verurtheilung des Galiläers nicht gut möglich war, weil er gleich nach der ersten gekreuzigt und so der Jurisdiktion des hochwürdigen Herrn Kaiphas und der anderen Vertreter des zwischen Säbel und Kutte geknüpften Bundes entzogen wurde. Doch mit so nüchtern rationalistischen Einwänden darf man nicht in das glitzernde Phrasengespinnst des großen Kapitalsepikers tölpeln, der sacht in die Hohepriesterrolle des einst von ihm so grausam gelästerten Victor Hugo hineinwächst. Der mächtige Poet, der früher Gambetta, den muthigsten Politiker der dritten Republik, schmähte und für sein Vaterland alles Unheil aus dem protestantischen Geist erwachsen sah, hat sich um öffentliche Angelegenheiten vorher kaum je gekümmert und steht nun entsetzt, wie vor dem ersten Sündenfall, vor einem Richterspruch, der ihm ungerecht scheint. Er hat offen gesagt, er kenne die Gesetze seines Landes nicht, wolle sie auch nicht kennen, und stützt sich auf sein gutes Dichterrecht, das ihm jeden rhetorischen Ueberschwang, jeden phantastischen, über geschriebene, rechtlich geltende Satz-

ungen hinwegführenden Flug erlaubt. Ist solches Vermessen strafbar, dann ist für Zola die Strafe hart genug, täglich hören zu müssen, seine Manifeste und Proklamationen würden seine prachtvollen epischen Schöpfungen im Gedächtniß der Menschen überdauern... Aber es scheint, daß auch in Deutschland, allwo man heute für Zola, den „geschäftssinnigen Pornographen“ von vorgestern, schwärmt, die Stunde noch nicht gekommen ist, in ruhigem Ton über den Dreyfushandel zu sprechen. Das sollen vier documents humains beweisen, die ich in deutschen Lettern gedruckten Zeitungen entnommen habe.

I. „Das Interesse sämmtlicher Plätze war heute ausschließlich durch die Frage beherrscht, welchen Ausgang der Prozeß Dreyfus nehmen werde. In Berlin hatte die amtliche Erklärung des Reichsanzeigers einen günstigen Eindruck hervorgerufen und die Börse in feste Stimmung versetzt. An der wiener Börse lagen zahlreiche Verkaufsordres vor. Das angebotene Material wurde jedoch noch an der Vorbörse ruhig aufgenommen und die Mittagsbörse eröffnete in fester Tendenz. Gegen halb zwei Uhr empfing ein hiesiges Bankinstitut aus Berlin eine Depesche des Inhalts, daß Frankfurt via Brüssel den Freispruch Dreyfus' melde. Kurz vorher waren bereits Gerüchte über ein freisprechendes Urtheil verbreitet, welche eine lebhafte Bewegung und eine Courssteigerung der maßgebenden Spekulationpapiere hervorriefen. Als gleichzeitig an verschiedene Institute und Privathäuser telephonische Gerüchte über ein freisprechendes Urtheil anlangten, entwickelte sich neuerlich ein reges Geschäft.“

Neue Freie Presse.

II. Dreyfus-Büste,

35 cm hoch, 5 Mark gegen Einsendung des Betrages.

Timborn jun., Köln, Rothgerberbach 46.

Kölnische Zeitung.

III. „Eine sonderbare Speisenkarte besitzt das Restaurant Kurgarten in der Kommandantenstraße 7—9. Da finden wir verzeichnet ‚Filet à la Dreyfus‘ ‚Dreyfus-Brötchen‘, ‚Schnitzel à la Labori‘. Für 1 M. 25 Pf. erhält man eine ‚Dreyfus-Affaire‘, für den selben Preis wird ein ‚Rennaiser Reinfall‘ servirt. Eine Erklärung für diese seltsamen Speisen bietet folgender auf den Speisenkarten enthaltener Vermerk: ‚Mit Rücksicht auf das heldenhafte Auftreten des edlen Hauptmannes Dreyfus vor der ganzen Welt habe ich mich entschlossen, sämmtliche bisher unter der Bezeichnung ‚Kurgarten‘ aufgeführten Speisen fortan mit dem Namen des oben genannten Helden Dreyfus zu benennen.‘“

Staatsbürger-Zeitung.

IV. „Dreyfus im berliner Thiergarten zu finden, so schreibt uns ein Mitarbeiter, Das hatte ich nicht erwartet. Und doch fand ich ihn gelegentlich einer kleinen Szene, die ich beim Spazirengehen belauschte. Da hatte sich auf einer Bank am Goldfischteich eine Gesellschaft berliner Jungen zusammengefunden, die, wie ich von einem Nachbarplatz rasch mit Ergötzen feststellte, ‚Kriegsgericht in Rennes‘ spielte. Auf der Bank saßen die Richter; zwar waren es nur Drei an der Zahl, aber sie hatten Würde für Sieben. Vor ihnen, inmitten eines Viereckes, das mit dem Lineal in den Kiesweg gezeichnet war, stand, von dem ‚Gendarmerie-Offizier‘ mit gezogenem Regenschirm bewacht, der unglückliche Angeklagte. Rechts von ihm

hatten die Vertheidiger Aufstellung genommen, von denen der Eine mit seinem gutmüthigen Pausbackengesicht wirklich ein Wenig an den wackeren Demange erinnerte, während der feurige berliner Labori sich von seinem französischen Namensgenossen außer durch einige andere Aeußerlichkeiten auch dadurch unterschied, daß er hartnäckig Labóri (mit dem Ton auf der zweiten Silbe) angesprochen wurde. Ringsherum tummelten sich noch einige andere jugendliche Mitbürger, die offenbar noch keine Rollen erhalten hatten. Schon hatte der Präsident sich erhoben, da entstand unter dem versammelten Volk eine fürchterliche Keilerei; ein hübscher Krauskopf wehrte sich verzweifelt gegen eine Menge ‚schlagender‘ Gründe, die von den Genossen mit großer Gelenkigkeit geltend gemacht wurden, und die Würde des Kriegsgerichtes war erst wieder hergestellt, als der Empörer mit einem trotzigen ‚Ich spiel' nicht mit!‘ das Weite gesucht hatte. Jetzt stand er in meiner Nähe und sah, mit verächtlichem Ausdruck, von fern zu, was die Anderen machten. ‚Weshalb haben sie Dich denn so verhauen?‘ fragte ich ihn theilnehmend. Er sah mich von der Seite an und die Thränen kamen ihm wieder in die Augen. ‚Ick hab' Mercier sein sollen‘, sagte er schluchzend. ‚Und Das war mir zu gemein. Jetzt paßt mir der ganze Krempel nicht!‘ Sprachs und schlug sich seitwärts in die Büsche." Vossische Zeitung.

Das ist der Stil — andere Proben wurden hier schon früher gegeben —, in dem deutsche Zeitungen diesen französischen Rechtsfall behandeln. Außerdem wird uns erzählt, wie skandalös der russische Oberkurator Pobjedonoszew, der deutschen Lesern sonst nur in der Schreckgestalt einer menschlichen Bestie vorgeführt werden durfte, den Spruch des Kriegsgerichtes finde und wie gewaltig besonders in England, Italien, Oesterreich-Ungarn und der Türkei die sittliche Entrüstung über die gallischen Gräuel sei. Im Ernst: auch in der Türkei. Eine alte englische Rechtsmaxime lautet: The law will allow an individual to be injured rather than the state should suffer hurt; und die Welt weiß, was bis in unser Jahrhundert hinein gegen britische Bürger, nicht nur gegen Hindus, Nigger und Buren, an schmählicher Unbill von England geleistet worden ist. Zwar ist die Erinnerung an die ruchlosen Rechtsbrüche noch lebendig, deren Opfer unter den Crispi, Pelloux und Banffy sozialistische Gelehrte und Agitatoren wurden, und in einer österreichischen Stadt ist eben erst ein Jude, gegen den nicht das geringste Beweismaterial vorlag, zum Tode verurtheilt worden, weil der Staatsanwalt, die Geschworenen und die Richter den arbeitlosen Tagedieb eines Ritualmordes für fähig hielten. Engländer, Italiener, Magyaren und Oesterreicher sind trotzdem nicht mit Kollektivbeschimpfungen überhäuft worden. Und die Türkei, wo noch jetzt ohne Anklage und Spruch Menschen ersäuft, erwürgt und vergiftet werden, die Türkei, deren Boden mit dem Blut der in Hekatomben hingemetzelten Christen gedüngt ist, wird dennoch würdig befunden, unter den Freunden Deutsch-

lands zu paradiren; und wenn türkische Blätter Zornartikel gegen die Richter von Rennes bringen, wenn Frankreichs Botschafter am Goldenen Horn, Herr Constans, der in Gemeinschaft mit Quesnay de Beaurepaire im Verfahren gegen Boulanger das Recht frech beugte und brach, sich von dem gegen Dreyfus gefällten Urtheil „tief erschüttert" zeigt, — dann werden auch diese „erfreulichen Zeichen menschlicher Solidarität im Kampf um das Recht" mit ernsthaftester Pünktlichkeit uns übermittelt. Denn überall, so scheint es, thront in reiner Würde, unangetastet, das Recht und nur Frankreich ist die vom Unrecht verseuchte Stätte. Deshalb muß Frankreich aus der Reihe der Kulturstaaten gestrichen, mit Schimpf und Schande aus der Menschengemeinschaft gestoßen werden ... Wer diesem Geheul lauscht, wird schon eine ernste Erklärung für den Lärm finden, der sich seit Jahren an den Namen des französischen Artilleriehauptmannes heftet. Die Pharisäer der ganzen Erde schlagen an die Brust und jubeln, daß sie nicht sündig sind wie Jene. Frankreichs kräftigster Dichter hat vor Jahrhunderten schon darob geseufzt, daß von allen Lastern nur die Heuchelei immer straflos bleibe. Die Fremden, die im nächsten Sommer zur pariser Weltmesse pilgern, sollten nicht versäumen, Molières festin de pierre anzusehen und auf das Wort zu horchen: Tous les autres vices des hommes sont exposés à la censure et chacun a la liberté de les attaquer hautement; mais l'hypocrisie est un vice privilégié qui de sa main, ferme la bouche à tout le monde et jouit en repos d'une impunité souveraine. Der Mann, der diesen Satz spricht, ist kein fleckenloses Tugendmuster, aber ein sehr kluger Menschenkenner.

Da aber täglich an irgend einem Ort Europas ein Unschuldiger verurtheilt wird und diese Thatsache so unbestritten ist, daß für solche Unglückliche sogar gesetzliche Entschädigungen verlangt werden: wie kam es, daß gerade die Affaire den Pharisäern das Stichwort lieferte? An dem Tage, wo in Rennes das Urtheil gesprochen wurde, landete in Marsaille Benjamin Reynier, der, weil er ein kleines Mädchen gemordet haben sollte, 1881 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden war. Er hat achtzehn Jahre im Bagno zugebracht; dann wurde seine Unschuld bewiesen und der Präsident Loubet begnadigte ihn. Warum hat man von ihm nichts gehört, warum gilt nur Alfred Dreyfus als das bejammernswerthe Opfer schlechter Justiz, dessen Unschuld doch nicht bewiesen ist und der, wenn er unschuldig ist, doch nur vier Jahre im Fieberkerker geschmachtet hat? Die Antwort ist schnell gefunden. Reynier ist ein armer Teufel und Dreyfus hatte, als er

heirathete, ein Vermögen von 600 000 Francs, hatte reiche Verwandte und gehörte einer Stammesgemeinschaft an, die unter seiner Verurtheilung in ihrer Gesammtheit litt und deshalb in löblicher Opferwilligkeit Alles aufbot, um die Rehabilitirung des Verbannten zu erreichen. Sie schuf den Glauben, Dreyfus sei nur verurtheilt worden, weil er Jude ist, — in Frankreich, wo schon 1819 der jüdische Baron Wolff eine der höchsten Stellen in der Armee einnehmen konnte und wo, nach eigenem Zeugniß, weder Dreyfus noch sein jüdischer Kamerad Weill jemals unter antisemitischer Anfeindung zu leiden hatte. Sie brachte auch die für den Kampf nöthigen Mittel auf; und wenn es auch nicht, wie Herr von Freycinet meinte, fünfunddreißig Millionen waren, so muß die Campagne doch recht viel Geld gekostet haben. Das hat der Sozialdemokrat Millerand, der unter Herrn Waldeck-Rousseau heute Handelsminister ist, schon vor zwei Jahren in der Deputirtenkammer behauptet; und nur die Naivsten können sich dem Wahn hingeben, die pariser Blätter, deren Sitten der Panamadiebstahl doch hinreichend beleuchtet hat, hätten sich sämmtlich selbstlos in den Dienst des Rechtes und der Wahrheit gestellt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, alle Leute, die für Dreyfus eintreten, seien bestochen worden — solche plumpe Lügen bleiben den Demagogen vom Schlage Drumonts überlassen —; aber hätten die vielen ehrlichen Männer und Frauen, die seit Jahren nun in der Affaire leben und weben, überhaupt Etwas davon erfahren, wenn die interessirte Geldmacht nicht für publicité in weitestem Umfange gesorgt hätte? Würden in Deutschland Dreyfus-Büsten verkauft und Dreyfus-Speisenkarten aufgelegt werden, wenn den Deutschen nicht erzählt worden wäre, der Mann, der in einer Konvenienzehe, dem Resultat einer bourgeoisen Geldheirath, lebte und, wie andere schwache Menschen, manchen Schritt vom Wege that, sei ein lichter Heros, ein an hoheitvoller Reine dem Heiland ähnlicher Dulder, und seine Gegner seien noch zu zärtlich bezeichnet, wenn man sie den Abschaum der Menschheit nenne? Der Sturm, der ein ganzes Reich in den Abgrund zu reißen drohte, ward nur dadurch möglich, daß der Glaube geschaffen und genährt wurde, hier sei nie Gesehenes, nie Erhörtes geschehen. Das vermochte das Geld. In einem Lande, dem in zehn Jahren vierzehnhundert Millionen Francs von Börsendieben gestohlen worden sind, machte man plötzlich die Entdeckung, daß die Justiz, die den Panamaräubern doch kaum die Haut geritzt hatte, manchmal im Bann der Klassen- und Kastenvorurtheile befangen sei. Staunen empfing ringsum diese funkelnagelneue Wahrnehmung. Alle guten Bürger schaarten sich zusammen, Radikale schlossen mit Opportunisten

den Bund und neben dem General Gallifet, dem „Communardenmörder", nahm im Ministerum der Sozialdemokrat Millerand Platz. Diese Entwickelung hatte Anatole Leroy-Beaulieu vorausgeahnt, als er schrieb: Seit der alte Glaube entschwunden, die alte Ehrfurcht vor Autoritäten entwurzelt ist, hat die Geldmacht kein Gegengewicht mehr. Das Checkbuch vereint an den großen Tagen alle Parteien und bildet den Mittelpunkt der Konzentration aller Republikaner." Die fettigen Vogelfänger mögen sich beim Betrachten des stattlichen Gimpelschwarmes, der ihnen auf den Leim ging, oft vor Lachen geschüttelt haben. Und wer will sich darüber wundern, daß es Leute giebt, die sich, trotzdem sie weder den Menschen noch den Juden Dreyfus hassen, über den Spruch des Kriegsgerichtes gefreut haben, weil er den Zweifelnden bewies, daß durch Geld doch heutzutage noch nicht Alles zu erreichen ist?

Der Spruch mag ungerecht sein. Man hatte ihn, als der Prozeß begann, schon zu diskreditiren gesucht. Die Richter wurden als voreingenommen, gehässig, beschränkt geschildert; ihre rohen Kommißgesichter, so hieß es, verriethen schon, was von ihnen zu erwarten sei. Der als Staatsanwalt fungirende Offizier, ein recht unfähiger, aber offenbar gutmüthiger und dem Angeklagten ungefährlicher alter Herr, wurde in den Darstellungen zum senilen Satan, zum tückischen Mikrokephalen, der nur von dem Wunsch erfüllt sei, das einmal umklammerte Opfer nicht mehr aus den Fängen zu lassen. Die Vorbereitungen waren, wie man sieht, recht umsichtig getroffen: wurde Dreyfus verurtheilt, dann hatte man vorausgesagt, daß solche Hallunken das Recht beugen würden; wurde er freigesprochen, dann war die Macht der Wahrheit eben so groß, daß selbst solche Blutrichter ihr nicht Widerstand leisten konnten. Damit war aber die Sache noch nicht abgethan. Der Prozeß wurde nicht nur im Lyceum der bretonischen Stadt, sondern auch in der pariser Presse geführt. Jeder dem Angeklagten ungünstige Zeuge wurde öffentlich entkleidet, sein Lebenswandel durchwühlt, jeder Fleck im hohen Stoß seiner Personalakten durchstöbert, jedes Wort seiner Aussage gedreht und gewendet, bis sich die Möglichkeit eines Zweifels, eines Widerspruches mit anderen Aussagen ergab. In Berlin leben ungefähr achthundert Rechtsanwälte. Glaubt irgend Einer von ihnen, daß solchem System auch nur eine von hundert Anklagen widerstehen könnte, die vor deutschen Gerichten vertreten und im Sinn der Staatsanwaltschaft erfolgreich durchgeführt werden? In Deutschland wäre Dreyfus unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgeurtheilt worden; kein Mensch hätte vom Verlauf der Beweisaufnahme und des Verfahrens auch nur eine Sterbenssilbe gehört; und wer die

Unbefangenheit der Richter anzugreifen gewagt hätte, Der wäre, ohne einen Wahrheitbeweis versuchen zu dürfen, ins Gefängniß gekommen. Kein bürgerliches Gericht hat bei uns das Recht, militärische Urtheilssprüche zu revidiren; und daß es auch vor unseren Kriegsgerichten nicht ohne Irrthum, Standesvorurtheil und psychologische Fehler abgeht, wüßte man, auch wenn verständige Offiziere nicht ganz offen darüber sprächen. Freilich herrscht in unserer Militärverwaltung eine besser geordnete und, wie wir hoffen wollen, auch sauberere Wirthschaft als in dem demokratischeren Gemeinwesen jenseits der Vogesen. Aber wir haben es nicht mit einer Untersuchung französischer Armeeverhältnisse, sondern mit dem angeblich dem Hauptmann Dreyfus zugefügten Unrecht zu thun. Und da lauten die Vorwürfe: im ersten Verfahren seien den Richtern belastende Papiere vorgelegt worden, die dem Angeklagten und dem Vertheidiger verborgen blieben; und im zweiten Verfahren sei es die unabweisbare Pflicht der Richter gewesen, den Angellagten freizusprechen, weil er durch die Beweisaufnahme nicht überführt worden sei. Ueber beide Beschuldigungen hat hier schon ein Mann gesprochen, der als Staatsanwalt und Richter im deutschen Norden hohe Stellungen eingenommen hat. Der frühere Reichsgerichtsrath Otto Mittelstaedt hat am neunzehnten März 1898 in der „Zukunft" gesagt: „Das gehört nun einmal zu dem System heutigen militärischen Kundschafterwesens, daß darin Dinge vorkommen, die im Interesse der eigenen Landessicherheit es nicht vertragen, aktenkundig gemacht, damit unzuverlässigen Unterbeamten und unverantwortlichen Advokaten preisgegeben zu werden, und denen man doch eine gewisse Einwirkung auf die Urtheilsfindung ermöglichen will... Wenn drei mit den persönlichen, örtlichen, sachlichen Verhältnissen des Generalstabes genau vertraute Offiziere in verantwortlicher Stellung auf ihren Eid versichern, die im Borderau genannten geheimen Papiere seien thatsächlich ihren Bureaux entfremdet worden und Alfred Dreyfus sei von allen in Frage kommenden Personen der Einzige, der in der Lage gewesen sei, diese Felonie zu begehen, so weiß ich nicht, ob mir als Richter ein solches Zeugniß für sich allein nicht schon genügt hätte, ein Schuldig auszusprechen." In Rennes haben fünf Kriegsminister nebst den höchsten Chefs des Generalstabes und der Artillerie auf ihren Eid versichert, nur Dreyfus könne den Verrath begangen haben, und es sei als völlig ausgeschlossen zu betrachten, daß der ehemalige Frontoffizier Walsin-Esterhazy, den die Dreyfuspartei als den Schuldigen bezeichnet, in den Besitz der verrathenen Geheimnisse gelangt sein könne. Das

hörten die im Glauben an militärische Autoritäten erzogenen Offiziere. Sie hörten auch, daß der Angeklagte Dinge leugnete, die er, nach der Aussage einwandfreier Zeugen, nicht leugnen durfte, daß er seine Kameraden über die intimsten Dienstgeheimnisse ausgefragt, wider Sitte und Ordnung sekrete Papiere mit in seine Wohnung genommen, sich häufig ohne Paß im Elsaß aufgehalten und dem österreichischen Militärattaché Schneider, der doch informirt sein mußte, als der wirkliche, gerecht verurtheilte Schuldige gegolten hatte. Diese Wahrnehmungen — und die Liste der Indizien ist damit noch lange nicht beendet — schienen fünf von sieben Richtern hinreichend und sie sprachen die Verurtheilung aus. Wer will behaupten, in irgend einem Militärstaat hätte ein Kriegsgericht unter den selben Umständen anders gehandelt? Und wer kann beweisen, daß der Spruch der Richter nicht der Ausdruck ihrer conviction intime war, die das Gesetz fordert?

Ja, sagen die Dreyfusarden, wenn die Richter von seiner Schuld überzeugt gewesen wären, dann hätten sie Dreyfus nicht mildernde Umstände bewilligt. Für einen reichen Offizier, der sein Land verrathen hat, kann es keine mildernde Umstände geben. Aber in den uniformirten Schurken regte sich endlich doch das Gewissen und sie scheuten vor der äußersten Konsequenz ihrer Rechtsbeugung zurück.... Bei solchen Kindereien braucht man sich nicht aufzuhalten. So glaubwürdig, wie das Bild von den hartgesottenen Sündern mit dem ängstlichen Gewissen wäre am Ende auch die Behauptung, die Abstimmung sei eine abgekartete Komoedie gewesen und die beiden freisprechenden Voten hätten nur zeigen sollen, daß nicht das ganze Offiziercorps wie eine feste Phalanx gegen Dreyfus stand. Die Gewährung mildernder Umstände läßt sich viel einfacher erklären. Vor den Richtern stand ein Mensch, der furchtbar gelitten, den man aus dem Grabe geholt und mit dem Licht neuer Hoffnung belebt hatte. Er hatte in kurzer Zeit Wandlungen des Geschickes erfahren, wie keines Sterblichen Kraft sie zu tragen vermag. Und seit Monaten wurde erzählt, er sei ein totkranker Mann, gebrochen, schwindsüchtig, vom Fieber fast aufgezehrt. Es wäre die äußerste Barbarei gewesen, den Siechen, eben noch von neuer Heilshoffnung Trunkenen abermals auf die Galeere zu schicken. Das aber hätte das Gesetz verlangt, das für Landesverrath keine andere Strafe kennt als Tod oder Deportation. Nur die Bewilligung mildernder Umstände — die ja nicht nur im Thatbestand, sondern auch in den persönlichen Verhältnissen des Thäters zu finden sein können — bot aus dieser Bedrängniß einen Ausweg. Die Richter mögen sich auch gesagt haben, die günstigere Auffassung zweier dissentirenden Beisitzer dürfe bei der Fest-

setzung des Strafmaßes nicht ganz unberücksichtigt bleiben. Unser Gerichtsverfassungsgesetz bestimmt im dritten Absatz des Paragraphen 198: „Bilden sich in einer Strafsache mehr als zwei Meinungen, deren keine die Mehrheit für sich hat, so werden die dem Beschuldigten nachtheiligsten Stimmen den zunächst minder nachtheiligen so lange hinzugerechnet, bis sich eine Mehrheit ergiebt.“ Und in Frankreichs Code de justice militaire steht die Bestimmung: La peine est prononcée à la majorité de cinq voix contre deux. Si aucune peine ne réunit cette majorité, l'avis le plus favorable sur l'application de la peine est adopté. In beiden Ländern werden verständig berathende Richter nur höchst ungern den gesetzlichen Nothausweg wählen; sie werden sich bemühen, auf einer Mittellinie eine Einigung zu erreichen, die dem Angeklagten nicht die Wirkung der ihm vortheilhafteren Voten entzieht. Für gewissenhafte Richter sollte die Thatsache, daß zwei unter ihnen die Schuldfrage verneint haben, Gewicht genug haben, um sie bei der Strafabmessung zu der äußersten Milde zu stimmen, die das Gesetz irgendwie erlaubt — selbst wenn es sich nicht, wie in Rennes, um einen Schwerkranken handelt, der unter abnormen Verhältnissen gelitten hat und zweimal einem hochnothpeinlichen Prozeß um Ehre und Leben ausgesetzt worden ist.

... Vor anderthalb Jahren hat Mittelstaedt hier gesagt: „So viel erscheint mir unter allen Umständen gewiß: würde heute die Familie des Alfred Dreyfus auf Grund eines Prozeßfehlers eine Wiederaufnahme des Verfahrens erzielen, Alfred Dreyfus würde von Neuem verurtheilt werden“. Die Prophezeiung eines Kriminalisten von großer Erfahrung in jeglicher Form des Prozeßrechtes hat sich erfüllt; und wir haben gesehen, wie wenig die groben Scheltworte und Schmähungen einer kühlen Prüfung des Sachverhaltes entsprechen. Bismarck pflegte, als die Affaire schon Staub aufwirbelte, zu sagen, man solle die Finger von brenzlichen Stoffen lassen und sich um die innere Politik Frankreichs möglichst wenig kümmern. Wenn die verantwortlichen Leiter der Reichsgeschäfte aber glaubten, von diesem Weg weichen und für einen unschuldig Verurtheilten eintreten zu sollen, dann gab es ein einfaches Mittel, das fait nouveau zu schaffen, das zur Kassation des in Rennes gefällten Spruches und zur Freisprechung des zweimal Verurtheilten führen muß: sie brauchten nur durch den Fürsten Münster der französischen Regirung amtlich die Mittheilung unterbreiten zu lassen, daß die im Bordereau aufgezählten Dokumente und Noten von dem früheren Major Walsin-Esterhazy der deutschen Regirung verkauft worden sind.

❦

Die öffentlichen Glückspiele.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß zwei Wissenschaften — die Rechtswissenschaft und die Nationalökonomie —, die sonst in der Regel einträchtig zusammenwirken, auf dem Gebiete der Glückspiele gesonderte Wege wandeln. Während die Rechtswissenschaft die Lehre von den Glückverträgen längst in einer reichhaltigen Literatur verarbeitet hat, hat sich die Nationalökonomie bisher nirgends mit der Frage nach der Berechtigung oder doch der Begründung des Spieltriebes befaßt und sich den Glückspielen gegenüber stets ablehnend verhalten. Und doch liegt der Spieltrieb tief in der menschlichen Natur und die Glückspiele sind eben so alt wie das Menschengeschlecht. Die Erklärung dieser auf den ersten Blick befremdenden Erscheinung ist wohl vorwiegend in dem Umstande zu suchen, daß die Jurisprudenz den Erscheinungen und Thatsachen des Wirthschaftlebens ein vorwiegend formales Interesse entgegenbringt, d. h. daß die Jurisprudenz diese Thatsachen einfach hinnimmt, ohne weiter nach ihren Ursachen und Entstehungsgründen zu fragen, und sich damit begnügt, ihre juristische Seite zu erforschen und in das bestehende Rechtssystem einzufügen. Die Jurisprudenz also stand den Glückspielen und Glückverträgen ganz unbefangen gegenüber und erforschte deren juristisches Wesen. Die Nationalökonomie hingegen, deren Aufgabe es ist, die wirthschaftliche Bedeutung und die Entstehungursachen der Vorgänge zu ergründen, gelangte nicht zu einer richtigen Erkenntniß der Glückspiele, weil sie sich in der eigenen Falle fing. Definirt man nämlich — was ja an sich ganz richtig ist — die Wirthschaft als „diejenige planmäßige Thätigkeit, welche darauf gerichtet ist, den Bedarf an Gütern zu decken", so liegt es nah, anzunehmen, daß für die Glückspiele innerhalb des Begriffes „Wirthschaft" oder „Wirthschaftlichkeit" kein Raum ist, weil es nicht wohl angeht, einen regelmäßigen Haushaltung- und Wirthschaftplan etwa auf der Grundlage des Würfelspieles aufzubauen. Wenn man von dieser Anschauung ausgeht, erscheint es ganz selbstverständlich, daß die Arbeit und nur die Arbeit die Grundlage jeder vernünftigen Wirthschaft sein könne; und ist Dem so, dann muß man konsequenter Weise die Glückspiele als eine Art von Krankheit, als eine Verwirrung, kurz, als Etwas, das nicht sein soll, betrachten. Dem entsprach denn auch die Haltung der zünftigen Nationalökonomie gegenüber den Glückspielen; sie hatte nur Worte der Mißbilligung für sie.

Erwägt man jedoch, daß die Glückspiele, wie gesagt, eben so alt sind

wie das Menschengeschlecht und daß sie überall vorkommen, wo Menschen leben, dann muß man wohl zugeben, daß die Lust an den Glückspielen auf eine in der menschlichen Natur liegende Ursache zurückzuführen ist. Die Frage nach dieser Ursache hat sich Herr Dr. Rudolf Sieghart in seinem neuen Buch „Die öffentlichen Glückspiele“ (Wien, bei Manz, 1894) vorgelegt und sie meines Erachtens auch richtig beantwortet. Betrachtet man nämlich das menschliche Leben mit unbefangenen Blicken, so zeigt sich, daß unser ganzes Thun und Lassen zum guten Theil nichts Anderes ist als ein ununterbrochenes Hazardspiel. Der Landwirth, der seine Saaten dem Boden anvertraut, wagt, weil er nicht weiß, wie sich die Witterung und damit seine Ernte gestalten wird; der Fischer, der hinausfährt, um seine Netze auszuwerfen, wagt, denn er weiß nicht, ob er viel oder wenig nach Haus bringen wird. Der Jäger wagt, denn er weiß nicht, ob es ihm gelingen wird, ein Stück Wild zu erlegen; der Bergbau ist bekanntlich erst recht ein riskantes Geschäft; die Wahl des Berufes ist eine Art Lotteriespiel. Wer sich als selbständiger Unternehmer — einerlei, ob als Industrieller, als Kaufmann, als Arzt, als Advokat — niederläßt, riskirt, weil er nie wissen kann, wie weit ihm die Sache „glücken“ wird. Ja, Der selbst, der in ein Dienstverhältniß gegen fixen Lohn tritt, wagt bis zu einem gewissen Grade, weil er nicht voraussehen kann, welche Anforderungen der Dienst an ihn stellen und ob er einen wohlwollenden oder einen unangenehmen Vorgesetzten über sich haben wird. Aber auch sonst spielt der unberechenbare Zufall im Leben überall mit. Der Werth unseres Vermögens wird stündlich von der Konjunktur beeinflußt; eine zufällige Entdeckung kann den Einen reich, eine durchkreuzte Spekulation den Anderen arm machen; eine zufällige Begegnung auf der Straße kann für unsere Existenz und Zukunft entscheidend werden. Und wird schließlich nicht auch unsere Gesundheit und unser Leben auf Schritt und Tritt von tausend unvorhergesehenen Zufälligkeiten beeinflußt und bedroht?

Wenn also unser ganzes Leben von der Wiege bis zum Grabe ein ununterbrochener „Kampf ums Dasein“ ist und wenn dieser Kampf, wie jeder, ein Glückspiel ist, weil kein Mensch im Stande ist, die Kräfte seines jeweiligen Gegners oder die Größe der sich ihm entgegenstellenden Widerstände in Voraus genau abzuwägen und zu ermessen, dann darf man sich darüber nicht wundern, daß der Hang zum Wagen und Gewinnen, der dem Menschen von seiner frühesten Kindheit anerzogen wird, ihm zur zweiten Natur geworden ist und bei jeder Gelegenheit durchbricht. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß ein Mensch, der Karten oder Würfel spielt, ein verdienstliches Werk thut; allein es erklärt sich hieraus, daß das Moralisiren nicht allzu viel nutzt und daß schließlich die verschiedenen Staaten nicht so

Unrecht hatten, wenn sie im Gefühl ihrer Ohnmacht vor dem Spieltrieb kapitulirten und ihn in die Form des „Lotto-Regals“ zum Theil etwas einzudämmen, zum Theil im eigenen Interesse finanziell auszubeuten bestrebt waren. Es ist zwar ein ziemlich magerer Trost, aber wenn die Leute schon durchaus ihr Geld in der Lotterie vergeuden wollen, dann ist es relativ immer noch das Beste, wenn die Verluste, die die Spieler erleiden, nicht zur Bereicherung irgend eines Einzelnen dienen, sondern wenigstens zum Theil der Gesammtheit — dem Staat — zufließen.

Unter den verschiedenen Glückspielen nimmt die Lotterie wegen ihrer weiten Verbreitung und staatlichen Regelung bekanntlich den ersten Platz ein; die Darstellung ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrer Bedeutung bildet den Inhalt des interessanten Buches.

Entscheidungen durch das Loos — also die Anrufung des Zufalles, um eine unparteiische, von dem Hinzuthun der betreffenden Personen ganz unabhängige Entscheidung herbeizuführen — sind uralt. Schon in der Bibel wird berichtet, daß Josua das gelobte Land unter die Stämme Israels durch das Loos vertheilte; und in der selben Weise bestimmten die Griechen vor Troja die Reihenfolge der Aufstellung zum Wettrennen. Aehnliche Zufallsentscheidungen bildeten in Rom den Gegenstand gewisser Volksbelustigungen. Nach Volksthümlichkeit strebende römische Kaiser, doch auch reiche Bürger pflegten bei festlichen Anlässen das Volk mit Geschenken zu betheilen, und zwar in zweifacher Weise. Entweder wurden Zettel mit Anweisungen auf Verbrauchsgegenstände, wie Getreide oder Wein, vertheilt und der Inhaber des Zettels erhielt dann die darauf verzeichneten Waaren; oder es wurden viereckige Täfelchen von Holz oder Metall oder hölzerne Kugeln unter das Volk geworfen und der Ergreifer bekam Das, worauf das Täfelchen oder die Kugel lautete. Bekanntlich kommt Aehnliches auch heute noch vor, da bei Krönungen oder sonstigen Festen Münzen unter die Menge geworfen werden.

Ungefähr seit dem fünfzehnten Jahrhundert verfielen in Italien findige Kaufleute auf die Idee, ihren Waarenabsatz im Wege des Ausspielgeschäftes zu beschleunigen und auszudehnen; sie nahmen von mehreren Kauflustigen Theilzahlungen an und Der, dessen Name aus der Urne gezogen wurde, erhielt das entsprechende Waarenquantum. Dieser Gedanke wurde später weiter ausgebaut. Zwei Urnen wurden aufgestellt. In die eine wurden Zettel oder Täfelchen mit dem Namen oder der sonstigen Bezeichnung der Käufer (die natürlich vorher ihre Theilzahlung geleistet haben mußten) eingelegt. In die zweite Urne wurden eben so viele Zettel oder Täfelchen eingelegt, von denen die meisten unbeschrieben waren, während nur auf wenigen (dreien oder vieren) die betreffende Waare oder Waarenmenge verzeichnet stand. Nun wurden abwechselnd aus jeder Urne je ein Zettel oder Täfelchen gehoben und der

Spieler, dessen Name gleichzeitig mit einem „prämiirten" Zettel oder Täfelchen gezogen wurde, gewann die dort verzeichnete Waare. Dabei blieb die Entwickelung nicht stehen. Begnügten sich die Kaufleute bis dahin, einen Theil ihrer effektiv vorhandenen Waare auszuspielen, so begann man später, verschiedene, möglichst verlockende Gegenstände zu dem Zweck zu erwerben, sie als Treffer in einer Verloosung auszuspielen. Und wenn früher der Kaufmann, der einen Theil seiner Waare ausspielte, die Einsätze der Spielenden so festsetzte, daß er einen angemessenen Verkaufpreis für seine Waare erzielte, so machte man allmählich die Entdeckung, daß sich bei einem solchen Ausspielgeschäft ein ganz hübscher Gewinn erzielen ließ, wenn man geringwerthige Gewinngegenstände anschaffte und eine verhältnißmäßig größere Zahl von Loosen ausgab.

Damit erst war die Lotterie als Gewinn bringendes Unternehmen für den Veranstalter erfunden. Die Veranstaltungen solcher Verloosungen mehrten sich in Italien und bald hatte auch der Staat dabei seine Hand im Spiel, — anfangs allerdings nur zum Schutz der Spielenden. Als man nämlich zu der Erkenntniß gelangt war, daß sich aus der Veranstaltung von Verloosungen unter Umständen ein ganz hübscher Gewinn herausschlagen lasse, waren weniger schwerfällig angelegte Naturen schnell bestrebt, diesen Gewinn dadurch thunlichst zu vergrößern, daß sie eine möglichst große Anzahl von Loosen ausgaben und möglichst geringwerthige Gegenstände als Treffer auswarfen. Um solchen Mißbräuchen zu steuern, wurden der Privatwillkür Schranken gezogen und bestimmt, daß stets eine obrigkeitliche Aufsicht und Schätzung der Spielgegenstände stattzufinden habe. Bei diesem Anlaß mußte sich jedoch der Staatsverwaltung von selbst die Erkenntniß aufdrängen, daß die Veranstaltung von Lotterien, wenn sie dem privaten Unternehmer einen Gewinn abwarf, auch ein gutes Mittel sein müsse, die Staatseinnahmen zu vermehren. Es war daher nur ein kleiner Schritt weiter auf der Bahn der Entwickelung, wenn der Staat selbst die Veranstaltung einer Lotterie in die Hand nahm. Und da es für die Staatsverwaltung zu umständlich und unbequem erschien, erst besondere Gegenstände anzukaufen, um sie dann als Treffer auszuspielen, so war es auch wieder nur ein kleiner Schritt, bis man sich entschloß, die Treffer in baarem Gelde festzusetzen. Damit war man bei der heutigen Geld lotterie angelangt. Eine der ersten dieser staatlichen Geldlotterien war die im Jahre 1530 von der Regirung in Florenz veranstaltete, bei der der Einsatz einen Dukaten betrug. Von Italien aus verbreiteten sich die Lotterien ziemlich rasch nach den übrigen Staaten Europas, zunächst so, daß private Ausspielungen und staatliche Lotterien friedlich neben einander bestanden. Allmählich aber wußte die Staatsgewalt sich zum Herrn des gesammten Lotteriewesens zu machen und das „Lotterie-Regal" durchzusetzen, das darin besteht, daß der Staat allein das Recht hat, Lotterien zu veranstalten, und daß nur

Privatpersonen oder Körperschaften Lotterien veranstalten dürfen, denen der Staat die ausdrückliche Bewilligung hierzu ertheilt, — eine Bewilligung, die bekanntlich oft erbeten und (namentlich für wohlthätige oder gemeinnützige Zwecke) gewährt wird.

Die weitere Entwickelung des Lotteriewesens in den verschiedenen Staaten war eine ziemlich wechselvolle. Eine ganze Reihe der großartigsten und abenteuerlichsten Pläne für staatliche Lotterie-Unternehmungen tauchte auf, die zwar auch versucht wurden, aber fast sämmtlich wegen ihrer Verkehrtheit und Kühnheit scheiterten. Nur beiläufig mag erwähnt werden, daß die Lotterie auch in den Dienst der merkantilistischen Ideen treten mußte. Die einzelnen Staaten veranstalteten nämlich Lotterien, um das Geld im Lande zu erhalten, d. h. um die Bürger abzuhalten, ihr Geld in die Lotterien fremder Staaten zu tragen, und, um Ausländer zu veranlassen, in der inländischen Lotterie zu spielen, also Gold und Silber aus dem Auslande heranzuziehen. Aus dem wirren Durcheinander der verschiedensten und tollsten Lotterie-Pläne und Lotterie-Unternehmungen jener Zeit kristallisirten sich allmählich drei Arten von (staatlichen) Geld-Lotterien heraus, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben: die Genuesische Lotterie oder das Zahlen-Lotto, die Holländische oder Klassen-Lotterie und die Lotterie-Anleihe.

Die Genuesische Lotterie besteht bekanntlich darin, daß in eine Urne neunzig Nummern gelegt werden, von denen fünf gezogen werden. Den Spielern steht es frei, die Nummern in den verschiedensten Kombinationen zu besetzen, und die Gewinne sind (nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitrechnung) verschieden abgestuft, je nachdem nur eine, zwei, drei oder vier der besetzten Nummern oder eventuell alle fünf (Extrato, Ambe, Terne, Quaterne oder Quine) gezogen wurden. Die Heimath dieser Art von Lotterie ist, wie der Name andeutet, Genua. Als ihr Erfinder wird der dortige Rathsherr Benedetto Gentile genannt und im Jahre 1720 soll sie zum ersten Male veranstaltet worden sein. In Genua herrschte nämlich, der Brauch, die neuen Rathsherren durch das Loos aus der Zahl der Kandidaten zu bestimmen; und da die Bevölkerung diesem Vorgange stets ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte und Wetten sehr beliebt waren, pflegten die Bürger zu wetten, auf welchen Namen das Loos fallen werde. Bald traten an die Stelle der Namen der Bewerber und der Rathsherren einfache Nummern und damit war das Zahlen-Lotto geschaffen.

Die Klassen-Lotterie ist speziell in Deutschland so allgemein bekannt, daß eine Schilderung ihres Wesens an dieser Stelle ganz überflüssig erscheint. Nur eine Bemerkung möge hier Platz finden. Man pflegt gewöhnlich die Genuesische Lotterie mit der sich an sie knüpfenden Traumdeuterei und Traumbücher-Literatur unbedingt zu verurtheilen und ihr gegenüber die Klassen-

Lotterie als etwas verhältnißmäßig Harmloses hinzustellen. Ueber die unbedingte Verwerflichkeit des Zahlen-Lottos ist selbstverständlich kein Wort weiter zu verlieren; aber die vielgepriesene Klassen-Lotterie ist um kein Atom besser. Richtig ist nur, daß die Klassen-Lotterie mit den Träumen und der Traumdeuterei nichts zu schaffen hat. Allein wenn zu Ungunsten des Zahlenlottos immer darauf hingewiesen wird, daß diese Form der Lotterie in erster Reihe auf die unteren und unbemittelten Bevölkerungsklassen spekulirt, so gilt von der Klassen-Lotterie so ziemlich das Selbe, weil durch die Theilung der Loose auch dem ganz kleinen Manne die Theilnahme am Spiele ermöglicht wird. Auch bilden sich für diesen Zweck bekanntlich jedesmal Spielgesellschaften von mehren Personen, die gemeinschaftlich ein Zwölftel-Loos kaufen, oder es entstehen eigene Winkel-Wechselstuben, die von ganz unbemittelten Leuten die Spieleinsätze in Pfennigen einsammeln und zum Ankauf von Loosen oder Theil-Loosen verwenden. Daß ein solcher Unternehmer sich für seine „Thätigkeit" eine Provision berechnet und daß er — weil er unkontrolirt ist — die breiteste Möglichkeit hat, seine Klienten zu übervortheilen, bedarf keines weiteren Beweises.

Die Klassenlotterie besitzt aber — wie Sieghart in seinem Buche mit Recht hervorhebt und nachweist — zwei weitere Schattenseiten. Wer in die Zahlenlotterie gesetzt und verloren hat, Der kann verhältnißmäßig leicht der Lotterie den Rücken kehren und sich vom Spiele zurückziehen. Das ist bei der Klassenlotterie viel weniger leicht möglich; denn dadurch, daß die Höhe der Treffer von Klasse zu Klasse ganz unverhältnißmäßig steigt, wird ein psychischer Zwang zur Fortsetzung des Spieles in den späteren Klassen erzeugt. Während also die Zahlenlotterie auf die Träume und den Aberglauben der Ungebildeten spekulirt, spekulirt die Klassenlotterie auf die Berechnung und Ueberlegung der Gebildeten, — und ob diese Spekulation sittlich viel höher steht als jene, mag dahingestellt bleiben. Dann ist aber der Spieler bei der Klassenlotterie, speziell bei der preußischen, in einer ungünstigeren Lage als bei der Zahlenlotterie. Das Urtheil, zu dem Sieghart gelangt, ist ein so bemerkenswerthes, daß ich es hier wörtlich folgen lasse: „Forscht man schließlich nach der Gewinnhoffnung bei der preußischen Klassenlotterie, so kommt man zu überraschenden Ergebnissen. Zu Gunsten dieser Lotterie wird immer wieder angeführt, daß auf die Hälfte sämmtlicher ausgegebenen Loose Gewinne fallen. Damit ist allerdings noch keinerlei Beweis dafür erbracht, daß die Spieler dabei besser fahren als bei anderen Glückspielen. Denn wenn man nach dem Hoffnungwerth eines Looses dieser Lotterie fragt, so stellt sich das Verhältniß ganz anders dar. Wie nämlich eine von fachmännischer Seite angestellte Berechnung ergiebt, ist die Gewinnhoffnung bei der preußischen Klassenlotterie, zumal für die vor der vierten Klasse austretenden Spieler, viel geringer als beim österreichischen Zahlenlotto, ja, sogar geringer als bei dem von allen modernen Glückspielen

die schlechtesten Chancen bietenden Promessenspiel. Ein Spieler, der nach der ersten Klasse austritt, hat nämlich den Werth seiner Gewinnhoffnung mehr als siebenzehnmal, der nach der zweiten Klasse austritt, mehr als zehneinhalbmal, der nach der dritten Klasse austritt, mehr als siebenmal überzahlt. Erst bei der vierten Klasse tritt ein Verhältniß ein, das günstiger ist als bei den Promessen, aber noch immer ungünstiger als beim unbestimmten Auszuge im österreichischen Zahlenlotto. Wer nämlich alle vier Klassen mitspielt, bezahlt seine Gewinnhoffnung nur 1·38 mal. Im österreichischen Zahlenlotto dagegen wird die Gewinnhoffnung

beim unbestimmten Auszuge . . .	1·29 mal,
beim bestimmten Auszuge	1·34 mal,
beim Ambo	1·67 mal
und beim Terno	2·45 mal

bezahlt, so daß, wer nach der ersten Ziehung der preußischen Klassenlotterie austritt, beiläufig siebenmal schlechter daran ist, als wer auf die ungünstigste Spielart des österreichischen Zahlenlottos, den Terno, setzt."

Am Schluß seines hochinteressanten Buches kehrt Sieghart zu seinem Ausgangspunkt, nämlich zur Unausrottbarkeit des Spieltriebes zurück und legt sich die Frage vor, ob es nicht möglich wäre, den Spieltrieb, der nun einmal da ist und bis zu einem gewissen Grade als berechtigt anerkannt werden muß, in vernünftigere Bahnen zu lenken. Die Beantwortung dieser Frage findet er in dem bereits von anderen Seiten wiederholt angeregten Gedanken, den Spieltrieb mit dem Sparsinn in Verbindung zu bringen. Staatliche Sparkassen sollen auch die kleinsten Spareinlagen annehmen und von einem gewissen Betrag ab mäßig verzinsen. Der Ueberschuß der Zinsen (nach Abzug der Verwaltungkosten) wäre zu Prämien zu verwenden und den Sparern im Wege einer Verloosung zuzuwenden.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.



Mondlicht und Fluth.

In Wendelthorpe war Ueberschwemmung. In den niedriger gelegenen Straßen kreuzten Boote hin und her und draußen, in der offenen Landschaft, verwandelte sich Feld um Feld in See.

Aus den Fluthen ragte ein einsames Farmerhaus gegen den dunkelnden Himmel. Die Wogen umbrandeten es in Wirbeln. Das war kein stilles An-

steigen der Fluth, sondern ein ungeduldiges Vorwärtsstürmen des entfesselten Elementes.

An einem Fenster drängten sich sechs Menschen. Ihre Blicke verfolgten gespannt ein Licht, das bald aufleuchtete, bald wieder verschwand, allmählich aber doch näher zu kommen schien.

Die Gruppe bestand aus dem Pächter, seiner Frau, ihren drei Kindern und einem jungen Mann, dem Bräutigam der ältesten Tochter. Das Licht näherte sich wirklich. Die dunklen Umrisse eines Bootes wurden sichtbar, man vernahm das regelmäßige Klatschen von Ruderschlägen, — endlich hielt das Boot dicht am Hause und die Rettung war gesichert.

Jetzt erst sah man in dem Lichtschein mehrere Personen im Boot, darunter eine Frau. Eine Stimme rief ins Haus: „Wie viel seid Ihr?" Und eine Stimme rief herunter: „Sechs."

Auf die Antwort folgte ein kurzes Schweigen. Dann, durch das Getöse des Wassers, die Worte: „Wir haben blos Raum für vier."

„Wird es möglich sein, die Anderen zu holen?" fragte der Pächter. „Nein... kaum... es wird zu finster und zu gefährlich." Von drinnen erscholl ein Hin- undher von Rede und Gegenrede, aufgefangen und verweht von dem Geräusch des Sturmes ... „Bis zum Tagesanbruch dürfte das Dach kaum über Wasser bleiben, selbst wenn die Mauern so lange halten ... Jack und ich werden bleiben", entschied der Pächter endlich.

„Wenn Jack bleibt, dann bleibe auch ich", erwiderte die klare Stimme der Tochter. Da erhob sich Einer im Boot und sagte: „Es giebt kein Weib, das Das für mich thäte ... so laßt mich bleiben."

Die Anderen im Boot blickten auf ihn, wie er dastand, die Hand an die Mauer gelehnt. Er war ein Fremder, der just heute nach Wendelthorpe gekommen war und freiwillig Retterdienste angeboten hatte.

Die Frau hinten im Boot beugte sich vor und sagte: „Auch ich will bleiben."

Sie kannten sie wohl: es war die neue Lehrerin an der Dorfschule ... sie galt für excentrisch.

Aus dem Boot erhoben sich keine Einwendungen, nur ein wisperndes Erstaunen; vom Haus kamen Einwendungen, die leicht besiegt wurden.

Ein Fenster in einem niedrigeren Stockwerk öffnete sich. Beide betraten die überspülte Brüstung und gingen schnell hinein. Man begrüßte sie mit warmen, abgerissenen Dankesworten und betheuerte, daß man beim ersten Morgengrauen wieder kommen werde. Dann sahen die beiden Zurückbleibenden der Einschiffung der Sechs zu, empfingen noch einmal ihren Dank und ihre Lebewohlrufe, die Ruderschläge entfernten sich, — und plötzlich senkte sich eine bleierne Schwere auf ihr Herz.

Dicht an einander gedrängt verfolgten sie, wie sich das Boot in dem unsicheren Wiederschein des zitternden Lichtes entfernte, bis es weit weg war und auch das fernste Echo seines Geräusches sie nicht mehr erreichte. Da wendeten sie sich den inneren Räumen zu. Die Stube war inzwischen ganz finster geworden und das Gurgeln des Wassers hörte sich an wie Schritte auf der Treppe.

„Haben Sie die mindeste Hoffnung, daß sie rechtzeitig zurückkehren?" frug die Frau.

„Nein“, sagte ihr Genosse; und sie sah in der Dunkelheit, daß er den Kopf schüttelte.

„Auch ich nicht“, sagte sie ...

Sie standen wortlos da und starrten in das Zimmer. Sie konnten nichts thun, als dastehen und das Herankommen des Wassers erwarten ... Und sie waren Fremde, die sich nicht einmal bei vollem Tageslicht ins Gesicht gesehen hatten. Der Wind fegte und peitschte draußen und drinnen hallten gespenstische Laute von Thüren und Fenstern wider.

„Wäre es auf dem Bodenraum nicht besser?“ fragte der Mann. Sie nickte zustimmend; und Beide gingen.

Die pechschwarze Finsterniß war voll Raunen und Rascheln. Von oben warf eine brennende Laterne ihr Licht auf eine steile Leiter; die Einwohner hatten sie wohl absichtlich zurückgelassen; auch Nahrungmittel und Kleider waren da.

„Ich will die Laterne holen“, sagte er und schwang sich hinauf. Das Licht flackerte auf, sie sah sein Antlitz plötzlich in einer Helligkeit, dann wirbelte das Licht vor ihr hinab und schlug krachend gegen die Treppe. Ihr Athem stockte und ein lähmendes Gefühl kam über sie ... im nächsten Augenblick hörte sie über sich einen unterdrückten Fluch.

„Der Griff der Laterne war lose, ich werde sie wieder holen.“

„Nein, nein, es ist zu finster ... Bitte, lassen Sie es!“ Sie hatte seinen Arm ergriffen und klammerte sich an ihn. In der Dunkelheit, die nach der grellen Lichterscheinung um so unheimlicher wirkte, tappten jetzt Beide durch den Raum, vorsichtig ausschreitend, in der Angst, gegen den Dachbalken oder auf unsichtbare Hindernisse zu stoßen oder in die gähnende Treppenöffnung zu gerathen. Endlich gelangten sie ans Fenster. Da stand eine große Kiste, auf die sie sich setzten. Sie wechselten nur kurze Worte. Es schien so Weniges zu geben, was des Redens in einer solchen Stunde werth war.

Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an das Dunkel und sie vermochten Einzelheiten in ihrer Umgebung zu erkennen. Da stand ein Tisch mit Essen, ringsum Kasten und Bündel und ein paar alte Bilder. Alles war offenbar heraufgebracht worden, als die Fluth zu steigen begann. In der Mitte: die schwarze Treppenöffnung, durch die sie hereingekommen waren. Am anderen Ende lagen einige Bund Stroh und von da kam ununterbrochen ein Pfeifen und Kratzen. Das junge Mädchen schauderte zusammen.

„Es werden Ratten sein“, sagte sie, als die Laute immer stärker wurden.

„Ja. Fürchten Sie sich?“

„Nein, wenn man sie nur wenigstens sehen könnte.“

Eine Weile saßen sie wieder schweigend da, den kleinen Geräuschen drinnen und den stärkeren draußen lauschend.

Endlich stand der Mann auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und seufzte: „Das ist schrecklich; so pflegte man wohl Hexen zu martern: man band sie an Pfähle und ließ die Fluth herankommen ...“

Hastig ging er hin und her. Endlich blieb er am Tisch stehen. „Wollen Sie Etwas essen?“

„Nein, danke.“

Er brach sich ein Stück Brot, ging ans Fenster und würgte einige Bissen herunter. Dann stieß er die Laden auf und lehnte sich hinaus.

Das Wasser war höher gestiegen und leckte gierig an der Wand. Als er sich zurückbeugte, konnte sie die Unheilsbotschaft in seinen Augen lesen. Er sah ihr Antlitz nicht. Mit einem Seufzer nahm er neben ihr Platz. Nach einer Weile fragte er: „Wollen wir nicht aufs Dach hinaus? Früher oder später bleibt uns doch nichts Anderes übrig ... und man ist draußen freier."

„Ja, gehen wir ... Ist da eine Luke?"

„Ich glaube nicht, ... ich sah gerade danach, ... aber ich komme durchs Fenster hinauf, ... das Dach ist dicht darüber ... und von da kann ich Ihnen helfen."

Er setzte einen Fuß auf das Fenstersims und zwängte Kopf und Schulter durch die enge Oeffnung hindurch.

„Ja, es geht ganz leicht", sagte er dann, „aber der Sturm weht heftig, wir müssen Decken mitnehmen." Sie holte einige Decken und reichte sie ihm hinaus, dann stieg sie selbst durchs Fenster und fühlte sich vorsichtig auf den Giebel hinaufgehoben. Die Gewalt des Sturmes war furchtbar. Im Nu war ihr der Hut weggefegt und die aufgelösten Flechten schlugen ihr in die Augen. Er half ihr ein Tuch um den Kopf binden und nun war sie im Stande, sich umzusehen. Das Dach war flach und von zwei langen parallel laufenden Giebeln begrenzt, zwischen denen eine Anzahl von Rauchfängen stand. Sie suchten eine geschützte Ecke und setzten sich dort auf einen Ziegelvorsprung. Vor ihnen lag eine weite, trostlose Wasserfläche. Unter ihnen tobten schäumende Ströme zwischen Wohnhaus und Nebengebäuden und in den Pausen hörten sie, wie der Südwind stöhnend und ächzend durch die Rauchfänge pfiff. Nichts Lebendes, kein Licht, keine Hoffnung ... und doch fühlten sie sich erleichtert und befreit, seit sie wenigstens sehen konnten, was vorging.

„O, hier ist es besser", rief sie und athmete die frische Luft in großen Zügen.

„Man könnte beinahe glauben", sagte er und sah ihr scharf in das Gesicht, das sich von dem Mauerwerk deutlich abhob, „daß Sie an Alledem eine Art Freude haben."

„Im gewissen Sinne ist es auch so ... In dem Naturschauspiel liegt so viel Weite und Kraft ... Dazu das Gefühl, alles Handeln und alle Verantwortlichkeit aus der Hand gegeben zu haben und durch nichts, was einer Pflicht gleich sehen könnte, zu Etwas genöthigt zu werden."

„Aber fürchten Sie nicht den Tod?"

„Physisch wohl ... das körperliche Ertrinken und Ersticken ... Ah, sprechen wir nicht darüber ... Mindestens haben wir in dieser Stunde Freiheit und Ruhe."

„Mir wäre es lieber, gegen Etwas zu kämpfen", sagte er. „Still zu sitzen wie in einem Käfig, bis es dem Tode beliebt, ein Ende zu machen: Das ist furchtbar!"

Sie wandte sich gegen ihn, schauerte zusammen und wiederholte tonlos: „Ja, Das ist furchtbar."

Wieder herrschte Schweigen zwischen ihnen. Er hatte ihre Züge aufmerksam beobachtet, als sie sich zu ihm wandte ... Sie war jünger, als er geglaubt hatte.

„Weshalb blieben Sie?" fragte er plötzlich.

Sie zögerte einen Augenblick. „Und Sie?"

„Ich weiß wirklich nicht, ob deshalb, weil es Niemand anders, oder, weil es mir selbst nichts verschlug. Aber ich bin viel älter als Sie und das Leben hat mir nichts mehr zu bieten."

„Ich glaube, Das ist nicht nothwendig eine Frage des Alters. Auch mein Leben ist Niemand unentbehrlich und für mich selbst war es nicht leicht oder verheißungvoll. Ich verlangte viel und mußte mich mit wenig bescheiden lernen. Natürlich ist es nicht edel, sein eigenes kleines Glück so hoch zu veranschlagen, ... aber was hilfts, — man thut es doch! Und dann: mit einem Male war hier ein Ausweg ... nicht selbstisch ... nein, glücklicheren Menschen zu helfen und ... Es schien der Schlüssel zu Allem, als Sie im Boot aufstanden und sagten, Sie würden bleiben."

„Und doch", sagte er, „fiel mir aufs Herz, ob im Grunde Das, was wir den jungen Liebenden gaben, nicht vielleicht nur die Gelegenheit war, ihre Liebe zu verlieren ... selbst bis auf die Erinnerung daran. Denn der Tod kann nur die Zukunft zerstören, das Leben vernichtet aber selbst die Gegenwart."

„Thut es Ihnen denn leid, daß Sie geblieben sind?"

In der Frage lag eine leise Ironie, — oder vielleicht klang es ihm nur so. „Nein", sagte er, „ich konnte nicht anders. Man lebt nur in der Gegenwart; und selbst wenn der Mensch gewiß wäre, daß das Leben den Tod seiner Liebe bedeutete, die Liebe aber den Tod, vermöchte er nicht zu sagen: ‚So laß den Tod kommen'. Nur ein Apollo giebt den frühen Tod, wenn man von ihm die beste Gabe erbittet. Und doch: welches Glück für zwei Liebende, mit einander in den Tod zu gehen!" Sie athmete tief auf, sagte aber nichts.

Da stieg am fernen Rande des Himmels der Mond auf und brach durch die Wolken; sein mattes Licht wechselte mit den gespenstischen Schatten, die von den vorüberziehenden Wolken gebildet wurden, bis er hoch über den Nebeln schwebte.

Der Mann schrak zusammen; in dem helleren Lichte sah man deutlich, wie schnell das Wasser sich ihnen näherte.

Sie beugte sich herab. Ihre Augen begegneten einander. Beide waren bleich. Auf Beider Antlitz malte sich die Angst der Kreatur vor der Vernichtung. Doch war es ihnen tröstlich, einander zu sehen.

„Wie lange ist es noch bis zum Morgen?" fragte sie.

Er zog seine Uhr hervor, aber eine Wolke strich über den Mond; sie mußten warten.

„Es ist zwölf Uhr vorüber", sagte er.

„Vielleicht fahren sie doch beim Mondschein heraus, uns zu holen."

„Vielleicht", sagte er; aber weder er noch sie hofften auf Rettung.

Wieder blickte er sie an. Ganz so jung schien sie doch nicht, sie mochte wohl fünfundzwanzig Jahre alt sein. Kein Mädchengesicht.

Sie war in ihre frühere Stellung zurückgesunken und hob, gegen den Rauchfang gelehnt, das Gesicht zum Himmel. Ihre Augen waren geschlossen und die Lippen auf einander gepreßt, dann bewegten sich ihre Lippen wie zu einem Lächeln und die Augen öffneten sich ruhig. Das geschärfte Ohr des Mannes an ihrer Seite vernahm, wie der Laut des Wassers sich immer tiefer färbte.

„Sie sind zu jung für dieses Ende", stieß er hervor.

Seine Stimme klang verändert und seltsam tief wie die des Wassers.

„Nein", sagte sie, ... „denken Sie nicht an mich ..."

„Ich muß an Sie denken. Es ist furchtbar."

Sie blieb eine Weile stumm, dann sagte sie: „Als ich Sie sagen hörte ...

Das in dem Boot ... und Sie aufstanden, um zu bleiben, ... da fühlte ich plötzlich, daß es eben so grausam wäre, nicht mit Ihnen zu bleiben, als Die drinnen nicht zu retten."

Sie mußte die letzten Worte ganz laut sprechen, denn der Wind hatte sich mit verdoppeltem Ungestüm erhoben und der Anprall des Wassers brach sich tosend an dem Mauerwerk. Als sie innehielt, erschütterte ein furchtbarer Krach das ganze Gebäude, Alles schien zu wanken und Wasserfluthen spülten über das Dach. Er, fühlte ihr wehendes Haar in seinem Gesicht und hielt sie fest. Beide waren athemlos und zitterten. Sie machte eine Hand frei und strich sich das Haar zurück. Die Mondscheibe trat aus einer Wolke heraus, der Giebel am anderen Ende des flachen Daches hatte nachgegeben und mehrere Rauchfänge waren eingestürzt.

Beide rückten noch näher zusammen. In Jedem von ihnen zitterte die Angst, allein zurückzubleiben. Immer schneller und schneller stieg das Wasser.

„Nun kanns nicht mehr lange dauern", sagte er.

„Nein ..."

Wie Stunden dünkten sie die Minuten des Schweigens. Sie hörten nur ihre eigenen Athemzüge.

Die Windstöße ließen jetzt nach ... Der Mond stand frei zwischen Wolkenbergen ... Die Wasserfläche glättete sich ein Wenig.

„Sie blieben also für mich", sagte er, „und so kann ich selbst am Ende nicht aus dem Leben gehen, ohne Jemand mit mir zu zerren... Und Sie, die blieben, sind eine Fremde ... und wir werden hier zusammen sterben, als Fremde ... O, über die Ironie dieser Welt! All mein Leben war ich einsam und verlassen, .. es war meine Schuld, gewiß meine Schuld ... und nun ists vorbei, ..es ist zu spät, es ist keine Zeit mehr." Sie blieb stumm. Nur der monotone Puls des Wassers unter ihnen fuhr fort, zu pochen. „Aber wenn uns irgend ein Wunder Rettung brächte: wir würden uns wenigstens nun kennen."

„Kennen? Mag sein, unsere verborgenen Tiefen. Aber ob auch unser Alltagswesen? Wenn wir gerettet würden, so würden wir Freunde sein, bis wir ans Land kämen. Dann, in den ersten zwölf Monaten, würden wir uns einmal wöchentlich begegnen und mit einander sprechen; später würden wir uns noch zunicken oder zulächeln und nach und nach achtlos an einander vorübergehen. Nein, was uns an Freundschaft und Kameradschaft zufällt, gehört nicht diesem Leben an."

„Sie glauben also an ein anderes?"

„Es ist nicht gerade Das, aber ich kann nicht an den Tod glauben. Wir vermöchten nicht so viel, heischten nicht so viel, wir haben nicht halb genug, .. ich fühle so Vieles, das noch erfüllt sein will... Nein, es muß noch Etwas geben außer diesem Leben."

Jetzt blieb er stumm. Vielleicht mochte er nichts gegen ihre Hoffnung einwenden; vielleicht regte sich aber auch in seinem Herzen eine Hoffnung, die er längst für erstorben gehalten hatte.

Der Mond war von Minute zu Minute heller geworden und glänzte über einer Wolkenbrücke, unter deren Bogen sich unergründliche Tiefen dehnten.

Sie zeigte hinauf. Der volle Glanz fiel auf ihr Antlitz. In ihren Augen lag eine unaussprechliche Milde und alle ihre Züge malten ein verklärtes Frohlocken.

„Die Pforten der Ewigkeit öffnen sich", sagte er, von ihrer Stimmung mitergriffen; aber ihm fehlten die Verzückung und der Glaube.

„Und vermögen Sie empor zu schauen und zu verzweifeln?"

„Das Alles hat keine Stimme für mich ... Es ist zu weit weg, .. zu schweigsam, .. zu starr. Das Gestirn wird, wenn ich ertrunken bin, unverändert über meiner Leiche strahlen. Aber Sie, Sie sind geblieben, um mit mir zu sterben. Welche Hoffnung es im Leben und im Tode geben kann: von Ihnen habe ich es erfahren. Ich weiß nicht, ob sie Bestand hat und ob sie zu Etwas nützlich ist; aber so, wie sie ist, kommt sie mir von Ihnen!"

Die Fluthen rauschten über den zusammengestürzten Rauchfängen auf und die Beiden zuckten zusammen, in unwillkürlichem Erschrecken. Aber die Ströme verliefen sich wieder; nur stieg das Wasser nach wie vor.

Er fuhr ruhig fort: „Heute Nacht ist es über mich gekommen wie die Ahnung von einem Leben, das der Mühe werth wäre, gelebt zu werden. Es mag ein anderes Leben sein, in einer anderen Welt, ich weiß es nicht. Ich will nicht in das Leben zurück, das ich kenne. Aber ich fordere Leben, das Leben, das ich erkannte, als wir einsahen, das Ende sei gekommen, und als ich Sie neben mir am Rande des Abgrundes fand. Wir kennen einander nicht, sagen Sie. Wir sind nicht Freunde und können es einander nicht sein. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich, allein, weder rückwärts noch vorwärts gehen möchte."

Sie saßen wortlos und die Nacht schlich langsam fort.

Erinnerungen tauchten in ihnen auf, Hoffnungen, Träume, die ihnen einst Alles bedeutet hatten ... Nun schien das Alles klein, nichtig und unermeßlich entfernt. Rings um sie brandeten immer höher die Wogen. Ab und zu erhob sich ein Windstoß und peitschte die Kämme über das Mauerwerk und dann ergossen sich schmutzige Bäche durch die Rauchfänge hinab.

„Wir müssen höher hinauf!" Schwer rang es sich aus ihm hervor. Sie verließen ihren Platz und kletterten auf den Ziegelvorsprung des Giebels.

Mit entfesselter Raserei packte sie hier der Sturm. Sie hielten einander umschlungen und hatten Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren.

Plötzlich rief er aus: „O, wäre doch nur eine Rettung für Sie! Es ist zu hart. Wie schrecklich Sie mich dauern!"

„Ich leide nicht," sagte sie. „Es ist nicht hart, ... es ist der beste Augenblick, den mir das Leben gegönnt hat."

Ihre Worte wurden vom Winde verweht. Er verstand sie nur, weil sie ganz nah an seinem Ohr gesprochen waren. Und seine Antwort entführte der Wind auch und trug sie fort für ewig.

Die Zeit der Zwiesprache war vorüber. Ein kurzes Ringen und Keuchen, ein ohnmächtiger Widerstand ... und dann blickte der ruhige Mond über eine öde und grenzenlose Wasserfläche.

London. Clementina Black.



Die Bevölkerungfrage in Frankreich.

Die Verlangsamung des Bevölkerungzuwachses in Frankreich ist in den letzten Jahrzehnten ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Statistiker, Soziologen, Nationalökonomen, Mediziner, Mathematiker und gelehrte Gesellschaften widmeten ihre Anstrengungen der Frage, durch welche Mittel der Bevölkerungzuwachs gefördert werden könne. Die einschlägige Literatur ist denn auch schon gewaltig angeschwollen und überreich an Reformvorschlägen. Erst empfahl man Erleichterung der Förmlichkeiten für die Eheschließung und direkte oder indirekte Prämien auf die Kinderzeugung. In den Jahren 1885 und 1889 ergingen spezielle Gesetze zu Gunsten von Familien mit sieben oder mehr Kindern. Das erste Gesetz erneuerte ein napoleonisches Dekret aus dem Jahr XIII:[1]) die Eltern von sieben Kindern sollten das Recht haben, einen männlichen Sprossen auf Staatskosten erziehen zu lassen. Die von der Kammer für diesen Zweck bewilligten Kredite waren aber gering. Die Zahl der Familien mit sieben oder mehr Kindern überstieg die Ziffer 232000; und es war unmöglich, entsprechende Summen von der Kammer bewilligt zu erhalten. Deshalb beschränkte man sich 1889 darauf, die Eltern von sieben oder mehr Kindern von der „contribution personelle et mobilière“ zu befreien. Auch Das war früher schon ähnlich dagewesen. So berichtet Forbonnais von einem Dekret aus dem Jahre 1666, wonach jeder Vater von zehn lebenden, ehelich geborenen Kindern von der „collecte de toute taille, taillon, sel, subside et autres impositions de tutelle, curatelle, logement des gens de guerre“ u. s. w. frei sein sollte.[2])

Die Sorge um Frankreichs Großmachtstellung hat sogar bis zu Vorschlägen einer partiellen Vermögenskonfiskation geführt. So verlangte z. B. der in letzter Zeit viel genannte Bertillon, Chef des statistischen Bureaus der Stadt Paris, der Staat solle, wenn der Erblasser nur ein Kind hat, die Hälfte, bei zwei Kindern ein Drittel der Erbschaft einziehen. In Fällen, wo drei oder mehr Kinder vorhanden sind, sollten dagegen die Erbmassen nicht nur unverkürzt, sondern sogar steuerfrei bleiben. Auch dieser Vorschlag ist aber nur die Wiederbelebung eines alten Dekretes von 1789, wonach Familien mit mehr als drei Kindern Steuererleichterungen genießen, Familien mit weniger als drei Kindern Steuerzuschlägen unterworfen sein sollten.

Von anderen Projekten erwähne ich nur: Heranziehung von Ausländern,[3])

---

[1]) Dieses Dekret vom Jahre 1806 verpflichtete den Staat, die Erziehung des sechsten Kindes armer Eltern aus öffentlichen Mitteln zu bestreiten. Es ward aber selten angewandt und gerieth allmählich in Vergessenheit. Man vergleiche darüber Legoyt, Des conditions d'acroissement de la population etc. Journal de la Soc. de Statistique de Paris 1867, S. 234.

[2]) Vgl. Forbonnais, Recherches et considérations sur les finances de France depuis 1595 jusqu'en 1721. Liège 1758. 2. Band, S. 351 ff.

[3]) Dieser Weg wurde bereits Ende der sechziger Jahre von Legoyt warm empfohlen. Man beschritt ihn aber erst neuerdings, als man die Naturalisation erleichterte.

deren Geburtenfrequenz bekanntlich höher ist, Abschaffung des Gesetzes, das die Ermittelung der Vaterschaft verbietet, Veränderung des Intestaterbrechtes, Erschwerung der Abwanderung in die Städte. Bis zu welchem Wahnwitz das Ergrübeln wirksamster Mittel bereits geführt hat, zeigt das Beispiel Lombards, eines bekannten Arztes, der in einem ernsthaften Referat auf dem medizinischen Kongreß zu Lyon empfahl, den Eheleuten solle untersagt werden, in besonderen Betten — wie es in den wohlhabenden Familien üblich ist — zu schlafen. Zur Begründung führte er ein schweizerisches Kantonalgesetz an, das Eheleuten, die sich scheiden lassen wollen, auferlegte, vierundzwanzig Stunden in einem Zimmer zuzubringen, — mit nur einem Glas, einem Messer, einer Gabel, einem Stuhl und einem Bett zu ihrer Verfügung. Man hat die Erfahrung gemacht, erklärte Lombard, daß selbst verjährte Abneigung einem solchen Zwange nicht Stich hielt.[4]) Einem lächerlichen Phantom zu Liebe — denn Zusammenschlafen bebedeutet doch noch keineswegs Kinderzeugung — sollte demnach eine wichtige hygienische Errungenschaft preisgegeben werden, wenn nöthig, sogar unter Anwendung mittelalterlicher Zwangsmaßregeln.

Der mehr oder minder radikale Charakter aller solcher Vorschläge zeigt deutlich genug, wie wichtig in unseren Tagen das Bevölkerungproblem den Franzosen erscheint. Noch vor wenigen Jahrzehnten verhielt sich die französische Gelehrtenwelt gerade entgegengesetzt. Unter dem Einfluß malthusischer Lehren hielt die große Mehrzahl der französischen Oekonomen die Einschränkung der Kinderzahl für das Nonplusultra der Weisheit und das langsamere Anwachsen der Bevölkerungziffer für ein günstiges Zeichen des Kulturfortschrittes. So schrieb J. B. Say: „Die Institutionen, die das Glück der Menschheit am Meisten fördern, sind die selben, die das Anwachsen des Kapitals begünstigen. Es gilt also, die Menschen mehr zum Sparen als zur Kinderzeugung zu ermuntern."[5]) Und ein anderer Schriftsteller, Giresse, erklärte in seinem 1867 erschienenen Essai sur la Population: „Die Geburtenfrequenz verminderte sich seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts um ein ganzes Drittheil. Wenn zum Unglück das Gebot: ‚Wachset und mehret Euch!' bis in unsere Tage mit dem selben Eifer und dem selben Unverstand wie im Jahre 1777 befolgt worden wäre, dann hätten wir in Frankreich jährlich ca. 1330000 Geburten, das heißt um ca. 330000 mehr, als wir thatsächlich zu verzeichnen haben. Um die unermeßliche Größe des Fortschrittes, den wir gemacht haben, zu kennzeichnen, muß man sich veranschaulichen, daß er der Menschheit die Mühen und Qualen von 330000 Geburten, den Tod einer großen Zahl von Frauen und ca. 15000 Totgeburten jährlich erspart." „Man zittert," so schließt Giresse seine Ausführungen, „wenn man des Elends, der Leiden und Erschütterungen gedenkt, die durch diese 330000 Mehrgeburten in unserer sozialen Organisation hervorgerufen werden würden." Josef Garnier, Mitglied des Institut de France, hielt das Uebermaß an Bevölkerung für eine der Hauptursachen des Elends[6]) und

[4]) De la dépopulation en France, Lyon 1873, S. 21 ff.

[5]) Vergl. Nitti, La population etc. S. 90.

[6]) Vergl. J. Garnier: Du principe de population, II. Auflage, Paris 1885, S. 10.

Léonce de Lavergne glaubte, der Bevölkerung der Normandie zu ihrer langsamen Vermehrung nur gratuliren zu können.[7])

Man begnügte sich aber in Frankreich nicht damit, die Einschränkung der Kinderzahl theoretisch zu empfehlen. Hie und da ging man so weit, Prämien darauf zu setzen. So berichtet Josef Garnier, der Munizipalrath von Versailles habe im Jahre 1852 einen Temperenzpreis von 1000 Franks gestiftet, bei dessen Zuerkennung den Kandidaten besonders eine mäßige Kinderzahl zur Empfehlung gereichen sollte[8]). Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht auch ein Cirkular des Präfekten von Allier aus dem Jahre 1833, worin er die Einschränkung der Kinderzahl als das beste Mittel zur Hebung des Wohlstandes bezeichnet[9]).

Der Umschwung der Ansichten wurde hauptsächlich durch die Veränderung der politischen Lage herbeigeführt. Wenn man die zahlreichen Betrachtungen über das Verhältniß der französischen Wehrkraft zu derjenigen der anderen Großmächte aus den siebenziger und aus dem Anfang der achtziger Jahre prüft, findet man die Behauptung immer wieder, daß in Folge der schwächeren Vertretung der Kinder und der etwas stärkeren Vertretung des männlichen Geschlechtes Frankreich eine gleich starke Armee aufstellen könne wie Deutschland, so daß vorläufig kein Grund zur Beunruhigung vorliege. Die letzten Jahre haben aber bekanntlich diesen Scheintrost zerstört. Bereits 1885 mußte Le Roy zugeben, daß Deutschland im Vergleich zu Frankreich einen Ueberschuß von etwa 600000 Männern im Alter von zwanzig Jahren und darüber habe[10]). Heute aber erreicht die Zahl der Männer im Alter von zwanzig bis fünfundvierzig Jahren in Frankreich nur etwa 7 Millionen gegen etwa 8,7 Millionen in Deutschland. Wie ungünstig das Verhältniß nach fünfundzwanzig Jahren sein wird, zeigen die folgenden Berechnungen:

Der durchschnittliche jährliche Geburtenüberschuß pro 1000 der mittleren

Bevölkerung betrug	1841/50	1851/60	1861/70	1871/80	1881/90
im Deutschen Reich	9,4	9,0	10,3	11,9	11,7
in Großbritannien (ohne Irland)	10,2	11,9	12,7	14,0	13,3
„ Frankreich	4,0	2,3	2,6	1,7	0,2

Im Jahresdurchschnitt 1891/95 betrug der Geburtenüberschuß pro 1000 der mittleren Bevölkerung in Deutschland 13,0, 1896 sogar 15,4, während Frankreich eine Reihe von Jahren hindurch einen Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburtenzahl aufwies, so zum Beispiel im Jahre 1890 einen von 38000, in den Jahren 1891 und 1892 einen von 10000 und 20000.

Nimmt man nun an, daß der Bevölkerungzuwachs in Frankreich und Deutschland auch in den nächsten fünfundzwanzig Jahren annähernd der selbe bleibe wie von 1881 bis 1895, so würde die Bevölkerung Frankreichs im Jahre 1925 aller Wahrscheinlichkeit nach etwa 40 Millionen, diejenige Deutschlands etwa 70 Millionen Menschen betragen.

[7]) Léonce de Lavergne, Économie rurale de la France, Paris 1860, S. 100.

[8]) S. a. a. O., S. 224.

[9]) Vgl. Arthur Chervin, Histoire statistique de la population francaise. Paris 1889, S. 46.

[10]) Vgl. Journal de la Société de Statistique de Paris, 1890, S. 360ff.

Kein Wunder daher, daß alle Franzosen, denen das Prestige ihres Volkes am Herzen liegt, den Bevölkerungstillstand in ihrem Lande beklagen. In neuster Zeit beginnt man aber auch, der wirthschaftlichen Bedeutung der Frage eine richtige Seite abzugewinnen, und fängt an, einzusehen, daß der Bevölkerungstillstand eine Art von wirthschaftlicher Stagnation bedeutet.

Als eine der Hauptursachen des langsamen Bevölkerungzuwachses galt verschiedenen französischen Forschern die rasche Entwickelung der Großstädte. Die Großstädte, erklärten sie, wachsen auf Kosten der Landgemeinden. Durch die daraus resultirende Bevölkerungabnahme in den Landgemeinden werde die Hauptquelle der Geburten des Landes verstopft. Um die Geburtenfrequenz zu erhöhen, müsse man daher das Wachsthum der Großstädte verhindern. Bewegliche Klagen über Landflucht und ihre destruktiven Tendenzen sind in Frankreich und anderswo schon am Ausgang des Mittelalters laut geworden. „Vergessen Sie nicht diese Wahrheit, mein Bruder", sagte Karl der Fünfte zum König François dem Ersten: „Die Hauptstädte, wo die nothleidenden Klassen durch ihre Zahl herrschen, werden unausbleiblich das Grab der Königreiche und der großen Nationen werden."[11]) Und im vorigen Jahrhundert schrieb der berühmte Verfasser des Contrat social: „Es sind die Großstädte, die den Staat erschöpfen und seine Schwäche verursachen ... Das Dorf macht die Bedeutung des Landes und die ländliche Bevölkerung hat die Nation geschaffen".

In neuerer Zeit wurden gleiche Ansichten von dem berühmten Demographen Bertillon (dem Vater A. Bertillons), Cheysson, Lagneau, Toussaint Jona, Smith, Arsène Dumont und Anderen ausgesprochen. Bertillon nennt die Großstädte „für die moralische und physische Gesundheit unheilvolle Ansammlungen."[12]) Sein Kollege, der Akademiker Lagneau, glaubte, durch Beschränkung der Freizügigkeit aus den Dörfern nach den Städten sei ein schneller Bevölkerungzusatz herbeizuführen[13]). Arsène Dumont klagt, daß die Abnahme der fruchtbaren ländlichen Bevölkerung in Folge der Abwanderung nach den Städten die ohnehin trostlos geringe Geburtenfrequenz noch verschlimmern müsse[14]).

Das Schlagwort von der destruktiven Einwirkung der städtischen Hypertrophie wurde so oft wiederholt, daß es nachgerade kein Wunder ist, wenn es in Frankreich zu einem Gemeinplatz geworden ist, der, so oft man das Thema des Bevölkerungstillstandes berührt, von allen Seiten ausgesprochen wird. Wie wenig dabei übrigens die Praxis den zur Schau getragenen Auffassungen entspricht: Das verspottet Levasseur mit feiner Ironie. „Die Bourgeoisie klagt über die Entvölkerung des platten Landes und holt sich ihre Dienstboten aus den Dörfern.

---

[11]) Nach Dr. Gibert, Causes de la dépopulation française, S. 430.

[12]) Mouvements de la population, Annales de Démographie internationale, 8771, S. 180 ff.

[13]) Du dépeuplement et de la décroissance de population u. s. w., S. 37 ff.

[14]) Dépopulation et Civilisation, S. 83 ff. Zahlreiche Citate aus anderen Werken sind von mir in der Schrift „Die vermeintlichen und die wirklichen Ursachen des Bevölkerungstillstandes in Frankreich, München 1898, angeführt.

Man muß die Fremdeninvasion in Frankreich verhindern, sagt der Kaufmann, — und entläßt seinen französischen Kommis, um einen Schweizer anzustellen, weil Dieser auch die deutsche Sprache versteht. Man wünscht sich in Frankreich keine Kinder mehr. Das ist die Dekadence der römischen Kaiserzeit! So kann man es in den Salons von Leuten hören, die unglücklich wären, hätten sie mehr als ein Kind. Und im Klub, wo Jeder von der Maitresse seines Nachbarn zischelt, klagt man laut über die Zunahme der Sittenlosigkeit und der unehelichen Geburten."[15]) Daß die französischen Agrarier besonders gern über den verderblichen Einfluß der Großstädte jammern, ist selbstverständlich. „Alle Versuche, unser Ziel zu erreichen", sagt zum Beispiel Bablot-Maitre, „werden frucht- und ergebnißlos bleiben, wenn wir die Landflucht nicht eindämmen können."[16])

Wie steht es damit nun in Wahrheit? Die Hauptfragen, die in Betracht kommen, sind folgende:

1. Ist das rasche Wachsthum der Großstädte eine spezifisch französische Erscheinung?

2. Nimmt die Bevölkerung der französischen Großstädte rascher oder langsamer zu als die Bevölkerung der deutschen und englischen Großstädte?

3. Wodurch wird die raschere oder langsamere Bevölkerungzunahme der französischen Großstädte verursacht?

Ich muß mich hier kurz fassen; und außerdem sind diese drei Fragen an der von mir angegebenen Stelle[17]) bereits eingehend erörtert worden. Es genüge daher, daß Frankreich im Vergleich mit Deutschland und England eine sehr geringe Zahl von Großstädten aufweist und daß die französischen Großstädte viel langsamer wachsen. Berechnet man das Verhältniß der Bevölkerung sämmtlicher Städte mit über 50000 Einwohnern zur Gesammtbevölkerung in Frankreich, Deutschland und England, so erhält man folgende Prozentzahlen:

für Frankreich	einschließlich	Paris	ungefähr	16	Proz.	(34 Städte)
„ Deutschland	„	Berlin	„	19	„	(57 Städte)
„ England u. Wales	„	London	„	41	„	(61 Städte)
„ Frankreich	ohne	Paris	„	10	„	
„ Deutschland	„	Berlin	„	15	„	
„ England u. Wales	„	London	„	26	„	

Angesichts dieser Thatsachen kann man von einem Ueberreichthum Frankreichs an Großstädten nicht reden. Jedem Unbefangenen muß sich vielmehr das Bedenken aufdrängen, ob nicht im Gegentheil gerade der Mangel an Großstädten hauptsächlich den Bevölkerungstillstand in Frankreich verschuldet hat. Daß diese Schlußfolgerung berechtigt ist, werde ich bei Ermittelung der Ursachen des langsamen Aufstieges der Bevölkerung in den französischen Großstädten zu be-

---

[15]) La population française, Journ. de la Soc. de Statistique de Paris, 1892, S. 306.

[16]) La crise agricole, S. 39.

[17]) Vgl. „Die vermeintlichen und die wirklichen Ursachen des Bevölkerungstillstandes in Frankreich", S. 18—24.

weisen suchen. Vorher muß ich aber zwei andere, außerordentlich wichtige Momente berühren. Das erste ist, daß, abgesehen von Paris, in Frankreich im Jahre 1896 von elf sogenannten „Großstädten“[18]) nur zwei eine Bevölkerung von 200000 bis 300000 und weitere zwei eine solche von über 300000 Einwohnern erreichten. In Deutschland waren dagegen bereits 1895 — abgesehen von Berlin — unter siebenundzwanzig Großstädten drei mit einer Bevölkerung von 200000 bis 300000 und sechs mit über 300000 Einwohnern vorhanden. In England und Wales endlich zählte man schon 1891 — abgesehen von London — fünf Städte mit 200000 bis 300000 und fünf mit über 300000 Einwohnern. Frankreich ist also sehr arm an wirklichen Großstädten. Und üben die Großstädte eine um so stärkere Anziehungkraft aus, je größer ihre Bevölkerung ist, so hat Frankreich, das einschließlich Paris nur fünf Städte von mehr als 200000 Einwohnern zählt, relativ sehr wenige solche Anziehungpunkte im Vergleich zu Deutschland mit zehn und England mit elf Städten von über 200000 Einwohnern. Dieses Verhältniß verschiebt sich aber noch mehr zu Ungunsten Frankreichs, wenn man berücksichtigt, daß die letzte Volkszählung in Frankreich 1896, in England dagegen 1891 stattfand.

Das zweite Moment ist die eigenthümliche geographische Vertheilung der französischen Großstädte. Sie liegen mit geringen Ausnahmen in der Nähe der Grenzen, während das Innere des Landes — im Gegensatz zu Deutschland und England — arm an Großstädten ist. Die Wichtigkeit dieses Momentes wird klar, wenn man die durch zahlreiche Untersuchungen festgestellte Thatsache in Erwägung zieht, daß die Großstädte vorwiegend auf die sie unmittelbar umgebenden Gebiete wirken.

Bekannt ist, daß die Zahl der in der englischen Landwirthschaft beschäftigten Personen stetig abnimmt. Ein ähnliches Ergebniß lieferte für Deutschland die Berufs- und Gewerbezählung vom Jahre 1895. Wie sich diese Verhältnisse in Frankreich gestaltet haben, muß man bei der mangelhaften Beschaffenheit der französischen Berufsstatistik in erster Linie an der Vertheilung der Bevölkerung nach Kommunen verschiedener Größenklassen untersuchen. Eine Vergleichung des Bevölkerungstandes der Kommunen von mehr als 2000 Einwohnern mit dem der Kommunen von weniger als 2000 ergiebt folgende Resultate:

Jahr	Bevölkerung der Kommunen mit über 2000 Einw.		Bevölkerung der Kommunen mit unter 2000 Einw.	
	absolut	in Prozenten der Gesammtbevölk.	absolut	in Prozenten der Gesammtbevölk.
1846	8647000	24,4	26754000	75,6
1856	9845000	27,3	26295000	72,7
1866	11595000	30,5	26472000	69,5
1876	11977000	32,4	24928000[19])	67,6
1886	13767000	35,9	24452000	64,1
1891	14311000	37,4	24032000	62,6

[18]) Als solche werden gewöhnlich Städte mit mehr als 100000 Einwohnern bezeichnet.

[19]) Verlust von Elsaß-Lothringen.

Seit der Mitte der vierziger Jahre zeigen also die kleinen Kommunen einen regelmäßigen Bevölkerungrückgang, die Kommunen mit mehr als 2000 Einwohnern einen Bevölkerungzuwachs. Im Jahre 1876 gab es in Frankreich 2670 Kommunen mit einer Bevölkerung von mehr als 2000 Seelen, 1891 dagegen 2701. Die Zahl dieser Kommunen hat sich demnach nur um einunddreißig vermehrt. Die Gesammtbevölkerung dieser Kommunen betrug 1876 etwa 12 Millionen, 1891 dagegen 14,3 Millionen. Auf die sämmtlichen übrigen Kommunen Frankreichs entfielen 1876 etwa 24,9 Millionen, 1891 nur 24,0 Millionen. Auch bei Hinzurechnung von 50000 bis 60000 Personen, die vor 1876 die Bevölkerung der 31 nunmehr zu der städtischen[20]) Gruppe übergegangenen Kommunen ausmachten, hat also das platte Land mindestens 850000 Menschen abgegeben. Verfolgt man ferner die Bevölkerungbewegung in den einzelnen Departements von Frankreich, so ergiebt sich die überraschende Thatsache, daß nach Eliminirung von fünf Departements: Nord, Pas-de-Calais, Seine, Rhône und Bouches-du-Rhône, die sich zusammen über etwa ein Fünfundzwanzigstel der Gesammtfläche Frankreichs ausdehnen, die Bevölkerung der übrigen zweiundachtzig Departements im Laufe der letzten dreißig Jahre absolut zurückgegangen ist. Der wirthschaftliche Grundcharakter der genannten fünf Departements läßt sich ohne Weiteres daraus ersehen, daß in vier von ihnen die Bevölkerung der Kommunen mit mehr als 2000 Einwohnern bereits 1891 65, 70, 83 und 99 Prozent der Gesammtbevölkerung ausmachte. Das sind die Departements, in denen die größten Städte Frankreichs: Paris, Marseille, Lyon, Roubaix, Lille u. s. w. liegen.

Ich will nun prüfen, welche Bevölkerungschichten ihre Zuflucht zur Einschränkung der Kinderzahl nehmen. Daß die höheren sozialen Schichten besonders auf die Einschränkung der Kinderzahl bedacht sind, ist auch in anderen Ländern öfters festgestellt worden. Es handelt sich da aber um einen so kleinen Bruchtheil der Bevölkerung, daß ihr Verhalten nur von ganz geringem Einfluß sein kann. Die Bevölkerungschicht dagegen, die nach der am Weitesten verbreiten Ansicht die Urquelle des Bevölkerungzuwachses bildet, soll die ländliche Bevölkerung im Allgemeinen und besonders die Bauernschaft sein. Nun ist aber die ländliche Bevölkerung in Frankreich im Vergleich zu den meisten Staaten Deutschlands und insbesondere zu England außerordentlich stark vertreten. Noch im Jahre 1891 wohnten ja ca. 63 Prozent der Gesammtbevölkerung in Kommunen mit unter 2000 Einwohnern. Man könnte daher glauben, daß Frankreich — dieses Dorado der Bauernschaft — im Gegensatz zu Deutschland und England, deren Bevölkerung — wie vielfach angenommen wird — unter der mächtigen Entwickelung der Großindustrie außerordentlich litte, einen großen Bevölkerungzuwachs aufweisen werde. Wie schwach die Großindustrie in Frankreich seit Jahrzehnten vertreten war, lehren die nachstehenden Daten: Der Baumwolleverbrauch und die Ausfuhr von baumwollenen Waaren betrug in 1000 Kilogramm:[21])

---

[20]) Wie in den meisten anderen Ländern, werden auch in Frankreich die Kommunen mit unter 2000 Einwohnern zu den ländlichen, die übrigen zu den städtischen gerechnet.

[21]) Vergl. L'industrie cotonnière de France comparée à celle du Zollverein et du Royaume-Uni par Toussaint Jona. Journal de la Soc. de Stat. de Paris 1873, S. 275.

	in Großbritannien	Frankreich	Zollverein
	Baumwolleverbrauch		
1841/45	214 600	59 400	13 800
1851/55	327 600	70 200	28 100
1866/70	516 300	86 800	116 800
	Export an Baumwollewaaren		
1841/45	63 100	12 600	4 100
1851/55	68 000	10 900	11 200
1866/70	75 700	26 700	31 100

Schon vor dem deutsch-französischen Kriege waren demnach die Baumwolleproduktion und der Baumwolleexport im Zollverein stärker entwickelt als in Frankreich. Noch ungünstiger war in dieser Hinsicht die Lage Frankreichs England gegenüber.

Die schwache Entwickeluug der angeblich so verderblich wirkenden Großindustrie und die starke Vertretung des Bauernstandes haben aber keinen entsprechenden Bevölkerungzuwachs zur Folge gehabt. Die Ansicht, daß die Bauernschaft an und für sich die Quelle solchen Bevölkerungzuwachses sei, wird aber noch mehr erschüttert, wenn man sieht, daß in Frankreich gerade die Bauern ihre Kinderzahl mit Vorliebe einschränken. In einigen Departements hat sich die Geburtenfrequenz seit Beginn des Jahrhundertes ziemlich unverändert. erhalten, während sie in anderen große Schwankungen aufweist. So betrug z. B. die Zahl der Geburten auf 100 Einwohner:[22])

im Departement:	1801/1810	1886/91	im Departement:	1801/1810	1886/91
Nord	35	29	Finistère	37	33
Pas-de-Calais	32	30	Corse	30	29
Seine Inf.	28	29	Lozère	29	30

Im Gegensatz zu diesen Departements, von denen zwei sogar eine Zunahme der Geburtenfrequenz zeigen, zeichnen sich nachstehende Departements durch rasche Abnahme aus. Auf 100 Einwohner kamen Geburten:

im Departement:	1801/1810	1886/91	im Departement:	1801/10	1886/91
Yonne	30	18	Gers	30	15
Côte-d'Or	31	18	Lot-et-Garonne	30	15
Charente	32	19	Garonne	33	15
Puy-de-Dôme	33	19	Maine-et-Loire	34	15

Nun haben aber gerade die zuletzt aufgeführten acht Departements, die eine sehr große Abnahme der Geburtenfrequenz aufweisen, eine zahlreiche und wohlhabende Bauernschaft. Dieser restriktive Einfluß bäuerlicher Wohlhabenheit wird fast ausnahmelos von den Statistikern und von sonstigen Beobachtern bestätigt. So konstatirt zum Beispiel Toussaint Jona, daß die vier durch besondere Wohlhabenheit der Bauern sich auszeichnenden Departements der Normandie

[22]) Die Zahl der Geburten auf 1000 Frauen im gebärtüchtigen Alter läßt sich für den Anfang des Jahrhunderts nicht ermitteln, weil keine Daten vorhanden sind.

eine außerordentlich geringe Geburtenfrequenz aufweisen.[23]) Im Süden Frankreichs sind es auch die wohlhabendsten Departements, die eine besonders große Abnahme der Geburtenfrequenz zeigen. Und Arsène Dumont, der zahlreiche Kommunen untersuchte, berichtet im Einklang mit Dubert und anderen Forschern, daß bei den reichen und bemittelten Bauern die Geburtenfrequenz in stetiger Abnahme begriffen sei, dagegen um so stärker in den Kommunen zunehme, in denen die Lage der Bauern schlecht ist, und da, wo ein zahlreiches ländliches Proletariat vorhanden ist.

Eben so wie in England und Deutschland sucht man in Frankreich als unumstößliche Thatsache hinzustellen, daß die ländliche und besonders die Landwirthschaft treibende Bevölkerung eine bedeutend größere Geburtenfrequenz aufweise als die städtische und industrielle. Da ist es denn wichtig, festzustellen, daß die Geburtenfrequenz in verschiedenen großen Städten bedeutende Differenzen aufweist. Schon der Akademiker Hippolyte Passy beobachtete in den dreißiger Jahren, daß die von der großen und kleinen Bourgeoisie bewohnten Städte äußerst wenige Geburten, die Städte mit starker Arbeiterbevölkerung dagegen eine große Geburtenfrequenz hatten. So zählte man nach seinen Angaben in den Städten Le Mans 2,4, Tours 2,5, Versailles und Angers 2,6, Caen und Clermont-Ferrand 2,7 Geburten auf eine Ehe, in Saint Etienne dagegen, einer Stadt mit einer starken proletarischen Bevölkerung, etwa 4,6, in Nîmes und Boulogne etwa 4; in Marseille und Dunkerque 3,8, in Limoges 3,7. Im Anschluß daran konstatirte Passy, daß in den Städten mit stark entwickelter Fabrikindustrie die Geburtenfrequenz sogar den Durchschnitt für ganz Frankreich übertreffe. Das Selbe wurde für die neuste Zeit von dem Chef des statistischen Bureaus für Paris ermittelt. Während in sehr reichen Arrondissements von Paris auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren jährlich 34 bis 53 Geburten kamen, betrugen die Verhältnißzahlen in armen und sehr armen Theilen von Paris 95 bis 108, also das Zwei- bis Dreifache. Und hier komme ich zu dem Hauptpunkt meiner Untersuchung. Es fragt sich, auf wessen Kosten sich denn eigentlich die Bevölkerung Frankreichs vermehrt, wenn die in ihrer Mehrzahl wohlhabende französische Bauernschaft und der zahlreiche, relativ gut situirte französische Mittelstand ihre Kinderzahl mehr und mehr einschränken.

Wenn man von der Einwanderung absieht, basirt der Bevölkerungzuwachs Frankreichs auf zwei Gesellschaftschichten. Die eine ist die arme bäuerliche Bevölkerung und das ländliche Proletariat. Besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht vier Departements der alten Provinz Bretagne aus. Interessante Schilderungen über die Lebensweise bretonischer Bauern geben uns für den Anfang der vierziger Jahre Chateauneuf und Villermé in ihrem im Auftrag der Akademie erstatteten Bericht. Sie schreiben: „Was für eine Unmenge von Unglücklichen giebt es in der Bretagne! Um sich einen richtigen Begriff von ihrer Hilflosigkeit zu machen, muß man Alles selbst gesehen haben. Man muß den armen Bauern in seiner Behausung aufsuchen, deren Dach beinahe bis zur Erde reicht und deren Inneres durch den Rauch ganz geschwärzt ist. In dieser elenden Hütte, in die das Licht nur durch die Thür fällt ..., wohnt er und seine halbnackte Familie. Ihr Mobiliar

[23]) Vergl. Journal de la Société de Stat. de Paris, 1886, S. 91 ff.

und Hausgeräth besteht aus einem schlechten Tisch, einer Bank, einem Kochkessel und einigen Gefäßen aus Holz oder Thon. Als Bett dient eine Kiste mit einem Strohbündel ohne Bettuch. In der gegenüber liegenden Ecke kaut auf einem Düngerhaufen eine magere und schlechte Kuh, deren Milch ihn und die Seinen nährt. Er schätzt sich glücklich, wenn er überhaupt eine Kuh besitzt."[24]) Dieser trostlosen Schilderung fügen die beiden Akademiker hinzu, es sei nicht selten, daß eine Familie mit 250 Francs im Jahr auskommen müsse.

Und diese armsäligen Bauern, die ihre Lage verbessern, wenn sie in die Fabriken oder in die Handelsmarine eintreten, bilden die eine der Hauptquellen, aus denen sich der Bevölkerungzuwachs Frankreichs rekrutirt.

Die zweite Quelle bilden die Departements Nord und Pas-de-Calais.

Zeitperiode	Der gesammte natürliche[25]) Bevölk.-Zuwachs Frankreichs	Der natürl. Bevölk.-Zuwachs der Departements Nord und Pas-de-Calais		Der natürl. Bevölk.-Zuwachs der sogenannten städtischen Kommunen in den Departements Nord und Pas-de-Calais	
		absolut	in Prozenten des gesammten natürl. Bev.-Zuwachses Frankreichs	absolut	in Prozenten d. gesammten natürl. Bevölk.-Zuwachses Frankreichs
1861/65	716 000	91 000	13	44 000	6
1877/81	507 000	106 000		64 000	
1882/86[26])	376 000	98 000	26	65 000	17
1886/90[27])	191 000	100 000	53	68 000	36
1891/94[28])	16 000	84 000	525	54 000	337

Während demnach noch zu Beginn der sechziger Jahre der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle in diesen beiden Departements nur etwa 13 Prozent des gesammten Geburtenüberschusses Frankreichs ausmachte, ist dieser Prozentsatz im Jahrfünft 1881/85 auf etwa 26 Prozent und im Jahrfünft 1886/90 bereits auf 53 Prozent gestiegen. In den letzten vier Jahren aber wurden ohne diese zwei Departements — ja sogar schon ohne deren städtische Kommunen — im ganzen übrigen Frankreich die Geburten um viele Tausende von den Sterbefällen übertroffen.

Und welchen wirthschaftlichen Charakter haben die Departements Nord und Pas-de-Calais? Von den in Frankreich im Jahre 1894 gezählten Baumwollespindeln kamen auf unsere beiden Departements, die zusammen etwa 2, 3 Prozent der

---

24) Vergl. Rapport d'un voyage fait dans les cinq départements de la Bretagne, pendant les années 1840 et 1841, d'après les ordres de l'Académie Royale des sciences morales et politiques de l'Institut de France. Tome IV, Paris 1844, S. 644 ff.

25) Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle.

26) Die Jahre 1882/85 und die ersten fünf Monate des Jahres 1886. Vergl. Résultats stat. du Dénombrement de 1886, S. 77 ff.

27) Die Jahre 1887 bis 1890, 7 Monate des Jahres 1886 und $3^1/_3$ Monat des Jahres 1891.

28) Vier volle Jahre.

Gesammtfläche Frankreichs in Anspruch nehmen, etwa 28 Prozent[29]), von den Kammwollespindeln sogar etwa 68 Prozent[30]). Ferner lieferten diese Departements etwa 15 Prozent der gesammten Gußeisenproduktion, etwa 24 Prozent der gesammten Stahlproduktion und etwa 58 Prozent der gesammten Kohlenproduktion Frankreichs. Endlich entfielen auf diese Departements mehr als 20 Prozent aller in der französischen Industrie beschäftigten feststehenden Dampfmaschinen.

Also: es sind die Centren des französischen Kohlenbergbaues und der französischen Großindustrie, deren große Geburtenfrequenz allein verhindert, daß Frankreich eine Abnahme seiner Bevölkerung erleidet.

Der Zusammenhang zwischen der Höhe der wirthschaftlichen Entwickelung und der Geburtenfrequenz läßt sich aber auch für ganz Frankreich nachweisen, und zwar auf vierfachem Wege. Aus Rücksicht auf den Raum, der mir hier zu Gebote steht, will ich mich aber auf den Zusammenhang zwischen dem Kohlenkonsum und der Geburtenfrequenz beschränken und behalte mir die übrigen Ergebnisse für meine demnächst im Verlage von Guttentag erscheinende Schrift über Bevölkerungprobleme und Berufsgliederung in Frankreich vor.

Ordnet man — nach Ausschluß des Paris umgebenden Seine-Departements — die übrigen 86 Departements Frankreichs nach der Größe des Kohlenkonsumes auf den Kopf der Bevölkerung, so erhält man fünf Gruppen:

	Zahl der Departements	Durchschnittliche Zahl der Geburten auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren im Zeitraum 1890/91
Erste Gruppe[31])	10 Departements	112,7
Zweite "	17 "	95,7
Dritte "	19 "	92,3
Vierte "	20 "	92,2
Fünfte "	20 "	108,4
	Seine	86,5
	Ganz Frankreich	98,8

Die zehn Departements, die den größten Kohlenkonsum — d. h. mit anderen Worten: eine starke Großindustrie — hatten, wiesen demnach auch die größte Geburtenfrequenz auf, wobei die Zahl bis zur vierten Gruppe mit der Abnahme des Kohlenkonsumes regelmäßig sank. Daß hier keine Rede von einer zufälligen Erscheinung sein kann, beweist allein schon die Thatsache, daß

[29]) Davon nur ein kleiner Theil auf Pas-de-Calais, der Rest auf das Departement Nord.

[30]) Davon etwa 10,6 Millionen Tonnen auf das Departement Pas-de-Calais und etwa 5 Millionen Tonnen auf das Departement Nord. Von besonderem Interesse ist der Umstand, daß die Departements mit einer bedeutenden Kohlenproduktion sich durch ihre besonders hohe Geburtenfrequenz auszeichnen.

[31]) Um die Gesetzmäßigkeit der Erscheinung klar zum Vorschein zu bringen, wurden diese Gruppen so gebildet, daß in jeder eine möglichst gleiche Anzahl von gebärtüchtigen Frauen vertreten war.

mit einer einzigen Ausnahme die zur ersten Gruppe gehörenden Departements eine größere Geburtenfrequenz hatten als ganz Frankreich. Man zählte nämlich in diesen Departements auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren 99,8 bis 135,8 Geburten, während der Durchschnitt für ganz Frankreich nur 98,8 betrug.

Was die fünfte Gruppe betrifft, die Gruppe der Departements mit dem geringsten Kohlenkonsum, so erkläre ich mir ihre relativ hohe Geburtenfrequenz dadurch, daß sich darunter zahlreiche äußerst arme[32]) Departements befinden. Scheidet man diese aus, so ergiebt sich für die wohlhabenden Departements ein Durchschnitt von 93 Geburten auf 1000 Frauen im Alter von 15 bis 45 Jahren, eine Zahl, die bedeutend unter dem Durchschnitt für Frankreich zurückbleibt. Zu noch interessanteren Ergebnissen kommt man durch Ermittelung des Ueberschusses der Geburten über die Sterbefälle in den beiden Gruppen, die den geringsten Kohlenkonsum aufzuweisen hatten. Bei einer Bevölkerung von etwa 13,9 Millionen hatten die hier in Betracht kommenden 40 fast rein landwirthschaftlichen Departements in der Zeit zwischen den Volkszählungen von 1886 und 1891 etwa 58 700 überschüssige Geburten geliefert, während die Departements Nord und Pas-de-Calais, deren großindustriellen Charakter ich bereits betont habe, einen Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle von etwa 100 000 ergaben, obgleich ihre Bevölkerung nur etwa 2,6 Millionen betrug. Das Resultat gestaltet sich aber für die landwirthschaftliche Bevölkerung noch ungünstiger, wenn man von den angegebenen Zahlen die Bevölkerung und den Geburtenüberschuß der sehr armen Departements Finistère, Corrèze, Corse, Côtes du-Nord und Morbihan in Abzug bringt. Bei einer Bevölkerung von etwa 11,4 Millionen, von denen mehr als 9 Millionen, d. h. etwa 80 Prozent, in ländlichen Kommunen wohnten, wiesen dann die übrigen fast rein landwirthschaftlichen 35 Departements in dem fraglichen Zeitraum sogar einen Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburtenzahl auf.

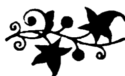
Angesichts aller angeführten Thatsachen ist es klar, daß die Lösung des Bevölkerungpoblemes in Frankreich nicht auf dem Wege einer weiteren Belastung des ländlichen und städtischen Proletariates zu Gunsten der im Allgemeinen ohnedies wohlhabenden Bauernschaft liegt. Auf die positiven Maßnahmen, die der Lösung des Problemes wirklich dienen könnten, werde ich voraussichtlich später einzugehen Gelegenheit haben.

Zürich-Paris, im August 1899.

Privatdozent Dr. Josef Goldstein.

---

32) Darunter auch die vorhin bereits erwähnten, zu der Bretagne gehörigen Departements Côtes-du-Nord, Morbihan und Finistère



Robert Browning und Elizabeth Barrett.

Gegen gewisse Themata der Literatur helfen keine Argumente. Vergebens hört man klagen, daß der Erotik ein zu weites Feld eingeräumt werde. Dem Blick manches Literaten zeigt sich der schollenschwere Acker des Daseins eben nur als ein Tummelplatz des Liebesgottes. Zur Zeit des Minnesanges durchschwirrte Eros mit zahllosen Tändelschaaren die Gefilde der Lyrik. Durch die Epik schritt er damals in leidenschaftlicher Attitude und selbst dem Kirchengesang blies er seinen heißen Odem ein. Später erzitterte der Thespiskarren unter seinem Ungestüm; seitdem treibt er auf allen Gebieten der Literatur sein loses Wesen und selbst bis zu den Schoßkindern unseres heutigen, psychologisch geschulten Geschmackes, den Tagebüchern und Briefsammlungen, ist er kühnlich vorgedrungen.

Eine solche Spende hat der englische Büchermarkt in jüngster Zeit in den Liebesbriefen Roberts Browning und der Elizabeth Barrett geboten. Sie geben uns den Einblick in das Allerheiligste zweier hervorragenden Dichterindividualitäten. Ein Herzensbündniß, das in der Weltliteratur ohne Gleichen ist, enthüllt seinen köstlichen Werdeprozeß. Von Abaelard und Heloise bis auf Goethe und Charlotte von Stein haben wir Schätze epistolarer Liebesbekenntnisse großer Männer und Frauen. Niemals ist jedoch ein wechselseitiges Stenogramm der Liebe in so erschöpfender Form geboten worden. Und hier reden zwei auf gleicher Höhe stehende, zwei der reichsten Poetenherzen der an lyrischen Größen besonders fruchtbaren englischen Literatur zu einander. In diesen Briefen werden keine zierlichen Floskeln wie zur Zeit der Königin Anna gedrechselt, auch keine Rousseau-Seufzer und keine Ueberschwänglichkeit romantischer Gefühle betäubt die Stimme der Natur. Zwei kongeniale Menschen, die Beide bereits Stellung zum Leben genommen haben, beginnen damit, Auffassungen mit einander auszutauschen. Sehr bald schlägt dann die persönliche Note durch, bis nach einem unaufhaltsam anschwellenden Crescendo das Unisono der Seelen langaushallend verklingt. Neben der männlichen Sprache Roberts Browning setzt Elizabeth Barrett mit weiblichen Tönen ein. Diese Töne steigern sich mit der überströmenden Kraftfülle des Mannes, erhalten sich auf der Höhe und übertragen schließlich das eigene Moll auf die Sprache des Geliebten. Quellender Bilderreichthum verräth, daß Beide Dichter sind. Die gedrängte, eruptive Art Brownings gemahnt an Carlyle, die graziöse Innerlichkeit der Barrett erinnert an Madame de Sévigné.

Diese ganze Korrespondenz hatte Browning nach dem Tode der Gattin den Händen ihres Sohnes, des einzigen Kindes, anvertraut. In einer prächtigen Kassette übergab er ihm den Grundstein seines Eheglückes mit den Worten: „Thue damit, was Dir recht erscheint.“ Robert Browning, der un-

persönliche Dichter, der Byron als den Typus der Selbstbekenner verwarf, hegte eben doch den Wunsch, die Nachwelt an seinen persönlichsten Erlebnissen Theil nehmen zu lassen. Er folgte darin den Empfindungen seiner Gattin.

Als Browning und Elizabeth Barrett einander kennen lernten, war die gefeierte Dichterin eine Kranke, deren Lebenslicht nach zehnjährigen Leiden langsam zu erlöschen schien. Ihre Familie und sie selbst hatten sich völlig an diese Patientenrolle gewöhnt. Man hielt das Lungenleiden der fast Vierzigjährigen für so hoffnungslos, daß dem Vater eine Reise in ein südliches Klima verlorene Liebesmühe schien. Abgeschieden von den Aufregungen und Geräuschen des geselligen Lebens, nur einer kleinen Zahl von Intimen zugänglich, siechte sie körperlich hin. Die Flamme ihres Lebens verzehrte sich in der schriftstellerischen Arbeit. Je gedämpfter das Feuer brannte, desto stärker war aber seine latente Gluth. Mußte sie auf den Umgang der Menschen verzichten, so durchlebte sie dafür jede Regung des Zeitgeistes, das in den Büchern pulsende Fühlen Lebender und Toter mit um so beharrlicher auffaugendem Eifer. Sie bewunderte Brownings Werk und sprach in der leidenschaftlich hinstürmenden „Werbung der Lady Geraldine" von

„Brownings Granatapfel, der, tief bis auf die Mitte durchschnitten,
Ein Herz enthüllt, blutroth gefärbt von blinder Menschlichkeit."

Ein gemeinschaftlicher Freund, Elizabeths kunstliebender Vetter John Kenyon, hatte den im vollen Strom vornehmster Geselligkeit schwimmenden Browning auf das Talent der Dichterin aufmerksam gemacht. Er las ihre Gedichte und fand darin den Lockruf einer gleichgeschaffenen Seele. Hier war ausgeprägter Stil, hier war der tapfere Wille zur Wahrheit, die soziale Note Temperament und zarteste geistige Essenz. In der Mischung von Ungestüm und Großmuth, durch die Browning sich auszeichnete, ward ihm der Wunsch, sie kennen zu lernen, sofort zur That. Trotz allen Hindernissen drang er in die Weltabgeschiedenheit ihres Krankenzimmers. Elizabeth Barrett, für die einst einer ihrer Lehrer das Wort „kopfüber" als besonders charakteristisch münzte, hatte sich in einer merkwürdigen Selbstdisziplin zur Scheintoten drillen lassen. Ihr Leiden wurzelte in einem zur krankhaften Gewohnheit ausgearteten Verzicht auf jede freiere Lebensregung. Und so wunderbar es scheint: der Briefwechsel der Liebenden wurde das Präludium eines ungetrübten fünfzehnjährigen Eheglückes.

Mit einer freien Aussprache seiner Sympathie beginnt Robert Browning den Gedankenaustausch. Er hat die Poesien der Dichterin gelesen und schreibt ihr: „Ich liebe diese Bücher von ganzem Herzen, — und ich liebe auch Sie." Er spricht davon, daß er vor Jahren in Elizabeths Nähe geweilt habe, ohne sie zu kennen. „Es ist mir, als sei ich einmal dicht, so dicht bei dem Wunderbild einer Kapelle vorüber gegangen." Sich selbst schildert er „wie jene

mittelländischen Leuchtthürme, deren Licht sich beständig innerhalb einer dunklen Galerie glänzend und lebendig dreht und nach träger Ruhepause wieder auf einen Moment aus dem engen Spalt aufblitzt; eine undurchdringliche Wand trennt es in der Pause von unserem Auge, aber es brennt fort und ohne Zweifel ist gerade dann der Thürmer, der für die Leuchte bestellt ist, geschäftig, das Licht zu versorgen. Die Arbeit geht eben im Inneren vor sich, — nicht nur, wenn ich zur bestimmten Zeit mein Licht nach außen werfe. Daß ich Das ohne Selbsttäuschung behaupten darf, möchte ich Ihnen — sonst Keinem — beweisen. Ich brauchte nur mein Schreibpult zu öffnen und Ihnen zu zeigen, mit welcher Menge Brennholz ich ein großes Freudenfeuer entfachen könnte, wenn ich den ganzen plumpen Helm meines Thurmes abschlagen wollte!" Das Bild der Kapelle und des Leuchtthurmes: Beide malen unübertrefflich die Seelen Elizabeths Barrett und Roberts Browning. Auch sie ist frei von jeder konventionellen Geziertheit. Nach wenigen Briefen schon fordert sie ihn zu unbedingter Kameradschaft, ohne „Verbeugungen und Knixe", auf. „Weil ich die Ceremonie abgeschüttelt habe, halte ich um so fester an der Güte", versichert sie; und mit dieser stetig gleich hell strahlenden Güte besiegte sie den Mann, der wie Carlyle von sich sagen konnte: „Ich halte es keineswegs für eine negative Tugend, eine ganze Satansschule inwendig rumoren zu fühlen." Als sich Browning durch ihre Dichtungen mächtig zu Elizabeth Barrett hingezogen fühlte, hatte er seine Lebensphilosophie bereits abgeschlossen. Er, der im vollen Strom der Zeit geschwommen war, berauschte sich nun an der Fülle der Einsamkeit. In Hamletstimmung bekennt er der Dichterin, daß ihn Länder, Menschen und Bücher nichts Neues mehr lehren. „Aller Gewinn ist nur die Entdeckung, daß man nichts gewann und recht that, sich auf eingeborene Ideen zu verlassen." Ganz anders malt die kranke, einsame Dichterin ihr Seelenleben. Sie, die bis dahin den Tisch des Lebens für sich noch nicht gedeckt gefunden hatte, dankte ihren stillen Grübeleien zwei Einsichten: die Pflicht zur Heiterkeit und die Pflicht zur Geselligkeit. Trotzdem erleichterte sie die Annäherung des Mannes nicht. Sie schildert sich ihm als Patientin und betont, daß ihre Person nichts, ihre Kunst Alles sei. Am einundzwanzigsten Mai 1845 sahen sich Beide zum ersten Male. Der persönliche Eindruck der Dichterin kann Brownings Empfindungen nur gesteigert haben. Die Erlaubniß, seine Besuche zu wiederholen, beglückt ihn. Brief auf Brief folgt während der Tage, da sie von einander entfernt sind. Leidenschaftliche Hoffnungen, die er anzudeuten wagt, weist sie, warnend, beschwörend, als unbewußte Uebertreibungen zurück. „Vergessen Sie sofort und auf immer, daß Sie so sprechen konnten! Zwischen Ihnen und mir muß Das ausgelöscht werden, wie ein Druckfehler zwischen Ihnen und Ihrem Drucker." Nur seine Freundin will sie bleiben. Mehr und mehr öffnet sich dann allmählich des Mannes

streng gehütetes Innere dem Weibe, das ihn in Selbstbeherrschung und Liebesfülle meistert. Sie begreift Eigenheiten, die die Kritik an ihm befehdet. Sie kommentirt und kritisirt ihn mit psychologischem Feinsinn. Seine viel getadelte Dunkelheit nennt sie „eine Gewohnheit sehr subtiler Assoziationen, so subtiler, daß Sie sich ihrer wahrscheinlich nicht bewußt sind ... Und die Folge davon ist, daß Sie auf gleichem Niveau und unter gleicher Beleuchtung einander Aehnliches und Unähnliches zusammenwerfen." Ihr Rath wird dem Manne bald unentbehrlich. Neue Stoffe erdrücken ihn; aber das Wiedersehen mit ihr leuchtet ihm als „Licht durch die dunkle Woche". In launigem Grimm stöhnt er über die Zurückhaltung, die sie ihm auferlegt: „Sie binden mich wie ein Fastendienstagshuhn an den Pfahl und dann suchen Sie den dicksten aller Ihrer Prügel und fahren damit gegen mich los." Immer mehr wächst das gegenseitige Vertrauen. Keinen stärkeren Beweis davon kann Elizabeth geben, als den, daß sie ihm ihre innersten Familienverhältnisse enthüllt: die Tyrannei des Vaters, die sie Alle wie unter der beständigen Gefahr einer Lawine zittern läßt. Dem Freunde gegenüber vermag sie zum ersten Male von dem größten Seelenschmerz ihres Lebens, dem Verlust ihres ältesten Bruders, zu sprechen. An seinem Tode in den Wellen fühlt sie sich mitschuldig, da er ihretwegen am Meer geweilt hatte. Immer erklingt in ihren Zeilen der ängstliche Ton der Besorgniß, daß er der Freundschaft müde werden könne, trotzdem Browning nie in seinem Empfinden wankt. Am dreißigsten August spricht er gegen ihren Wunsch zum ersten Mal ein Liebesbekenntniß aus: „Ich glaube an Sie absolut und vollkommen. Lassen Sie es mich jetzt — dieses einzige Mal — sagen, daß ich Sie aus ganzer Seele liebe und Ihnen, so viel Sie von meinem Leben annehmen wollen, schenken möchte. Und das Alles ist unabänderlich. Es ist gänzlich unabhängig von irgend einer Erwiderung von Ihrer Seite." Die Entwickelung, die sich in Elizabeths Seele vollziehen mußte, ehe sie dieses grenzenlose Glück ganz als Wirklichkeit fassen konnte, reift langsam. Sie zögert, wo sie jauchzen möchte. Sie wiederholt, daß er sich nicht als fest gebunden zu betrachten habe. In ihre Seligkeit mischen sich Rührung und Dankbarkeit. Wenn für unser Empfinden der Ausdruck der Demuth in den Briefen Dorotheas Mendelsohn an Schleiermacher allzu häufig wiederkehrt: hier ist er das Bild der zärtlichsten Frauenseele. Ein Unterpfand der Treue, Ring und Haarlocke, werden auf seine Bitte ausgetauscht. „Geliebte", schreibt er, „ich bin rings um Dich ... mein ganzes Leben ist über und unter Dir um Dich verwachsen ... ich fühle überall Dein Regen." Und sie entgegnet: „Ich will mich nicht rühren, nicht reden, nicht athmen, auf daß ich nicht bewußt oder unbewußt das kostbare Unterpfand des Herzens und Lebens mit einem Schatten verdunkle." Je stärker ihr Gefühl wird, desto mehr beherrscht sie sich. Ihr ganzes Leben hat das Wort der Madame de Staël

bewährt: jamais je n'ai été aimée comme j'aime; denn die Liebesfähigkeit war die stärkste ihrer Begabungen. Der trübe Winter von 1845 auf 1846 wird Beiden zu einer langen Sonnenzeit. Am letzten Tag des Jahres besingt der Dichter die Geliebte als „seine Krone, seinen Palmzweig, seine Sirene". Und sie erwidert selig am Neujahrstage und nennt seine Worte „einen Strauß mystischer Blüthen, von seltsamem und leuchtendem Aussehen, die ihren Maienthau in der Weihnachtzeit bewahren". Er fordert, daß sie über ihre endgiltige Vereinigung nachdenke; von ihrem Zusammenleben erwartet er eine „siebenfache Rosenblüthe" seiner Poesie. Der Ton der Liebenden erhebt sich, da sie überzeugt sind, einander unzertrennlich anzugehören, bis zur Weihe des Kirchengesanges. Wir sehen zwei Anbetende vor einander knien und ihrer Liebe wie einer Gottheit dienen. Ende Juni fällt zum ersten Male das Wort „Flucht"; denn der Widerstand des Vaters ist unüberwindlich. In unbeschränktem Vertrauen werden die Geldangelegenheiten, die kirchlichen Formen ihrer geheimen Trauung und der Reiseplan besprochen. Am zehnten September theilt Elizabeth dem Geliebten die Absicht der Ihren mit, an die See zu reisen. Das ist für ihn ein Fingerzeig des Schicksals. Am zwölften September wird in aller Stille vor dem Altar in Marylebone, dem selben, an dem einst Lord Byron die Taufe empfing, das bindende Gelöbniß abgelegt. Auf eine Woche muß Browning sein Weib noch einmal den Ihren überlassen; aber er schreibt ihr am Abend des Trauungtages: „Ich frohlocke über die Unwiderruflichkeit dieser kostbaren Gabe Deines Selbst. Komme was da wolle, mein Leben hat Blüthe und Frucht getragen, — es ist ein glorreiches, erfolgreiches, beglücktes Leben. Ich danke Gott und Dir." Nur unvergleichliche Liebeskraft konnte die zärtlichste aller Töchter und Schwestern, ohne Mitwissen auch nur eines einzigen ihrer Familienmitglieder, die That vollbringen lassen, die ihr das Vaterhaus für immer verschloß. „Ich fange an, zu glauben, daß Niemand so kühn ist wie die Zaghaften, wenn man sie richtig aufweckt", schreibt sie in ihrem letzten Brief an den Gatten.

Die Korrespondenz füllt zwei Bände. Auch nicht ein einziges Wort dieses epistolaren Hohen Liedes hat die Oeffentlichkeit zu scheuen. Beide liebten einander, wie Heinrich von Kleist es ausdrückte, „keusch und das Herz voll Sehnsucht". Unter endlosem Nichts, wie es Liebende ergötzt, werden zeitgenössische, besonders literarische Tagesereignisse besprochen; aber die Tiefe der eingestreuten Gedanken, die Feinheit des psychologischen Details und die Fülle poetischen Beiwerks entschädigen reichlich für alle Längen. Wir haben während des Lesens das Gefühl, in der Gesellschaft edler Menschen zu verweilen, — zweier Menschen, wie sie im Leben so eben nur einander sich geben, keinem Dritten.

Anna Michaelson-Jessen.



Junger Ruhm.

Tüchtig rieb ich mir mit beiden Fäustchen die Augen, um mich in der Welt zurecht zu finden. Leicht wurde mir Das eben nicht, so ganz auf mich allein angewiesen. Mein Papa kümmerte sich nämlich gar nicht um mich. So ein neugeborener kleiner Ruhm ist —: der Himmel weiß es! — nicht zu beneiden. Im Gegentheil. Anfangs hatte ich sicher einen ganz falschen Begriff vom Leben — so ist es immer, sagt Papa —: mir schien Alles wunderschön. In meiner Naivetät glaubte ich, die Welt habe auf mein Erscheinen förmlich gewartet, und meinte, nur freundliche Blicke zu sehen. Das war nun wohl ein grandioser Irrthum und ein Schlag aus heiterem Himmel traf mich, als ich zum ersten Male Jemand ganz deutlich von mir sagen hörte: künstliche Frühgeburt! Zugleich traf mich ein so vernichtender Blick, daß ich zartes Geschöpf ganz erschüttert war. Ja, die Meisten bestritten überhaupt meine Existenz. Dabei war ich doch sicher auf der Welt, — wie konnte ich sonst hören, was über mich gesagt wurde? Nur was meiner Geburt vorhergegangen war, weiß ich nicht genau, habe nur Dies und Das aus gelegentlichen Reden der Freunde Papas aufgeschnappt. Leider ist Papa selbst mit mir so nervös, daß ich nie weiß, woran ich bin. Außer ihm interessirt sich auch Niemand recht für mich; daher kommt es, daß ich so einsam bin und mir falsche Vorstellungen von Vielem mache. So hielt ich zuerst das Wachsen für etwas Selbstverständliches. Das war wieder ein Irrthum. Ich blieb nicht nur winzig und schwach, sondern oft kams mir sogar vor, als schrumpfte ich ein, besonders wenn mein Herr lange vom Schreibtisch fern blieb und nichts für mich that. Die bekannte Faulheit der Genies war mir nur ein geringer Trost. Nach und nach lernte ich erst das Leben besser kennen. Furchtbar gefährlich muß das Einschlafen sein, vielleicht ganz so schlimm wie das Sterben. Hörte ich doch, wie der Rezensent einer bekannten Zeitung zu Papa sagte: „Flott, mein Junge, man darf seinen Ruhm nicht einschlafen lassen! Das verträgt er nicht; lieber gleich begraben!“ Ihr könnt Euch denken, wie ich erschrak. Immer reiße ich die Augen gewaltsam auf, um wach zu bleiben und nicht zu sterben. Weshalb dürfen, frage ich, so viele Andere schlafen, ohne sich den Tod zu holen? Da ist doch der alte Schlendrian, der überhaupt nur vor sich hindusselt, — und die Frau Gewohnheit lebt ja geradezu vom Schlafen. Ganz unklar ist mir meine Ernährung. Weihrauch streut mir Keiner und auch auf den rinnenden Schweiß „von der Stirne heiß“ warte ich vergeblich.

Seit einigen Monaten fühle ich ein merkwürdiges Ziehen in den Gliedern. Auch sonst ist nicht mehr Alles beim Alten. Mein Herr sitzt ohne Unterbrechung am Schreibtisch, die ganze Welt ist ihm versunken, auch an mich denkt er gewiß nicht. Ich glaube, Das nennen sie Inspiration: so ein besonderer ekstatischer Zustand. Im Zimmer herrscht lautlose Stille, nur die Feder gleitet hörbar über das feine Papier: manchmal springt Papa auf und seine Augen funkeln unheimlich, dann setzt er sich wieder und wühlt mit den Händen in den Haaren, die ihm schier zu Berge stehen. Ab und zu trinkt er einen Schluck Wasser. Das muß ein geradezu berauschendes Getränk sein; denn wovon taumelt er sonst zuletzt beinahe und wirft sich gegen Morgen wie ein Trunkener aufs Bett?

Ach, ich bin doch gar zu verlassen! Und dann noch so spitze Redensarten

hören zu müssen, etwa wie: „Der wahre Künstler arbeitet nur für sich, für Niemand sonst“, — ist Das der Lohn für meine Anhänglichkeit? Trostlos ist es auch, daß ich nie mit Meinesgleichen zusammenkomme. Wie viel könnte man da lernen, wenn man seine Erfahrungen austauschte! Und daneben die ewige Ungewißheit, ob überhaupt Etwas aus mir werden wird. Neulich guckte ich meinem väterlichen Freund — denn Das ist er ja trotz Allem — über die Schulter, als er schrieb; ich sah lauter einzelne Personen verzeichnet, die sprechen und handeln sollen: ein Theaterstück also! Richtig, diesmal hatte ich mich nicht getäuscht, denn bald darauf hörte ich Etwas von Première sprechen. Gut, sagte ich mir, ich begleite ihn, was auch geschehen mag, ich verlasse ihn nicht, ich habe lange genug im Winkel gehockt. Den Tag werde ich aber in meinem Leben nicht vergessen! Keine Minute hatte Papa Ruhe, immer lief er aufgeregt hin und her, auch aß er fast nichts. Der Nachmittag schien mir endlos. Frack und weiße Binde kleideten ihn gut. Endlich griff er nach dem Hut. Gott sei Dank! Beim Verlassen des Zimmers murmelte er deutlich: „Sicher ein Durchfall.“ Nun begleitete ich ihn erst recht. Ich hatte nicht geahnt, daß man für einen Durchfall Toilette macht. Verstohlen schleiche ich hinter ihm her, wir kommen ins Theater. „Ruhe, Herr Doktor“, sagt der Regisseur und klopft uns gönnerhaft auf die Schulter ... Ich weiche nicht von Papas Seite, denn ich will auch einen Durchfall kennen lernen. Trotz der Menge, die das Haus füllt, bin ich wirklich ganz ruhig; der Lichterglanz giebt mir eine sonderbare Sicherheit. Der Vorhang hebt sich, auf der Bühne wird Allerlei geredet, wovon ich nichts verstehe. Das Publikum scheint sehr gespannt. Niemand rührt sich. Als der erste Akt zu Ende ist, geht eine eigenthümliche Bewegung durch das Haus, von der man — auch wenn man erfahrener ist als ich — nicht weiß, was sie zu bedeuten hat. Ehe ich mich besinnen kann, ertönt aber das Glockenzeichen und es geht weiter. Während sie auf der Szene herumhantiren, habe ich wieder das komische Reißen in allen Gliedern. Herrgott, denke ich: es zieht. Plötzlich entsteht ein Riesenspektakel, Alle klatschen wie besessen in die Hände und Papa verbeugt sich vor dem Souffleurkasten. Nun geschah das Wunderbare: jedesmal, wenn geklatscht wird und er vortritt, um sich zu verneigen, geht mir ein Ruck durch die Glieder, der furchtbar schmerzhaft ist. Ich bin außer mir: ist Das Gicht oder Rheumatismus? Und immer lauter dröhnt das Haus: Hoch und Bravo und wieder Hoch! An Schmerzen und Aufregung hatte ich nun gerade genug, — doch was sah ich, als ich erschöpft in die Seitencoulisse zurücktrat? Mein Blick fällt zufällig in einen Spiegel. Was ist Das? Ich erkenne mich selbst nicht wieder. In den wenigen Stunden bin ich so kolossal gewachsen, daß ich sofort begreife: Viele von meiner Größe haben in der Welt überhaupt nicht Platz. Die Schmerzen sind mir wie fortgeblasen. Ich athme auf und fühle, daß ich etwas Großartiges geworden bin. Vorbei also die Zeiten, da ich mich bückte und duckte und abwarten und mich beleidigen lassen mußte. Jetzt giebts Interviews, Bankette, — und Grillparzerpreise.

Wie wir diesen Abend nach Hause gekommen sind, weiß ich kaum. Papa schwankte — und doch hatte er diesmal bestimmt kein Wasser getrunken — ... also er schwankte und ich, ich flog ihm voran. Nur Das möchte ich noch verrathen: einen Durchfall hatte ich mir ganz, ganz anders vorgestellt.

Franziska Mann.



Geldnoth.

„Panem et circenses!“ Nach Brot und Cirkusspielen verlangte das Volk von Rom unter der Herrschaft der Cäsaren. Zwar an öffentliche Spiele sind die Völker nirgends mehr gewöhnt, dafür ist aber der allgemeine Ruf nach Brot um so lauter. Noch immer ist der Hungertod kein Märchen, auch nicht heute, wo die Produktion der Erde ins Ungeheure gewachsen ist. Und wie einst im alten Rom das Schauspiel der Bestien, die in der Arena ihre Opfer zerfleischten, die Leidenschaft der Menge entzündete, so lechzt heute die Kulturmenschheit in höchster Leidenschaft nach dem gleißenden Metall. Das beweisen die Gräberfelder in Kalifornien und in Alaska.

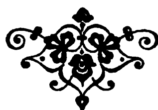
Im deutschen Reich nicht minder als an der Newa und an der Themse hat der Gründungtaumel die Kapitäne der Industrie in seinen Bann gezogen. Das ging eine Zeit lang so fort, aber jetzt geht es nicht mehr weiter. Die Maschinerie droht zu stocken, die Börsen sind mißtrauisch und unisono ertönt der Ruf nach Geld, das zum rarsten Artikel der Welt geworden ist. Die Banken, die einige Jahre hindurch — zuletzt freilich contre coeur — immer neue Feuerung an die weißglühenden Oefen heranschleppten, sind erschöpft; und doch darf das Feuer nicht ausgehen. Die Kapitalisten haben ihre letzten Reserven an Rentenpapieren hergegeben und immer noch ist dem Bedürfniß nicht genügt. Selbst erstklassige Anlagen weichen fortdauernd, und so günstig die Gelegenheit ist, einwandfreie vierprozentige Werthe unter Pari zu erstehen, das Publikum zieht vor, seine Industriepapiere, die ihm fette Dividenden sichern, zu behalten. Beati possidentes! Schlimm nur für Den, der Geld braucht, um seinen Ofen zu heizen. Der Privatdiskont hat die Höhe des offiziellen Diskontsatzes erreicht. Die Folge davon ist, daß die Einreichung von Wechseln bei der Reichsbank zunimmt und die Wechselverkäufe am offenen Markt abnehmen. Der Oktobertermin droht, Gefahr zu bringen, wenn auch viele Verpflichtungen schon vorher gelöst werden, so daß sich der Ansturm auf einen größeren Zeitraum vertheilt. Aber wenige Tage vor dem Quartalswechsel werden doch auch die von der Seehandlung geliehenen Gelder fällig, deren Wiederbeschaffung den Kreditnehmern noch bösen Kopfschmerz bereiten wird. Die Augen der Finanzwelt richten sich daher ängstlich auf die kleine Exzellenz, den Präsidenten der Reichsbank, dem die preußischen Agrarier schon längst gram sind, obgleich sein Herz gut konservativ schlägt; der so gar nicht Bureaukrat ist und das große Institut, das ihm anvertraut ist, von seinem mit auserlesenen Kunstschätzen geschmückten Gartenzimmer aus doch mit fester Hand leitet. „Wird die Bankrate vor dem Quartalsschluß auf fünfeinhalb, vielleicht gar auf sechs Prozent erhöht werden?“ lautet die Frage. Im vorigen Jahr betrug der Diskont im September vier Prozent und wurde erst am zehnten Oktober auf fünf, am neunten November auf fünfeinhalb und am neunzehnten November auf sechs Prozent erhöht, während im laufenden Jahre schon am siebenten August eine Steigerung von viereinhalb auf fünf Prozent vorgenommen werden mußte. Leider ist es der weisen Voraussicht des Bankpräsidenten nicht gelungen, die diesjährigen Ansprüche auch nur auf der Höhe der vorjährigen zu halten; die gutgemeinten Warnungen fruchteten nur wenig. In der dritten Septemberwoche 1898 wies

die Reichsbank trotz starker Anspannung noch eine steuerfreie Notenreserve von 69 $1/2$ Million Mark auf; erst die darauf folgende Woche brachte mit einer Verminderung der Reserve um 339 Millionen eine Steuerpflicht in Höhe von 276 $1/2$ Million Mark. In diesem Jahr zeigte der Status vom siebenten September eine Notenreserve von kaum 14 Millionen. Nur das „Berliner Tageblatt hat den Muth, jeden Grund zu einer pessimistischen Auffassung der Lage von der Hand zu weisen, obgleich das verstärkte Angebot sogenannter Industriewechsel ein untrügliches Sturmzeichen ist. Es bleibt nichts Anderes übrig: um auswärtige Mittel wirksamer heranzuziehen, ist eine Erhöhung der Reichsbankrate um ein ganzes Prozent erforderlich. Dabei ist auf London jetzt wenig zu rechnen. Die englische Regirung, deren Guthaben bei der Bank von England bereits erheblich zusammengeschmolzen ist, wird, falls die Rüstungen zum Kriege gegen Transvaal fortgesetzt werden, den dortigen Geldmarkt vollständig in Anspruch nehmen. Daß dabei das finanzielle Ansehen Großbritanniens sonderliche Triumphe feiern werde, ist kaum anzunehmen. Es scheint vielmehr ziemlich sicher, daß die alte Methode, Schatzwechsel auf große Summen auszugeben, wieder eingeschlagen werden soll. Da wird es denn eine heiße Jagd auf kontinentales Gold geben! Die Diskonteure würden den Brotkorb höher gehängt finden und sich möglichste Reserve auferlegen, — und als nothwendige Folgeerscheinung könnte ein Kurssturz an den europäischen Börsen nicht ausbleiben. Auch der newyorker Markt, dem die leichte Hand Vanderbilts sehr zur Unzeit fehlen wird, ist nicht mehr widerstandsfähig. Schon ist der Satz für tägliches Geld dort bis auf acht Prozent gestiegen. Die Reserven der großen amerikanischen Banken sind in Wochenfrist von 9190000 auf 2470000 Dollars zusammengeschrumpft; ja, vier bedeutende Institute haben zeitweilig selbst das gesetzliche Mindestmaß der Reserven von fünfundzwanzig Prozent nicht mehr innehalten können und mußten zu Restriktionen schreiten, wie sie seit der Geldkrisis des Jahres 1893 glücklicher Weise nicht nöthig gewesen waren. Auf eine stärkere Goldausfuhr aus den Vereinigten Staaten ist also vor der Hand jedenfalls nicht zu rechnen. An der berliner und der londoner Börse blüht jetzt die Spekulation in amerikanischen Eisenbahnaktien, die in großer Menge aus dem Heimathlande dahin abströmen. Die günstige wirthschaftliche Entwickelung Amerikas erklärt dieses Interesse zur Genüge; und doch birgt diese Entwickelung, wie die Geldverhältnisse lehren, die Keime schwerer Störungen in sich. Gut Ding will Weile haben! . . . Aber die Amerikaner wollten den Weltmarkt im Sturmschritt erobern. Noch haben sie den Bedarf des eigenen Landes nicht befriedigt, da fehlt es ihren Fabriken schon an Rohmaterial und, anstatt den alten Kulturstaaten Brücken und Eisenbahnen zu bauen, müssen sie sie jetzt um die Lieferung des nothwendigen Roheisens anbetteln. In Glasgow lacht man sich dazu ins Fäustchen.

Amerika hat durch sein Trustwesen das Gespenst der Geldklemme zu bannen gesucht. Wir biederen Deutschen äffen Das mit unseren bescheideneren Mitteln nach und schicken die Banken vor, die immer nnd immer wieder zu Kapitalserhöhungen schreiten, weil ihren Gründungen stets neuer Wettbewerb erwächst, der unschädlich gemacht werden muß. Das Radikalmittel, um Das zu erreichen, ist die Aufsaugung der gefürchteten Konkurrenz. Daß hierbei der Preis, den Aengstlichkeit und Bequemlichkeit für die Ruhe vor einem unangenehmen

Störenfried bezahlen müssen, oft ein unverhältnißmäßig hoher ist, kann man sich denken, aber nachher läßt sich doch um so viel gemächlicher arbeiten. Darum muß die „Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft“ mit „Vereinigter Bonifacius“, darum die Zeche „Adolf von Hansemann“ mit der „Dortmunder Union“ vereinigt werden. Daß der Appetit beim Essen wächst, wird durch die „Große Berliner Straßenbahn“ bestätigt. Nachdem sie sich im vorigen Jahr durch eine Verdoppelung ihres Aktienkapitales das Monopol des hauptstädtischen Straßenbahnverkehres sichern zu können geglaubt hat, geht sie mit einer nochmaligen Vermehrung ihrer Mittel durch die Ausgabe von 22 Millionen Mark junger Aktien um. Das ist im Hinblick auf die Steifheit des Geldmarktes alles Mögliche; aber doch wird die Gesellschaft die Neuemission nicht lange hinausschieben wollen. Sie scheint eben des Geldes dringend zu benöthigen, obgleich es merkwürdig wäre, wenn die Einführung des elektrischen Betriebes und die Erweiterung des Bahnnetzes die ganzen, im vorigen Jahr ausgegebenen etwa dreiundzwanzig Millionen Mark, die seit dem ersten Januar 1899 voll eingezahlt sind, heute bereits absorbirt haben sollten. Wie hoch man übrigens die Besserung der allgemeinen Wirthschaftlage veranschlagt, geht daraus hervor, daß die alten Aktionäre für den Bezug der jungen Aktien diesmal gegen einhundertundzwanzig Prozent zu zahlen haben werden, während sie im vorigen Jahr mit einhundertunddrei Prozent davonkamen. Trotzdem wird jeder Aktionär den schönen Ehrgeiz zeigen, die neuen Papiere um einen solchen Spottpreis zu erwerben, denn die alten Aktien stehen heute etwa auf 280. Das Agio von zwanzig Prozent wird der Straßenbahngesellschaft aus dem besonderen Grunde sehr willkommen sein, daß ihre Reserven, die gegenüber dem hohen Aktienkapital bescheiden zu nennen sind, sich auf anderem Wege nicht so leicht verstärken lassen würden, ohne die Aktionäre in ihrem Zinsgenuß zu beeinträchtigen. Und die Höhe der Dividende bleibt doch für das Urtheil des Aktionärs ein für allemal das Maßgebende. Darum findet auch die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung auf ihrem Siegeszug immer noch fröhlichen Zulauf und Anhang. Daß die Freude heute aber nicht mehr ganz ungetrübt ist und daß auch dieses Unternehmen, das zuletzt vierzig Prozent vertheilen konnte, an Geldmangel krankt, läßt sich daraus schließen, daß Anstrengungen gemacht werden, den Handel in ihren Aktien auf München und Brüssel auszudehnen. In München scheint die Zulassungstelle einige Bedenken gegen die ihr zugedachte Ehre zu haben, während sich die brüsseler Börse durch keine Reklame, wie verdächtig sie auch auftreten mag, zu irgend welcher Zurückhaltung bewegen läßt. „Die ganze Welt ist mein Feld“, sagt die Trebergesellschaft. Aber trotz allem Hasten nach Erfolg und trotz ihren werthvollen Holzverkohlungpatenten ist der Gewinn aus den Patentverwerthungen, der noch vor drei Jahren 4350000 und vor zwei Jahren fast 3000000 Mark betrug, auf wenig mehr als eine halbe Million heruntergegangen und der Reingewinn ist von 7160000 und 5780000 auf 4810000 Mark gesunken. Den Aktionären fehlt außerdem fast jede Kontrole, wo ihr Geld bleibt, und sie müssen sich an den Lobliedern der Fabrikate genügen lassen, — einem gut Theil Zukunftmusik! So lange sich noch Gläubige in der Welt finden, wenn eine Beschwörung beginnt, und so lange noch aufmerksame Hörer vorhanden sind, wenn in das große Horn gestoßen wird, wird es den Kundigen und Vielgewandten immer nur als ein Zeichen von Ungeschicklichkeit

gelten, wenn die gläubigen Schafe ungeschoren bleiben. Darum kann auch die „wirthschaftliche Erschließung des Ostens“ mit Hochdruck betrieben werden. Neuerlich ist ein gewaltiger Anlauf genommen worden und alsbald verlangt auch eine junge königsberger Bank, kaum daß sie ihre ersten acht Millionen verdaut hat, noch mehr Geld. Auch die Städte haben nach wie vor ihre liebe Noth, sich Geld zu verschaffen, und bei der gegenseitigen Kondolation in Nürnberg wird recht wenig herauskommen. Nur ein Mann unter den Mächtigen im Reich kennt keine Geldsorgen: der preußische Finanzminister. Stolz verkündet er, daß Preußen im laufenden Etatsjahr ohne weitere Anleihen auskommen wird. Hm! Es wäre auch peinlich, einzugestehen, daß die alten, dreiprozentigen Konsols noch immer nicht völlig an den Mann gebracht sind. Lynkeus.



Notizbuch.

Wenn es hie und da noch einen Uninteressirten geben sollte, der über die Bedeutung der Zuchthausvorlage im Zweifel wäre, so brauchte er nur die Artikelreihe „Die Arbeitwilligen“ in der „Sozialen Praxis“ zu lesen, um vollkommen ins Klare zu kommen. Ihr Verfasser, Lujo Brentano, weist sonnenklar und wirklich unwiderleglich nach, daß die Vorlage die Aufhebung des Koalitionrechtes der Arbeiter bedeutet, daß aber dieses Recht einen wesentlichen Bestandtheil unserer Rechtsordnung bildet, und es beseitigen, diese Ordnung verneinen hieße. Besonders packend wirkt der Hinweis darauf, daß unsere Rechtsordnung die Einmischung des Staates in private Kaufverträge verbietet und daß, wo der Staat einmal von diesem Grundsatz abgeht, er es nur „zum Schutze der nationalen Arbeit“ thut, daher sich immer nur zu Gunsten der Verkäufer einmischt, indem er durch Schutzzölle und Aehnliches die Preise erhöht. Nur beim Handel um die Waare Arbeitkraft mischt er sich zu Gunsten der Käufer ein, denen er niedrige Preise sichern will, und hat auch nichts dagegen, wenn die Käufer spottbillige ausländische Arbeiter heranziehen; die nationale Arbeit im engsten und strengsten Sinne des Wortes erfreut sich keines Schutzzolles. Nicht minder packt die Bemerkung, daß es in allen Ständen als gemein und schlecht gilt und unter Umständen ehrlos macht, wenn Jemand das Standesinteresse, das Interesse seiner Kameraden, um seines persönlichen Vortheiles willen verräth, daß dagegen beim Arbeiter eine solche Handlungweise gelobt, die Bethätigung des Gemeinsinnes und der Kameradschaftlichkeit kriminell geahndet wird. Die vortreffliche Abhandlung Brentanos hat nur einen Fehler. Sie nimmt an, daß es

dem Gesetzgeber mit dem freien Arbeitvertrage Ernst gewesen sei. Das ist aber nicht der Fall. Man hat die Hörigkeit aufgehoben, um der Lasten, zu denen sie den Brotherrn verpflichtet, ledig zu werden, und man hat die Arbeitsuche freigegeben in der Erwartung, daß die industrielle Reservearmee den Arbeitlohn stets niedrig halten werde. Sobald überwiegende Nachfrage nach Arbeit oder eine Arbeiterkoalition den Arbeitlohn erhöht, schrien die sogenannten Liberalen, der Lohnfonds reiche nicht aus und die Nationalproduktion gehe zu Grunde, und beweisen dadurch, daß sie auf dem Standpunkt Ricardos stehen, der den Arbeitlohn nicht zum Nationaleinkommen, sondern, wie Schmieröl und Kohlen, zu den Produktionkosten, die Arbeiter also nicht zu den Menschen, zu den Staatsbürgern, sondern zu den Maschinen rechnet. Die sogenannten Konservativen aber haben sich die Aenderung gefallen lassen, weil sie selbst anfänglich Vortheil daraus zogen und weil sie der Macht der den unteren Klassen anerzogenen Gewohnheiten des Gehorsams, der Furcht und der Ehrfurcht vertrauten. Diese Lüge der den Lohnarbeitern bewilligten Scheinfreiheit und scheinbaren politischen Gleichberechtigung vergiftet unser ganzes politisches Leben und wird eine gesunde Entwickelung so lange unmöglich machen, bis man sich offen und ehrlich entweder für die Freiheit oder für die Knechtschaft entscheiden wird. Eine gesetzlich geregelte Hörigkeit übrigens, die dem Brotherrn alle Verpflichtungen eines solchen wieder auflegen würde, wäre nicht allein für den Arbeiter vortheilhafter als die manchesterliche Scheinfreiheit, sondern auch weniger unwürdig und unchristlich; denn zwischen Herr und Knecht ist ein sittliches und sogar ein menschlich schönes Verhältniß möglich, nicht aber zwischen einer lebendigen Maschine und ihrem Käufer oder Miether. β.

* * *

Vorläufig, schrieb ich vor drei Wochen, habe sich der adelige Grundbesitz wieder als der Stärkere erwiesen. Die seitdem erfolgte Beamtenmaßregelung zeigt jedoch, daß die Regirung schon jetzt die Großindustrie für den stärkeren Theil hält und sich definitiv für sie entschieden hat. Gewiß nicht ohne schmerzlichen Seelenkampf und nur einer erkannten Nothwendigkeit weichend, da die Regirung, welche Personen auch immer man unter diesem Wort verstehen mag, durch den Offizierstand, die höhere Bureaukratie und den Hof mit dem Grundadel zur Lebenseinheit verflochten ist. (Auch die evangelische Geistlichkeit ist in diese Lebensgemeinschaft aufgenommen worden, nicht zum Segen für die evangelische Kirche. Wie kann nach einer neunzehnhundertjährigen Erfahrung die Behauptung gewagt werden, die kaiserliche Hand sei der einzige Halt der Kirche! Die innere Kraft der Kirche wächst und nimmt ab im umgekehrten Verhältniß zur Gunst des Staates und ist dann am Größten, wenn die Kirche vom Staat verfolgt wird. Der Bund zwischen Thron und Altar hat noch überall, wo er längere Zeit bestand, beiden Theilen zum Verderben gereicht.) Miquels Sammelpolitik war dazu bestimmt, dem drohenden Bruch vorzubeugen oder ihn wenigstens hinauszuschieben. Beide so schmerzlich getroffenen Theile haben ihr Schicksal selbst verschuldet. Denn der Grundadel hat als Agrarierpartei eine falsche Politik getrieben und die Regirung hat diese falsche Politik Jahre lang begünstigt. Es hat nicht an Warnungen gefehlt von Männern, die den Grundadel, den Bauernstand und die Landwirthschaft aufrichtig lieben. Bei einem gewissen Grade der Volks-

dichtigkeit, von der Zeit ab, wo der Ueberschuß der ländlichen Bevölkerung seine Nahrung in der Industrie suchen muß, ist deren Uebergewicht durch die mechanische Thatsache der größeren Kopfzahl der nichtlandwirthschaftlichen Bevölkerung gegeben. Gelangt die Industrie zur Blüthe, so zieht sie aus der immer ärmer — verhältnißmäßig ärmer — werdenden Landwirthschaft die Menschen heraus und die Uebervölkerung des Gesammtstaates entvölkert seine Agrarprovinzen. Diesem Prozeß kann nur entgegengewirkt werden durch eine Erweiterung der Staatsgrenzen, die wohlfeiles Land schafft zur Versorgung des bäuerlichen Nachwuchses; nur dadurch kann das Zahlenverhältniß gesund und der landwirthschaftlichen Bevölkerung ihr politisches Uebergewicht erhalten werden. Die Agrarier haben auf Grund einer falschen Diagnose das Heilmittel in der künstlichen Erhöhung der Preise für landwirthschaftliche Produkte gesucht, die das Uebel nur ärger macht. Denn sie erhöht den Bodenpreis, erschwert dadurch den Landwirthen die Begründung eines eignen Herdes, reizt zur Vermehrung der Grundschulden und treibt auf diesem doppelten Wege die landwirthschaftliche Bevölkerung von der Scholle. Außerdem hat die Form der agrarischen Agitation die ganze nicht landwirthschaftliche Bevölkerung erbittert und dadurch jeder antiagrarischen Maßregel geneigt gemacht, also die Katastrophe beschleunigt. Und dem altpreußischen Landadel steht nicht oder nur in geringem Umfang die Möglichkeit offen, sich, wie der englische, für den Ausfall an landwirthschaftlicher Rente reichlichen Ersatz zu verschaffen durch Hausrente, Grubenrente, indische Statthalterposten und Betheiligung an Handelsunternehmungen. Da wir uns gerade an England erinnern: die falsche Diagnose und die falsche Agrarpolitik wäre vermieden worden, wenn man untersucht hätte, welchen Umständen wir es zu danken haben, daß wir uns noch, im Unterschied von England, eines tüchtigen und zahlreichen Bauernstandes erfreuen und daß es mit der Expropriation der Landwirthschaft durch die Industrie bei uns nicht so reißend schnell geht wie dort. ß.

* * *

Der Kaiser hat neulich gesagt, nur unter dem Schutz mächtiger Monarchen könne die Kirche gedeihen. Die Geschichte lehrt das Gegentheil. Doch der Kaiser hat, wie jeder Privatmann, das Recht, subjektiven Anschauungen den ihm passend scheinenden Ausdruck zu suchen, und es ist schwer zu verstehen, weshalb das Bekenntniß zu dieser — leicht als irrig zu erweisenden — Ansicht solchen Altweibersommerlärm erregen konnte. Eben so eigenartig ist die persönliche Psychologie, die den Kaiser veranlaßt hat, die Frau seines Großvaters, über deren politisch unheilvolles Wirken in Bismarcks und Bernhardis Memoiren Erbauliches zu lesen ist, vor irgend einer festlich gestimmten Versammlung die „große Kaiserin“ zu nennen. Und auf den Ruf, den der Kaiser an die Pfarrer beider christlichen Bekenntnisse ergehen ließ und der sie mahnen soll, die Achtung vor der Obrigkeit und deren Walten zu fördern, ist zu erwidern, daß ein solches Wirken den Pfarrern durch die frühere Weisung des Kaisers erschwert — oder richtiger: unmöglich gemacht — wird, die dahin ging, Pastoren hätten sich um Politik überhaupt nicht zu kümmern. Sonst ist vom staatlichen Leben der deutschen Reichsbürger nichts Neues zu melden. Die zur Disposition gestellten Beamten sind noch nicht aus dem Dienst eines Staates getreten, dessen Spitzen sich

ihnen so merkwürdig fühlbar machten, und die wegen unzureichender Kanalfrömmigkeit ihrer Charge entbürdeten Hofdiener sind geschmackvoll genug, Schmerz oder Freude dem Blick der Neugier zu verhüllen. Ob schon neue Landräthe gefunden wurden, die entschlossen sind, für jede etwa noch kommende Sinnesänderung der p. t. Regirung mannhaft und unentwegt einzutreten und die im Augenblick gerade als die heiligsten bezeichneten Güter der Natur heroisch zu schützen, wenn ihnen rechtzeitig von Berlin aus die jeweilige Skala der Heiligkeit mitgetheilt wird, — darüber wissen selbst die Inspirirtesten noch nichts Gewisses. Einstweilen wird der Bund der Landwirthe behördlich chikanirt, dessen Führer und Mitglieder doch an Loyalität und Freude an Kämpfen gegen den Umsturz, den, wie es scheint, noch immer drohenden, wirklich nichts zu wünschen übrig lassen, und die Liberalen freuen sich, wie in der Schule die Kinder, wenn zur Abwechselung einmal auch die auf den vordersten Bänken sitzenden Schüler den Bakel des Herrn Magisters zu kosten kriegen. Diese Freude jeder Partei an den Fußtritten, die eine andere erhält, ist ein für die Beurtheilung unserer — ach Du lieber Gott! — politischen Zustände wichtiges Symptom. Und recht anmuthig ist es auch, zu beobachten, wie die gestern den heute Geknufften und Geprügelten sich gesellen, um gemeinsam Herrn von Miquel anzufallen. Nie vielleicht ist ein deutscher Minister so beschimpft worden. Warum? Weil er Etwas kann. Er kann zwar durchaus nicht so viel, wie seine Lober früher meinten oder wie sein Wirken im Anfang zu verheißen schien. Er ist recht alt geworden und sein schöpferisches Vermögen ist arg geschwächt. Immerhin steht er in der Kollegenschaar wie ein Titan unter skrophulösen Zwergen. Und deshalb wird er rastlos beschimpft. Ein Talent, doch kein Charakter, heulen die tugendhaften Bären des Parlamentes und der Presse, ein unzuverlässiger Patron, der — man denke! — nicht stets das letzte Ziel seiner Wünsche entschleiert. Sie wollen keinen Minister, der einer Leistung fähig ist, der Etwas prästirt und repräsentirt, der an Sachkenntniß und Intelligenz ihnen überlegen ist. Einen solchen Mann können sie nicht brauchen. Das fehlte gerade noch! Weg mit ihm! Ihr Ideal ist der Typus Hohenlohe, den selbst ein winziger Parlamentsredner oder Zeitungschreiber noch um Hauptes länge überragt, der sogar an der Oberfläche der Dinge nicht Bescheid weiß und deshalb nie eine bestimmte Stellung wagen darf. So wars immer, wirds immer sein. Nur sollte man den Spaß nicht so weit treiben, in scheinbar ernsten Reden und Schriften darüber zu streiten, ob der Gutsherr von Werki für oder gegen diese oder jene Maßregel gesprochen oder gestimmt hat. Es ziemt sich nicht, zum Gegenstand bitterer Satire einen alten Herrn zu machen, von dem selbst die heftigsten Gegner, wenn es solche gäbe oder geben könnte, sagen müßten: Ein solcher Minister hat noch niemals an der Spitze einer großen Staatsverwaltung gestanden.



Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 30. September 1899.

Hofacht.

Berlin, am zwanzigsten September.

Liebe Nina,

Nein: diesmal hast Du von mir keine Vorwürfe zu fürchten. Nicht nur, weil ich auf meine alten Tage bescheidener und sogar galanter geworden bin (grinse nicht boshaft, kressiner Ungethüm!), sondern, weil ich seit acht Tagen schon ein Sendschreiben von Dir erwarte. Also nicht mal erstaunt, als heute früh der lange Fragebogen kam. Schließlich ja auch keine Kleinigkeit. Und da ich der Esel war, mich in diesem Jammerherbst hier zu etabliren, statt auf meinem alten, durch zahllose Hypotheken befestigten Grundbesitz Rebhühnern und Hasen nachzustellen, darf ich nicht seufzen, wenn mein Schwesterherz ihre Neugier bei mir ablädt. Adolf war natürlich wieder zu faul zum Schreiben? Hat ja so Recht! Und meine geliebteste Lotte, die auf die Nachricht, Paquin in Paris habe eine jupe bonne femme erfunden und mit den engen Kleberöcken seis für diesen Winter aus, hierhersauste, bei Ebenstein, Pétrus und ähnlichen Kerlen umherfuhr und, während sie ihrem Fräulein Tochter Maß nehmen ließ, allerlei „Maßgebliches" zu erlauschen wußte, Lottchen scheint Euch auch via Erste Dame der Provinz nichts zugetuschelt zu haben. So ist die ganze Last wieder auf der männlichen Stütze des Hauses hängen geblieben. Na, die ist schon recht morsch. Aber seit ich hier ein Garçondasein hinschleppe, mich manchmal am Pariser Platz zeige, bei Borchardt den neuen Beluga probire oder in Uhls Bar eine Salzmandel knabbere, fließen die Neuigkeiten etwas reichlicher. Bei Caviar fällt mir übrigens ein: die Sache mit Chlodwig soll stimmen; er hat von Nikolausen die Erlaubniß bekommen, Werki über 1900 hinaus zu behalten, scheint also die Kanzlerkoffer noch

immer nicht zu packen. Dann sicher Bernhards Geschoß, der wohl nicht recht 'ran will und seit Samoa und den schwarzköppischen Scherereien eigentlich Blattschuß hat. Im Allgemeinen von Excellenzen nicht viel zu merken; halten sich verborgen und wissen, warum. Von der Wuth, die in unseren Kreisen gegen die Leute herrscht, kannst Du Dir draußen keine Vorstellung machen; es wird Dir, der mich kennt, genügen, wenn Du hörst: ich muß abwiegeln. Im Ernst; bei den Grobheiten und Schimpfwörtern kommt ja schließlich nichts heraus und die verdammten Rabitzwände haben lange Ohren. Es ist ein Kreuz. Noch sind nicht Viele hier — immerhin mehr als sonst in dieser hof- und parlamentlosen Zeit — und Alles wartet auf die Suppe, die in Rominten gekocht werden könnte. Die aber acte de présence machen, sind aufgeregt, wie ichs in Preußen noch nicht erlebt habe; weder als Radowitz Friedrich Wilhelm politisch amusirte, noch, als der Alte Herr über die wechselnden Projekte Augustas, des „Feuerkopfes", stöhnte. Lotki-Lebchen-Epoche Kinderspiel dagegen; kaum mit den neunundneunzig Tagen zu vergleichen.

Kommt auch viel zusammen. Unsere Leute hatten sogenannte Zuchthausvorlage (die ich, wie Du weißt, nicht billige) für Hauptsache gehalten. Keine Seele hatte geahnt, daß der Kruppkanalkram solche Dimensionen annehmen würde. Sonst hätte man sich eingerichtet und Mancher, für dens gar nicht paßt, wäre nicht Märtyrer auf Wartegeld geworden. Dann aber gings Schlag auf Schlag. Die dumme Geschichte mit dem Club der Harmlosen, die nächstens reif wird und uns, außer den Genossen, das ganze „liberale Bürgerthum in Stadt und Land" auf den Hals hetzen muß — die Bourgeoisie jeut, jobbert und poussirt bekanntlich nie —, diese Chose war schon unangenehm genug. Danach die Kompromittirung der politischen Beamten, von denen kein Hund von Wahlmann mehr ein Stück Brot nimmt, und über die biedere Bauern jetzt Witze reißen. Und endlich die Achtbriefe an die Hofwürdenschlepper. Ja, mein frondirender Engel, die Geschichte ist buchstäblich wahr. Der ergebenst Unterfertigte hat selbst ein solches Kabinetsschreiben gelesen. Die p. p. Adressaten haben sich „nicht nur zur Staatsregirung, sondern auch zur Person des Königs in Widerspruch gesetzt," weil sie gegen das berühmte Kulturwerk stimmten, und sind „einstweilen" deshalb vom Hofe verbannt. „Einstweilen" ist besonders famos. Soll heißen: wer im nächsten Jahr Ja sagt, kann wieder kommen. Dolles Dilemma. Die Mädels schmachten Monate lang nach den Hofbällen, die Jungens freuen sich auf die weißen Hosen und den Buffetsect — und nun solls aus sein; denn wenn Vater nicht geladen wird, müssen die Küken doch auch zu Haus bleiben.

Kann eine hübsche Familienrevolution geben. Alte Weiber werden bald für den Kanal schwärmen (außer Dir, Du altkonservative Säule; Du tanzst ja auch nicht mehr); und mit der Hilfe dieser geschlitzten Diplomatie können Krupp und der Kulturwerkimann ihr Ziel doch am Ende noch erreichen. Die Sache fängt ja erst an. Bedenke, wie viele Hofchargen bei uns im Herrenhaus sitzen! Wenn Alle dicht halten und schnell Ersatz geschafft werden soll, wirds auf den Hofbällen aussehen wie in der berliner Gesellschaft der Freunde. Aber ... Na, Du kennst ja unsere Steifnackigen. Der Junge in der Armee, der Schwiegersohn irgendwo in der Regirung, die Tochter mit Träumen von Hofdamenherrlichkeit aufgepäppelt: da mag der Deibel den Unentwegten spielen. Uebrigens haben sie auch Fehler gemacht, die schwere Menge sogar, Jahre lang; mußten viel früher löken, als noch Zeit war. Mein alter Freund und Tröster La-Rochefoucauld hatte eben Recht, als er schrieb: Les querelles ne dureraient pas longtemps, si le tort n'était que d'un côté. Jetzt haben wir die Krisis. Und wenns auch gelingt, für eine Weile den Riß zu verkleistern: die reparirte Stelle wird immer fühlbar bleiben.

Ueber die Vorgeschichte mündlich mehr, wenn wir zu Vieren wieder mal bei einem besseren Rauenthaler sitzen. Komplizirte Angelegenheit und in Brief allzu brenzlich. S. M. zuerst über Ablehnung höchst indignirt. Aeußerste Entschlüsse wurden erwartet; für Miquel, der als allein schuldig denunzirt, schon Paradebett bereit gestellt. Plötzlich ganz veränderte Stimmung. Umschwung wohl erleichtert durch verfrühten Demokratenjubel. Ueber sonstige Gründe schwanken die Angaben. Vielleicht nicht ohne Glück mit dem Argument gearbeitet, daß alle großen Hohenzollern bei wichtigen Sachen mit starker Opposition zu kämpfen, erste Burggraf, Eisenzahn, Großer Kurfürst, Fritz und Kaiser, je zäher Widerstand, desto herrlicher Sieg u. s. w. Wie gesagt: Angaben schwanken. Bedingung aber war: ernsthafte Maßregeln gegen die sogenannten „trotzigen Vasallen." Ach, Du mein Herrgott! Recke und Bosse, weil zu früh und zu sacht geknattert, blieben auf der Strecke; Miquel, dem die Vorsichtigen schon aus dem Wege gingen, mit einem Mal wieder über Pari. Das war, braucht aber nicht von Dauer zu sein. Mir ist im Allgemeinen längst Alles Jacke wie Hose; wird doch nicht mehr besser. Jetzt aber sitzen wir in einer bösen Bredouille und ich habe, offen gestanden, Angst, daß, wenn weiter an den Fundamenten herumgegraben wird, unser altes Preußen vor die Hunde geht ... So. Nun meinst Du, ich sei zum Jammermann und zur Unke geworden. Und dabei bin ich doch, wie nur je, Dein gehorsam und zärtlich grüßender Bruder Moritz.

Kressin, am zweiundzwanzigsten September.

Mein einst sehr guter Moritz!

Einst, mein Junge; lang, lang-ists her. Denn jetzt bist Du gar nicht mehr gut, fraternisirst mit den Rothen und hast für Deine Standesgenossen nur noch ein halbes Herz. Erinnerst Du Dich nicht mehr, wie wir in Varzin am Frühstückstisch saßen (es gab so was von Gänseblut, schwarzsauerartig) und der Alte sagte: „Ja, von uns heißts eben auch: Sie waren heruntergekommen und wußten selber nicht, wie!“ Du knufftest mich noch. Das soll doch nun nicht etwa auch für meine brüderliche Liebe gelten? Du wiegelst ab; wohin soll der Zorn sich denn richten, Mensch, wenn nicht gegen die Minister, die solche Sachen rathen und decken? Gewiß geht Preußen auf diesem Weg vor die Hunde. Die Schuld aber tragt ihr waschlappigen Herren der Schöpfung, durchaus nicht die geschlitzte Diplomatie, über die Du schlechte Witze riskirst. Glaubst Du im Ernst, daß irgend ein märkisches Frauenzimmer den Mann oder Vater um den Charakter tanzen will (ich meine natürlich nicht den Charakter als Wirklicher Geheimer, Major oder Kammerherr)? Wir werden nicht kapituliren, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Soll bei Hofe nicht getanzt werden, — schön: dann wird zu Hause getanzt; und es wird bei frischen Waldhasen (wovon anbei zwei Proben für die inzwischen wohl eingetroffene Lotte) nur um so lustiger werden. Schließlich handelt sichs hier um unsere Existenz; wir werden ja ausgelacht, wenn wir nicht fortfahren, auf unsere Weise dem König zu dienen. Eine Geschichte, die ich von Agnes habe: Ihr Aeltester geht in Berlin zur Schule; da erzählt der Deutschlehrer von einer englischen Königin, die einem Edelmann eine Ohrfeige gegeben habe, — und die ganze Klasse guckt den Jungen an, dessen Vater, wie am selben Tag gerade in den Zeitungen stand, zu den Verbannten gehört! Das, lieber Sohn, ist wohl etwas ernsthafter als der Club der Harmlosen. Du hast meinen armen Adolf ja schon dahin gebracht, daß er Bücher liest, und ich muß ihm jetzt immer die neusten Reclams besorgen. Da zeigte er mir gestern in dem Buch eines gewissen Gobineau (wahrscheinlich Jude!) die Stelle: „Es giebt Herren, es giebt Lakaien, es giebt Hunde, die man peitscht; und wenn die Lakaien nicht brav vor den Herren kriechen, dann peitscht man sie wie Hunde.“ Geht dahin die Reise? Ich fahre nicht mit. Und wenn mein kluger Bruder noch nicht ganz verberlinert und verdorben ist, dann folgt er, schamhaft erröthend, den Spuren seiner männlich märkischen Schwester

Rina.

Berlin, am vierundzwanzigsten September.

Madame ma soeur,

ich bewundere Dich als zürnende Royalistin ganz außerordentlich, wünsche unserem Allerhöchsten Herrn Minister ejusdem farinae (Adolf soll nachschlagen), liebe Dich aber mehr in anderen Rollen à la Antigone: Nicht mitzuhassen u. s. w. Und mir mußt Du gütigst schon gestatten, meine Tage auf meine Art zu beschließen. Du, holde „männlich märkische“ Dame, bist das Urweib. Du siehst überall nur Personen, menschlich begrenzte, menschlich mangelhafte, und möchtest sie über Deinen Schildpattkamm scheren. Mein höher organisirtes Hirn (lache nicht: Mitglied des Herrenhauses!) sucht die Wurzel der Uebelstände in den Institutionen. Das ist der Unterschied. Hast Du mal von den lettres de cachet gehört? Bon. Diese mit dem kleinen Königssiegel verschlossenen Briefe sollten mißliebige Personen unschädlich machen. Der Brauch ist, wie Du siehst, recht alt. Und alt ist auch mein ceterum censeo (Adolf soll nachschlagen): Unsere Verhältnisse sind auf einen unpersönlichen Monarchen eingerichtet, der von der unumschränkten Gewalt, die wir ihm in der Theorie noch immer einräumen, nie Gebrauch macht, und wir gerathen stets in Konflikte und Schwulitäten, sobald diese Machtvollkommenheit ernst genommen und angewandt wird. Hat der König das Recht, die Leute, die ihm behagen, bei sich zu sehen und die anderen fernzuhalten? Ja, so gut wie jeder Privatmann. Hat der Adel, als er von seinen Burgen stieg, seine Länder von Pächtern verwalten ließ und bei Hof Dienste nahm, besondere Lehnspflichten auf sich geladen? Ja, so gut wie jeder andere privilegirte Dienstmann. Es war eben eine sehr schlaue Sache, daß die Louis den Landadel, der selbständig auf einer Scholle saß, zum Hofadel umwandelten; wenn mans so nehmen will: Denn vielleicht wäre es sonst nie zur französischen Revolution gekommen... Die Lehren für uns ergeben sich von selbst. Wir wollen abwarten, wie viele von unseren Leuten ohne berliner Luft, Cour und Cercle auskommen können. Abwarten, nicht ärgern. Ists denn anders als damals mit Stirum, Kanitz, Mirbach oder die Wedelsache mit Herberts Ausladung? Solche Dinge müssen sich ausleben. Und da Du zehn Jahre jünger bist als ich, kannst Du noch die wunderbarsten Sachen sehen, wenn schon längst fault Dein respektvoll in allergetreuester Opposition verharrender Moritz.

♣

Ueber Ethik*)

Faust: Nun gut, wer bist Du denn?
Mephistopheles: Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Ein sonderbares Ding, die Ethik! Sie kommt wieder in die Mode, nachdem sie eine Zeit lang für viele einseitig Sehende von der Wissenschaft außer Kurs gestellt zu sein schien.

Instinktiv fühlt heute jeder Mensch, daß unsere Gesellschaft sie nicht entbehren kann. Und doch möchten die meisten, vielleicht gar Jeder, in seinem allerinnersten Innern sie lieber den Anderen predigen und selbst ihrer los werden. Ach, wie schön wäre es, wenn alle Menschen recht ethisch wären! Zwischen den Zeilen zu lesen: denn wie viel wohler wäre mir dann. Ich brauchte selbst mich nicht so zu plagen; es ist so gut, zu lieben, wenn man geliebt wird und nur Gutes empfängt; es ist so gut, zu helfen, wo Jeder mithilft, zu geben, wo man nichts entbehrt!... Aber die Welt ist so schlecht, die Menschen sind so bös, das Schicksal so ungerecht mit mir... Was habe ich davon, wenn ich diesen schlechten Menschen helfe? Undank, grassen Undank. Ja, ich habe sogar Feindschaft und Verfolgungen zu gewärtigen, wenn ich, ernstlich mit den Vorurtheilen brechend, gegen die sozialen Mißbräuche auftrete. Ich kann doch unmöglich allem Unglück helfen, — also thue ich besser, für mich zu leben und der Welt ihren Lauf zu lassen. Oft thut man unabsichtlich doch Böses, wenn man sich bemüht, Gutes zu thun, während Goethe vom Teufel selbst gesagt hat, er sei die Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft...

In der That wird Einem verzweifelt schopenhauerisch-spencerisch, pessimistisch und egoistisch zu Muthe, wenn man zum Beispiel, wie es mir neulich passirte, selbst eine durch und durch fromme und überzeugt christliche Frau ehrlich gestehen hört, daß sie das viele Gute, das sie auf dieser Welt thut, eigentlich doch nur ihres eigenen Seelenheiles wegen thue. Jene Frau gehört der einfachen „Klasse“ an. Sie hat sich selbst nicht so sehr wie die „Höheren“ eingeredet, daß sie „Gutes“ nur aus „Liebe zu Gott“ thue. Sie ist ehrlicher und aufrichtiger, indem sie dieses egoistische Motiv ihrer Nächstenliebe sich selbst und sogar Anderen zugesteht.

Sollen wir also, auf Goethes Spruch pochend, die Ethik mit über-

*) Die in dem folgenden Aufsatz enthaltenen Gedanken habe ich seit mehr als zehn Jahren in meinen psychiatrischen Vorlesungen an der Hochschule in Zürich entwickelt und mit Hilfe von Beispielen hundertfach illustrirt. Aehnliche, aus der Evolutionlehre sich ergebende Gedanken sind auch schon mehrfach, zum Beispiel in Nordamerika, aufgetaucht. Die vorliegende, der Muße einer überseeischen Fahrt entsprungene kurze Skizze dürfte immerhin nicht ohne Interesse sein.

legenem Lächeln den Enthusiasten und Fanatikern und mit einem „Nach mir die Sintfluth“ alles Weitere dem Kismet überlassen?

Diese Frage ist wohl einer näheren Prüfung werth.

Man mag sonst über die Freiheit denken, wie man will: folgende unwiderlegliche Thatsachen stehen fest:

Unsere Willensentschlüsse sind bedingt, d. h. durch die im Gehirn waltenden Kräfte verursacht (Siehe meinen Aufsatz über verminderte Zurechnungsfähigkeit in der „Zukunft“). Jene Hirnkräfte sind selbst Resultanten von ererbten Energien, kombinirt mit Einwirkungen durch die Sinne und durch die Bewegung während des Lebens. Gut! Das muß unbedingt dem Determinismus eingeräumt werden. Bis dahin behaupten die Gesetze der Kausalität und der Erhaltung der Energie ihr volles Recht und ihre volle Giltigkeit. Fragen wir jedoch, woher das Ganze kommt und wohin es geht, wie es kommt, daß das Spiel und Gegenspiel der Kräfte zur Entstehung eines denkenden, fühlenden und wollenden Gehirnes führen kann, wozu es da ist und was wohl Höheres im Weltall sein oder entstehen mag, so bleibt uns das menschliche Erkenntnißvermögen die Antwort schuldig, d. h. Worte und Sentenzen sollen nun das fehlende Wissen ersetzen. Der sogenannte positive Christ bildet sich ein, durch eine Offenbarung die Wege und Ziele Gottes zu kennen; der Vertreter der Wissenschaft glaubt, mit der schönen Phrase „mechanische Erklärung der Welt“ Etwas gesagt zu haben, und merkt nicht, daß die Mechanik nur sekundäre Relationen zwischen den Erscheinungen erklärt, oder er spricht gar von Zufall, ohne zu merken, daß er dadurch seine eigenen Gesetze verleugnet. Der Philosoph endlich hält sich meistens für verpflichtet, sein Leben mit einer eigenen Metaphysik zu krönen, und dreht sich schließlich dabei doch immer wieder im ewigen Kreise menschlicher Endlichkeit und Beschränktheit herum.

Nirgends pflegt sich merkwürdiger Weise der Homo sapiens so sicher und siegesgewiß wie gerade auf jenen metaphysischen Höhen zu fühlen, von denen er nichts weiß und nichts verstehen kann. Vielleicht fühlt er sich gerade hier so unanfechtbar, weil kein anderer Mensch darin mehr weiß als er und weil in solchem Nebel der Schuster eben so klar oder so dunkel sieht wie der Gelehrte oder der Oberpriester.

Metaphysik für Metaphysik, hochgeehrter Herr Geheimrath, Papst oder Oberpfarrer! Die Meinige oder die des Schusters gilt so viel wie die Ihrige; lassen Sie doch jedem Menschen sein Märchen, seine ihm lieb gewordene Illusion, so lange sie das Gebiet des Erkenntnißvermögens nicht betritt. Wissenschaftlich ist die Ihrige nicht um einen Heller mehr werth als die Seinige! Nur, bitte, verwechseln Sie nicht die Psychologie mit der Metaphysik. Die erste gehört dem Wissen, die zweite dem Glauben an; daran müssen wir festhalten.

Wenn — und Dies ist nun die zweite feststehende Hauptthatsache — wir also auch unumwunden zugeben müssen, daß unser menschlicher Wille psychologisch bedingt, d. h. im relativen Gebiet der zu erkennenden Erscheinungen ursächlich bestimmt ist, so ist damit über die metaphysische Frage: „Fatalistische Prädestination oder freie metaphysische Evolution?“ noch gar nichts entschieden. Zwar will Das Vielen nicht begreiflich erscheinen und doch ist es wörtlich wahr. Jeder meiner Willensentschlüsse kann als Einzelerscheinung die Resultante eines Konvolutes von erblichen Potenzen und Lebensanpassungen meines Gehirnes sein, — und dennoch kann die für den Menschen ewig unfaßbare erste Ursache des Weltalls in ihrem Wesen frei sein, d. h. ein Element verschiedener Möglichkeiten von Entwickelungen und Endzielen zulassen. Mit anderen Worten: die kausale Bedingheit des uns allein zugänglichen Komplexes von Erscheinungen beweist keineswegs eine absolute fatalistische Prädestination der Dinge des Weltalls. Manche Thatsachen, wie z. B. die Perturbationen und die infinitesimalen Variationen sogenannter astronomischer und physikalischer Gesetze sprechen sogar eher dagegen als dafür. Der gewöhnlich gemachte Fehler besteht darin, daß wir unsere auf der Unkenntniß der unterbewußten physiologischen oder psychologischen Ursachen (Neurozymkomponenten) unserer Willensentschlüsse beruhende subjektive Freiheitillusion für eine essentielle Freiheit zu halten pflegen. Wir geben die Bedingtheit höchstens bei Geisteskranken oder noch bei unseren niedrigeren Trieben und Automatismen zu, eine unbedingte, absolute Freiheit für unsere überlegten Entschlüsse reservirend, was irrig ist. Ein instinktiver Impuls — ja, der Fall eines Steines — mag metaphysisch eben so frei sein wie die schlaueste Kombination eines Diplomaten oder wie die schönste und feinste Entdeckung eines Gelehrten. Freilich ist Derartiges für uns interessanter, jedenfalls schon auch um seiner weit größeren Komplikation und Tragweite für die Menschheit willen, menschlich genommen, viel werthvoller. Und so kommen wir dazu, zwei Sorten von Freiheit anzuerkennen.

Eine wissenschaftlich bestimmbare relative Freiheit, die subjektiv eine Illusion ist, deren reelle Grundlage jedoch auf einer großen Komplikation, Feinheit und vor Allem Plastizität der ihr zu Grunde liegenden Hirnthätigkeiten beruht. Komplizirt adäquat sich allen Verhältnissen anpassend und auf feinste Reize reagirend, ist jene Art uns frei vorkommender Gehirnthätigkeit im Verhältniß zum mehr mechanischen Instinkt (Reflex, Automatismus) thatsächlich durch ihre Schmiegsamkeit relativ frei. Und mag hundertmal diese so definirte relative Freiheit logisch und theoretisch unfrei sein, so wird ihr thatsächlicher relativer Werth, ihre Bedeutung im menschlichen Leben, um kein Haar dadurch verringert. Sie ist und bleibt eine Thatsache, ein Motor der Kultur, und ich sehe nicht, daß solche Menschen

wie Spinoza, Darwin, Spencer, Haeckel, Förster und Andere mehr, die Deterministen waren oder sind, deshalb pessimistisch verzagter oder fatalistisch unthätig geworden sind. Der plastische Motor des forschenden oder ethischen Willens blieb vielmehr in ihnen, unbekümmert um die Theorie des Willens, hochgradig thätig, während es unter den Theoretikern und Gläubigern der absoluten Freiheit des Willens recht viele träge Egoisten giebt, die praktisch so unthätig sind wie Islamiten.

Es giebt aber ferner eine problematische, metaphysische, hinter den Naturgesetzen stehende Freiheit, die Sache des Glaubens oder der Hypothese bleibt und stets bleiben wird. Der Islam negirt sie mit religiösem Fanatismus. Diese aktive Negation jeder Freiheit, dieses grausame Opfer aller Vernunft einem blinden prädestinirten Schicksal zu Liebe, das zum Gott erhoben wird und jede geistige Thätigkeit als vergeblich im Voraus lähmt, ist zweifellos die Hauptursache der islamitischen Stagnation. Doch was hat ein solches metaphysisches Götzenthum mit den Erkenntnissen der Wissenschaft und der Philosophie zu thun? Gewiß so wenig wie die Lehre der Arche Noah oder der unbefleckten Empfängniß Mariä. Solche Lehren können freilich die Thaten der Menschen beeinflussen, und zwar oft in verderblicher Richtung. Nie und nimmer aber können wir glauben, daß eine ehrliche Erforschung im Gebiet des menschlichen Wissens und seiner philosophischen Grenzen störend oder gar lähmend auf Glück und Kulturfortschritt der Menschheit wirken kann, wie manche religiöse Orthodoxen vorgeben. Genau das Gegentheil ist vielmehr wahr.

Da nun aber die absolute metaphysische Freiheit der Weltpotenzen genau so viel und so wenig erwiesen ist wie der Fatalismus und ein Streit zwischen diesen beiden Weltanschauungen folglich völlig müßig ist, thut der Weise am Besten, diese Frage agnostisch offen zu lassen und sich mit seiner relativen und bedingten Willensfreiheit zu begnügen, — mit dem Trost, daß eine metaphysische Freiheit ganz gut hinter ihr stehen kann und daß eine solche Hoffnung wenigstens nicht unwissenschaftlich ist. Wenn ich hier von Hoffnung spreche, so meine ich damit das Gefühl, daß unser individuelles menschliches Wollen, Handeln und Wirken doch nicht als prädestinirtes Fatum und als unfähig, in bestimmender Weise nachzuwirken, geringschätzig zu behandeln sei. Ist unser Wollen auch selbst zunächst bedingt, so wirkt es nichtsdestoweniger auf Grund tieferer, unermeßlicher Potenzen weiter bedingend und bestimmend in der Kette der Ursachen und Wirkungen der Menschengeschichte. Die eben erwähnten Erkenntnisse und Ueberlegungen sollen uns also nicht entmuthigen, sondern vielmehr ermuthigen. Ohne uns als Ebenbilder oder Werkzeuge eines persönlichen Gottes zu taxiren, können wir als Einzeltheilchen der Weltallmacht unser Gehirn nach Kräften bethätigen und mit der vollen Begeisterung eines wissenschaftlichen, ethischen oder ästhetischen Enthusiasmus unsere mensch-

liche Lebensaufgabe, unsere menschliche Pflicht erfüllen: Homo sum et nihil humani a me alienum puto. Man darf sogar weiter gehen und sagen, daß einem Theilchen des Weltalles kein Gebiet des Kosmos ganz fremd oder gleichgiltig sein sollte. Doch ist es klar, daß die Menschheit uns am Nächsten angeht.

Nun zur Ethik!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Begriff des Guten ein relativer ist, und zwar in erster Linie relativ zu anderen Menschen und zur Menschheit. An und für sich giebt es in der Welt nichts Böses und nichts Schlechtes. Das selbe Ding kann böse für Hans und gut für Peter, gut für die Katze und schlimm für die Maus sein. Eben so zweifellos ist es, daß die der Ethik zu Grunde liegenden Gefühle sich auf Grund des sozialen Lebens im Gehirn*) entwickelt haben und daß das soziale Leben wiederum ein phylogenetischer Abkömmling der primitivsten geselligen Triebe, nämlich der zum Zweck der Fortpflanzung der Art gebildeten Gatten- und Elternliebe, ist. Dem gemäß, und da der Mensch eigentlich noch wenig entwickelte soziale Triebe und Instinkte besitzt, sind bei ihm die Sympathiegefühle für Gatten und Kinder oder sonstige Einzelwesen gewöhnlich noch weitaus am Stärksten entwickelt. An und für sich sind die sympathischen Gefühle, die ja dem Altruismus der Ethik zu Grunde liegen, durchaus nicht gegensätzlich zu den egoistischen Lustgefühlen. Sie haben sich vielmehr phylogenetisch (d. h. in der thierischen Ahnenreihe) aus diesen herausentwickelt. Wir beobachten sogar bei denjenigen Lebewesen, bei denen die soziale Organisation und die sozialen Instinkte am Höchsten entwickelt sind, nämlich bei den sozialen Hymenopteren, die höchst lehrreiche Thatsache, daß die Verrichtung aufopfernder, altruistischer sozialer Thätigkeit zugleich offenbar die Quelle des größten und leidenschaftlichsten individuellen Genusses werden kann. Die Ameisen und Bienen geben davon unzählige Beispiele. So sollte es auch beim Menschen werden.

Wenn man alle Vorurtheile bei Seite setzt, muß man sich immer wieder staunend die Frage stellen, warum ein so sehr auf Soziabilität angewiesenes Wesen wie der Mensch so grausame, blutige, gegenseitiges Leiden und Unglück in Hülle und Fülle erzeugende Triebe und Sitten entwickeln konnte. Dies hat sehr verschiedene Ursachen. Doch ist wohl die wichtigste der Konkurrenzkampf der kleinen Gesellschaften der Urmenschen, die, ungefähr ähnlich wie verschiedene Ameisenkolonien, unter einander um Macht und Existenz kämpften. Größere Hirnentwickelung und Intelligenz hatten wohl List, Genußsucht und Individualismus, aber keine Erweiterung allgemeiner sozialer Solidaritäts-

*) Ich nehme an, jeder Leser weiß, daß das Großhirn das Organ unserer Gefühle sowohl als dasjenige unseres Verstandes und unseres Willens ist. Bei Gehirnstörungen sind es sogar die Gefühle, die zuallererst leiden.

gefühle entwickelt. Wir sehen in der Urgeschichte der Menschheit, sogar im historischen Alterthum und bis in das Mittelalter hinein, den Familien- und Kastengeist, den Lokalpatriotismus oder Stammgeist in den Vordergrund treten und zu nie enden wollenden Kriegen führen. In jener scheußlichen gegenseitigen Schlächterei, deren stumme Zeugen sogar prähistorische Schädel und Mordwaffen sind, haben natürlich die Kräftigeren, Böseren und Schlaueren in der Regel die Milderen zunächst ausgerottet, wenn sich auch die Besiegten vielfach als Sklaven wieder durch Arbeit emporhoben. Diese Zuchtwahl der Stärkeren ist wohl die Hauptursache der so mangelhaften ethischen Qualität der Menschheit. Hierzu kamen entartende Sitten, vor Allem der Gebrauch von Genußgiften, ganz besonders alkoholischer Getränke, ferner der Mißbrauch des Privatbesitzes und die Sucht nach Gütern und Geld, ferner auch sexuelle Extravaganzen und verkehrte Zuchtwahl. Alle jene zuletzt genannten Faktoren wirken entartend auf die Rasse, speziell auf das Gehirn, und besonders auf dessen ethische Eigenschaften.

Die moderne Kultur hat jedoch auf der Erdoberfläche Verhältnisse geschaffen, die eine gewaltige Aenderung in kurzer Zeit (in wenigen Jahrhunderten) hervorgerufen haben. Besonders hat das neunzehnte Jahrhundert durch die Verkehrsmittel eine soziale Evolution vollzogen, deren Folgen dadurch unberechenbar sind, daß Folgendes sich rasch vollzieht: die sogenannten Naturvölker oder Barbaren, die früher alle korrumpirten Civilisationen bis zur römischen regelmäßig überfielen und zerstörten, werden nun mit steigender Raschheit ausgerottet oder assimilirt. Nur zwei Rassen bleiben — nicht durch Waffen und Blut, sondern — durch friedliche Arbeit, Fruchtbarkeit, Zähigkeit und Genügsamkeit den Kulturvölkern einigermaßen gefährlich, nämlich die Chinesen und die Neger, die Neger jedoch kaum recht ernstlich und die Chinesen mit der freilich sehr prekären Aussicht, selbst wieder kulturfähig zu werden. Ferner fallen die kleinen Staaten kontinuirlich und immer mehr den großen anheim. Schon jetzt ist die Erde nahezu zwischen Angelsachsen und Russen getheilt.

Die nächsten Folgen jener Verhältnisse sind jetzt schon ziemlich klar und nahe liegend: rasch wird die Erde bis zum letzten Schlupfwinkel von der Kultur erobert Der Krieg, der nur noch im großen Stil zwischen Kulturvölkern geführt werden kann (die kleinen Kriege gegen Barbaren zählen bereits nicht mehr), wird immer mehr ad absurdum geführt. Eine Weltsprache und einige Beruhigung in dem nachgerade anachronistisch gewordenen sogenannten Nationalitätenhaß bei Kulturvölkern dürften bald genügen, um eine Art stabiler und friedlicher, etwa föderativer Weltkultur zu schaffen. Von diesem Ziel sind wir zweifellos nicht mehr sehr entfernt. Was kann uns aber diese Weltkultur bringen, die Eigenschaften der heutigen Kulturmenschheit einmal genommen, wie sie sind?

Hier müssen wir zunächst bemerken, daß jene Umwälzung nicht etwa eine Phantasie oder ein Zukunftstraum ist. Nein, sie ist bereits seit einem Jahrhundert in vollem Gang und vollzieht sich mit progressiver Geschwindigkeit. Nur Vorurtheil und Zopf können sie noch verkennen. Zu riskiren sind dabei die Korruption durch den Wohlstand, die Verweichlichung durch einen langen Frieden und die neue Auflage einer diesmal über die ganze Welt ausgedehnten chinesischen Stagnation, sei es, daß die chinesische Rasse uns durch größere Zeugungkraft und durch billigere Arbeit friedlich aushungert und vernichtet, sei es, daß wir selbst mit der Zeit, aus Mangel an Lebenskampf, zopfig wie die Chinesen werden.

In der bereits in Bildung begriffenen friedlichen Kulturevolution liegt schon ein schwerer wunder Punkt, neben der Entartung durch den Alkoholismus; und dieser Punkt ist der zuchtwahlwidrige Humanitarismus. Es ist gewiß ein schöner, ethischer Kulturfortschritt, daß man die Kranken, die Krüppel, die Idioten, die Irrsinnigen und die kleinen Neger nicht mehr darben und elend sterben läßt, ihnen vielmehr palastartige Asyle oder rührende Bildungschulen baut. Schlimm ist es dagegen, daß die besten und tüchtigsten Gesunden sich in einem Maße opfern müssen, daß sie kaum mehr zur Kinderzeugung kommen oder darauf aus allerlei Skrupeln einer krankhaft verschrobenen Ethik verzichten, während gerade geistige und körperliche Krüppel schlimmster Sorte sich dafür um so ärger vermehren.

Leider herrschen selbst bei gebildeten und sogar gelehrten Personen zwei verhängnißvolle Vorurtheile. Erstens verwechselt man jüngst gebildete und somit oberflächliche und leicht veränderliche Eigenschaften der Individuen oder unbedeutender Varietäten mit tiefen, erblich fixirten Merkmalen, die bereits seit Hunderttausenden, vielleicht Millionen von Jahren in einer grunddifferenzirten Rasse liegen und eben so viel Zeit brauchen, um etwa umgebildet werden zu können. Auf Grund solcher falschen Vorstellungen bilden sich naive Seelen (das Wort ist nicht zu stark) ein, die Chinesen oder gar die Neger in relativ kurzer Zeit durch milde und gute Erziehung oder gar durch Blutmischung auf unsere Kulturhöhe ohne Gefahr für uns zu bringen. Sie übersehen dabei die elende Qualität der Mischlinge solcher bereits tief differenzirten Rassen oder Unterarten (während Kreuzung nah verwandter Varietäten gute erzeugt), und ferner die große Raschheit, womit die eben genannten Rassen bei friedlicher Mischung und Konkurrenz (siehe Antillen, Kalifornien, Sundainseln 2c.) unsere Rasse vertilgen und ersetzen, — eine Schnelligkeit, die alle schwärmerische Humanitätphrasen in jenem Gebiet Lügen strafen.

Ich werde an anderer Stelle die Kulturunfähigkeit der Neger besprechen. Die Gefährlichkeit, Fixirung und Stagnation des Chinesenthums scheint so fest zu stehen, daß kein Wort mehr darüber zu verlieren nöthig

sein sollte. Mögen die Chinesen noch so schlau sein und noch so gut arbeiten: sie sind alle von einem Guß und so automatisch fixirt, daß man nicht hoffen kann, sie unserer Rasse und Kultur zu assimiliren, bevor sie uns friedlich vernichtet hätten.

Wir sind ethisch absolut verpflichtet, die Gefahr, die unserer Kultur und Entwickelung von jenen beiden Rassen droht, scharf ins Auge zu fassen und rechtzeitig Schutz und Abhilfe zu suchen. Denn unsere ganze Ethik und Arbeit dahin zu dirigiren, daß schließlich die Welt ein großes China oder ein kannibalisches Negerreich wird (man denke an die Geschichte Haitis und Liberias), — Das wäre schließlich doch ein Hohn. Die Ethik darf der Vernunft nicht widersprechen, sonst wird sie zum Zerrbild.

Ich will nun kurz die Aufgaben andeuten, die der Kultur in jener Richtung meiner Ansicht nach obliegen:

I. Hintanhaltung kulturgefährlicher Menschenrassen. Man kann dabei möglichst human verfahren; aber ihrer enormen Vermehrung und Ausbreitung muß entgegengearbeitet werden. Dies haben nun endlich die Engländer in Australien zu thun begonnen und durch Einführung sehr hoher fast prohibitorischer Niederlassungtaxen der chinesischen Einwanderung einen Riegel vorgeschoben, der sich als wirksam erprobt hat, nachdem die Schiffskäpitäne für die Bezahlung jener Taxe verantwortlich gemacht worden sind

II. Züchtung unserer eigenen Rasse aufwärts.

Man pflegt diese Frage allein schon mit dem Hohn des Vorurtheils zu überschütten. Dogmatiker fügen natürlich hinzu, es sei unmöglich oder gar schädlich; während die Zucht der Thiere täglich das Gegentheil beweist. Aber was thun? Es ist auf zwei Wegen zugleich vorzugehen.

A. Negativer Weg. a) Beseitigung aller entartenden Ursachen: Alkoholgenuß, Opiumgenuß und Dergleichen; ferner Kampf gegen Krankheiten wie Syphilis, Tuberkulose und dergleichen, nicht durch rohe Zwangsmittel, aber durch Belehrung und Hygiene. b) Erschwerung und Bekämpfung der Kindererzeugung bei Idioten, Verbrechern, Epileptikern, Geisteskranken, geistigen und körperlich erblichen Krüppeln aller Arten, Tuberkulösen u. s. w. Dazu giebt es zwei Arten von Mitteln. Bei den blöden oder ganz schlimmen Menschen hilft nur die Versorgung und Absperrung von der Gesellschaft. Bei den besseren oder belehrbareren dagegen hilft die Belehrung und die Verwendung antikonzeptioneller Mittel. Das Alles zusammen hilft nicht absolut, aber sehr viel. Die Erfahrung lehrt es. Solche Krüppel dagegen, die ihre Krüppelhaftigkeit nur durch Unfälle, ohne Beeinträchtigung ihrer Keimdrüsen, erworben haben (zum Beispiel Opfer von Verletzungen), dürfen gefahrlos Kinder erzeugen.

B. Positiver Weg. a) Belehrung der Menschen über die sexuellen

Verhältnisse und das Vererbungsgesetz, natürlich über das Feststehende und nicht über theoretische oder hypothetische Streitfragen. Vor Allem Belehrung darüber, daß man keinem Kinde eine vortrefflichere Mitgift geben kann als tüchtige, gesunde und ehrliche Eltern. Das elende Vorurtheil, man brauche sehr viel Geld, um Kinder zu erziehen, sollte gebrochen werden. Kräftige, gescheite, brave und tüchtige Menschen haben die höchste ethische Pflicht, ihren Stamm kräftig zu vermehren, — Mann wie Weib. Ihre Kinder kommen immer durch. Wohl bemerkt aber, müssen hier die geistigen Eigenschaften: Wille, Verstand und ethisches Gemüth in erster Linie maßgebend sein. Sie sind wichtiger als Stärke, Muskeln und schöner Körper.

Entgegnet man, daß die meisten Menschen dazwischen liegen, so antworte ich, daß es nur eine Approximation und Wahrscheinlichkeitrechnung sein kann, daß es aber so noch vortreffliche Dienste leisten kann. Wer hoch oben steht, soll sich möglichst stark vermehren; wer mäßig über dem Mittel steht, bescheidener; wer stark unter dem Mittel, gar nicht. Ohne Barbarei gegen den Einzelnen kann die Sache mit antikonzeptionellen Mitteln leicht regulirt werden. Doch was für Vorurtheile haben wir nicht da noch zu überwinden!

b) In zweiter Linie soll eine gesunde, normale, körperliche mit geistiger Arbeit verbindende Lebensweise, die Förderung der öffentlichen wie der individuellen Hygiene das ganze Werk zu einer wahren, konstruktiven, sozialen Hygiene gestalten.

Nur auf dem hier angedeuteten Weg kann unsere weiße Kulturrasse langsam hinauf gezüchtet und vom Untergang bewahrt werden, in dem sich ihre Schwächen, ihre Heuchelei u. s. w. allmählich vermindern.

... Eine sonderbare Ethik, die Sie uns da auftischen, wird man mir sagen! Ja, sie mag noch seltsam unsere Vorurtheile berühren, aber die wahre ist sie doch.

Wie kläglich nimmt es sich bei näherer Ueberlegung aus, unsere Rührung und Aufopferung für einzelne aussichtlose Trümmer menschlichen Elends und in die Augen springende Leiden zu vergeuden und darob das ganze Wohl und die ganze Zukunft unserer Nachkommen zu ignoriren oder gar zu gefährden! Man gestatte mir ein Beispiel:

Die Idioten sind gewiß unglückliche Geschöpfe. Doch sind sie erstens ihrer Lage nicht oder nur schwach bewußt und zweitens, weil angeboren hirndefekt, absolut unheilbar. Höchstens kann man sie im besten Falle ganz elementare Dinge lehren und sie durch Arbeitangewöhnung von schlimmeren Gewohnheiten und Missethaten einigermaßen abhalten. Der gesunde Menschenverstand sagt schon, was man mit solchen Menschen, deren Uebel sich in hohem Grade vererbt hat, thun soll: sie human behandeln, an einfache körperliche Arbeiten, so weit es angeht, gewöhnen, um sie dadurch möglichst nützlich,

glücklich und unschädlich zu machen; sie vom sexuellen Leben fernhalten, vor Allem an Kindererzeugung hindern und die Gesunden vor ihren gefährlichen Thaten schützen. Statt Dessen haben sich mitleidige Seelen geplagt, in den Anstalten für junge Idioten Idiotenschulen zu errichten, in denen man durch Aufwand unendlicher Mühe und Geduld schließlich einige Wunderpapageien erzieht, die ein Bischen lesen und schreiben, Verse auswendig sagen oder Gebete sprechen. Um diese Kunststücke fertig zu bringen, deren Zwecklosigkeit sich von selbst ergiebt, muß man natürlich die einzig rationellen, einfachen Handleistungen, besonders in der Landwirthschaft, vernachlässigen und vor Allem seine Aufmerksamkeit von der zweckmäßigen Versorgung und Pflege der erwachsen gewordenen Idioten ablenken. Das ist irrationell und ist eine am unrechten Ort vergeudete Sorgfalt; es thut mir Leid, es sagen zu müssen. Handelt es sich aber gar um wohlhabendere Schwachsinnige leichteren Grades, so will man sie noch vielfach nach sorgfältigster Schulung verheiraten, — und thut es oft. Das ist geradezu ein Verbrechen an ihren Kindern und an der Gesellschaft. Aus eigener Erfahrung in diesem Kapitel könnte ich viele Tragoedien erzählen, z. B. die der Ehe einer schwachsinnigen, aber reichen Frau, die dann fünf geisteskranke, idiotische Kinder erzeugte, und Dergleichen mehr. Solche Ehen werden ja oft von wohlmeinenden alten Tanten arrangirt. Wären die gutmüthigen Ehestifter über die Monstrosität solcher Heldenthaten genügend unterrichtet, so würden sie sie wohl bleiben lassen.

Aus dem Gesagten schält sich nun von selbst eine schwierige Frage heraus. Wo sind die Grenzen der Ethik zu ziehen? Sollen wir roh und grausam alle Gefühle der kalten Vernunft opfern? Sollen wir die Neger, die Chinesen und die Schwachsinnigen nicht mehr als unsere menschlichen Brüder behandeln? Sollen wir die schöne Moral Christi verleugnen und in eine rohe und kalte Verstandesmoral ausarten lassen?

Wer mich so verstanden hat, hat mich arg mißverstanden. Ich frage aber, welche Mutter ist ethisch die höhere: diejenige, die, von der Gefühlsfülle ihrer Affenliebe geleitet, jeder Klage ihres Kindes nachgiebt und das Kind verzieht, — oder diejenige, die, weiter sehend, das Kind mit strenger Liebe züchtigt und erzieht, um sein späteres Glück zu sichern? Gewiß die zweite.

Das „Kind“ menschlicher Ethik ist nun die Menschheit, und das Kindeskind, auf das sich am Erfolgreichsten wirken läßt, ist die zukünftige Menschheit, sind unsere Kinder und Nachkommen. Aus diesem Grunde bilden unsere Nachkommen, bildet die Gestaltung ihres Glückes die höchste Aufgabe der Ethik.

Dies soll natürlich ihre übrigen Aufgaben nicht vergessen lassen. Ich meine nur, wir sollten eine Stufenleiter einander je nach Wichtigkeit subordinirter Gegenstände der Ethik aufstellen.

Die höchste Stufe, die allen Anderen übergeordnet werden sollte, habe ich eben erwähnt. Sie besteht nicht nur in der Zuchtwahlfrage, sondern auch in der künftigen Gestaltung der wirthschaftlichen Frage, der Alkoholfrage u. s. w.

Jener Stufe folgt die Erfüllung der Pflichten, die wir der Erziehung unserer einmal vorhandenen Kinder gegenüber haben, und hat zum Gegenstand eine rationelle, wissenschaftliche und humane Pädagogik.

In dritter Linie erst kommen dann die Pflichten gegen unsere lebenden erwachsenen Mitmenschen im Allgemeinen, die jedoch niemals die beiden ersten Stufen gefährden, sondern stets ihnen untergeordnet bleiben sollten. Welche sind aber unsere Mitmenschen? Wo sollen im wilden Kampf der Meinungen und Leidenschaften Grenzen gesetzt werden? Ich verweise hier auf den Aufsatz, den ich in der „Zukunft" über verminderte Zurechnungsfähigkeit veröffentlicht habe, und auf das über Neger und Chinesen Gesagte. Hier müssen stets und konsequent die Interessen des Ganzen den Interessen des Einzelnen übergeordnet werden. Dies muß eine gute Mutter thun. Man sei gut und human gegen den Einzelnen, aber stelle stets die sozialen Interessen höher, sobald ein Konflikt entsteht. Pflicht einer wahren Ethik ist es jedoch ferner, Konflikte nach Kräften zu vermeiden und zu mildern, ohne je schwach zu werden.

Bekanntlich wird mit dem Wort „human" viel Humbug getrieben. Die Gefühlsduselei und die Affenliebe richten hier viel Unheil an. Der Chirurg, der dem Kranken wehthut, um ihn zu heilen, handelt gewiß ethischer als das Weib, das die Operation hintertreiben will, um ihm die Schmerzen zu ersparen. Der Offizier, der einen guten Soldaten opfert, um das Ganze zu retten, handelt ethisch. Wahre Humanität muß viele instinktive, an sich ethische Mitgefühle unterdrücken, um wirklich ethisch zu handeln. Die Interessen und das Wohl der ganzen Menschheit müssen denjenigen eines Volkes, diejenigen eines Volkes denjenigen einer Stadt, diejenigen der Stadt denjenigen der Familie und die zuletzt genannten denjenigen eines Individuums vorangehen, aber auch hier überall mit Verstand, Umsicht und möglichster Milde. In manchen Fällen ist das Leben eines Menschen wichtiger als das mehrerer Anderen. Die wahre höhere Ethik soll Harmonie herzustellen suchen, um alle peinlichen ethischen Konflikte möglichst zu vermeiden und ihre Quellen zu verschließen.

Auf einer weiteren Stufe begegnen wir wunderlichen Verirrungen der menschlichen Gefühle. Müssen wir im Interesse der Menschheit unseren Gefühlen für Neger oder Chinesen Schranken und Grenzen ziehen, Geisteskranke, Idioten, Verbrecher u. s. w. einschränken: wie steht es nun mit Thieren oder gar mit Pflanzen? Thierschutzvereine verdanken ihre Entstehung einer Irradiation menschlicher Sympathiegefühle in das Thierreich hinein. Hier treiben nun Affenliebe und Gefühlsexcentrizitäten ihre höchsten Blüthen. Es

ſt ſicher an ſich recht, die Thiere vor unnützen Roheiten und Quälereien zu ſchützen. Darin hat jene untergeordnetſte Stufe der Ethik eine nicht abzuſprechende Berechtigung. Das iſt auch der zunächſt beſcheiden zugeſtandene Zweck der Thierſchutzvereine. Da jedoch der Menſch von Inſtinkt aus in ſeinen Gefühlen beſchränkt und ausſchließlich iſt und da bekanntlich intenſive Liebe zu einzelnen Weſen gar leicht in Abneigung und Haß oder mindeſtens in Gleichgiltigkeit gegen Andere ausartet (was, nebenbei geſagt, eben ſo den exkluſiven Sympathiegefühlen für einzelne Menſchen gilt), ſieht man gar zu oft jene Vereine oder wenigſtens viele ihrer Mitglieder in ihrem Uebereifer ihre Lieblingsthiere den Menſchen und den Intereſſen der Menſchheit überordnen. So ſind die abſcheulichen, von Mißverſtändniſſen, Verleumdungen, Unwahrheiten und infamen Beleidigungen ſtrotzenden antivivisektioniſtiſchen Bewegungen entſtanden, die vielfach in eine rohe Verfolgung der Wiſſenſchaft ausarten.

Es liegt auf der Hand, daß milde Gefühle für Thiere und deren gute Behandlung noch zur Ethik, jedoch nur als niederſte, untergeordnetſte Stufe gehören. Hierbei muß auch eine rationelle Abſtufung zwiſchen höheren und niederen Thieren Platz greifen.

Man kann ſogar von Sympathiegefühlen für Pflanzen und ihr Leben, z. B. für alte Bäume, und für lebloſe Gegenſtände ſprechen, — und auch ſolche Gefühle haben ihre Berechtigung.

Wer bei Alledem jedoch glaubt, man könne die elementaren, inſtinktiven, angeerbten ethiſchen Gefühle, das Mitleid, das Gewiſſen, das Pflichtgefühl, entbehren und die Ethik auf pure Berechnung des Intellektes aufbauen, Der irrt gewaltig und gleicht Einem, der aus Idioten durch Schulung Genies zu machen glaubt, weil der Idiot mit gutem Gedächtniß lernt. Der ethiſche Idiot, der wie ein Papagei die Ethik lernt, bleibt trotz Alledem ein Gefühlsidiot und wird es nie verleugnen können. Ob er oder der gefühlvolle, aber intellektuell ſchwachſinnige Menſch ſozial gemeinſchädlicher wird, hängt nur von zufälligen oder ſpeziellen Umſtänden ab.

Wir müſſen uns alſo verſtehen. Sympathiſche Gefühle ſind die unentbehrliche Grundlage jeder Ethik. Sie müſſen aber ſorgfältig und langathmig erzogen, müſſen durch Vernunft und Wiſſenſchaft zunächſt auf die würdigſten Gegenſtände in richtiger Stufenleiter gerichtet werden, um nicht durch unrichtige Objekte und Ausſchließlichkeit oder Engherzigkeit direkt ſchädlich zu werden. Nur durch eine ſolche höhere Harmoniſirung der ſympathiſchen Gefühle mit der Vernunft, dem Wiſſen und dem Willen kann eine ſegensreiche und fruchtbare Ethik mehr und mehr ausgebildet werden.

Das gewählte goethiſche Titelmotto muß man alſo cum grano salis verſtehen. Es enthält zwar eine, aber nur eine einſeitige und partielle Wahrheit.

giebt keine Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, wohl aber Kräfte, die oft das Böse wollen und dabei Gutes schaffen, oder auch umgekehrt das Gute wollen und Böses schaffen. Jene Kräfte sind jedoch noch niedrig, disharmonisch und blind. In philosophischer Instanz giebt es freilich — Das sagte ich schon vorhin — nichts Böses und nichts Gutes in der Welt; doch interessirt uns Menschen nur die menschliche relative Ethik, bei der es für die Menschheit zweifellos Gutes und Böses giebt. Ihre Aufgabe ist es, durch feine und wahre Harmonisirung aller unnöthigen Gegensätze und Reibungen das Gute zu fördern und das Böse zu bekämpfen.

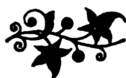
Lohnt Dies nun der Mühe? Können wir selbst, unvollkommene, egoistische Heuchler, erfolgreich daran arbeiten? Das ist die Kardinalfrage, die die Pessimisten mit Nein und die Optimisten mit Ja beantworten. Freilich arbeiten dabei viele leichtfertige oder unwissende Optimisten gerade ihrer Behauptung entgegen, während viele inkonsequente Pessimisten umgekehrt für das Gute zu viel thun. Alle jene Ungereimtheiten dürfen uns jedoch nicht entmuthigen. Berge von Schwierigkeiten und Vorurtheilen mußten stets überwunden werden, ehe große soziale Fortschritte möglich waren. Mit Genugthuung kann die Kulturmenschheit auf die Abschaffung der Tortur der Leibeigenschaft, des Kannibalismus zurückschauen und sagen: „Wir haben ethische Fortschritte errungen.“ Sie kann ferner die Abschaffung der Todesstrafe in unseren Ländern und ihre seltenere Anwendung da, wo sie noch gilt, die großen Fortschritte humanitärer Institutionen, solidarischer Organisationen u. s. w. als ihr Werk bezeichnen.

Weshalb also verzweifeln? Dem eingefleischten Egoismus in uns selbst, der, wie ich anfangs sagte, uns zum feigen Nichtsthun, zum „laisser faire et laisser aller“ treibt, mögen wir antworten, es sei schließlich ein sozial-ethischer Sport, eben so gut und amusant wie ein anderer, und befriedige am Ende das liebe und liebste Ich trotz allen Kämpfen und Widerwärtigkeiten mehr als die grasse, ausschließliche Eigenpflege. Diese werde sogar allmählich ungesund und unbehaglich, schon, weil sie dem Egoisten eine tiefere Abneigung seiner Mitmenschen zuziehe. Das pure Heucheln der Ethik ist jedoch ein prekäres Ding, — und am Ende ist noch das Beste, treu herzig und entschieden mitzumachen.

Mit schlechten Soldaten hat schon mancher gute Feldherr Siege erfochten. Mag unsere heutige Kulturmenschheit noch so viele Schäden, Entartungfaktoren, körperliche und geistige Schwächen aufweisen, warum sollte sie daran verzweifeln, die Uebel allmählich zu besiegen und glücklichere, gesündere, intellektuell, ethisch und im Willen höher stehende Nachkommen zu erzeugen, nachdem sie schon so viele Siege errungen und Fortschritte gemacht hat? Im neunzehnten Jahrhundert hat uns die Wissenschaft über die

Natur der Vererbung, des Gehirnes, der Entwickelungsgesetze der lebenden Wesen u. s. w. so unerwartete und so großartige Aufschlüsse gebracht, daß wir bethörte Phantasten oder chinesische Zopfträger wären, wenn wir nicht mit frischem Muth im zwanzigsten Jahrhundert die Konsequenzen ziehen und die Früchte ernten würden. An der großartigen Ethik Christi brauchen wir deshalb nicht viel zu ändern, sondern sie nur von allem Ballast mystischen Aberglaubens und kindischer, veralteter oder falsch überlieferter Legenden zu befreien.

Chigny bei Morges. Dr. August Forel, vormals Professor in Zürich.



Ein neues Pompeji.

Nicht immer bedarf es so gewaltsamer Mittel wie einer Eruption des Vesuves, um erhebliche Reste alter Städte Tausende von Jahren hindurch zu konserviren. Es kann genügen, daß ein Erdbeben einen Bach verschüttet, dessen angestaute Fluthen dann die herabgestürzten Sandmassen über das benachbarte Terrain schwemmen, wie Das in Olympia geschehen ist, — und selbst ein Erdbeben ist nicht nöthig, wenn die antike Wohnstätte sich an eine hohe Felswand lehnt, deren Erdbedeckung durch starke Regengüsse gelockert werden kann. Auf diese oder ähnliche Weise ist uns mehr gerettet worden, als man gewöhnlich denkt, und wie das kürzlich von seiner schützenden Sandhülle befreite Priene, so liegt in den menschenleeren und verödeten Gefilden des inneren Kleinasiens noch manche Stadt gebettet, deren Ausgrabung reiche wissenschaftliche Ausbeute verspricht. Das gilt in erster Linie von Milet, der vormals blühenden Handelsstadt, auf deren soeben beginnende Freilegung die größten Hoffnungen gesetzt werden. Daß dort das Ergebniß ein ähnlich lückenloses und geschlossenes sein wird wie einst in Pompeji, ist allerdings nicht zu erwarten. Dagegen ist uns etwas Aehnliches in dem wundervollen kleinen Priene erstanden. Da aber Pompeji bekanntlich im dreiundsechzigsten Jahre unserer Zeitrechnung bereits durch ein starkes Erdbeben niedergeworfen worden war, fand die endgiltige Katastrophe

des Jahres 79 fast nur römische Neubauten vor, die nach jener Zeit entstanden waren, während wir in Priene eine von späteren Umbauten fast ganz verschont gebliebene echt griechische Kleinstadt des vierten bis zweiten Jahrhunderts vor Christi vor uns haben, deren Charakter von dem der römischen Provinzstadt wesentlich abweicht und viel eher einen Rückschluß auf die Bauweise und Lebensgewohnheiten der griechischen Blüthezeit gestattet. Die Skulpturenabtheilung des berliner Museums hat sich daher ein hohes Verdienst erworben, als sie in den letzten vier Jahren die Trümmer von Priene systematisch freilegen ließ; und in allernächster Zeit bereits werden die Herren Dr. Theodor Wiegand und Dr. Hans Schrader das Ergebniß ihrer schwierigen, aber auch schönen und lohnenden Arbeit in einem großen Werk veröffentlichen. Ein glücklicher Zufall führte mich in diesem Frühjahr gerade in den Tagen nach Priene, als die beiden Gelehrten ihre Thätigkeit beendet hatten und sich anschickten, die Stätte ihrer Freuden und Leiden zu verlassen; und da ich also einer der Letzten war, die die persönliche Führung und Erläuterung durch die beiden Forscher genießen konnten, möchte ich, ohne mich allzu sehr in archäologische Details zu vertiefen, in Kürze hier die Eindrücke meines dortigen dreitägigen Aufenthaltes wiedergeben.

Der untere Flußlauf des Mäander durchschneidet eine Ebene von etwa fünfzehn Kilometern Breite, die von imposanten Höhenzügen umrahmt wird, im Südosten von der stolzen Zackenlinie des Latmos, im Nordwesten vom Mykalegebirge. Auf einem schroffen Felsen dieses Gebirges befinden sich die schwer zugänglichen Mauerreste der einstigen Akropolis von Priene; an die steile Felswand lehnt sich, hundertundsiebenzig Meter hoch, ein Plateau an, das nach den anderen drei Seiten beinahe schroff abfällt: es trägt die Stadt Priene. Eine vorzüglich erhaltene dicke Mauer verstärkt noch heute diese natürliche Festung und zieht sich zu beiden Seiten des Akropolishügels in die Höhe. Mein Begleiter Dr. Schrader führte mich zunächst durch das südliche Hauptthor und schritt, am Heiligthum der Kybele vorüber, die große Hauptstraße entlang, die die Stadt durchquert und in den Markt mündet. Obgleich ich auf nichts Geringes gefaßt war, blieb ich doch schon nach wenigen Schritten überrascht stehen, da die wohlaufgeräumten, sauberen Straßen und die bis zu zwei Meter hohen Häusermauern, ganz wie in Pompeji, die Phantasie unmittelbar in das antike Leben zurückversetzen. Wie in Piraeus und in Thurii tritt auch hier dem Auge sofort die Regelmäßigkeit der Gesammtanlage entgegen; die Straßen kreuzen sich in gleichen Abständen rechtwinklig und die dadurch entstehenden gleich großen Häuserblocs (insulae) sind meist wieder vierfach getheilt, so daß eine allgemeine Gleichheit der Hausgrundflächen sich ergiebt. Den köstlichsten Kontrast mit den abscheulichen türkischen Wegen, auf denen wir, nachdem wir die Eisenbahn in Sokia verlassen hatten, hierher getrabt waren, bildete die sorgfältige Anlage

der ungefähr sieben Meter breiten, mit großen Brecciaplatten belegten Hauptstraße (die Nebenstraßen sind vier Meter breit), in deren Mitte ein bedeckter Tagwasserkanal hinführt. Zur Seite liegen die starken Thonröhren der Trinkwasserleitung, deren kunstvolles Netz die ganze Stadt umspannt. Am höchsten Punkte liegt die Centrale. Von drei zu drei Röhren stößt man auf eine Oeffnung, die früher Reinigungzwecken diente und mit einem eingegipsten Deckel verschlossen war. Verfolgt man die Leitung weiter, bis in die Nebengassen, wo das Terrain oft uneben ist, dann findet man, daß auch kunstvolle Knieröhren vorkommen, — wie denn die Gesetze der Hydrostatik den Alten keineswegs fremd waren. An einem zierlichen öffentlichen Brunnen vorüber erreicht man den Markt. Er war von Säulenhallen und Verkaufsständen umgeben und Marmor- und Bronzestandbilder, von denen freilich nur die Basen erhalten sind, schmückten ihn in großer Zahl. Man wußte auch das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden: die Bildnißbasen dienten zugleich als Ruhebänke und es ist nicht so gar schwer, sich auszumalen, wie dieser Prunkplatz der Stadt, von Hunderten lustwandelnder oder Geschäfte treibender Menschen belebt, vor zweitausend Jahren ausgesehen haben mag. Neben dem Markt ist eine besondere große Halle, deren Schmalwände in ganzer Breite mit Inschriften bedeckt waren; zwar sind die etwa hundert Marmorblöcke, die diese Inschriften trugen, von einem Erdbeben wild durcheinander geworfen worden, aber ein gütiges Geschick hat verhütet, daß sie — wie so manche andere Bautheile — von den benachbarten Dörflern verschleppt und in ihren Heimstätten vermauert wurden. Schrader konnte in mühsamer Arbeit die Inschriften fast vollständig zusammensetzen und entziffern, so daß wir nun wissen, welche Rolle die Stadt um 150 v. Chr. in der Politik spielte. Neben dem Markt liegt ein Versammlungsaal, das Buleuterion, ein rechteckiger Raum, in dem auf drei Seiten die marmornen Sitzreihen, nach oben sich erweiternd, ansteigen; schmale Treppen führen in den Ecken empor. Das Dach ist natürlich zerstört, aber man erkennt deutlich, in wie geschickter Weise die Spannweite von zwanzig Metern durch zwei vorgesetzte Pfeiler um je zwei Meter verringert worden war. Unten, in der Mitte des ebenen Raumes, steht ein schöner Marmoraltar, mit Stierköpfen und Guirlanden im Relief geschmückt: von dort sprach wohl der Redner. Die vierte Seite der Halle, die von Stufen frei ist, enthält eine Nische mit unverkennbaren Resten eines großen Gewölbebogens — was für die Geschichte des Gewölbebaues werthvoll ist, da man bisher, außer bei unterirdischen Kanalanlagen, die Bogenbauten erst bei den Römern zu finden glaubte — und davor die Bänke für das Präsidium. Es ist kaum denkbar, sich einen Versammlungraum für sechshundert Personen schlichter und doch anheimelnder zu denken; und bei aller Einfachheit der Ausschmückung weist die Technik die größte

Sorgfalt auf. Oberhalb des Marktes durchbricht eine Erhebung das sonst leidlich ebene Stadtplateau. Eine große Stützmauer vervollständigt sie zu einer regelrechten Terrasse. Hier stand der schöne jonische Tempel, den Alexander der Große, wie eine wohl erhaltene Inschrift meldet, im Jahre 334 v. Chr. der Stadtgöttin von Priene, der Athena Polias, weihte. Pythios, der Meister des bekannten Mausoleums in Halikarnaß, war sein Erbauer. Nachdem Abgesandte der society of dilettanti in den Jahren 1765 und 1868 den Tempel besucht und zum Glück auch Zeichnungen danach gefertigt hatten, wurde ihm die neueste Zeit verhängnißvoll. Daß die Eingeborenen im Orient die schönen Marmorstufen der alten Heiligthümer mit Vorliebe in Brunnentröge und Aehnliches verarbeiten, ist etwas Alltägliches. Besser ist es immer noch, wenn antike Bauglieder vermauert werden, weil man sie dann oft mit ziemlich geringer Beschädigung aus den Mauern wieder herausholen kann. So verdanken wir die prächtigen Giebelgruppen des großen Zeustempels von Olympia nur den byzantinischen Mauern des siebenten oder achten Jahrhunderts, für die die unschätzbarsten Skulpturen, so weit sie nicht zu Kalk verbrannt wurden, als Baumaterial dienten. Daß ein biederer Engländer im Jahre 1870 neben der Basis des Kultbildes eine antike Silbermünze fand, war aber das größte Unglück, das dem schönen Athenatempel passiren konnte; denn als der Schlaukopf auch die übrigen Blöcke der Basis umwenden ließ und noch einige Münzen fand, da war das Signal zur allgemeinen Verwüstung gegeben. Mit Axt und Hammer kam die ganze Nachbarschaft herbeigezogen, um die vermeintliche Schatzkammer zu plündern, und schlug dabei Alles in Trümmer, so daß heute nur noch rohe Fundamentblöcke und ein wüster Haufe von Marmorschutt die alte Herrlichkeit verräth. So fanden Humann und Kekulé im Jahre 1894 die Tempelstätte. Humann, dessen Verdienste um die Erforschung der antiken Städte Kleinasiens so außerordentliche sind — Pergamon allein giebt ihm unvergänglichen Ruhm —, sollte die Freilegung Prienes nicht mehr erleben. Nachdem er im Jahre 1895 das Häuschen errichtet hatte, das seitdem die deutschen Gelehrten in dieser Wildniß beherbergte, erlag er bald darauf seinen Leiden.

Einen erfreulichen Anblick im Vergleich mit der Tempelruine bietet das Theater. Ich habe in diesem Frühjahr zwanzig antike Theater besucht: aber keins kann sich in Vollständigkeit der Erhaltung und Nettigkeit des Gesammteindruckes mit diesem wahren Schmuckkästchen messen. Schade, daß nur ein Theil der Sitzreihen freigelegt worden ist — um Kosten zu sparen und in der zutreffenden Erwägung, daß die oberen Reihen kaum erheblichere Funde erwarten lassen —; dennoch könnte man glauben, die Zerstörung sei eben erst geschehen und gleich müßte der ehrwürdige Stadtbaumeister von Priene eintreten, um die Schäden ausbessern zu lassen. Da haben wir

zunächst die kreisrunde Orchestra von nur siebenundeinhalb Metern Radius, vor uns auf der Zuschauerseite zu drei Vierteln von einer bequemen Marmorbank mit geschweifter Rücklehne, der Proëdrie, umgeben. In ihrer Mitte wird diese Bank vom Altar des Dionysos, an fünf anderen Stellen von besonderen Thronen oder Ehrensesseln durchbrochen. Seitlich steht, merkwürdig schräg, ein Block, vielleicht das Postament für ein Bildwerk. Eigenthümliche Aushöhlungen und Durchlässe deuten darauf hin, daß Wasser hindurch floß, und der Gedanke an eine Wasseruhr ist nicht ganz abzuweisen; aber die Gestalt des Bronzeaufsatzes, der in den Vertiefungen seinen Halt fand, läßt sich absolut nicht errathen. Das Beste am Theater ist sein Skenengebäude, das wunderbar schön erhalten ist, — nicht nur die Säulen des Proskenions, sondern auch das Gebälk darüber, Architrav, Triglyphenfries, Geison und die steinernen Querbalken, die nach dem Skenengebäude hinüberführen. Ganz deutlich sieht man die rothe und blaue Bemalung des Gebälks, zierliche Epheuranken in flachen Reliefs schmücken die Säulenkapitäle, Alles und Jedes ist so geschmackvoll und nett, daß man sich des Neides nicht erwehren kann, wenn man diese Schlichtheit und Anmuth mit der Ungemüthlichkeit pomphaft aufgeputzter „Musentempel“ unserer Zeit vergleicht.

Noch Vieles wäre zu sagen vom Asklepiostempel, der sich später in eine christliche Kirche verwandelte; vom Heiligthum der Demeter, hoch oben an der steilen Felswand, das eine eigenthümlich große und tiefe Opfergrube besitzt; vom Gymnasium, an dessen wohlerhaltenen steinernen Wasserbecken einst Schaaren geschmeidiger Jünglinge sich vom Staub und Schweiß der Palästra säuberten; oder vom Stadion der großen Rennbahn, die nur auf einer Seite Sitzreihen hat, weil das Gelände auf der anderen Seite eine kostspielige Stützmauer erfordert hätte. Ich will mich aber auf einige Bemerkungen über den Stil des Wohnhauses beschränken, der sich an hundert wohlerhaltenen Exemplaren trefflich studiren läßt; am Besten in der Bodenfalte hinter dem Athenatempel, wo offenbar wegen der geschützten Lage die wohlhabendste Bevölkerung hauste. Da ist nirgends eine Spur der festen, schematischen Gliederung des römischen Peristylhauses, das so lange als typisch für das antike Haus überhaupt galt. Die Ordnung der verschiedenen Räume um den Innenhof ist unsymmetrisch, willkürlich und erinnert eher an die Hausanlagen der mykenischen Zeit. Man hatte sich also in der griechischen Blüthezeit in der Art des Hausbaues noch gar nicht allzu weit von derjenigen der homerischen Helden entfernt. Eine Fassade, eine Schmuckseite nach der Straße zu, kennt das antike Haus nicht, und wenn die hier und da vorkommenden Fenster selbst mehr als winzige Oeffnungen sind, beeinflussen sie doch die architektonische Gliederung ganz und gar nicht. Erst mit der Verwendung des Fensterglases (in der römischen Kaiserzeit) war die Möglichkeit organischer Verwendung gegeben. Daher

öffnen sich alle Räume nach dem Innenhof, der aber hier nur an der Straßenseite bisweilen eine Säulenhalle hat, nicht an allen Seiten, wie im Peristylhaus. Der Hauptsaal, der in Allem, auch in der Form der Vorhalle (der alten Aithusa), dem mykenischen Megaron entspricht, liegt gen Norden; neben ihm liegen die Schlafzimmer, an die übrigen Seiten des Hofes schließen sich die Wirthschafträume.

Was die innere Ausschmückung der Häuser betrifft, so sieht man überall an den Wänden bunt bemalten Stuck, der zum Theil sehr gut erhalten ist. Schrader zeigte mir an einer Stelle, wie kunstvoll drei Stuckschichten — eine grobe unten, die feinste oben — übereinandergelegt wurden, um ein Abblättern zu verhüten; die Art der Bemalung stimmt mit der ältesten Art in Pompeji überein. Daß in einer Provinzstadt, erheblich kleiner als Pompeji, keine großen Kunstwerke zu finden sein würden, war von vorn herein klar; man hatte aber auch nicht erwartet, eine so reiche Ausbeute kleiner Statuetten, von der Art der Tanagrafigürchen, und sonstiger kleiner Erzeugnisse des Kunstgewerbes zu gewinnen. Sie beweisen, daß selbst der einfache Mann jener Zeiten nicht darauf verzichtete, seine Räume gefällig zu schmücken. Freilich war ein solcher Schmuck sehr erwünscht, denn die Alten hatten — wie heute noch die meisten Orientalen — in ihren Zimmern fast gar keine Möbel in unserem Sinne: weder Schränke noch Buffets noch Kommoden. Die Wände blieben also frei; höchstens zog sich unten eine Bank entlang. Von hölzernen Truhen, die natürlich vermorscht sind, hat sich nichts erhalten; dagegen fand man Metallbeschläge von Ruhebetten und Stühlen. Zahlreicher sind die Handmühlen und massenhaft sind die Geschirrreste. Daß man viele Glasgefäße benutzte, bezeugen die vielen Glassplitter, deren in allen Farben schillernde Patina ihr ehrwürdiges Alter garantirt. Sogar eine kleine Münze mit einem zierlichen Köpfchen blinkte mir gleich bei den ersten Schritten vom Boden entgegen. Hat man erst ein Stück gefunden, so muß man sich beinahe Mühe geben, um nicht immer wieder die Blicke nach neuen Kleinigkeiten streifen zu lassen, die in diesem vor Cooks und Stangens Scharen noch gnädig bewahrten Gebiete das Entzücken aller nach Andenken lüsternen Bädeckerreisenden bilden würden.

Ich weiß nicht, ob spätere Besucher den selben Eindruck von Priene haben werden, den ich empfing und hier zu schildern versuchte. Eins werden sie sicher entbehren: die freundlich gegebenen Erläuterungen und die gastlich behagliche Aufnahme im Gelehrtenheim zu Priene, wo ich nach Herzenslust die Pläne studiren und die Leiden und Freuden einer archäologischen Campagne wenigstens in der Erzählung miterleben konnte.

Leipzig. Dr. Paul Pfitzner.



Das Empfinden der Mütter.

Das Verhältniß zwischen Mutter und Kind hat immer, und besonders seit der christlichen Zeitrechnung, im Vordergrunde des Interesses gestanden. Das Verhältniß zwischen Mann und Weib ist weit neueren Datums, insofern es der Akt einer freien Selbstbestimmung zweier Liebender ist, wie man etwa seit einem Jahrhundert die Sache auffaßt, ohne daß sie sich in ihrem Wesen bedeutend verändert hätte oder dem „Recht des Herzens" in unserer Zeit ein viel größerer Spielraum eingeräumt worden wäre als früher.

Das Verhältniß zwischen Mann und Weib ist im Grunde einfach; das gegenseitige Interesse erfordert so sehr, gut zusammenzuhalten, der natürliche Instinkt des Rechten und Geeigneten wird bei einigermaßen gesund veranlagten Individuen die Wahl so entschieden bedingen und bestimmen, daß eine gestörte Ehe bereits eine Form der Selbstzerstörung ist und auch so empfunden wird. Auch die beeinflussende Umgebung, sofern sie aus Eltern und anderen Verwandten besteht, wird aus dem selben Instinkt das Zusammenbringen heterogener Elemente nicht gerade zu ihrer speziellen Aufgabe machen. Die unglückliche Ehe ist allerdings das Lieblingskind der modernen Literatur; und auch ein Dichter, der nicht wenigstens einmal geschieden oder seiner Frau davongegangen ist, hat gar kein Ansehen. Aber unsere moderne Literatur arbeitet ja systematisch an der Depression der Lebensinstinkte; und da doch im Grunde die Lehre nichts und das Beispiel Alles ist, müssen eben die Dichter hübsch voranleuchten.

Viel feiner, komplizirter und geheimnißvoller als die Beziehung von Mann und Weib ist das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn. Durch das Verhältniß der himmlischen Mutter zum göttlichen Sohn ist es für alle Zeiten über das Materielle hinausgehoben, zugleich ganz irdisch und ganz überirdisch. Etwas von der Genetrix und der Dolorosa fällt über jede Mutter, die im Stande ist, sich des Mysteriums des irdisch-überirdischen Ursprunges jedes Kindes bewußt zu werden. Seit Maria kam, ist Eva nicht mehr ganz und blos nur Eva. Dagegen steht in einer großen Anzahl von Müttern das ganze Leben hindurch Etwas wie ein beständiger Streit zwischen Eva und Maria. Eins der stärksten materiellen Gefühle der Mütter ist das vom Besitz ihrer Kinder. Sie gehören ihnen und sie wollen darauf nicht verzichten. Sie wollen ihre Kinder regiren und nach ihrem Sinn lenken. Viel deutlicher als die Vatergewalt, die wirklich sehr im Schwinden ist, macht sich in unserer Zeit die Muttergewalt, und zwar in allen Klassen, geltend. Sie wollen ihre Kinder nicht fahren lassen, auch wenn diese das Alter dazu erreicht haben. Sie unterwerfen sich dem mündigen Sohn, in den Dingen, die er als Mann entscheiden muß, nicht, sondern sie suchen ihn

so lange wie möglich in Unterwürfigkeit zu halten. Das ist vielleicht das deutlichste und zugleich das gefährlichste Zeichen, daß es eine Frauenbewegung giebt. Wer bis in seine eigene Kindheit zurückzuschauen und damit eine Reihe rundherum befindlicher gleichzeitiger Erscheinungen zu vergleichen vermag, wer dann aus seiner Klasse weiter blickt, auf die Klassen unter und über ihm, Der wird aus dem Lauf eines längeren Lebens nicht nur eine große Menge Beispiele gesammelt haben, er wird auch mit Erstaunen bemerken, daß sie alle eine große Gleichartigkeit aufweisen und besonders in protestantischen Ländern deutlich bezeugen, daß die Autorität des Vaters sich im Verbleichen und die Autorität der Mutter sich in einem selbstbewußten Wachsthum befindet.

Die Frauenbewegung entsprang aus dem Geist und den Verhältnissen der Bourgeoisie, — man könnte auch sagen: der Großkaufmannschaft mit ihren Beziehungen und ihrem Druck nach oben und nach unten. Sie datirt mit ihren Anfängen vielleicht aus der Mitte des Jahrhunderts, sie gehört ganz besonders dem angelsächsischen und danach dem nordgermanischen Stamme an. Aber jener Drang nach verstärkter Mutterautorität ist älter. Seine entschiedensten Trägerinnen stehen — oder ständen, wenn sie noch lebten — hoch in den Siebzigen, sie haben schon eine Müttergeneration in ihren Anschauungen erzogen und man findet sie im Bauernhaus wie auf den höchsten Plätzen.

Es ist ein Bedürfniß nach persönlichem Hervortreten und Herrschen in diesen Frauen gewesen, das noch gar nicht von „Ideen" geleitet und daher so bedeutend durchgreifender war. Und sie gleichen deshalb auch keineswegs jenen großen, von der Kirche erzogenen und geleiteten Müttern des Mittelalters, die die höchsten Tugenden in ihre Söhne und Töchter pflanzten. In ihnen lebte der Geist der Unterordnung unter eine Gemeinschaft, während in unzähligen einflußreichen Müttern der Gegenwart der Geist der Eigensucht und des Eigensinns lebt.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß von der Renaissance ab der Einfluß der Mutter von dem Einfluß der Geliebten, häufig auch von dem einer einnehmenden Gattin abgelöst wurde. An den Fürstenhöfen legten davon die Maitressenwirthschaft und die morganatischen Ehen Zeugniß ab. Die ersten Zeichen der Frauenbewegung aber machten sich eben darin bemerklich, daß die Mütter wieder die Herrschaft ergriffen. Eine ganze Reihe europäischer Politiker zum Beispiel besaß in ihren alten Müttern die Vorkämpferinnen der Frauenrechte, eben so wie viele der ersten schriftstellernden Frauenrechtlerinnen, die sich gegen die männliche Oberhoheit auflehnten, nicht nur Gattinnen, sondern Mütter waren. Die ehelosen Frauenrechtlerinnen rückten erst hinter dem Rücken und unter der Deckung dieser Pionierinnen ein.

Was dieser Bewegung also von Anfang an zu Grunde gelegen zu haben scheint, war das Bedürfniß nach erhöhter Muttergewalt und einem Herabsetzen der Vatermacht. Die Mütter begründeten auf ihren intimeren Zusammenhang mit dem Kind durch Schwangerschaft und Stillen auch einen näheren Anspruch auf die Frucht ihres Schoßes. Diese Auffassung, an sich ganz materiell das Kind nur als ein blos physisches Produkt betrachtend, geht deutlich hinter das Christenthum und dessen Geist zurück und offenbart sich als einen Ausschlag altnordischen Heidenthums. Wir müssen uns erinnern, daß die nordischen und nordgermanischen Völker ein viel jüngeres Christenthum haben als die südlicheren. Es giebt große Länderstrecken, wo es beim Eintritt der Renaissance erst drei- bis vierhundert Jahre alt war. Von da ab begegneten sich die Reste griechisch-römischen Heidenthums, die der Humanismus ausbreitete, mit dem noch keineswegs erloschenen heidnischen Geist der Vorzeit. Das Weib, des Schutzes der katholischen Kirche und ihrer auf tiefer Erfahrung und Kenntniß fußenden Leitung beraubt, wurde nach und nach in seinen Empfindungen und Anschauungen wieder heidnisch.

Das germanische Heidenweib war ein starkgeistiges Weib. Der reinste Ausdruck des alten Heidenthums, die Edda, ist voll vom erbitterten Kampfe des Weibes gegen den Mann; und jene beständige Abwesenheit der Männer auf Kriegszügen und Seefahrten, die allen nordgermanischen Völkern eigenthümlich war, gab den Müttern ganz von selbst eine durchgreifende Macht über die aufwachsenden Söhne. Kamen die Männer dann endlich von ihren Kriegs- und Wanderfahrten heim, dann waren sie gewöhnlich ihren Frauen entfremdet und wenig zur Freude. Aber diese Stärke des Weibes, die sich damals und jetzt wieder in dem Bedürfniß nach Muttergewalt ausgesprochen hat, ist eigentlich keine Aeußerung geistiger Kraft, sondern eine Aeußerung geistiger Schwäche. Sie beruht im Grunde auf dem Umstande, daß die Mütter nie aufhören können, in ihren Kindern Kinder zu sehen.

Es giebt zweierlei Arten Mütter: jene, die man die indifferenten, und jene, die man die lebhaften nennen könnte. Die ersten liegen ihrer Aufgabe mit ruhiger Gleichmüthigkeit ob und sind vielleicht die besten in der Wartung und Pflege des Kindes während der ersten Lebensjahre. Das Animalische überwiegt bei ihnen und die Kleinen gedeihen dabei. Später, wenn die Kinder größer werden und sich selbst helfen können, lassen die Mütter es hingehen. Sie haben ihr Geschäft vollbracht und nehmen keinen intensiven Antheil mehr an ihnen. Das Kind, wenn es wiederkommt, findet immer ein warmes Eckchen, einen guten Bissen und eine freundlich streichelnde Hand; aber die Mutter hat nicht die geistige Expansion, um sich weiter an seiner Entwickelung intim zu betheiligen; oft fehlt ihr auch die physische Kraft. Anders sind die temperamentvollen Mütter, falls sie dieses Tempera-

ment in ihrer Mutteraufgabe konzentriren. Für die ersten Jahre des Kindes taugen sie nicht viel, sie „beaufsichtigen“ lieber die Wärterinnen. Aber wenn das Kind eine Stufe geistiger Regsamkeit erlangt hat, dann interessiren sie sich dafür. Sie legen auf das geistige Leben des Kindes Beschlag, viele Mütter besonders auf das der Söhne. Sie leiten sie, modeln sie, halten sie zum Vertrauen an —: sie wollen sie „erziehen“. Das ist ihr Ehrgeiz und ihr Machtmittel.

Und hier spaltet sich das mütterliche Temperament wieder in zwei Richtungen. Die einen sind mehr Betrachterinnen. Sie wundern und freuen sich über die Entwickelung einer solchen kleinen Seele und möchten nur immer mitfolgen wie bei dem Wachsthum eines Baumes. Die anderen sind gefährlicher. Sie sind die „Leiterinnen“, sie wollen die Richtung geben und die weibliche Energie ist nicht verlegen um Zwangsmittel. Beide aber — und Das ist ein eigenthümlicher Zug, den jede Mutter an sich selbst erfahren kann, wenn sie nur will — Beide unterschätzen das Kind und insbesondere den Sohn. Seine innere Entwickelung als Mensch und angehender Mann geht fast immer rascher, als sie glauben. Sie halten ihn noch für ein Kind, wenn er schon Jüngling ist, für einen noch zu behütenden Jüngling, wenn er Mann ist. Und die Knaben lassen sie gern später als nöthig aus dem Röckchen hinaus und in die Höschen hinein.

Denn jede Mutter kann sich schwer entschließen, in ihrem Kind nicht mehr das kleine Kind zu sehen. Nur wo eins auf das andere folgt und zu einer Schaar wird, läßt sie sich durch diesen Umstand belehren. Und da hängt es doch auch sehr von ihrer Herzensgüte oder von ihrer eigenen Erschöpfung ab, wie viel sie davon gelten läßt.

Ich darf Das wohl sagen, ohne die verehrten Mütter zu kränken, — denn mir geht es auch nicht anders. In meiner Vorstellung, wenn ich an meinen Buben denke, ist er immer nur ein ganz kleines und der Hilfe bedürftiges Kind. Und mir kommt es manchmal vor, als ob der Schlingel auf seine Mama etwas heruntersieht.

Im Mittelalter that man die Buben mit sieben, acht Jahren aus dem Haus zum Pfarrer oder in eine geistliche Schule. Mit vierzehn Jahren ritten sie schon mit über die Alpen. Sie lernten früh auf sich selbst vertrauen und wurden in Wind und Wetter und Gefahren zeitig gestählt. Jetzt sitzen sie, wenn sie nicht gerade besonderer „Nachhilfe“ bedürfen und deshalb in eine Anstalt gegeben werden, sofern die Eltern in einer Stadt wohnen, zu Hause bei Muttern bis zur Universität oder dem Polytechnikum. Der Vater kümmert sich nicht um sie; die Mutter „leitet“ die Erziehung. Ich bin da mehr für die Sitten des Mittelalters.

München. Laura Marholm.



Anthropogeographie.[1]

> Je hay par surtout un sçavoir pedantesque.
>
> Joachim Du Bellay.

Im ersten Kapitel seiner Einleitung zu den „Römischen Päpsten" (1834) charakterisirt Leopold Ranke das Wesen der alten Mittelmeervölker vor dem Eingreifen Roms glücklich mit den Worten: „Die Unabhängigkeit, die sie genießen, ist nicht allein politisch: allenthalben hat sich eine örtliche Religion ausgebildet; die Ideen von Gott und göttlichen Dingen haben sich gleichsam lokalisirt... Man war in enge Grenzen eingeschlossen." Ganz anders wurde Das, als die römische Weltmacht emporkam. „Wie ward die Erde plötzlich so öde an freien Völkern." Der Unterjochung der Staaten folgte der Verfall ihrer Religionen. Und nun macht Ranke jene feine Beobachtung, der ich zusteuere: „Mit Nothwendigkeit, im Gefolge der politischen Gewalt, strömten die Religionen nach Rom zusammen: welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beiwohnen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht einen Sinn in Egypten: sie vergötterte die Naturkräfte, wie sie in diesem Lande erscheinen; in Rom ward ein Götzendienst ohne allen Sinn daraus." Eine feine Beobachtung, sagte ich; aber ich muß hinzusetzen: eine vereinzelte Beobachtung, ein Geistesblitz, ohne nachhallenden Donner, ein Wetterleuchten, ohne befruchtenden Regen. Gewiß ahnt auch Ranke den Werth des Bodenständigen, die Einwirkungen der umgebenden Natur; aber diesen Faktoren bis in die Tiefen nachzugehen, dazu ist er nie gelangt.

Das große Netz, in dem das Menschendasein nur einer Masche gleicht, ist aus unendlich vielen Fäden zusammengewebt; und daher ist das Gewebe fehlerhaft, wenn auch nur ein Einschlag fehlt. Da der Mensch sein Leben und dessen Inhalt dem größeren Erdengebilde verdankt, selbst nur ein Theil davon, so ist eine wirklich umfassende Geschichtschreibung nur möglich mit Hilfe der Erkenntniß aller Kräfte, die auf den Gang der Dinge bestimmend einwirken. Diese Erkenntniß hat uns die Anthropogeographie vermittelt; und der Meister dieser Wissenschaft heißt Friedrich Ratzel.*)

Wenn ich mit wenigen Worten meine Stellung zu den Leistungen präzisiren soll, die Ratzel in rascher Aufeinanderfolge seit einer Reihe von Jahren

---

*) Anthropogeographie. Erster Theil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte vom Dr. Friedrich Ratzel, Professor der Geographie an der Universität Leipzig. Zweite Auflage. (Theil der von dem selben Autor herausgegebenen „Bibliothek geographischer Handbücher". Verlag von Engelhorn, Stuttgart, 1899.)

geboten hat, so darf ich Strabons Worte wiederholen: „Wie wir bei kolossalen Werken nicht auf die Einzelausführungen sehen, sondern mehr das Ganze darauf prüfen, ob es in seiner Gesammtheit schön sei, so muß auch hier geurtheilt werden; denn es handelt sich um eine Kolossurgie, die darlegt, wie das Große sich verhält, das Ganze." Das von Ratzel errichtete Gebäude wird noch lange bestehen und bewohnbar sein. Daß sein Erdgeschoß — die erste Auflage des ersten Bandes der Anthropogeographie von 1882 — modernen Ansprüchen nicht mehr genügte, beweist nichts dagegen. In solchen Fällen werden einige starke Stützen angebracht, Veraltetes wird durch Neuzeitiges ersetzt, weitere Obergeschosse werden nach Bedürfniß über dem selben Fundament aufgethürmt, — und das Haus ist wohnlich, wohnlicher als zuvor. Ich darf dafür ein schlagendes Beispiel anführen: Ratzel hatte in seiner münchener Thätigkeit am Polytechnikum, bei der Heranbildung von Geographielehrern, die zugleich auch Lehrer der Geschichte sein sollten, den Antrieb empfunden, seine durch Moritz Wagners Migrationtheorie stark beeinflußte Auffassung der Geschichte als einer großen Summe von Bewegungen schriftlich niederzulegen. Bald ergab sich die weitere Nothwendigkeit, dem Buche von 1882 eine Fortsetzung zu geben. Diesem 1891 erschienenen zweiten Bande der Anthropogeographie blieben herbe Kritiken und heftige Angriffe nicht erspart. Nun galt es, für einen Theil der Aufstellungen — so weit sie nämlich in das Gebiet der politischen Geographie fielen — die Probe auf die Richtigkeit der eigentlichen Grundlage zu machen: und so entstand 1897 die „Politische Geographie", die ein bisher ganz unwissenschaftlich behandeltes Feld zum ersten Male wissenschaftlich anbaute. Dadurch läuterten sich aber wieder die Ansichten über die Eigenschaften und Gesetze der Lage und des Raumes; der Stoff konnte straffer gespannt, systematischer gegliedert und weiter entwickelt werden. So versteht man, daß die in der ersten Auflage unentbehrlichen Betrachtungen über die Stellung der Geographie im Kreise der Wissenschaften ausscheiden mußten und daß das eine besondere Behandlung erfordernde Thema „Natur und Geist" der späteren Bearbeitung vorbehalten blieb. So auch — gegenüber dem Verzicht auf manches jetzt in der „Politischen Geographie" enthaltene Material — das schärfere Umschreiben der Lage, das eingehendere Erörtern der Grenze, das längere Verweilen bei den „Völkerbewegungen": alles Das Bausteine zu einer künftigen, umfassenden Biogeographie. Und wie er einst die lineare Auffassung von der Grenze als Erster entschieden zurückwies, so ist er auch heute noch der Pfadfinder, wenn er z. B. im dritten Kapitel von den Völkerbewegungen statt des Wortes „Weg" den bezeichnenderen Ausdruck „Durchgangsland" oder „Uebergangsgebiet" vorschlägt, oder wenn er, um den Wirkungen des Meeres in das Land hinein gerecht zu werden, die Forderung aufstellt: „Der Begriff Küstenentwickelung muß seine Ergänzung finden durch

den Begriff Stromgliederung, wenn er nicht lahm bleiben soll." Ueberall begegnet uns der selbständige Denker, der seine Aufgaben energisch erfaßt und die Wissenschaft vorwärts treibt: ein kühner Fechter. Fällt einmal auch ein Hieb daneben, so heißt es doch mit Recht: Fors juvat audentes. Gequältes Philosophiren über das Wie, Wozu und Wohin ist Ratzels Sache nicht. Er hält es da mit Johannes von Müller: „Die That muß lehren. Ich bin wie der alte Ziethen: raisonnire wenig über Plan; wenn es aber zum Werke geht, bin ich da."

Damit ist zugleich ein zweiter Vorzug ratzelschen Forschens angedeutet. Man könnte den vorhin gebrauchten Ausdruck von der „Erkenntniß jener Kräfte, die auf den Gang der Dinge bestimmend einwirken", dahin mißverstehen — und das Mißverständniß ist nicht selten —, als ob die Wissenschaft, die sich um jene Erkenntniß bemüht, damit das Welträthsel lösen wollte. In seinen „Briefen und Skizzen" äußert Karl Gutzkow einmal, die Ereignisse, in ihren Urquellen erfaßt, die Thaten, in ihren Beweggründen erkannt, spotteten alles Menschenwitzes, der sie erklären und auf seine Weise deuten wolle. Damit verfällt er gerade in den Irrthum, den ich meine: er verwechselt Kausalität mit Finalität. Ich kann sehr wohl trachten, die Ursachen der geschichtlichen Thaten und Ereignisse zu erforschen; und die darauf verwandte Mühe wird in vielen Fällen ihren reichen Lohn finden. Aber ich bin dabei weit davon entfernt, „in das Weltall Vernunft bringen zu wollen." Um das Universum zu messen, dazu reichen die Fähigkeiten und der beschränkte Standpunkt des Menschen ein für allemal nicht aus: „Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge." (Goethe, Gespräche mit Eckermann.) Das hat Ratzel nie vergessen; und darum kann man von ihm so viel lernen. Er reißt nicht hin, aber er überzeugt; daher hat er direkt und indirekt wie kaum ein zweiter Hochschullehrer Deutschlands auf die Jüngeren gewirkt. Man prüfe nur das Verzeichniß von Schriften, die sich mit der Anthropogeographie und einzelnen ihrer Theile kritisch oder weiter bauend befassen, im Anhange seines Buches. Es ist eben so charakteristisch wie ehrenvoll für ihn, daß dieses Verzeichniß inzwischen schon unvollständig geworden ist: so enthalten die kürzlich erschienenen vorjährigen Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig eine umfangreiche Abhandlung zur geographischen Lage und eine andere zur Verkehrsgeographie und unter „Volksdichte" wäre vielleicht noch die freiburger Dissertation von C. Uhlig nachzutragen. Wie sehr Ratzels Ideen auch außerhalb der Fachwissenschaft bereits Wurzel geschlagen haben, Das beweist Ludwig Stein durch einen kürzlich publizirten Aufsatz: „Philosophie des Friedens". Darin finde ich Ausdrücke wie: Nationen mit exponirten Grenzen und ungünstiger geographischer Konstellation, wieder andere mit strategisch von der Natur bevor-

zugten Schanzen und Wällen; die Verschiedenheit von Klima, Bodenbeschaffenheit und somatischen Bedingungen und Dergleichen mehr. Und wenn der berner Professor die Lösung der Aufgabe, einen allgemeinen Werthungmaßstab ausfindig zu machen und dabei das „organische Wachsthum" der Nationen als besonders wichtigen Untersuchungsgegenstand heranzuziehen, von der politischen Geographie fordert, so rechnet er zu ihren Vertretern außer den Fachgelehrten auch die Diplomaten. Damit tritt er vollständig meinen Ausführungen in der „Zukunft" vom zwölften März 1898 bei, wo ich darauf hinwies, daß Niemand mehr Veranlassung habe, sich mit den Büchern des leipziger Geographen ernstlich zu beschäftigen als die Herren, die berufen sind, der auswärtigen Politik der Völker zu dienen und ihre freund- oder feindnachbarlichen Beziehungen zu einander zu überwachen. Freilich, ob wir in der Praxis schon so weit sind? Als unverbesserlicher Optimist hoffe ich, es doch noch zu erleben.

In der Sitzung der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig vom fünften Februar 1898 stellte Ratzel den Satz auf: „Der Ursprung eines Volkes kann immer nur geographisch vorgestellt werden." Das erscheint paradox, wird aber sofort annehmbar, wenn man sich klar macht, daß die Antwort auf die Frage nach dem Ursprung eines Volkes eine Thatsache der mechanischen Biogeographie in geographischem Gewand ist, weil sie in der Bestimmung dreier geographischen Räume gipfelt: eines Ursprungs- oder Ausgangsgebietes, eines Wander- oder Durchgangsgebietes und eines Wohn- oder Niederlassungsgebietes. Da die ganze Beziehung des Beweglichen zu seinem Boden Gegenstand der Geographie ist, so gehört — und Das ist eine neue Forderung — auch die Lehre von den Völkerbewegungen der Anthropogeographie an. Diese Bereicherung der Methode hat im zweiten Abschnitte der „Anthropogeographie" Platz gefunden; und da stoßen wir auf den erweiterten Satz: „Der Ursprung eines Volkes kann immer nur geographisch vorgestellt und auch nur geographisch erforscht werden." Gegen diese Erweiterung möchte ich aber insofern Einspruch erheben, als sie mindestens geeignet ist, ein Mißverständniß hervorzurufen. Sie läßt sich prima facie nicht anders verstehen, als daß überhaupt nur der Geograph berufen sei, in das Problem des Ursprungs der Völker einzubringen. Ich glaube jedoch nicht, daß Das wirklich gemeint war; denn daß zur Lösung jener Frage außer linguistischen und sozialen Merkmalen auch die historischen Ueberlieferungen herangezogen werden müssen, wenn man von dem unsicheren Boden der Hypothese auf einigermaßen festen Grund gelangen will, leuchtet ohne Weiteres ein. Mit geographischen Beobachtungen allein ist nicht viel zu erreichen. Daher lehnt Ratzel die Versuche, den Ursprung eines Volkes dort zu suchen, wo es heute am Weitesten verbreitet ist, oder dort, wo es heute am Dichtesten steht, als zu gewagt ab. Wollen wir zum Beispiel

den Gang der Besiedelung Nordamerikas ergründen, so wird es uns von vorn herein als großer Gewinn erscheinen, daß zuverlässige Geschichtschreiber darüber berichten. Der Geograph würde, sich selbst überlassen, schwerlich den wirklichen Hergang reproduziren können. Diese von der Geschichte ausgehende Belehrung erkennt auch Ratzel ausdrücklich an. Damit ist das allein richtige Verhältniß der beiden Disziplinen zu einander gewonnen: sie schließen einander nicht aus, sondern unterstützen sich gegenseitig. Vollen Erfolg verbürgt erst die Anwendung der geographischen Daten auf die historischen Zeugnisse.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist es bekannt, daß ich aus dem eben skizzirten Ideenkreis heraus an das Unternehmen einer „Weltgeschichte“ gegangen bin. Da dürfte es interessiren, zu hören, welche Forderungen Ratzel an eine wirkliche Universalhistorie stellt: „Die Weltgeschichte muß allumfassend sein.“ Die Geschichte dürfe nicht länger auf den Bezirk Europas und der Mittelmeerländer beschränkt bleiben. Nachdem Heinrich Barth gelehrt habe, daß auch die Völkerbewegungen Centralafrikas ihre Geschichte hatten, könne das Gesammtbild der Menschheitgeschichte nur durch Einbeziehung auch der Stoffe verwirklicht werden, die bis jetzt absichtlich vernachlässigt worden seien. Eine Geschichtphilosophie, die Das verneint, stellt somit einen zurückgebliebenen Zustand dar; oder, wie Ratzel herb, aber gerecht urtheilt: „Kant that die ersten Schritte auf einem Abwege, den Fichte, Schelling und Hegel bis zu einem geographisch absurden Punkte verfolgten“. Ich für mein Theil betrachte es als eine besondere Gunst des Schicksals, daß es mir vergönnt ist, Schulter an Schulter mit einem Manne wie Ratzel dafür zu kämpfen, daß der „bis zur Ungerechtigkeit gehenden Verblendung gegenüber der Natur der Dinge“ das längst verdiente Ende bereitet werde.

Leipzig. Dr. Hans F. Helmolt.



Ernst Haeckels Arbeitstätte.

„Ein Flußthal fast wie bei Florenz ... Jedes Thal ein kleines, hübsch beschränktes Ganze und wiederum das Ganze so frei und vielseitig wie ein freier und vielseitiger Mensch“ ... Das ist der Eindruck, den der Kirchenhistoriker Karl Hase von Jena empfing und so ist Jena vielen von Denen erschienen — fördersam und beruhigend zugleich —, die innerhalb dieser Bergumkränzung sich ihr Arbeitfeld bereitet haben. Lange Zeit bewahrte diese Stätte, erst seit wenig mehr als zwei Jahrzehnten mit dem

Schienennetz verbunden, ihre idyllische Besonderheit. Dann wurde das alte Kleid der Hochschule doch an allen Ecken zu knapp. Besonders die anspruchsvollen Naturwissenschaften, die sich seit etwa der Mitte des Jahrhunderts den Geisteswissenschaften gleichberechtigt an die Seite geschoben und ihre Ebenbürtigkeit durch verblüffende Siege erwiesen hatten, waren den alten Kliniken und Auditorien, Instituten und dem traditionellen Lehrapparat entwachsen. Man braucht kein Fachgelehrter zu sein, um herauszufühlen, daß der moderne Geist auch im Bereich der Hochschule aus Denkmethoden resultirt, die durch das Eindringen der aus den Naturwissenschaften entflossenen Anschauungen wenigstens einigen gemeinsamen Boden haben. Konnte Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ als eins der Ziele nationaler Erziehung den Satz aufstellen: „In der Regel galt bisher die Sinnenwelt für die rechte, eigentliche, wahre und wirklich bestehende Welt, sie war die erste, die dem Zögling der Erziehung vorgeführt wurde ... Die neue Erziehung kehrt diese Ordnung gerade um. Ihr ist nur die Welt, die durch das Denken erfaßt wird, die wahre, wirklich bestehende Welt“, — so geht die moderne Naturerkenntniß wieder von der wimmelnden Zahl der sinnenfälligen Einzelerscheinungen aus, um zu einem geschlossenen Weltbild zu gelangen. Als Darwin Ende der fünfziger Jahre sein Werk „On the origin of species by means of natural selection“ hinaussandte, wurden die neuen, weltumwälzenden Gedanken bald Gemeingut der gesammten Kulturwelt. Stellte sich doch auf einmal eine Möglichkeit dar, die gesammte Natur als ein geordnetes Ganzes zu begreifen und darzustellen, — eine Möglichkeit, die noch der greise Humboldt nur als „denkbar“ für die Zukunft hinzustellen, sich begnügen mußte. Wirklichkeit konnte sie erst werden, als die Zeit erfüllt war, d. h. als die technischen und physikalischen Hilfsmittel, eins nach dem anderen, gefunden und eine Wissenschaftsprache herausgebildet worden war, die sich den neuen Begriffen in einer bis dahin ungeahnten Formenfülle und elastischen Schmiegsamkeit zur Verfügung stellte. Gedanken und Formeln, wie die „natürliche Auslese“, „der Kampf um das Dasein“ und ähnliche, wurden volksthümlich und selbst auf ganz abliegende Lebensverhältnisse angewandt: so glücklich faßten sie ganze Gedankenreihen in sich zusammen.

Der sogenannte „Darwinismus“ bildet bekanntlich einen der wesentlichsten Ausgangspunkte von Haeckels Arbeitmethode und Forschungergebnissen. In einer der schönsten Vorstädte Jenas, mitten in Grün und Stille, liegt das stattliche Institut, in dem Ernst Haeckel das Centrum seines Lebens und seiner Thätigkeit gefunden hat, bewundert in den Resultaten seiner Einzelarbeiten wie im enthusiastischen Flug seiner kühnen Hypothesen. Vielfach sind zwar seine Folgerungen auch angegriffen worden, — von den Einen, weil die Kette der Beobachtungen bisher nicht lückenlos geschlossen ist und einzelne Zwischenglieder fehlen, von An=

deren, den Kronenwächtern und Tempelhütern der philosophischen Weltanschauungen, weil diese auf empirischem Wege gewonnene, materialistische Welt der Naturbetrachtung ihnen nach wie vor nur als sekundär an Bedeutung erscheint. Unter den Gleichstrebenden und bei der großen Gefolgschaft der Jünger, die in seinen Spuren wandeln, genießt Haeckel aber eine ganz einzig dastehende Bewunderung. Das verdankt er zum Theil auch seiner Persönlichkeit; und von dieser, der genialisch künstlerischen Seite seiner Natur, giebt das Institut ein treues Abbild. Gleich beim Eintritt in die Flurhalle fallen sechs Tafeln auf: sie tragen in Lapidarschrift die Namen Aristoteles, Linné, Lamarck, Cuvier, Johannes Müller und Darwin; es ist das Glaubensbekenntniß des genius loci. Darwins Haupt, mit dem Lorber gekrönt, findet man auch in der Bibliothek. Hier erwartet den Besucher aber eine Enttäuschung: Haeckels Marmorbüste vom Bildhauer Kopf in Rom. Der schmal und vornehm geformte, schöne Gelehrtenkopf ist es ja, aber zu kalt und konventionell, doch mehr nur die leere Form. Vom freudigen Leuchten der Augen, von der unverwelklich heitern Jugendlichkeit der Stirn, vom geistreichen Leben des Mundes kaum eine Spur; und doch sind Das prägnante Züge in Haeckels Erscheinung und daher schnell zu erfassen. Alle Wände des Treppenhauses sind mit Bildern nach Haeckels Aquarellen bedeckt, mit Tropenlandschaften, unheimlichen Riesenskeletten und dazwischen Exemplaren der geliebten Meeresfauna. Da sind in riesenhafter Vergrößerung die von ihm in reichster Fülle gesammelten Radiolarien, Rhizopoden oder Wurzelfüßer, Organismen mit niedrigsten Lebensfunktionen, die kalkige oder kieselhaltige Skelette von unglaublicher Mannichfaltigkeit und Feinheit ausscheiden. Diese Körperchen, die tausendfältige Zweiglein, Spörchen und Spitzchen in symmetrischer Anordnung zu den phantasievollsten sternartigen Gruppengebilden zusammenfügen, sind mikroskopisch kleine Wesen und bevölkern zu Myriaden die südlichen Meere. Ein münchener Kunstblatt glaubte kürzlich, eine Neubefruchtung aller ornamentalen Künste durch diese Radiolarienformen prophezeien zu dürfen. Ist doch der gesammte Ornamentenschatz der Welt einzig aus Naturbeobachtung hervorgewachsen. So wäre nichts näher liegend, als der durch die vervollkommneten Mikroskope neu erschlossenen Formenwelt auch neue Motive für die bildende Kunst abzugewinnen, zumal in einer Zeit, die auf allen Kunstgebieten Neubelebung und Stilerweiterung sucht. Das Institut selbst hat damit schon einen bescheidenen Anfang gemacht und seine Plafonds mit farbenprächtigen Sophonophoren, Staatsquallen (staatenbildenden Ansammlungen von Nesselthieren in symmetrischen Gruppen) geschmückt, selbstverständlich — wie es sich dort gehört — in puris naturalibus, ohne künstlerische Umstilisirung. Auditorien, Bibliothek und Arbeitsäle mit ihren Fluthen von Licht stehen natürlich auf der Höhe heutiger Bedürfnisse. Mit besonderer Spannung tritt man aber in das zoologische Museum: hier erwartet auch der

Laie, Etwas von den Wundern der Entwickelung der Arten aus gemeinsamen Ursprüngen kennen zu lernen. Da ist zunächst das Riesenmodell einer Gastrolalarve, jener Keimform, die, wenn auch vielfach modifizirt, in der Entwickelungsgeschichte aller Thiere, mit Ausnahme der niedrigsten Urthiere, anzutreffen ist. Da sind jene kleinen Uebergangsgeschöpfe, Schnabelthiere und deren Abart, die Ameisenigel, dunkelpelzige oder eigentlich mehr dunkelborstige Vierfüßler, die in den Uferlöchern australischer Gewässer leben, wallnußgroße schwärzliche Eier legen, diese Eier ausbrüten und die noch unvollkommen entwickelten Jungen im Beutel bei sich tragen und säugen. Da ist — vom Laienstandpunkt aus betrachtet, den die Einzelerscheinung um so stärker frappirt, als ihm das gesetzmäßige Gesammtgefüge fremd ist — eine andere Seltsamkeit: australische Lurchfische, sozusagen Fischamphibien, die, wenn der Fluß reichlich Wasser hat, durch Kiemen athmen und sich während der Dürre im seichten Schlamm ihrer Lungen bedienen. Wer dächte bei solchen offenbaren Uebergangsformen nicht an jene rudimentären Organe und Organüberbleibsel, die sich bei vielen Thieren und auch beim Menschen aus früheren Entwickelungphasen her erhalten haben und außer Gebrauch gerathen, verkümmert, aber nicht völlig verschwunden sind. Vielfach sind sie auch noch in einem frühen Stadium embryonaler Entwickelung vorhanden und verschwinden dann bei fortschreitender Ausbildung und können nicht mehr nachgewiesen werden. Das hauptsächlichste und gewichtigste Beweis- und Lehrmaterial für die entwickelungsgeschichtlichen Fundamentalsätze, deren einen — das biogenetische Grundgesetz — Haeckel in die allbekannte Formel gebracht hat: „Die Entwickelung des Individuums ist die abgekürzte Wiederholung seiner Stammesgeschichte", steckt aber in den Tausenden von mikroskopischen Präparaten. Diesen werthvollen Besitz des Institutes hat Haeckels Forscherlust auf seinen großen Reisen durch Indien, Algier, Portugal, Madeira, und wo immer er sich besondere Ausbeute versprach, auf eine stattliche Höhe gehoben. Auch wer schlechthin nur sein Auge ergötzen will, wird zwischen diesen Gassen von Glasschränken und Schreinen jeden Augenblick gebannt stehen bleiben. Die Füllhornform der Euplektella (Venus Blumenkorb) spottet der zartesten brüsseler Spitzen. Die weichen Byssusfäden eines Drüsensekretes der Pineamuscheln liegen als goldbraune Seide verwoben da. Eine Sammlung von Protozoen (Urthieren), bis zur Mitte des Jahrhunderts für Muscheln und Schneckengehäuse gehalten, als welche sie dem Unkundigen allerdings erscheinen konnten, gemahnt an vergilbte Elfenbeingebilde aus Kunstkammern. Eben so bedeutend soll die Bibliothek sein, die Haeckel fortwährend bereichert, besonders durch die Tausende von Dissertationen, Separatabdrucken, Festschriften und Monographien, die aus allen Ländern eingehen. Auch sonst fehlt es nicht an Zeichen der Verehrung; unabhängiger von der Rücksicht auf Geldmittel hat wohl selten ein deutscher Gelehrter dagestanden. Schenkungen und Vermächtnisse für die Zwecke der bio-

genetischen Forschung entstammen aus der Millionenerbschaft der Gräfin Bose; ein reicher Schweizer, Herr Paul von Ritter, hat ein beträchtliches Kapital und eine eigene Professur gestiftet, über deren Besetzung Haeckel selbständig verfügt. Daß dem edlen Geber mit der Würde des Ehrendoktors gedankt wurde, ist nur recht und billig: der Wege sind mancherlei, auf denen die Sterblichen zu den Göttern aufsteigen. Nicht ganz so verständlich ist der Standpunkt des Malers Gabriel Max, der in der Mehrzahl seiner Bilder einer schwärmenden, visionären Uebersinnlichkeit huldigt. In dem absonderlichen Gemälde, das er Haeckel zugeeignet hat — in Anordnung und wunderlicher Beseelung gemahnt es fatal an eine „Heilige Familie“ —, will er den Uebergang aus der Thierheit zum Menschenthum darstellen. Noch sehen wir die kurzbeinigen und hängebäuchigen Vierhänder in aller ihrer Leiblichkeit, aber in der sinnenden Schwermuth des „Adams der natürlichen Schöpfungsgeschichte“ und im Mutterschaftpathos des Weibchens sind Weltschmerz und andere moderne Unerfreulichkeiten einer beunruhigten und überfeinerten Psyche antizipirt. Die „vom Bau“ denken wohl nüchterner.

Ernst Haeckel wurde um die Mitte der dreißiger Jahre in Potsdam geboren und hat sich bei aller Kathederschulung ein gelegentliches Restchen vom heimischen Dialekt, sozusagen das Arom nur eines Dialektes, bewahrt. Und auch noch einige andere Elemente besonderer heimischer Art. Wenn man ihn als Redner beobachtet, muß man unwillkürlich des theuren Fontane gedenken, der alles Märkische so famos nachempfinden und ausbeuten konnte. Die vielgeübte Akademikerkunst, durch klugen Aufbau und diplomatisch langsame Entwickelung rednerischer Perioden die Seelen jugendlicher Hörer in beliebigem Tempo auf irgend einen Höhepunkt zu führen, strebt Haeckel daher wohl kaum jemals an. Er spricht immer zur Sache, besonders vor Laien, er plaudert — wenn der Ausdruck erlaubt ist — zur Sache. Er ist trotz seinen Jahren rasch und schlank geblieben und die hochliegende Stimme klingt merkwürdig jung. Durch freundliches Lächeln und vieles heitere Lachen haben sich bei ihm die sympathischen, feinen Fältchen an den äußeren Augenwinkeln gebildet, die nur sehr sanguinischen und phantasievollen Menschen von der Zeit mit ihrem, meist so schonunglosen Griffel ins Antlitz gezeichnet werden.

So, als das Bild Eines, der guten, glücklichen Wind in den Segeln seines Schiffes hat, wird die Erinnerung an Ernst Haeckel in den Annalen der Universität Jena fortbestehen.

Jena. Else Franken.



Die Aussperrung in Dänemark.

Die kürzlich beendete große Aussperrung in Dänemark hat über drei Monate gedauert und ungefähr 30000 Arbeiter (sämmtliche Baugewerbe, Schmiede und Maschinenarbeiter) betroffen: eine für die Größe des Landes ungeheure Zahl.

Kein Wunder, daß diese Bewegung überall Aufmerksamkeit erregt hat. Es war kein gewöhnlicher Lohnkampf, es war vielmehr ein Vorpostengefecht, in dem die internationale Sozialdemokratie auf dänischem Boden einen wichtigen Punkt der allgemeinen volkswirthschaftlichen Ordnung, das Recht des Arbeitgebers, selbst in seinem Betrieb die Arbeit zu leiten und zu vertheilen, zu bestreiten versuchte.

Bis 1857 waren die Gewerbetreibenden korporativ organisirt, d. h. in Zünften mit einer rechtlichen Gliederung in Meister, Gesellen und Lehrlinge. Die Meister waren die Vollgenossen, die Gesellen und die Lehrlinge Schutzgenossen der Zunft. Zwar hatten die Gesellen auch ihre spezielle Organisation, diese bestand aber nur als eine Ergänzung der Zunft und beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Unterstützungwesen. Das Ganze bildete eine berufsmäßige Zwangsorganisation unter obrigkeitlicher Regelung nach den gewöhnlichen Maximen der merkantilistischen Gewerbepolitik. Unter den damaligen, kleingewerblichen Verhältnissen waren die Gewerbetreibenden mit dieser Ordnung zufrieden: die Meister waren zu Rücksichtnahme verpflichtet, beide Parteien empfanden die gegenseitige Solidarität und die Gesellen waren durch die ihnen aufgedrungene Selbsthilfe gegen Noth als Folge unverschuldeter Arbeitlosigkeit geschützt.

Eine Generation doktrinärer Liberalen zerstörte rücksichtlos diese Organisation durch das Gewerbegesetz von 1857. Die alten Verbindungeu wurden aufgelöst, neue, zeitgemäße Gesellenkorporationen zur Wahrung der besonderen Berufsinteressen der Arbeiter wurden aber nicht geschaffen. Und vorläufig standen also die Arbeiter den Arbeitgebern ziemlich schutzlos gegenüber.

Gleichzeitig begann die soziale Entwickelung, die den Kleinbetrieb durch den Großbetrieb verdrängte und die von der Massenproduktion bedingte moderne gewerbliche Arbeitstheilung schuf.

Unter solchen Verhältnissen hatte die sozialdemokratische Agitation, die sich in Dänemark nach dem deutsch-französischen Krieg und nach der Zeit der pariser Commune seit 1871 ausbreitete, von vorn herein gewonnenes Spiel. Die ersten Ausstände wurden organisirt; die durch den Aufschwung der Industrie ermöglichten Lohnverbesserungen wurden als die Ergebnisse der Arbeit der Sozialdemokratie hingestellt und die Arbeiter organisirten sich unter der rothen Fahne in eigentlichen Interessentenverbänden, die aus Arbeitern des selben Gewerbes bestehen, um durch Fürsorge für ihre Mitglieder bei eintretender Arbeitlosigkeit, einerlei, ob sie aus Mangel an Nachfrage oder aus Arbeiteinstellung hervorgegangen wäre, die gemeinsamen Interessen zu vertheidigen.

Hier liegt immer noch die Wurzel des Uebels: es ist die Sozialdemokratie, die die von den staaterhaltenden Parteien vernachlässigte Aufgabe der Organisation der Arbeiter mit Erfolg gelöst hat. Den dänischen Industriearbeitern gilt dadurch der Sozialismus als identisch mit Arbeiterschutz, Hebung der Klassenlage der Arbeiter und Antheil der Arbeiter an den Segnungen der Civilisation.

Gestützt auf die so gewonnene Autorität, suchten die politischen Führer

der Arbeiter mehr und mehr die Arbeitgeber bei Seite zu schieben; und zwar auch in allen rein gewerblichen Fragen. „Die Arbeitgeber sind ein überflüssiges Zwischenglied zwischen Produzenten und Käufern, gesellschaftliche Parasiten." Diese revolutionäre Ansicht von der Parasitenrolle der Unternehmer im Haushalt des ganzen Volkes ist der Kernpunkt der heutigen sozialen Kämpfe. Daß der Unternehmer, weil er auf seine Rechnung und Gefahr technisch und wirthschaftlich bestimmt, was und wie viel alljährlich zur Deckung des Gesammtbedarfes produzirt werden soll, weil er die Verantwortung für jeden begangenen Fehler selbst und allein trägt, deshalb auch das Recht der Betriebsleitung unbeschränkt für sich in Anspruch nehmen muß, ist aber das soziale Grundgesetz, das den organisirten Arbeitgebern als die Schanze erscheinen mußte, die sie nimmermehr in Feindeshand fallen lassen durften. Und als die dänischen Arbeiter dieses Grundgesetz praktisch angriffen, thaten sie einen Schritt weiter als je ihre Kameraden im Auslande; deshalb hat der geführte Kampf auch eine internationale Bedeutung.

Im Jahre 1878 wurde formell die Leitung der Gewerkvereine von derjenigen der politischen sozialdemokratischen Partei geschieden; materiell war aber diese Trennung bedeutunglos. Gleichzeitig wurden die Zerwürfnisse zwischen der konservativen Rechten und den Liberalen mit großer Geschicklichkeit von den Sozialisten ausgebeutet und dank der Kurzsichtigkeit der Linken eroberten sie die Hauptstadt und auch alle anderen größeren Städte. Im Jahre 1898 fühlte man sich, nachdem eine alle lokalen Vereine umfassende Verbandsorganisation unter dem in Kopenhagen seßhaften Gewerkvereinsrath gebildet worden war, bereits stark genug, um die Identität der dänischen Sozialdemokratie und der Gewerkvereine offen zu proklamiren. Und in der Maifestnummer des sozialistischen Hauptorganes von 1899 findet man eine Karte von Dänemark; sie war mit rothen Punkten wie übersät und in der beigefügten Erklärung hieß es: „Jeder rothe Punkt ist der Sitz eines Vereines; man wird im Ganzen 952 finden. Von diesen 952 Vereinen, die zu unserer Partei gehören, haben 239 politischen und 713 gewerblichen Charakter. Die Farbe ist überall die selbe; denn in Dänemark existirt keine Arbeiterorganisation, die nicht rein sozialistisch wäre."

Das sind Fortschritte, die das Selbstgefühl der Arbeiter mächtig steigern mußten; und die Folgen davon gaben sich in einer Reihe von Ausständen kund. Durch unaufhörliche Reibungen gerieth die Stabilität des Erwerbslebens ins Schwanken, Ausstände wurden aus den winzigsten Anlässen beschlossen und arteten zu einer wahren Manie aus; und immer deutlicher trat in diesen Kämpfen das Bestreben der Gewerkvereine hervor, nicht nur ökonomische Vortheile zu erringen, sondern, die gewerbliche Autorität der Arbeitgeber systematisch zu erschüttern und den Schwerpunkt der Betriebsleitung von den privatwirthschaftlichen Unternehmern in die Gewerkvereine zu verlegen. Endlich sahen die Arbeitgeber die Nothwendigkeit ein, gleichfalls Organisationen zu bilden, um ein Gegengewicht zu schaffen. Im Jahre 1896 schlossen sich die kopenhagener Baugewerbeunternehmer zu einem Verein zusammen, im Jahre 1898 wurde er auf die Unternehmer der Provinzstädte ausgedehnt und den Schlußstein setzte im Frühling 1899 die Bildung des sogenannten Arbeitgebervereines, der alle Gewerbe von einiger Bedeutung umfaßt.

Jetzt standen also zwei große Hauptorganisationen — die der Arbeiter und die der Arbeitgeber — einander gegenüber.

Im Monat April 1899 brach im Tischlergewerbe ein Konflikt aus, der diesen Organisationen zur Behandlung und Entscheidung überwiesen wurde. Durch Nachgiebigkeit der Arbeitgeber gelang aber eine Verständigung und der betreffende Vertrag wurde am fünfzehnten April von den Vertretern beider Hauptorganisationen unterzeichnet; vorbehalten war — wie üblich — die nachträgliche Ratifikation durch die lokalen Vereine auf beiden Seiten. Für die Arbeitgeber war dieser Vorbehalt eine bloße Formalität, aber für die Arbeiter lag die Sache anders. Die Centralleitung besaß weder die Macht noch genügende Autorität, um der von den Hauptorganisationen getroffenen Uebereinkunft Anerkennung zu verschaffen. Wie der Zauberlehrling Goethes vermochte sie nicht mehr die Kräfte zu bannen, die sie selbst herbeigerufen hatte.

Darauf erließen die Arbeitgeber ein Manifest, das in acht Paragraphen ihre Forderungen zusammenfaßte. Sie verlangten prinzipiell, die Hauptorganisationen beider Parteien sollten die Durchführung und gewissenhafte Befolgung aller getroffenen Uebereinkünfte garantiren. Ferner: die Centralleitung der Arbeiter solle das Recht der Meister, die Arbeit nach Gutdünken zu vertheilen und zu leiten, anerkennen. Die Veröffentlichung der in diesen Paragraphen formulirten Forderungen mußte natürlich ein gewisses Erstaunen erregen. Waren Das denn nicht Selbstverständlichkeiten? Mußte darum erst gekämpft werden?

Die Forderungen der Arbeitgeber wurden von der Führerschaft der Arbeiter aber rundweg als „unannehmbar" bezeichnet und Verhandlungen darüber schroff abgelehnt. So kam es zu der Aussperrung, als der ultima ratio der Arbeitgeber, die am vierundzwanzigsten Mai erklärt wurde. Der Versuch, durch ein freiwilliges Einigungamt den Streit zu schlichten, mißlang. Die Arbeit wurde auf allen Bauplätzen, in allen Werkstätten sistirt, — und die Aushungerung begann. Die Arbeiter vertrauten auf die für künftige Ausstände aufgespeicherten Mittel in den Kassen der Gewerkvereine und auf die Hilfeleistung der ausländischen Genossen. Die von der deutschen und schwedischen Sozialdemokratie gesammelten Beiträge waren aber im Verhältniß zu den kolossalen wöchentlichen Ausgaben lächerlich gering; und die englischen Arbeiter, auf die man die größten Hoffnungen gesetzt hatte, versagten ganz. Die Arbeitgeber dagegen verfügten von Anfang an über weit bedeutendere Mittel, standen solidarisch zusammen und hatten, wie immer in solchen Lagen, den Vortheil, keine baren Unterstützungen aufbringen zu müssen. Nach Ablauf von elf Wochen sahen die Arbeiterführer bereits ein, daß sie nachgeben müßten. Die von den Arbeitgebern aufgestellten Forderungen wurden zur Basis eines Uebereinkommens gemacht und es konnte scheinen, als ob der Konflikt zu Ende sei. Aber noch einmal wurden die sozialdemokratischen Führer von den erbitterten Massen, die mit Siegeshoffnungen gegängelt worden waren, desavouirt.

Der Vertrag wurde zerrissen; und die Arbeitgeber antworteten darauf mit einer Ausdehnung des lock out auf das Schneidergewerbe und einige andere kleine Berufe, im Ganzen auf 10 bis 15000 Arbeiter mehr. Da endlich war die Grenze der ökonomischen Widerstandsfähigkeit der Arbeiter erreicht. Am ersten September einigten sich die Vertreter beider Hauptorganisationen und am fünften September wurde ein Friede endgiltig abgeschlossen, durch den die von den Arbeitgebern aufgestellten Forderungen im Großen und Ganzen

bewilligt wurden. Gleichzeitig wurde Ludwig Bramsen, der das schon erwähnte Einigungamt geschaffen hatte und früher als Abgeordneter erfolgreich für die Unfallversicherung für die gewerblichen Arbeiter thätig gewesen war, zum Minister des Innern ernannt. Diese Ernennung verheißt eine neue Aera der Sozialpolitik und läßt hoffen, daß ähnliche Katastrophen in Zukunft nicht wiederkehren werden. Schon in der nächsten Zeit soll eine Gesetzesvorlage die Errichtung eines ständigen Schiedsgerichtes anbahnen.

Der Versuch der Arbeiter, durch die Gewerkschaften eine sozialistische Ordnung der Betriebsleitung vorzubereiten, ist also mißlungen. Die Arbeiter haben die Macht der neugeschaffenen Organisation der Arbeitgeber in einer für sie sehr empfindlichen Weise erfahren. Wenn sie aber aus dem langen, furchtbaren Kampf jetzt die Lehre ziehen, daß im Rahmen der herrschenden sozialen Ordnung die Arbeiter nicht Alleinherrscher sein können, sondern daß die Verbesserung ihrer ökonomischen Verhältnisse von Kompromissen mit den Unternehmern abhängt, so werden die Opfer von beiden Seiten nicht vergeblich gebracht worden sein.

Kopenhagen.

Julius Schovelin,
Sekretär der Handelskammer.



Sündiges Glück.

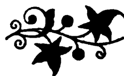
Erdrückende Mittagsschwüle liegt
Heißbrütend auf dem Feld
Und an einander eng geschmiegt,
Vergessen wir die Welt.

Zum ersten Mal sind wir allein,
Kein Störer uns belauscht,
Nur in den Aehren, düfteschwer,
Schläfrig der Mittag rauscht.

Was jagt das Blut so stürmisch heiß,
Was pocht das Herz so sehr?
Die Sünde ziehet ihren Kreis
Eng, enger um uns her.

Noch einen Blick so innig warm,
Noch einen Druck der Hand — — —
Und jauchzend geb' in Deinem Arm
Ich auf den Widerstand.

G. Bogenhardt.



Der Dämon.

Publikum und Staatsanwalt erinnern sich jetzt verspätet daran, daß der verhaftete berliner „Bankier“ Max Arendt schon von Hermann Friedmann, dem weiland Direktor der Rheinisch-Westfälischen Bank und jetzigen Insassen eines schlesischen Zuchthauses, als sein böser Dämon bezeichnet worden war. Arendt war Belastungzeuge in dem friedmannschen Betrugsprozeß, richtiger wäre er vielleicht der Angeklagte gewesen. Die tappende Unsicherheit, die unsere Strafgerichte im Fall Friedmann, in den Fällen Polke und Loewy und beinahe immer bewiesen haben, wenn sie in die Irrgärten des Bank- und Börsenwesens einzudringen versuchten, wird auch im Fall Arendt von Neuem bestätigt werden. Staatsanwalt und Richter sind eben von paradiesischer Unkenntniß der Geschäftspraktiken, der Vertheidiger versteht ein Wenig davon und der Angeklagte am Meisten; die Zeugen sind theils Fachleute, die nicht gern Alles sagen, theils outsider, die um so mehr schwatzen, je weniger sie von den Dingen wissen. Reicht also schließlich der Arm der Gerechtigkeit nicht sehr weit, so ist er freilich doch lang genug, um einen Schächer zu greifen, auf den alles Volk mit dem Finger zeigt, und ihn auf das Armensünderbänkchen zu zerren. Daß Max Arendt diesem Schicksal endlich verfiel, ist weniger bemerkenswerth, als daß er einen gewissen Machtfaktor im Mittelpunkt der treibenden Börsenkräfte bedeutete. Wie Hermann Friedmann, der mehr als einmal der Sankt Georg der berliner Börse in Baisse-Nöthen war, griff Arendt wiederholt mit kräftigen Ankäufen ein, wenn die Tendenz zu verflauen drohte. Jedermann wußte, wie er zu operiren pflegte, und kannte so ziemlich die Kukukseier, die er der Börse ins Nest legte. Von je her wirkten günstige Nachrichten aus den rheinisch-westfälischen Montanbezirken elektrisirend auf den gesammten deutschen Börsenverkehr in Industriepapieren; und mit diesen Velleitäten der Spekulation rechnete Arendt. Natürlich wußte im Grunde Jeder ganz gut, wie wenig seine Ausstreuungen werth waren, aber Das verschlug nichts. Hatte er Recht, nun, so konnte man aus der Voraussicht der Dinge sicherlich auch einigen Nutzen ziehen, und hatte er nicht Recht, so ... Ja, daß er nicht Recht hatte, glaubte eben Niemand, dem seine Tartarennachrichten nützlich waren. Selbst die großen und vornehmen Banken sind an der Möglichkeit derartiger Existenzen nicht ohne Mitschuld. Hätten sie Das nicht auch sonst hundertmal bewiesen, so würde es allein schon daraus hervorgehen, daß ein vollständig fletrirter Mann wie Hugo Loewy wieder im Stande war, Engagements bei ihnen unterzubringen und diese Geschäftsbeziehungen zu einem beträchtlichen Umfang auszudehnen. Natürlich hielten sich die Pharisäer bei Alledem äußerlich von seiner Person fern; trägt er doch ein Brandmal an der Stirn und darf die heiligen Hallen des Börsentempels nicht durch seine Gegenwart entweihen. Dafür kennt aber jeder reguläre Börsenbesucher die Vordermänner eines Loewy und ähnlicher charmanter Herren und darum übten die selben Banken jüngst auch die Ehrenpflicht, als umfangreiche Exekutionen stattfanden, die sich — im Grunde genommen — gegen solche Klienten richteten,

die Stücke aufzunehmen und dadurch einer förmlichen Verwüstung der berliner Börse, wie sie lange nicht gedroht hatte, vorzubeugen. Aber trotzdem die Gefährlichkeit dieses Spiels wieder einmal greifbar vor allen Augen stand, wird es sich bei der nächsten Gelegenheit wiederholen nnd nicht einmal die Acteure werden wechseln. Freilich, das große Publikum draußen, das sich einem Pseudovertrauensmann, wie Hugo Loewy, mit solchen Summen in die Hände giebt, daß er an einem Tage für 150000 Dollars Kanada-Aktien kaufen oder eine Baisse in Türken inszeniren kann, obgleich sich diese Werthe beständig bessern, dieses Publikum weiß ja gar nicht, was ihr „Bankier“ eigentlich treibt, und läßt sich durch die dreiste Reklame eines Revolverblättchens ködern. „Dummheit ist eine Gottesgabe; die soll man lieb haben“, sagt ein süddeutsches geflügeltes Wort. So war Arendt in die Unerfahrenheit eines Cirkusdirektors verliebt, der mit seinem großen Vermögen nichts anzufangen wußte. Ach, das reiche väterliche Erbtheil ist unter den Händen des börsengewandten Berathers zerronnen, wie Schnee in der Sonne, — und heute kann der arm gewordene Renz als Schulreiter nach England gehen.

Es war ein fruchtbarer Kopf, der zuerst auf den Einfall kam, daß wenn Einer am Geldbeutel oder an Ehre und Gewissen bankerott geworden ist, vielleicht ein Anderer da ist, ein Verführer, auf den sich aller Haß ablenken ließe. Dieser Dämon wird aber nur in Aktion gesetzt, wenn eine Schlechtigkeit mißlungen ist; man hört nie Etwas von ihm, wenn das unrechte Werk gedeiht. Dank der Rechtsprechung des Reichsgerichtes ist der schwachen Kreatur aber auch noch eine andere Waffe gegeben, eine Waffe, die „Im Namen des Königs“ sogar den bösen Verführerdämon in die Flucht schlägt: die Erhebung des Differenzeinwandes, die immer mehr in die Mode zu kommen scheint. Der Laie könnte glauben, es gäbe eigentlich eine ganz einfache Frage, die der Richter in solchen Prozessen dem Beklagten stellen sollte: „Hätten Sie, wenn Sie, anstatt zu verlieren, bei dem Geschäft gewonnen hätten, die Annahme der Ihnen angebotenen Differenzsumme zurückgewiesen?“ Aber auf solche unzünftigen Methoden läßt sich die Justiz nicht ein. Bisher hat nur ein hanseatischer Ehrengerichtshof den Muth gehabt, der Moral des Gesetzes und der Reichsgerichtsjudikatur die kaufmännische Moral mit den Worten gegenüberzustellen: „Was vom Gesetz erlaubt ist, braucht darum doch nicht in Einklang mit den von Moral und Ehre zu stellenden Ansprüchen zu stehen“; und die hamburger Kaufleute boykottirten folgerichtig den Mann, der Treu und Glauben verletzt hatte, obgleich das ordentliche Gericht seine Handlungweise für gesetzlich erklärt hatte. So kann der gesunde kaufmännische Geist, wie er zumal in den deutschen Seestädten herrscht, den morschen Ehrbegriff der Börsenspekulanten doch noch überwinden.

Wenn der Gewinn lockt, pflegen alle guten Vorsätze vergessen zu werden. Die Aktien der Großen Berliner Straßenbahn werden von Leuten gedrückt, die um des Bezugsrechtes auf die jungen Aktien willen möglichst große Posten zu dem verbilligten Preise an sich zu ziehen suchen. Die Verwaltung der Gesellschaft wehrt sich gegen den Kurssturz. Aber, indem sie beschönigend verkündet, die aus der Einführung des elektrischen Betriebes resultirenden Gewinne könnten aus verschiedenen technischen Gründen erst später voll hervortreten, nährt sie das Mißtrauen und trägt selbst zur Abschwächung der früher so festen Haltung ihrer

Aktien bei. Die Bedeutung von Straßenbahnaktien ist für die Börse allmählich beinahe über die Bedeutung der Eisenbahnen hinausgewachsen. Ueberall in Deutschland ist der allgemeine Verkehrsaufschwung diesen Anlagen ganz besonders zu Statten gekommen. Das Publikum scheint aber dafür ziemlich blind zu sein; auch wendet es seine Theilnahme heute noch lieber ausländischen als inländischen Eisenbahnen zu, obgleich deren Verhältnisse im Allgemeinen nicht annähernd so solide wie die der deutschen Unternehmen sind. Man hat an fremden Papieren schon mehr verloren als an inländischen: also — Das ist die Logik der Börse — muß an den fremden Papieren doch auch mehr gewonnen werden können! Daß die Betriebsausweise günstiger ausfallen, ist kein untrügliches Zeichen dafür, daß auch die Erträgnisse steigen. Ein kürzlich erschienenes Résumé über die Verhältnisse der preußischen Staatseisenbahnverwaltung betont nachdrücklich, wie viel vom Mehrverdienst durch die Baukosten füe Erweiterung und Verbesserung der Anlagen verschlungen wird, und daß eine Entlastung des Schienenweges unumgänglich werde. Wer heute Betriebsveränderungen vorzunehmen hat, sollte möglichst eilen, denn Material und Arbeitkräfte werden von Woche zu Woche knapper. Daher scheint es fast wie eine Verblendung durch den Dämon Gewinnsucht, daß sich die Hamburg-Amerika-Linie entschloß, einen eben für ihre Rechnumg in England erbauten Dampfer, allerdings mit einem Profit von einer Million Mark, von der Werft aus zu verkaufen, und daß sie noch weitere große Schiffe zu veräußern geneigt sein soll. Die Materialpreise sind geradezu ungeheuerlich gestiegen; und außerdem giebt es heute überhaupt nur wenige Werften, die einigermaßen eingeschränkte Lieferungfristen innezuhalten in der Lage wären. Die Rhedereien fassen zu Ostasien größeres Vertrauen und man hat eine neue, regelmäßige Hamburg-Tsintau-Dampferlinie gegründet. Woher aber die Schiffe nehmen? Die Verwaltungen wissen freilich, womit sie sich ihre Aktionäre am Besten warm halten, und „eine Million Gewinn" ist doch gewaltig rattenfängermäßig! Erst der Jahresbericht der Laurahütte hat ausgewiesen, daß der Durchschnittspreis der Tonne Walzeisen sich jetzt auf 21.80 Mark höher als im Vorjahr stellt und daß die Konstruktionindustrie den Löwenantheil an der Preissteigerung davonträgt. Obgleich aber die Laurahütte wohl mit Recht als das rührigste und aussichtreichste deutsche Montanunternehmen gilt, ergiebt die scheinbar glänzende Dividende von fünfzehn Prozent bei dem Kursstand von zweihundertundsechzig doch nur eine in Ansehung der sonstigen Umstände fast niedrig zu nennende Verzinsung von fünfdreiviertel Prozent. So einfach diese Berechnung ist, von so Wenigen wird sie angestellt. Man läßt sich in seinem Siegestaumel nicht gern stören und tönt doch einmal eine starke Dissonanz hinein, wie sie der newyorker Börsenbericht vergangener Woche brachte: „Die Fonds erlitten einen heftigen Kurssturz. Ueberall herrschte große Aufregung, da die Spekulanten den Kopf verloren hatten. Die größten Verluste erlitten Industrieaktien. Ihnen zunächst kamen Eisenbahnpapiere, in denen Angebote von tausend Stück und von noch höreren Posten die Regel bildeten", so bluten allerdings auch in Berlin manche Wunden; verliert Einer aber dabei Hals und Haut, so ist es nachher zu spät, dem bösen Dämon zu fluchen, der ihn ins Verderben getrieben hat.

Lynkeus.



Notizbuch.

In Oesterreich hat wieder einmal ein Ministerium abgewirthschaftet, in Serbien wird munter fortgemordet, in Preußen nicht minder munter fortboykottirt und an allen Börsen harren, in Angst oder in Hoffnung, die Spekulanten, ob England sich friedlich mit Transvaal einigen oder, wenn es in Südafrika erst die nöthige Truppenzahl zusammengezogen hat, den Burenstaat überrumpeln wird. Aber die Randspekulanten machen seit einiger Zeit bekanntlich auch in Humanität; und da sie in den Stunden, die sich zwischen der Börsenzeit und dem Besuch des Empire, der Roulotte, des Ronachersaales oder des Wintergartens dehnen, für Wahrheit und Gerechtigkeit zu erglühen gewöhnt worden sind, so muß ihre Presse auch für diesen Theil der Tagesunterhaltung Sorge tragen. Deshalb wird ihnen noch beinahe täglich Etwas von dem Schicksal, dem Familienleben oder der Verdauung des früheren französischen Hauptmannes Alfred Dreyfus erzählt und bei dieser Gelegenheit die tröstliche Kunde gebracht, daß die Wahrheit „unterwegs“ ist. Hier ist über die Affaire und den daran geknüpften lärmenden Schwindel alles einstweilen Nöthige gesagt worden und es scheint, daß die kühlere Auffassung, die dabei zum Ausdruck kam, dem Standpunkt nüchterner Beobachter entsprochen hat. Um den Lug und Trug, der bei diesem Anlaß mehr fühlbar als sichtbar wurde, bis in die winzigsten Details aufzudecken, müßte man ein dickes Buch schreiben. Zu erwägen bliebe hier höchstens noch, ob das französische Kriegsgericht objektiv berechtigt war, die Vernehmung des früheren deutschen Militärbevollmächtigten bei der pariser Botschaft, des Obersten von Schwartzkoppen, abzulehnen. Nur auf das Zeugniß dieses Herrn konnte es ankommen. Sein italienischer Kollege, Signor Panizzardi, hat einem russischen Interviewer ausführlich erzählt, seine ganze Kenntniß der Affaire und ihrer Hintergründe stamme von Schwartzkoppen. Der selben Quelle entsprang natürlich auch die Wissenschaft des Fürsten Münster, dem wieder die Aufgabe zufiel, das Auswärtige Amt und den Kaiser zu informiren. Nun ist Herr von Schwartzkoppen ja sicher ein Gentleman, dessen Wort vollen Glauben verdient. Ob man aber einem Volk zumuthen darf, die Antwort auf die Frage nach der Schuld oder Unschuld eines des Landesverrathes bezichtigten Offiziers von dem Zeugniß des Vertreters der fremden Macht abhängen zu lassen, die von dem vollendeten Verrath den größten Vortheil gehabt hätte: darüber werden die Ansichten wohl recht verschieden sein. In Spionageangelegenheiten geht es nie und nirgends reinlich zu. Die Offiziere, die sich, im Interesse ihres Vaterlandes, dazu bequemen, Spione zu dingen und die Geheimnisse des Generalstabes aufzukaufen, müssen bereit sein, es mit der Wahrhaftigkeit im Dienst nicht allzu genau zu nehmen. Sie werden in dem Lande, wo sie akkreditirt sind, leidenschaftlich gehaßt und — wie das fein ersonnene Schallröhrensystem des Herrn Picquart wieder einmal bewiesen hat — mit allen Künsten schlauer Vigilanten umlauert. Sie müssen mit Leuten, deren Schreibtisch sie vor zwei Stunden plündern ließen, artige Worte wechseln und verbindlich lächeln, wenn ein General, der ihnen gestern eine Falle stellte, sie im Ballsaal anspricht. So bildet sich eine besondere Berufsmoral, in deren Katechismus der erste Satz lautet: Du darfst nie, unter gar keinen Umständen, einen Spion, der Dir gedient hat, preisgeben, sondern mußt stets mit der größten Entschiedenheit leugnen, je mit ihm zu thun gehabt zu haben. Das weiß jede Regirung und jede Militärverwaltung. Deshalb ist noch nie Jemand auf den Einfall gekommen, den

Anstifter zum präsumirten Landesverrath als Zeugen vorzuschlagen; und deshalb hatte Maurice Barrès Recht, als er schrieb: „Wenn man bereit wäre, Spione preiszugeben, würde man bald keine mehr finden.“ Wer die geistige Disposition des französischen Volkes auch nur ein Bischen kennt, Der konnte nicht im Zweifel darüber sein, daß der offiziell und privatim in Deutschland für Dreyfus aufgewandte Eifer — vom ersten Besuch des Botschafters beim Präsidenten der Republik bis zu der am letzten Verhandlungtage im Reichsanzeiger veröffentlichten Erklärung — dem Beschuldigten nur schädlich werden konnte. . . . Uebrigens ist, dem Himmel und Herrn Loubet sei Dank, die Sache ja nun zu Ende und der General Galliffet konnte in seinem Armeebefehl erleichtert aufstöhnen: L'incident est clos! Dreyfus hat die Revision gegen das in Rennes gefällte Urtheil zurückgezogen, hat es damit anerkannt und ist auf dieser Basis vom Präsidenten der Republik begnadigt worden. Der Kriegsminister des Kabinets Waldeck-Rousseau aber hat offiziell erklärt, er beuge sich mit dem gesammten Heer, in Ehrfurcht und ohne den geringsten Widerspruch vor dem Urtheil des Kriegsgerichtes, das Dreyfus des Landesverrathes schuldig erkannte. Das ist ein seltsamer Abschluß für eine Tragoedie, deren Held stets versicherte, er kämpfe nur für seine Ehre, und der statt des Rechtes nun die Gnade und statt der Wiederherstellung seiner Ehre die Erlösung aus der Gefangenschaft erstrebt und angenommen hat. Doch dem morschen, gehetzten Manne ist es nicht zu verübeln, daß er müde geworden ist und zu neuem Hader weniger Lust spürt als Zola, der in einer zwischen Rührsäligkeit und beängstigendem Größenwahn einhertaumelnden Encyklika seiner doch ein Bischen verblüfften Gemeinde verkündet, er werde, „weiter kämpfen“; kein Wunder, da dieser „Kampf“ ihn bisher nur eine Reise nach England gekostet, ihm aber einen Riesenhaufen holzpapiernen Ruhmes eingetragen hat. Es ist jammervoll, zu sehen, wie dieser große Dichter mehr und mehr den Sinn für die wirklichen Größenverhältnisse verliert und in die Lächerlichkeit einer angemaßten Weltheilandsrolle hinabsinkt. Unter den um die Affaire Leidtragenden steht die französische Literatur überhaupt vornan. Die feinsten Stilisten Lemaître, Brunetière, Barrès, haben sich im Lauf dieser eklen Kämpfe verroht, Anatole France, der ein moraliste im Stil des achtzehnten Jahrhunderts war, ist zum unausstehlichen Moraltrompeter geworden und der früher so behende und angenehm skeptische Journalist Cornély wird den Figaro nächstens ungenießbar machen. Wenn man bedenkt, daß der ganze Aufwand schmählich verthan, daß mit all dem Lärm nichts erreicht worden ist, keine Aufhellung des zwischen einer festen Heeresorganisation und einem demokratisch erzogenen Volk noch möglichen Verhältnisses, nicht einmal eine Reform der Kriegsgerichte, deren Wirken schon Bonaparte auf die Kriegszeiten beschränkt wissen wollte, — dann kann man melancholisch werden. Immerhin: Herr Alfred Dreyfus ist frei und die humanen Jobber werden sich bald ohne Nachrichten über sein Befinden durchs wilde Leben quälen müssen. Er ist in den Süden gereist, hat sich, als sei von ihm noch nicht gesprochen worden, unmittelbar nach seiner Freilassung einem Interviewer zu ausführlichster Berichterstattung ausgeliefert und, wie vorher schon öfters, gesagt, er sei unschuldig, kämpfe nur für seine Kinder, leide seit fünf Jahren u. s. w. Der Interviewer hat uns bei dieser Gelegenheit mitgetheilt, Dreyfus öffne die Hände bei lebhaftem Sprechen ganz und halte die ausgestreckten Finger von einander entfernt, „wie es alle ehrlichen und aufrichtigen Menschen thun.“ Diese — im Figaro vom zweiundzwanzigsten September 1899 ver-

breitete — Weisheit steht auf der Höhe der bis jetzt in den Berichten über die Affaire offenbarten Psychologie. Ob deutsche Zeitungen sich noch ferner an der Apotheose eines Deutschenhassers betheiligen werden, dessen Geschick ihnen nun nicht einmal mehr den Vorwand menschlichen Mitleidens bietet: Das wollen wir in Geduld und ohne Illusionen abwarten. Als ein lästiges Detail ist noch die Meldung zu erwähnen, einer der beiden Richter, die in Rennes für Freisprechung waren, sei der Oberst Jouaust gewesen, der während des Prozesses als das Schreckbild eines schändlichen Rechtsbrechers geschildert wurde. Ein Gerichtshof, dessen Vorsitzendem in der Neuen Freien Presse zugetraut werden kann, er habe für die Freisprechnng des Angeklagten Dreyfus gestimmt, kann ganz so fürchterlich doch wohl nicht gewesen sein, wie uns Entsetzten vorgegreint wurde.

* * *

Das Herbststürmchen, das die fallenden Blätter von einem auf Leben und Tod zwischen der Regirung und den Konservativen entbrannten Kampf wispern ließ, weht noch immer durch Preußens Provinzen. Doch schon jetzt merkt man: auch diese Suppe wird nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht war. Die Organe der Ostelbier erschöpfen sich in Loyalitätbetheuerungen und die Offiziösen versichern, daß es nicht so böse gemeint sei und daß es sich nur um die Aufrechterhaltung der Beamtendisziplin handle. Auch war ja gar nicht daran zu denken, daß den Siegern an einer Schwächung der konservativen Partei gelegen wäre; diese Partei soll ihnen zunächst ja das Zuchthausgesetz verschaffen. Die Sieger im Kampf um den Einfluß auf die Regirung sind eben, wie man nie aus dem Auge verlieren darf, nicht etwa die „Liberalen“ — Liberale giebts gar nicht mehr und von den „liberalen“ Schreiern heißt es: quid sine viribus irae (sive amores)? —, sondern die Großindustriellen des Westens. Aber unangenehm war die Situation für die Nächstbeteiligten immerhin; und wenn die Führer politische Köpfe sind, so werden sie in Zukunft die in dieser Sache begangenen Fehler vermeiden. Der Hauptfehler der Regirung liegt so offen am Tage, daß ihn die Presse aller Parteien auf den ersten Blick erkannt und hervorgehoben hat: nach dem bisherigen Verhalten der Regirung konnte kein Beamter ahnen, daß er sich durch den Anschluß an die Agrarpartei das Mißfallen seiner Vorgesetzten zuziehen werde. Wenn die Regirung ihre Ansicht geändert hat und fortan die Industrie des Westens mehr begünstigen zu müssen glaubt als die Landwirthschaft und den Osten der Monarchie, so kann sich dieser Umschwung doch nicht plötzlich, sondern nur sehr langsam im Laufe der letzten Jahre vollzogen haben und dann mußte die Regirung ihre Beamten wissen lassen, daß sie im Begriff stand, eine Schwenkung zu vollziehen. Die plötzliche Offenbarung Dessen, was man so lange geheim gehalten hatte, wirkte so überraschend, daß Organe, die monarchische Gesinnung und Autoritätglauben auf ihre Fahne geschrieben haben, von einer nervösen und phantastischen Politik zu sprechen wagten. Nervöse und phantastische Politik in unserm philiströsen Deutschland! In Frankreich freilich ist nervöse, in Spanien phantastische Politik selbstverständlich. Einer der Hauptfehler der Konservativen aber ist gewesen, daß sie durch allzu eifrige Verwerthung kaiserlicher Aussprüche die Autorität, die sie doch so nothwendig brauchen, gefährdet haben. Ob die Regirung durch die Verlegenheiten, die sie sich bereitet hat, klüger geworden sein wird, bleibt abzuwarten. Von den Konservativen fallen schon jetzt wieder einige in den alten Fehler zurück; so hat eben erst eins der Blätter, die für die königliche Autorität schwärmen, die Manöverreden des Kaisers zu einer Empfehlung der Zuchthausvorlage mißbraucht.

* * * β

Daß ein Verkehrsmittel, wie immer es auch heißen möge, von einem Theil der Bevölkerung abgelehnt wird, weil er Schaden davon befürchtet, bleibt ja ein unbezahlbar kostbarer Beweis für die Unvernunft unserer Wirthschaftordnung. Daraus folgt aber natürlich noch nicht, daß der Mittellandkanal ein Verkehrsmittel von hohem Werthe wäre; man braucht nicht im Mindesten kanalverständig zu sein, um einzusehen, daß die Erhöhung des Handelsgewinnes der Interessenten, die ihn wünschen, eine fürs Volkswohl ziemlich gleichgiltige Sache ist. Und da fällt es denn in diesen Tagen der großen Wasserfluth recht auf, daß die Regirung für diese gleichgiltige Sache einen so ungeheuren Eifer aufbietet und schleunigst ein paar hundert Millionen flüssig machen will, während sich die Maßregeln, durch die künftigen Ueberschwemmungen vorgebeugt werden soll, Sammelbecken und Thalsperren, immer noch im Stadium der Berathung befinden, — einer Berathung, die, wenn ich nicht irre, vor etwa dreißig Jahren begonnen hat. Die Höhe des Nutzens des Mittellandkanals ist zweifelhaft, die Größe des Schadens, den die Hochwasser anrichten, liegt ausgerechnet den Geheimräthen vor. Uebrigens rührt dieser Schade nur von der Uebervölkerung her. Wenn man, statt die Häuser, Gärten und Aecker bis in die tiefsten Thalsohlen und unmittelbar an niedrige Flußufer vorzuschieben, das Inundationgebiet als Wiese oder Weide liegen ließe, würden Ueberschwemmungen gar keinen oder keinen nennenswerthen Schaden anrichten; sie würden hier und da eine Schur Heu vernichten oder durch Verschlämmung oder Versandung den Ertrag einer Wiese für einige Zeit vermindern. Dämme, die meistens nicht viel nützen und, wenn sie durchbrochen worden sind, den Schaden erhöhen, wären nicht nöthig. Bei dem durch die heutige Volksdichtigkeit gegebenen Bodenwerth aber verbietet sich natürlich eine so liberale Bodenverwendung. Daß jedesmal so viele Brücken weggerissen werden, stellt die falsche Politik, in einer Zeit, wo für das Ueberflüssigste Millionen hinausgeworfen werden, beim Nothwendigen zu knausern, ins hellste Licht; denn Brücken lassen sich, wie behauptet wird, so anlegen, daß ihnen kein Hochwasser Etwas anhaben kann.

β

* * *

Die in der „Zukunft“ unverbrüchlich geltende Sitte verbietet jede Reklame für neue oder alte industrielle Unternehmungen. Heute aber muß eine Ausnahme gemacht werden; denn es handelt sich um ein Unternehmen, das einem längst empfundenen Bedürfniß entspricht und geeignet erscheint, wichtige Interessen des deutschen Volkes zu vertreten. In England hat sich eine Gesellschaft gebildet, deren Firma lautet: Internationale Hurra-Compagnie Limited. Der Sitz ist London; aber die Gesellschaft hat, wie andere Unternehmungen, die für Gas und Wasser sorgen, den Zweck, kontinentale Bedürfnisse zu befriedigen. Sie stellt, je nach Bedarf, zu Empfängen, Paraden und anderen nationalen oder dynastischen Festen kleinere oder größere Mengen gut gekleideter Menschen — Proletarier nach etwas erhöhter Taxe — und liefert Begeisterung, Fahnenschmuck, Jubelausbrüche zu festen Preisen. Nähere Auskunft giebt der sehr hübsch ausgestattete Tarif, der auf Wunsch gratis und franko versandt wird. Insbesondere sollten strebsame Bürgermeister nicht versäumen, rechtzeitig von den Bezugsbedingungen eines Institutes Kenntniß zu nehmen, das gegen einen mäßigen Preisaufschlag für die allerspontansten Huldigungen garantirt. Es bedarf keiner ausführlichen Empfehlung. Alldeutschland wird fühlen, welchen Gewinn gerade ihm die Gründung der Internationalen Hurra-Compagnie Limited bringen kann.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.